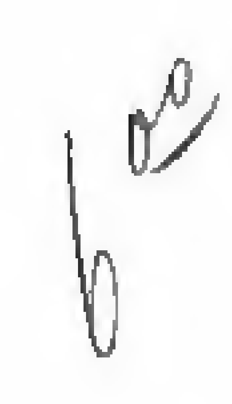
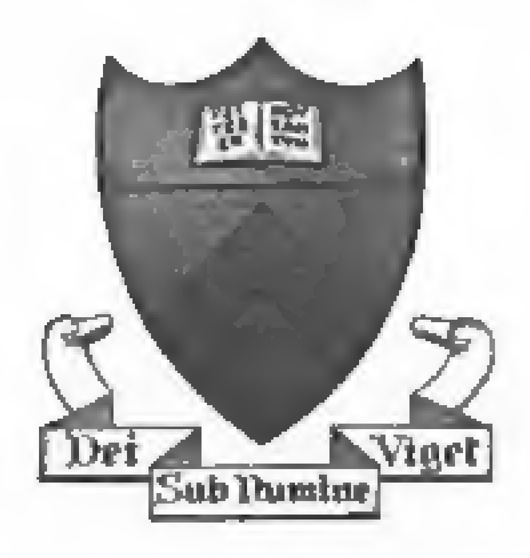
Napoleon I

August Fournier




Dei
Sub Numine
Viget





Bonaparte

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

L. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,

Professor an der deutschen Universität Prag.

Erster Band:

Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich.

Prag. F. Tempsky. | Wien. F. Tempsky. | Leipzig. G. Freytag.

1889.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorwort.

Einem größeren Kreise gebildeter Leser das Werden, Wagen und Wirken eines Mannes von unvergleichlicher historischer Bedeutung kurz und mit schlichten Worten zu erzählen, ist der Zweck der folgenden Blätter. Ich weiß wohl, daß erst unlängst von Kennern dieses Gegenstandes wiederholt versichert worden ist, es sei heute noch nicht an der Zeit, eine Geschichte Napoleon I. zu verfassen. Wenn ich es trotzdem unternahm, so geschah es mit der Überzeugung, daß der Historiker, auch wenn er nicht Endgiltiges zu bieten vermag, dennoch die Pflicht hat, über den jeweiligen Stand der erworbenen Kenntnis diejenigen zu unterrichten, die den Werkplätzen der Wissenschaft ferne stehen, so wie diese das Recht haben, solche Mitteilung von ihm zu fordern. Erz und immer nur Erz zu graben, kann seiner Lebensmühe letztes Ziel nicht sein: die Welt braucht Schmuck und Waffen, und ihre Schmiede dürfen nicht feiern.

So leicht allerdings wird es dem Geschichtsschreiber Napoleon I. nicht, daß er nur die bisherigen Resultate der Forschung einfach zu verzeichnen und in entsprechende Form zu kleiden hätte. Denn diese Resultate widersprechen gar häufig einander und stehen auch oft nicht fest genug, um ohne weiteres Gemeingut zu werden. Man erwäge nur, welche Wandlung das historische Andenken des gewaltigen Korsen in Frankreich selbst erfahren hat, von den Hymnen Béranger's bis zu den Satiren Barbier's, von Thiers' rühmender Erzählung bis auf Lanfrey's vernichtende

Kritik. Durch das im Jahre 1868 erschienene Werk des Zuletztgenannten wurde die Legende vom schattenlosen Ruhmesglanze Napoleon I. endgiltig beseitigt, und seitdem hat sich das allgemeine Urteil über den ersten Kaiser der Franzosen nur noch verschärft. Zwei Momente wirkten dabei vor anderen mit. Einmal, daß seither authentische Aufzeichnungen aus jener Epoche bekannt geworden sind, welche — wie z. B. die Memoiren der Frau von Rémusat — immer neue Schwächen und Fehler an dem berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten zum Vorschein brachten, die historische Schätzung desselben beeinflußten und bewirkten, daß man heute nur zu sehr geneigt ist, über dem kleinen Menschen den großen Mann zu übersehen. Ein zweites ist, daß im Jahre 1870 das Regiment seines Neffen, Napoleon III., welches auf der Basis der noch unerschütterten bonapartistischen Tradition begründet worden war, von der Republik abgelöst wurde, d. i. von jener Form des Staatsorganismus, die ehedem der Oheim mit Gewalt und Willkür zerbrochen hatte. Indem sich Frankreich jetzt wieder für sie entschied, kamen ihre historischen Gegner gleichsam von Staatswegen in Mißkredit, indes die Werke und Thaten der großen Revolution in ein unverdient günstiges Licht rückten. Erst in den letzten Jahren hat man in den ernsten, dem politischen Parteizwist abgewendeten Kreisen der französischen Gelehrten — vielleicht durch die Forschung der Deutschen angeregt — erkannt, daß es nicht bloß eine napoleonische, sondern auch eine revolutionäre Legende gebe, die, wie jene, beseitigt und durch die rückhaltlose Wahrheit ersetzt werden müsse. Dieses Bemühen ist noch nicht zu unbestreitbaren Resultaten gelangt und der Klärungsprozeß der letzten hundert Jahre französischer Geschichte noch nicht beendet. Aber schon jetzt kann man sehen, daß aus der giltigeren Auffassung der ersten Republik von 1792—1799 sich auch eine gesichertere Anschauung von der historischen Bedeutung Napoleon I. vorbereitet. Man braucht nur festzuhalten, daß dieser zugleich das Geschöpf und die Vollendung der Revolution gewesen ist und in ihren Bahnen auch dann noch gewandelt

hat, als seine kühne Hand bereits nach dem Diadem von Frankreich griff. Von diesem Gesichtspunkte aus wird sein heutiger Biograph seine Aufgabe zu erfassen haben, und soweit es die durch äußere Umstände eng gesteckten Grenzen meiner Darstellung erlaubten, hab' auch ich im bescheidensten Maße zu ihrer Lösung beizutragen versucht. Von mehr als einem dürftigen Umriß wird allerdings nicht die Rede sein können. Wie viel ich dabei vorangegangenen Werken verdanke, kann ich im einzelnen nicht besonders verzeichnen; fachgeschulten Kennern wird dies von selbst in die Augen fallen. Ab und zu aber bin ich doch auch meinen eigenen Weg geschritten. Ich hoffe, er hat mich zwischen politischer Befangenheit auf der einen, und bloß moralisierendem Kritteln auf der andern Seite hindurchgeführt zu einem, nicht vollständigen und nicht abgeschlossenen, aber doch vielleicht in seinen Konturen nicht unähnlichen Bilde von dem Wesen und Thun dieses Mannes, der, wie kein zweiter vor ihm, die Geschicke einer Welt beeinflußt hat.

Ich habe am Schlusse dieses Bandes litterarische Notizen mitgeteilt. Sie sind selbstverständlich von jeder Vollständigkeit auch nur des Wichtigsten weit entfernt, und sollen ebensowenig, wie die unter dem Texte befindlichen Noten, meine Darstellung belegen. Sie sind vielmehr nur in der Absicht dargeboten, jene Leser, die mein Buch zu erweiterter Lektüre und tiefer gehender Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen vermag, auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden. Nur wenn ihr solche Anregung gelingt, wird meine Erzählung den Erfolg haben, den ich ihr wünsche.

Wien, Ende Dezember 1885.

Der Verfasser.

Inhalt.

Notiz.

Das Titelbild ist die verkleinerte Wiedergabe eines C. J Schott'schen Stiches nach einem Porträt David's. Der Stich trägt die Unterschrift: „Bonaparte, Ier Consul de la Rép. Françoise“.

Erstes Kapitel.

Die Bonaparte auf Korsika. Napoleons Geburt und Lehrjahre.

„Es giebt in Europa noch ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist; das ist die Insel Korsika. Der Mut und die Standhaftigkeit, mit welchen dieses wackere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß es irgend ein Weiser lehrte, wie es sich dieselben sichern könne. Mir ahnt gewissermaßen, daß diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird." So schrieb 1762 Jean Jacques Rousseau in seinem unvergänglichen Buche über den Gesellschaftsvertrag. Wenige Jahre später wurde auf der „kleinen Insel" ein Mann geboren, der durch seine gewaltige weltumwälzende Genialität die Ahnung des Denkers zur Wahrheit machen sollte.

Jean Jacques Rousseau stand damals nicht allein mit seiner Sympathie für Korsika. Der Befreiungskrieg, welchen die kleine patriotische Nation seit 1729 gegen Genua führte, unter dessen Oberherrschaft sie seit Jahrhunderten geseufzt, hatte die Augen von ganz Europa auf sie gelenkt. Die besten Geister des Weltteils beschäftigten sich mit ihrem Schicksale: Friedrich der Große, Voltaire, Montesquieu reden in ihren Werken mit Achtung und Teilnahme von dem thatkräftigen Bergvolke und der imponierenden Persönlichkeit seines Führers Pasquale Paoli. Dieser Letztere hatte, von seinen Landsleuten zum Regenten des „König-

reiches" ausgerufen, die Insel bis auf die Küstenplätze den Genuesen entrissen, unter sorgsamer Wahrung der Volksfreiheiten ein weises und fördersames Regiment begründet und damit in engen Grenzen erreicht, was zu jener Zeit die Wortführer der politischen Aufklärung als Ideal hinzustellen nicht müde wurden. Und sicher wäre es ihm gelungen, den Feind auch noch aus den letzten Positionen zu vertreiben, sein Vaterland gänzlich frei und unabhängig zu machen, hätte sich nicht eine Macht ins Mittel gelegt, deren überlegene Kräfte schließlich beide Kämpfer aus dem Wege drängten: Frankreich. Das war während des siebenjährigen Krieges, als Genua sich auf die französische Seite schlug, wofür König Ludwig XV. die Republik gegen Korsika zu unterstützen versprach. Damals hielten die Franzosen drei Jahre lang (1756 bis 1759) die Häfen von San Fiorenzo, Calvi und Ajaccio besetzt und suchten zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Bald aber griffen sie selbst nach dem wichtigen Eiland im Mittelmeer. Unterhandlungen mit dem Dogen von Genua führten im Jahre 1768 einen Vertrag herbei, welcher dem Könige von Frankreich gegen den Nachlaß einer genuesischen Schuld und eine jährliche Subvention die Souveränetät über Korsika „pfandweise" einräumte. Trotz der einschränkenden Klausel erkannte doch alle Welt, daß es sich hier um eine definitive Annexion handelte. Wer sollte sie auch hindern? Die Politik der maßgebenden Mächte ging damals andere Wege, und so hatte Ludwig XV. nur mit einem einzigen Gegner zu thun, mit den Korsen selbst. Ihre Unabhängigkeit an Frankreich zu verlieren, galt ihnen keineswegs erträglicher, als die genuesische Herrschaft, und Paoli wagte den ungleichen Kampf. Er unterlag. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er im Mai 1769 in einer entscheidenden Schlacht am Goloflusse besiegt und zur Flucht genötigt. Im Juli verließ er die Insel, um in England ein gerne gewährtes Asyl zu finden. Nur wenige der getreuesten Kampfgenossen begleiteten ihn dahin. Die Mehrzahl war auf den Monte Rotondo geflohen und bot, von den Franzosen mit aller Schonung dazu

aufgefordert, ihre Unterwerfung an. Frankreich war im Besitze der Insel.

Unter den Wortführern der Deputation, die den Sieger um Frieden bat, erscheint Carlo Buonaparte, der Vater Napoleons. Die Vertrauens-Mission verdankte er wohl dem Ansehen, in welchem seine Familie in der Stadt Ajaccio stand, wo dieselbe seit zweihundert Jahren ihren Sitz hatte. Es hat späterhin, als aus dem kleinen Korsen der große Mann geworden war, an Virtuosen schmeichlerischer Empfindung nicht gefehlt, die seinen Stammbaum weit hinauf und bis auf einen byzantinischen Kaiser des Mittelalters zurückzuführen wußten. Mit einiger Sicherheit jedoch läßt er sich nur bis nach Sarzana im Toscanischen verfolgen, von wannen ein Gabriel Buonaparte im sechzehnten Jahrhundert nach Ajaccio übersiedelte. Es war ein adliges Geschlecht. Zum mindesten säumte der Großherzog von Toscana, Leopold von Österreich, nicht, dem Großvater Napoleons im Jahre 1757 die Nobilität zu bestätigen. Das Gleiche geschah später von Seite des französischen Heroldsamtes. Die Buonaparte — so schrieben sie sich, und so schrieb sich auch Napoleon bis ins Jahr 1796 — hatten, wie die meisten Bewohner der Küstenstädte, lange zu Genua gehalten, bis auch sie sich dem patriotischen Aufschwunge nicht mehr zu entziehen vermochten. Carlo stellte sich, als es zum Kampfe mit Frankreich kam, unter das nationale Banner und ward dafür von Paoli besonders ausgezeichnet. Nach dem Siege der Feinde aber wurde er bald ein eifriger Anhänger des neuen Regiments. Sein Haus in Ajaccio, wo seine schöne junge Gattin Lätitia (aus der Familie Ramolino) die liebenswürdige Wirtin machte, stand den Fremden jederzeit offen, und der französische Kommandant Graf Marbeuf verkehrte darin mit Vorliebe. Carlo war ein Mann von Kenntnissen, jedoch ohne überraschende Geistesgaben, ehrgeizig, leichten Sinnes zwar und vergnügungssüchtig, aber doch voll Sorge für seine zahlreiche Familie. Er war Advokat seines Berufes und zugleich sein eigener Klient: keines seiner Geschäfte lag

ihm mehr am Herzen als ein Prozeß um ein einträgliches Besitzstück, welches von einem frommen Anverwandten den Jesuiten legiert worden war. Die Letzteren waren ihm darum verhaßt, wie er denn überhaupt nicht zu den treugläubigsten Katholiken zählte. Der bei den französischen Behörden, als Besitznachfolgern der vertriebenen Mönche, geführte Rechtsstreit verschlang viel Geld und Mühe; desgleichen die wiederholten Reisen nach Versailles, wohin Carlo seine Würde als Abgeordneter des korsischen Adels führte; und als er im Jahre 1785 — erst achtunddreißigjährig — auf einer solchen Fahrt in Montpellier starb, hinterließ er den Seinigen, außer der unentschiedenen Rechtsfehde, nur knappe Mittel zu einer notdürftigen Existenz.

Maria Lätitia hatte ihrem Gemahl dreizehn Kinder geboren. Von diesen waren beim Tode des Vaters noch acht, fünf Söhne und drei Töchter, am Leben, das Jüngste (Jérôme) drei Monate alt. Keine leichte Aufgabe für die Witwe, ihr Hauswesen und eine so zahlreiche Familie in den engen Verhältnissen mit Anstand weiterzuführen. Aber Lätitia löste sie. Das war eine Frau von scharfer Klugheit, rascher Einsicht und jener zähen Energie, welche die Sorge überwindet, lebhaft und sinnend, unerschrocken und berechnend zugleich, eine ganze Korsin. Güter höherer geistiger Anlage und Bildung waren ihr versagt geblieben, doch hatte sie viel praktischen Verstand und war nicht ohne eine gewisse hochsinnige Art des Empfindens. Als zur Zeit des Franzosenkrieges Carlo zu Paoli hielt, war sie ihrem Gatten mutig in die Berge gefolgt und hatte willig, ein Kind unter dem Herzen, alle Mühsal des Feldzuges ertragen. Jetzt regierte sie mit fester Hand ihr Haus und hielt den geringen Besitz mit Umsicht und Sparsamkeit zu Rate. Freilich hatten die rückhaltlose Parteinahme Carlos für Frankreich und die Freundschaft des Gouverneurs längst auch schon ihre Wirkung gethan. Von den Kindern waren die älteren in französischen Erziehungsanstalten auf Kosten des Königs untergebracht worden Jetzt nach dem Tode des Vaters kehrte der älteste Sohn Joseph

zur Unterstützung der Mutter heim, und auch der nächstjüngere, Napoleon, verließ noch im Jahre 1785 die Pariser Militär-Akademie als Leutnant, nicht minder bereit, den Seinigen nach Kräften zu helfen. Wer ahnte wohl damals, daß in dem bergenden Schatten dieses kleinen Offiziers dereinst die ganze Familie zu Hoheit, Macht und Ansehen gelangen sollte?

Napoleon war am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden; ein Datum, dessen Richtigkeit übrigens von der neuesten Forschung angefochten wird. Und in der That, die jüngst beigebrachten Zeugnisse sind nicht wenig angethan, die Autorität des vielgefeierten Napoleonstages ins Schwanken zu bringen. Nach denselben soll 1768 das Geburtsjahr und Corte der Geburtsort des berühmten Mannes sein. Die Beweise reichen aber doch nicht aus, um heute schon der bisher geltenden Überlieferung völlig den Rücken zu kehren, ganz abgesehen davon, daß es im Vergleiche mit den vielen großen Ereignissen im Leben unseres Helden nur von untergeordneter Bedeutung sein kann, ob derselbe ein Jahr früher oder später, im Inneren oder an der Küste seiner Heimat zur Welt kam. Genug, er war da und machte sich recht bald bemerkbar. Als Kind soll er seiner Mutter ähnlich gesehen haben, wie er denn auch in seinem Wesen das Meiste von Lätitias durchgreifender Art hatte, während die Brüder sich mehr nach dem Vater bildeten. Eigensinnig und starrköpfig, machte der Knabe seiner Umgebung viel zu schaffen. „Ich war“, erzählte er selbst in seinen letzten Tagen, „eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor Niemandem Furcht. Den Einen schlug ich, den Andern kratzte ich. Alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war es, mit dem ich zumeist zu thun hatte; er ward geschlagen, gebissen, gescholten. Oft beklagte ich, daß er sich nicht rasch genug erholte.“ Die Mutter allein vermochte den übermütigen Jungen mit Strenge zu bändigen, während der Vater ihn häufig in Schutz nahm. Die erste Erziehung mag also, wie man sieht, nicht die sorg-

fältigste gewesen sein. Mit Onkel Fesch, einem Halbbruder Lätitias, lernte Napoleon das Alphabet und später in einer Mädchenschule des Städtchens das Notdürftigste aus seiner Muttersprache. Mit mehr Aufmerksamkeit aber mag er den vielfachen Erzählungen von Paoli und den Freiheitskämpfen der Korsen gelauscht und begierig die Ideale in sich eingesogen haben, die hier in nächster Nähe vor ihm lagen. Als der Knabe später nach Frankreich kam, war er von ihnen erfüllt.

In dem unbändigen Wesen des Jungen mochte der Vater dessen Anlagen für den militärischen Beruf entdeckt haben. Er bat um einen Freiplatz für ihn in einer der königlichen Anstalten, in welchen die Söhne des französischen Adels für die Offiziers-Carriere vorgebildet wurden, und dem Ersuchen ward willfahrt. Ende 1778 verließ er mit seinen beiden Ältesten die Heimat, um sie zunächst in das Kollegium von Autun zu bringen, wo Napoleon das nötige Französisch erlernen und dann in die Militärschule nach Brienne übersiedeln, Joseph aber seine lateinischen Studien absolvieren sollte, um Priester zu werden. Nach drei Monaten hatte Jener in der That sich einigermaßen in der fremden Sprache ausdrücken gelernt, und am 23. April 1779 ward Napoleone de Buonaparte in die Liste der Zöglinge von Brienne eingetragen. Es war nun entschieden, er wurde Soldat.

Die fünf Jahre, die er hier zubrachte, waren keine freudvolle Zeit für den jungen Korsen. Aus dem ewig lachenden Süden in den trüben Norden der Champagne versetzt zu sein, vom Meere weg in das eintönigste Binnenland, aus freier Ungebundenheit in strenge klösterliche Zucht, die keine einzige der kleinen süßen Freuden des Elternhauses kannte, was Wunder, wenn das empfängliche Gemüt des Knaben sich verdüsterte? Und dazu kam vor Allem, daß er nicht geartet war, sich an Genossen anzuschließen. Sein herrisches, trotziges Wesen fand nur zu bald entschiedene Gegner an den hochmütigen Söhnen der Castries, Comminges und wie sonst die illustren Namen hießen, die sich mit ihm in Brienne zusammenfanden. Er mußte die Kränkung er-

fahren, daß sie seinen Adel nicht für voll ansahen und unglimpflich von seinem Vater sprachen, den sie seiner häufigen Bittstellereien wegen den „Thürsteher“ nannten. Napoleon wehrte sich anfangs in seiner unbändigen Art; bald aber zog er sich im Groll von Allen zurück. Zwei seiner Mitschüler haben über seinen Aufenthalt in der Militärschule und sein ungeselliges Benehmen glaubwürdige Aufzeichnungen gemacht. „Finster, ja sogar wild,“ erzählt der Eine, „fast immer verschlossen, war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre und erstaunt und mißtrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfinge. Er war ein Feind aller Spiele, überhaupt jedes kindlichen Vergnügens. In einem ihm zugewiesenen Teile des Gartens studierte und brütete er, und wehe dem, der ungerufen herantrat. Eines Abends explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, welches die übrigen Knaben abbrannten, ein Pulverkästchen. Bestürzt stob die Schar auseinander, und Einzelne flüchteten über Napoleons Zaun. Da lief dieser im Zorne herbei und hieb mit einer Hacke auf die Fliehenden ein.“ Nur während des Winters wurde er notgedrungen geselliger. Dann konnte er wohl auch die Anderen lehren, im tiefen Schnee Festungswerke aller Art anzulegen, dieselben anzugreifen und zu verteidigen. Der erste Frühlingstag aber sah ihn schon wieder ernst und einsam in seiner Gartenecke. Natürlich fand er keinen Freund unter seinen Schulgenossen — er hat nie im Leben einen besessen. Ja, man ist versucht zu fragen, ob er überhaupt eine Jugend gehabt; denn es will scheinen, als sei niemals ein Strahl des goldenen Lebenslenzes, der so vielen Glücklichen lacht, auf den Weg dieses früh verhärteten Gemütes gefallen.

Bald trat der Qual verletzten Stolzes die nüchterne Sorge zur Seite. Die engen Verhältnisse daheim ließen nicht zu, die Söhne mit reichlichem Taschengelde auszustatten; ein neuer Grund, gegen die verhaßten Franzosen zurückstehen zu müssen. Der zwölfjährige Napoleon machte dem Vater deshalb Vor-

stellungen in einem Briefe, der für Sinnesart und Charakter desjenigen, der ihn schrieb, überaus bezeichnend ist. Er bittet, ihn von Brienne fortzunehmen, ja ihn, wenn es sein müsse, lieber ein Handwerk erlernen zu lassen, als ihn zu zwingen, noch länger seine Armut zur Schau zu tragen. „Ich bin es müde," schreibt er, „meine Dürftigkeit auszulegen und über dieselbe unverschämte Knaben spotten zu sehen, die mir nur durch ihr Vermögen überlegen sind, an edlen Empfindungen aber bergetief unter mir stehen. Wie, Herr, Ihr Sohn soll also fortwährend die Zielscheibe sein für eine Anzahl Lümmel, die, stolz auf die Annehmlichkeiten, welche sie sich verschaffen können, mich beschimpfen, indem sie über meine Entbehrungen lächeln?" Zur Antwort muß er erfahren, daß in der That zu Hause die Mittel fehlen, ihm sein Ansehen wahren zu helfen. Neue Verbitterung, die der Kummer um die materielle Existenz der Seinen noch vermehrt.

Napoleon war kein durch Übereifer oder Kenntnisse besonders hervorstechender Schüler. Er hat nach fünf Jahren die Schule verlassen, und seine französische Orthographie war herzlich mangelhaft. Ein reines Französisch hat er übrigens auch später nicht geschrieben. Im Lateinischen hatte er so wenig Fortschritte gemacht, daß es unter den Lehrern nicht an beschränkten Pedanten fehlte, die ihm deshalb alle Begabung absprachen. Dagegen lernte er gerne Geschichte und Geographie und mit besonderer Vorliebe Mathematik. „Alle Welt sagte damals", erzählte er später selbst, „der Junge ist nur für die Geometrie geschaffen." Alles in Allem genommen war er ein früh gereifter Kopf. Die Briefe, die er aus Brienne an Onkel Fesch schrieb, sind durchaus ernst, klar und logisch. Er wußte zu vergleichen, zu unterscheiden und scharf zu urteilen. Man höre, wie der vierzehnjährige Knabe seinen älteren Bruder charakterisiert, welcher damals Lust hatte, statt des geistlichen den militärischen Beruf zu wählen. „Hierin", schreibt Napoleon an Fesch, „hat er aus mehreren Gründen Unrecht.

1. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Seine schwache Gesundheit verstattet ihm nicht, die Mühsalen eines Feldzuges zu ertragen. Mein Bruder sieht überhaupt den militärischen Beruf nur vom Standpunkte der Garnison an. Gewiß wird er ein guter Garnisonsoffizier sein. Regelrecht gewachsen, mit leichtem Witz begabt und infolgedessen für frivole Komplimente geeignet, wird er in einer Gesellschaft sehr gut seinen Mann stellen. Aber in der Schlacht? Das ist, was der Vater bezweifelt. 2. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; zum Umsatteln ist es nun zu spät. Der Herr Bischof von Autun hätte ihm eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiß auch Bischof geworden. Welche Vorteile für die Familie! Der Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, ihn zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen würde. Umsonst, er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge ihm, wie mir, bei seiner Erschaffung eine entschiedene Eignung fürs Militär mitgegeben hätte. 3. Er will, daß man ihm im Soldatenstande eine Stellung gebe. Das ist recht schön, aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während dreiviertel der Zeit ein Taugenichts. Und das ist, was weder mein Vater, noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim-Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat u. s. w."

Die Muße, welche ihm die Studien übrig ließen, füllte er mit den Träumen seiner lebhaften Phantasie aus. Sie führten ihn zurück nach dem vaterländischen Eilande mit seinen hohen Bergen und dem ewig klaren Himmel darüber, seiner malerischen Küste und dem tiefblauen Meer, zurück in die vergangene glück-

lichere Zeit seiner Kindheit. In ihnen allein fand er Erholung und Erquickung, an ihnen wuchs in der trostlosen Einsamkeit der Fremde sein Heimatsgefühl zum flammenden Patriotismus auf. Sind nicht, die ihn hier höhnen und erniedrigen, zugleich auch die feindlichen Bezwinger seines Vaterlandes? O, er kann es seinem Vater nicht verzeihen, daß er auf Korsika den Franzosen Vorschub geleistet hat, und er spricht es offen aus. Vor ihm taucht in vollem Glanze die Heldengestalt Paolis auf, und er erklärt, er wünsche zu werden wie dieser. „Ich hoffe," rief er aus, „einst in der Lage zu sein, Korsika seine Freiheit wiederzugeben." Daß er sich dazu auf Frankreichs Kosten vorbereitete, kümmerte ihn wenig. Zunächst drängte es ihn, die Geschichte seines Volkes ganz zu kennen, und er bittet die Seinigen, ihm Boswell und andere Bücher darüber zu leihen. Vielleicht faßt er schon jetzt den Plan, selbst einmal die Historie seiner Heimat zu erzählen. Kurz, er war durch und durch Korse und den Franzosen von ganzer Seele abgeneigt. Vor Allem aber haßte er diejenigen unter ihnen, die dünkelhaft auf die Vorrechte ihrer Geburt und ihres ererbten Reichtums pochten und geringschätzig von denen dachten, die nicht ihres Standes waren. Und so entwickelte sich in diesem einsam grübelnden Kopfe, getragen von einer starken subjektiven Empfindung, dieselbe revolutionäre Anschauung, wie sie in jenen Tagen ganz Frankreich zu erfüllen begann. Wird er ihr draußen begegnen, so ist sie ihm nichts Fremdes mehr.

Napoleon war von seinem Vater und durch eigene Neigung für die Marine bestimmt worden. Daraus sollte jedoch nichts werden. Es hatten sich zu viele von den Kriegsschülern dazu gemeldet, und er hätte, wenn er bei seiner Absicht beharrte, ein volles Jahr verlieren müssen. Das war bei den schlechten Vermögensverhältnissen der Familie nicht gut thunlich, und so entschied er sich kurzweg für die Artillerie, eine der größeren Arbeit wegen von den Junkern meist gemiedene Waffe. Nach diesem Entschlusse ward er in die adelige Kadetten-

Kompagnie in Paris aufgenommen, wohin er am 23. Oktober 1784 übersiedelte. An seiner inneren Entwickelung hat dieser Wechsel nur wenig geändert. Hier wie dort derselbe Abstand zwischen den Söhnen der vornehmen Geschlechter und den auf Königs Kosten ernährten Kindern der armen Edelleute. Dieselbe unausfüllbare Kluft, die ihn dort von den Comminges und Castries getrennt hatte, schied ihn hier von den Rohan und Montmorency und empörte sein maßloses Selbstgefühl von neuem. Er ist auch hier nicht beliebter als in Brienne, und ist es um so weniger, als er in einer Denkschrift gegen den verweichlichenden Aufwand eiferte, welcher die Ecole militaire zu einem der kostspieligsten Staatsinstitute, die Zöglinge aber zu wenig tauglichen Soldaten machte. Dazu stirbt jetzt sein Vater, und er hat keinen andern Gedanken als den der möglichst raschen Beförderung zum Offizier, auf die er mit seinen sechzehn Jahren Anspruch erheben darf. Ein Examen wird schlecht und recht gemacht, ein Gesuch um die Zuteilung zum Artillerie-Regimente La Fère in Valence eingereicht, am 1. September erfolgt seine Ernennung zum Sekonde-Lieutenant, und im Oktober fährt er — mit geborgtem Reisegeld — nach seiner Garnison ab.

Die Lehrer der Ecole aber, unter denen sich damals der berühmte Mathematiker Monge befand, erstatteten über den geschiedenen Zögling folgenden bezeichnenden Rapport: „Zurückhaltend und fleißig, zieht er das Studium jeder Art von Unterhaltung vor und vergnügt sich an der Lektüre guter Schriftsteller. Sehr eifrig in den abstrakten Wissenschaften, hat er für die anderen wenig Sinn. In der Mathematik und Geographie besitzt er gründliche Kenntnisse Er ist schweigsam, liebt die Einsamkeit, ist launenhaft, hochmütig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu sprechen, ist er entschieden in seinen Antworten, schlagfertig und überlegt in der Diskussion. Er besitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach Allem strebt.“

„Als ich meinen Dienst antrat“ — erzählte Napoleon einmal der Frau von Rémusat — „langweilte ich mich in den Garnisonen. Ich fing an Romane zu lesen, eine Lektüre, die mich höchlich interessierte. Ich selbst versuchte, welche zu schreiben, und diese Beschäftigung ließ meiner Einbildungskraft freien Spielraum. Sie kreuzte sich mit den positiven Kenntnissen, die ich mir erworben hatte, und es unterhielt mich oft, zu träumen und dann sofort meinen Traum am Maßstabe meiner Vernunft zu messen. Ich versetzte mich in Gedanken in eine ideale Welt und untersuchte, worin sich dieselbe von derjenigen unterschied, die mich umgab.“ Also immer noch der alte Träumer! Nicht nur innerhalb der Klausur der Schule, auch draußen in voller Freiheit und steter Berührung mit dem Tagesleben dieselbe Lust an der Zurückgezogenheit und an einsamem Hinbrüten! Wie mochten wohl die Menschen seiner idealen Welt aussehen, wenn die der realen, mit Jenen verglichen, sofort seines Umganges unwert wurden? Eines aber ergiebt sich aus seinem Bekenntnisse mit Sicherheit: daß die Offiziere der königlichen Armee reichlich Zeit hatten, Romane zu lesen, zu träumen und zu räsonnieren. Und in der That, die französische Heeres-Organisation des alten Regimes machte weder den Soldaten noch ihren Befehlshabern den Dienst allzu sauer. Von tüchtigem Exerzieren, von Lagerübungen und Manövern war keine Rede. Wohl hatten nach der Schlappe von Roßbach, im Jahre 1757, einige Reformfreunde danach gerufen, aber ihre Stimmen waren ungehört verhallt; die Regierung war zu schwach und die bequeme Indolenz der adeligen Offiziere ein unbesiegbares Hindernis gewesen. An Muße also fehlte es nicht. Wer aber von den jungen Militärs sie dazu benützen wollte, seine Zukunft zu überdenken, der mußte aus vornehmer und reicher Familie sein, wenn sich ihm ein glänzendes Bild zeigen sollte. Denn nur solchen waren die Stellen der Stabschargen und Generale zugänglich, während der arme und geringe Adel sich zeitlebens mit subalternen Positionen begnügen mußte. Und nun denke man sich den Feuer-

kopf Napoleon mit seinem fieberhaften Durst nach Geltung vor die dürre Perspektive gestellt, ein halbes Dutzend Jahre lang auf sein Vorrücken zum Premier-Leutnant warten zu müssen, mindestens ebenso lange, bis er Hauptmann wurde, um schließlich als solcher im Ruhestande seine Tage zu endigen, auf dem ganzen Wege treulich geleitet von Mangel und Einschränkung: wen wundert es da, daß seine Gedanken andere Bahnen wandelten, ja, daß er sich selbst äußerlich von denen trennte, die bei so bescheidenem Lose ihr Genügen fanden? Er hatte in der Garnison ebenso wenig Umgang mit Kameraden, wie in der Schule. Es war ja im Grunde auch nur die etwas reifere Ausgabe der Junker von Brienne und Paris. Viel lieber verkehrte er mit königlichen Beamten, Advokaten und anderen Personen aus bürgerlichem Stande, die ähnlich unter den zerklüfteten sozialen Verhältnissen litten, wie er, und die den Ausbrüchen seiner radikalen Anschauungen mehr Aufmerksamkeit schenkten, als die Offiziere von La Fère, die ihn einmal, gereizt durch seinen schneidenden Hohn, in den Rhone warfen. Eine Zeit hindurch besuchte er die geselligen Kreise von Valence, namentlich das Haus der Frau von Colombier, wo der Abbé St. Ruf die hervorragendste Rolle spielte und wo die Töchter des Adels der Umgebung verkehrten. Doch nur vorübergehend. Bald nahm er seine einsame Lebensweise wieder auf. Hatte ihn etwa eine zarte Neigung in jenes Haus geführt und war dieselbe unerwidert geblieben? Wir wissen nichts sicheres darüber. Fünf Jahre später aber — er zählte damals zweiundzwanzig — schrieb er in einem „Dialog über die Liebe" Folgendes nieder: „Auch ich war einst verliebt, und es ist mir davon genug in Erinnerung geblieben, daß ich die metaphysischen Definitionen der Liebe nicht nötig habe, die doch nur die Dinge verwirren. Ich leugne ihre berechtigte Existenz, und mehr als dies, ich halte sie für schädlich für die Gesellschaft wie für das Glück des Einzelnen, kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Übles als Gutes stiftet und daß es eine Wohlthat der Gottheit wäre, die Menschen davon zu befreien."

Romanlektüre und Phantasterei waren es jedoch nicht allein, womit er seine freien Stunden ausfüllte. Er pflegte auch jetzt, und mehr als zuvor, ernste Studien und las namentlich politische und historische Bücher. Das war damals die Zeit, in welcher die größten Geister Frankreichs als Lehrer und Führer der Nation hervorgetreten waren, um jene Theorien der Aufklärung zu verkünden, welche die herrschenden Zustände verdammten und an ihrer Stelle einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft forderten Die Schriften Voltaires und Montesquieus, Rousseaus und d'Alemberts befanden sich in Aller Händen. Auch Bonaparte*) hatte sich schon auf der Pariser Akademie mit Eifer ihrem Studium hingegeben, und selten sind die Worte Jean Jacques' auf fruchtbareren Boden gefallen. Er machte sich Auszüge aus dem „Contrat social", schrieb Notizen hinzu und stimmte begeistert in die Schwärmerei des Genfer Philosophen für den Naturzustand der Menschen ein. Daneben las er Filangieris „Scienza della legislazione", die damals — seit 1780 — ein unverdient großes Publikum fand, Adam Smiths „Wealth of Nations", Neckers Rechenschaftsbericht und vieles Andere. Mehr jedoch als Alle scheint Raynal seine nächste Entwickelung beeinflußt zu haben. Raynal war in den achtziger Jahren der gelesenste Schriftsteller Frankreichs. Seine „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien" hatte ihrer revolutionären Tendenz wegen unbestrittenes Ansehen gewonnen. Das Buch bot auch mehr, als sein Titel voraussetzen ließ. Es berichtete zum Beispiel nicht allein von den Verfassungszuständen Chinas, sondern verglich dieselben auch mit den französischen, und Frankreich hielt den Vergleich nicht aus. Mit eindringlicher Beredsamkeit schilderte es die Verhältnisse im eigenen Lande, die unsinnigen Vorrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich und die Recht-

*) Wir bleiben fortan bei dieser Schreibart des Namens.

losigkeit des mittleren Standes, die entsittlichende Käuflichkeit der Ämter, die schlechte Finanzwirtschaft und weissagte den nahen Zusammenbruch, ja noch mehr, es forderte geradezu auf zur Revolution, denn diese werde unter solchen Umständen zur Pflicht. Diese Doktrin machte auf Napoleon tiefen Eindruck, tieferen noch als die Lehren Rousseaus. Er hat sich später in einer Schrift: „Über das Menschenglück“, welche er (samt ihren orthographischen Fehlern) im Jahre 1791 der Lyoner Akademie überreichte, als eifrigen Schüler Raynals bekannt. Im Jahre 1787 machte er dessen persönliche Bekanntschaft, sprach ihm von seinen Studien über die Geschichte seines Heimatlandes und übergab ihm einige Jahre später wirklich ein Fragment „Briefe über Korsika“, die er 1786 begonnen hatte und in welchen er die Historie der Insel bis auf Paoli heraufführte. Napoleons Bruder Lucian wollte wissen, daß Raynal die „Briefe“ Mirabeau gezeigt und dieser das Genie des Verfassers gerühmt habe. Lucians Glaubwürdigkeit ist jedoch nicht über allen Zweifel erhaben.

Genug, Napoleon ist Schriftsteller geworden Er hat mit unermüdlicher Feder außer seiner korsischen Geschichte einen Roman, der auf der heimatlichen Insel spielt, ein Drama „Graf Essex“ und Erzählungen im Stile Diderots und Voltaires verfaßt. Aber er will sich durchaus nicht damit begnügen, seine Gedanken zu Papier gebracht zu haben, er will sie auch gedruckt, gelesen sehen, und er will es aus Ehrgeiz und Eitelkeit nicht allein, sondern um Geld zu verdienen. Denn die materielle Sorge hat ihn in seinem Garnisonsleben nicht verlassen, im Gegenteile, sie ist gewachsen und quält ihn bis zum Überdruß Nicht, daß er für seine Person mit den hundert Livres monatlicher Gage nicht ausgelangt wäre. Er benötigte wenig. Für etwas mehr als acht Livres wohnte er bei Mademoiselle Bou in Valence zur Miete und aß eine Zeitlang nur einmal des Tages. Und daß er mit den flotten Kameraden vom Regimente geringen Verkehr pflog, war im Grunde auch eine Ersparnis. Aber daheim bei Mutter Lätitia wurden die Mittel mitunter recht knapp

Im September 1786 war der Gouverneur Marboeuf, der hilfreiche Gönner der Familie, gestorben, ein Großoheim, der Archidiakon Lucian, der stets mit sorgendem Rate beigestanden hatte, schwer erkrankt; Bruder Joseph, der die geistliche Carriere mit der militärischen vertauscht und nach des Vaters Tode auch diese aufgegeben hatte, um sich in der Heimat eine Stellung zu schaffen, suchte noch immer nach einem Erwerb. Für den Unterhalt einer der Maulbeerbaumschulen, welche die Regierung auf Korsika anpflanzen ließ, hatte die Familie bisher alljährlich eine bestimmte Summe erhalten; jetzt wurde dieselbe gekündigt; bald fehlte es an Geld. All das war selbst Lätitiens energischem Wesen zu viel. Sie schrieb ihre Bedrängnis an Napoleon und bat ihn zu kommen. Der Eindruck des Briefes auf den Sohn war tief und schmerzlich. Mit seinem Vater hatte er die sorgliche Bemühung um die Seinigen gemein, und sie in gedrückter Lage zu wissen, verursachte ihm aufrichtigen Kummer. Die trübe Stimmung wuchs, als ihm der erbetene Urlaub zunächst abgeschlagen und nur für den Beginn des folgenden Jahres bewilligt wurde. In seinem Tagebuche machte sie sich in bitteren Worten Luft: „Immer allein, selbst mitten unter den Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat sie sich heute gewendet? Sie sinnt den Tod. Und ich stehe doch erst im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit sechs bis sieben Jahren bin ich von meinem Vaterlande abwesend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich meine Landsleute und Angehörigen wiedersehe! Kann ich nicht aus dem süßen Gefühle, welches die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit stets in mir weckt, schließen, daß mein Glück vollkommen sein werde? Welche Raserei treibt mich nun an, meine Zerstörung zu wollen? Aber, fürwahr! was soll ich in der Welt? Da ich doch einmal sterben muß, wär's nicht gleich so gut, mich jetzt zu töten? Wär' ich ein Sechziger, so würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenossen respektieren und

geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Da ich aber mein Leben damit beginne, Unglück zu erfahren, da nichts mir Freude bereitet, weshalb ein solches Leben ertragen? Wie entfernt sind doch die Menschen von der Natur! Wie feige, niedrig, kriecherisch sind sie! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauspiel sehen! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Das sind nicht mehr die tapferen Korsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte, nicht mehr, wie ehedem, die Feinde der Tyrannen, der Genußsucht, der niedrigen Höflinge ... Franzosen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebste war, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben . . . Was für eine Figur werd' ich in der Heimat spielen? welche Sprache soll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Bürger sterben! . . . Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und Alles mir nur Schmerz verursacht; es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweise führen, welche allein mir das Dasein erträglich machen könnte, und daraus folgt ein unendlicher Widerwille gegen Alles ..."

Nichts bezeichnender, als dieser Erguß einer verstimmten Seele. Man sieht, Goethes Werther, den Napoleon fünfmal gelesen haben will, und Rousseaus schwärmerische Schriften haben auf ihn ihre Wirkung geübt; an mehr als einer Stelle erkennt man ihren Einfluß. Daneben aber steht, fast unvermittelt, ein kräftiger, höchst selbstbewußter Sinn, und man hat sofort die Überzeugung, daß der Schreiber des Tagebuches, dem die Todesgedanken so leicht aus der Feder fließen, ebensowenig die ernste Absicht hat, dieselben wahr zu machen, als achtundzwanzig Jahre später in Fontainebleau der entthronte Kaiser daran dachte, sich zu töten. Es ist eben immer dieselbe Doppel=

natur, die Napoleon in dem angeführten Gespräche mit Frau von Rémusat selbst bezeugt, dieselbe Schwärmerei, die aber doch stets wieder am Maßstabe einer kühlen und methodischen Überlegung gemessen wird, ein Idealismus, den ein hoch ausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und zugleich der Schlüssel zu dessen Verständnis.

Auch jetzt hat er rasch einen praktischen Entschluß gefaßt. Einmal in Ajaccio, wird er sich den gewährten Urlaub „aus Gesundheitsrücksichten“ verlängern lassen, soweit die Langmut des Kriegsministers nur immer reichen mag. Auf diese Weise kommen seine Bezüge den Seinigen zugute, indes er selbst Gelegenheit gewinnt, seine schriftstellerischen Entwürfe auszuführen. Und wirklich, nicht früher als im Mai 1788 rückte er bei seinem Regimente in Auxonne wieder ein.

Man würde übrigens irren, wenn man meinte, nur die Sorge um Erhaltung und Fortkommen seiner Angehörigen und die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Carriere hätten den jungen Offizier so tief bedrückt. Was ihn überdies jetzt noch quälte, war der Konflikt zwischen dem, was er als seine Pflicht erkannte, und dem, was er selbst in seinen naturrechtlichen Phantasien als Bürgertugend pries. In einem Brief an Fesch hatte er einmal geschrieben: „Der Soldat darf keiner andern Sache angehören als seiner Fahne.“ Aber rief ihn diese Fahne nicht in den Dienst der Franzosen, die er schon in der Schule hassen gelernt hatte? vor deren Thüren sein Stolz sich demütigen mußte, um für die Familie Buonaparte Benefizien und Aushilfen zu erbetteln? der Franzosen, die sein Vaterland bezwungen hatten, in dessen Befreiung er die kühnsten Träume seiner Muße verwirklicht sah? Er, dessen leuchtende Vorbilder Sampiero und Paoli waren, hatte ihren siegreichen Feinden Treue zugeschworen und sich selbst damit Fesseln angelegt, die seine Ehrsucht lähmten und sein Dasein zur Geringfügigkeit verdammten! Ein Held seines Volkes hatte er werden wollen, und nur bis zu dessen

Gendarm hat er es bringen können! Es war unerträglich, und doch kaum zu ändern. Denn unerhörte Dinge mußten geschehen, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich vor dem fieberhaft drängenden Willen dieses Ehrgeizigen türmten. Die Ordnung einer Welt mußte sich verkehren, um dem Fluge dieses eigenartigen Genius Raum zu geben.

Und sieh', das Unerhörte geschah, die Weltordnung trat in eine neue Phase.

Zweites Kapitel.

Die Revolution. Napoleons korsische Abenteuer.

Es kann hier nicht unternommen werden, all' die Ursachen und Veranlassungen darzulegen, welche in Frankreich die umwälzende Bewegung herbeigeführt haben, von der ein großer Teil unserer modernen Zustände in Staat und Gesellschaft datiert. Thatsache ist, daß die Notwendigkeit derselben lange vor dem entscheidenden Jahre 1789 empfunden worden war. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, als noch König Ludwig XV. lebte, dem seine Mätressen und Niederlagen den Ruf verschafft haben, dessen er in der Geschichte genießt, hatte das Wort „Revolution" einen messianischen Klang gewonnen und wußte sich mit Zähigkeit zu erhalten. Als auf Jenen dann sein Enkel Ludwig XVI. folgte und den besten Willen zeigte, zu bessern und Ungehöriges zu beseitigen, da stellte sich heraus, daß mit gutgemeinten Reformen gar nicht mehr zu helfen war und das Übel viel tiefer lag, als daß es die Wirksamkeit auch des vortrefflichsten Ministers zu heben vermocht hätte. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hatte sich in Frankreich eine despotisch-zentralistische Staatsform ausgebildet, welche des Landes Geschicke einzig der Willkür seines Königs und dem Ermessen einer alle Verhältnisse dominierenden Büreaukratie anheimgab. Die alten Grundrechte des Volkes waren bei-

seite geschoben, die Reichsstände, d. h. die Vertreter der nach den drei politischen Klassen der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgertums geschiedenen Bevölkerung, seit Langem nicht mehr — wie es doch in der alten Verfassung verbrieft war — zur Teilnahme an der Gesetzgebung einberufen worden, und mit den obersten ständischen Gerichtshöfen, den Parlamenten, lag die Regierung in steter Fehde. Klerus und Adel hatten sich in das neue System ihrer politischen Bedeutungslosigkeit gefunden, und der König hatte mit freigebiger Hand ihre Loyalität gelohnt: ihnen blieb ihre Steuerfreiheit und allerlei sonstiges Vorrecht gewahrt, womit ehedem der Staat ihre guten Dienste als Richter und Beschützer ihrer Unterthanen bezahlt hatte. Der dritte Stand dagegen, der keiner derartigen Privilegien teilhaftig geworden war, mußte zu dem Verluste seiner politischen Rechte auch noch fast allein das ganze Gewicht der Staatslasten auf sich nehmen. Vom Landbesitz lagen zwei Drittel in den Händen der zwei bevorrechteten Stände und waren demgemäß steuerfrei, während in das dritte Drittel sich eine große Zahl kleiner Eigentümer teilte, die keineswegs, wie Jene, befugt waren Frohnen, Weggelder und Brückenzölle von den Bauern zu fordern dafür aber mit ihrem dürftigen Grundstück selbst zu allerlei Abgaben herangezogen wurden. Die Bauern vollends auf den Gütern der privilegierten Klassen hatten dem Staate, der Kirche und dem Beamten des Grundherrn zu steuern und fristeten vom Reste ihres Erwerbes ein allzu kümmerliches Dasein. In den Städten stand wenigen reichen und bevorzugten Kreisen eine besitzlose Menge gegenüber, die, ferngehalten von Zünften, Innungen und jedem Gemeindeamte, im Interesse Jener von Tag zu Tag ihr Leben neu verdienen mußte. So war der arme Mann in Frankreich der gedrückteste zugleich, indes die Vornehmen in Paris oder am verschwenderischen Königshofe zu Versailles in dem Luxus eines glänzenden Salonlebens die Frucht fremder Mühe vergeudeten.

Die Unnatur dieser Verhältnisse hatten die besten Geister

des Landes längst erkannt. In unvergänglichen Werken voll Glanz und großartiger Einfachheit der Sprache bekämpften sie die Intoleranz der Kirche, welche noch in den sechziger Jahren die willigen Behörden zu harten Maßregeln gegen die Reformierten bewog, bewiesen sie die Unrechtmäßigkeit der bestehenden sozialen Verhältnisse, suchten sie - auf verschiedenen Wegen — nach dem Ideal des besten Staates, den man an die Stelle des gegenwärtigen setzen wollte, wenn dieser zusammenbrach, wie er es verdiente. Und der Zusammenbruch erfolgte bald genug. Schlechte Finanzwirtschaft auf der einen, Mißernten und Not auf der andern Seite beschleunigten die Krisis. Nachdem zu Beginn der achtziger Jahre der Finanzminister Necker die verzweifelte Lage des Staatsschatzes aller Welt kundgethan, nachdem ein zweiter, Calonne, vergeblich daran gearbeitet hatte, den Reichtum der zwei privilegierten Stände für die Landesbedürfnisse heranzuziehen, nachdem immer neue Anlehen den Kredit erschöpft hatten und der Bankerott unvermeidlich schien, da entschloß sich der König, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben und die Generalständekammern für den Anfang Mai 1789 nach Versailles einzuberufen.

Die Generalstände des alten Frankreich, wie sie im Jahre 1614 zum letztenmale versammelt worden waren, bildeten keinen einheitlichen Beratungskörper, etwa im Sinne des englischen Parlamentes oder unserer modernen Reichstage. Die Abgeordneten der drei Stände berieten und stimmten gesondert, und die Mehrheit unter diesen drei Standesstimmen — zwei gegen eine — entschied über Annahme oder Ablehnung eines Gesetzes. Unter solchen Umständen hatten die Bürgerlichen, gegenüber dem Klerus und Adel, notwendig den Kürzeren ziehen müssen. Aber der dritte Stand von 1789 war nicht mehr der von 1614. Das Beispiel zweier großer siegreicher Revolutionen, der englischen im siebzehnten und der amerikanischen im achtzehnten Jahrhundert, war auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben. Die Doktrinen der Philosophen und Politiker waren in seine Kreise gedrungen,

die Überzeugung vom Unrecht des Bestehenden war vorzugsweise die seinige, und der Wunsch, derselben durch die That Ausdruck zu geben, ließ ihn jetzt den ersten revolutionären Schritt thun. Entgegen den Bestimmungen der alten Verfassung und dem Wunsche Ludwig XVI., gingen die Abgeordneten des dritten Standes — an Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit zusammen gleich — von dem bisherigen Beratungsmodus ab, erklärten sich selbst als Nationalvertretung und forderten die Deputierten der beiden ersten Stände auf, mit ihnen in gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen zusammenzuwirken. (17. Juni 1789.) Der Entschluß wurde durchgeführt, und so entstand an Stelle der alten feudalen Ständekammern ein modernes Abgeordnetenhaus, welches sich nicht mehr damit begnügte, der willfährige Garant für die Kreditgeschäfte der Regierung zu sein, sondern sich berufen fühlte, das ganze alte Regime zu beseitigen und an seiner Stelle ein neues Frankreich zu konstituieren. Noch im Jahre 1789 wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst. In der Nachtsitzung des 4. August sind im Taumel allgemeiner Begeisterung jene denkwürdigen Beschlüsse gefaßt worden, welche jedes Standesvorrecht für beseitigt, alle Feudallast des Bauern für aufgehoben, den geistlichen Zehent für ablösbar, den bisher gepflogenen Verkauf der Staatsämter für unzulässig erklärten und den Grundsatz aufstellten, daß jedes Amt und jede Stelle im Zivil- und Militärdienste jedem Staatsbürger gleich erreichbar sein solle. Damit war — allzu hastig allerdings — der morsche Bau des alten Frankreich abgerissen und der Grund gelegt zu einem neuen wohnlichen Haus.

Das war aber keineswegs das Werk ruhiger, ungestörter Erwägung und Entschließung gewesen. Während die Gesetzgeber zu Versailles den Kodex der neuen Freiheit entwarfen, tobte in der nahen Hauptstadt der helle Aufruhr. Seit Jahrzehnten hatte es in Paris nicht mehr an Aufläufen gefehlt. Jetzt war es, als habe sich dort die Revolte in Permanenz erklärt. Kurz bevor die Nationalversammlung die erwähnten Be-

schlüsse faßte, hatte das „souverän" gewordene Volk von Paris den königlichen Soldaten auf dem Vendome-Platz ein glückliches Gefecht geliefert, den Invalidendom gestürmt und die Bastille der Erde gleich gemacht; nur mit Mühe vermochten die Deputierten der ausschreitenden Menge zu gebieten. Es war eine eigentümlich zusammengesetzte Gesellschaft, dieses „Volk von Paris": leidlich gebildete, ehrliche Freiheitsenthusiasten neben vertierten Vagabunden, die das Elend des flachen Landes zu vielen Tausenden nach der Stadt getrieben hatte; gedrückte Arbeiter, die um ihr gutes Recht einer menschenwürdigen Existenz kämpften, neben schamlosen Glücksrittern und fingerfertigem Gesindel, das ohne Scheu jeder mobilen Habe den Krieg erklärte; methodische Köpfe, entschlossen, aus ihren erklügelten Grundsätzen die letzte Konsequenz zu ziehen, neben Legionen von Unwissenden, die sich unter dem Druck einer auf der Straße erlauschten Phrase willenlos fortbewegten — eine imposante Armee der Anarchie, die bald eine schreckliche Bedeutung gewinnen sollte.

Und nicht auf die Hauptstadt allein blieb der Aufruhr beschränkt. Auch die Provinz war gleich zu Beginn der politischen Aktion von der Strömung erfaßt worden. Hier usurpierte der Hunger die exekutive Gewalt. Hunderte von Getreideaufläufen sind nur die Einleitung zu weiteren Exzessen. Die Ernte von 1789 ist im Süden schlecht ausgefallen. In Mittel- und Nordfrankreich, wo das Ergebnis ausreicht, hat niemand den Mut, Korn auf den Markt zu bringen. Die hohen Preise bleiben fest und veranlassen neue Ausschreitungen. Die Grundbesitzer werden unter Todesdrohungen gezwungen, ihre Vorräte auszuliefern. Die Bauern ziehen vor die Schlösser der Adeligen und nötigen sie, ihre Feudalrechte nicht nur, sondern auch ihr Eigentum aufzugeben. Wer sich widersetzt, verliert das Leben. In der östlichen Hälfte von Frankreich, vom äußersten Norden bis zur Provence herab, sind Bauernaufstände und Besitzstörungen allgemein, Mord und Todschlag nichts Seltenes. Keine Autorität vermag dem Unwesen zu steuern.

Auch die Stadt Auxonne an der Saône, wo das Artillerie-

regiment La Fère in Garnison lag, blieb von der Revolution nicht unberührt. Im Juli 1789 war auch hier die Sturmglocke geläutet, waren auch hier die Zollschranken zerbrochen und die Einnehmerbüreaus zerstört worden. Eine Abteilung Kanoniere, welche die Ordnung herstellen sollte, weigerte den Dienst und sah, die Waffe im Arm, dem Auflauf zu. Ihr Hauptmann, der einen der Rädelsführer verhaften wollte, wurde von der Menge verfolgt und entging nur mit Not einem bösen Schicksal. Erst als einige Nationalgardekompagnien der Stadt die Emeute unterdrückten, leisteten die Truppen Beistand. Ob auch der junge Lieutenant Bonaparte dabei beteiligt war, ist nicht bekannt, und wir können, so interessant es wäre, seine Haltung in diesen Tagen zu kennen, darüber keine Ansicht gewinnen. Was wir aber wissen ist, daß er seit seiner Rückkehr aus Ajaccio immer bestimmter eine dem Umschwung freundliche Stellung einnahm. In seinem Tagebuche findet sich zum 23. Oktober 1788 der Entwurf zu einer „Dissertation über die königliche Gewalt". „Dieses Werk" — heißt es darin — „wird mit allgemeinen Gedanken über den Ursprung und das Erstarken des königlichen Namens in den Vorstellungen der Menschen beginnen. Hierauf wird in die Einzelheiten der usurpierten Gewalt eingegangen, deren sich die Könige in den zwölf Monarchien Europas heute erfreuen. Es giebt nur wenige unter ihnen, die nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden." Recht vorgeschrittene Ideen für einen königlichen Leutnant von zwanzig Jahren! Im Übrigen hält sein Geist die Richtung auf Korsika fest. Er hat seine „Briefe über korsische Geschichte" umgearbeitet und will sie jetzt dem verbannten Paoli widmen. Ein Schreiben vom Juni 1789, mit welchem er sich Diesem zu nähern suchte, manifestiert seinen Haß gegen die französischen Unterdrücker aufs deutlichste. Und bald hat er keinen andern Gedanken mehr als den, die Revolution zu benützen, um in seinem Vaterlande Macht und Ansehen zu gewinnen und mit seiner eigenen Unabhängigkeit zugleich auch die seines Volkes zu erkämpfen. Das ist nicht mehr die

Zeit des geschriebenen Wortes. Die „korsischen Briefe“, deren Widmung Paoli abgelehnt hat, bleiben ungedruckt. Ihr Verfasser sucht sich selbst einen Platz in der Geschichte seiner Heimat.

Auf Korsika gab es seit der französischen Eroberung zwei Parteien: die der Fremdenfreunde, welche sich mit den neuen Zuständen versöhnt hatten und dieselben zu ihrem Vorteile benützten, und die der Nationalen, welche nur mit dem größten Widerwillen den Druck der neuen Herrschaft erduldeten. Zu Jenen, den Konservativen, gehörte der geringe Adel und die Geistlichkeit mit ihrem blinden Anhang, desgleichen ein Teil der Bürgerschaft der Küstenstädte, wie denn überhaupt die Küstenbewohner, der Gunst oder Ungunst jeder Fregatte preisgegeben, frühzeitig gelernt hatten, sich der Gewalt fremder Herren zu fügen, während die Leute in den Bergen des innern Landes — den Söhnen Montenegros nicht unähnlich — ihren unbändigen Freiheitssinn leichter zu bewahren vermochten. Die Nationalen unterschieden sich ihrerseits nach zwei Richtungen: die Einen hofften von einem Zusammengehen mit den Revolutionären in Frankreich die Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit, die Andern wollten von den Franzosen und einem Paktieren mit denselben überhaupt nichts wissen. Die Konservativen wählten in die Generalständekammern die offiziellen Kandidaten: General Buttafuoco und Abbé Peretti, die Nationalliberalen Männer der Opposition: Saliceti und Colonna di Cesare Rocca. Diese beiden Letzteren wissen die Wünsche ihrer Auftraggeber in der Nationalversammlung geltend zu machen: an Stelle der dem Gouverneur der Insel zur Seite stehenden Adelskommission ein freigewählter Administrationsrat, und eine aus Söhnen des Landes gebildete besoldete Miliz. Entsprang der Gedanke einer neuen Nationalverwaltung dem Ehrgeize einer Anzahl junger Korsen, der Pozzo di Borgo, Peraldi, Cuneo u. A., die sich bereits als Regenten träumten, so war jene Volksmiliz die Idee des Lieutenants Bonaparte in Auxonne, der durch seinen Oheim Fesch über die Vorgänge auf der Insel

genau unterrichtet worden war und dessen Familie sich seit Marbaeufs Tode der Opposition angeschlossen hatte. Auch er strebte nach der ersten Stelle in der Heimat. Aber sein Ehrgeiz baute sich nicht auf Wahlen und Debatten und dem schwankenden Boden der Volksgesinnung auf. Ihm galten schon jetzt die Bajonette als die sichersten Werkzeuge der Macht. Er rechnete darauf, daß ihm, dem militärisch Geschulten, ein hervorragender Posten im Kommando der korsischen Landwehr nicht leicht entgehen konnte, und daß er, einmal im Besitz einiger Machtmittel — —. Doch dergleichen verfolgt man nicht aus der Ferne. Er erbittet neuerdings längeren Urlaub, den er erhält. Im September 1789 ist er wieder in Ajaccio.

Gleich bei seiner Ankunft erheben sich Schwierigkeiten. Der konservative Deputierte Buttafuoco hat die Absicht der Nationalen bei der königlichen Regierung zu hintertreiben gewußt: von Volksrat und besoldeter Miliz ist fürs Erste nicht die Rede. Aber es ist die Zeit, in welcher die Opposition zur Gewalt greift. Auch Napoleon hat seine Schule in dem revolutionären Sommer nicht ohne Erfolg durchgemacht. Er hat in den französischen Städten Nationalgarden sich bilden sehen und den Zauber der Kokarde kennen gelernt; jetzt verwertet er seine Erfahrungen und entfaltet einen fieberhaften Eifer. Er will die reaktionäre Behörde stürzen, eine Nationalgarde organisieren, sich der Bastille von Ajaccio bemächtigen, die Franzosen verjagen, und der patriotische Klub der Stadt, dem er seine Absichten vorträgt, ist Feuer und Flamme dafür. Es entsteht in der That eine Bürgerwehr, und die Revolution ist unter Anleitung des königlichen Lieutenants im besten Zuge. Ein Biograph erzählt von ihm: „Seine unermüdliche Thätigkeit brachte Alles in Bewegung und elektrisierte ganz Ajaccio.“ Da erhält die Garnison Verstärkung, der Klub wird geschlossen, die Nationalgarde aufgelöst, und die Revolutionäre müssen sich mit einem von Napoleon verfaßten Protest an die Pariser Nationalversammlung begnügen, von der sie Schutz ihrer Freiheit erbitten. (Ende Oktober 1789.)

Unterdessen hat sich der Aufruhr, nach dem Beispiele Ajaccios, auch in anderen Städten erhoben und war in einigen derselben, wie Bastia und Isola Rossa, Sieger geblieben. Die Regierung will auf Buttafuocos Rat die Bewegung mit dem Aufgebot größerer Truppenmassen niederschlagen und hat schon Befehl dazu gegeben, als die Nationalversammlung auf den Antrag Salicettis, Korsika, welches bisher nur als erobertes Land angesehen worden war, zur gleichberechtigten französischen Provinz erhob. Jener Vertrag mit Genua vom Jahre 1768, welcher das Eiland nur „pfandweise" der Souveränetät Frankreichs überantwortet hatte, ward dabei nicht weiter beachtet. Eine Amnestie ebnet Paoli und den Genossen seines Exils die Rückkehr in die Heimat. Die Regierung muß von ihren gewaltsamen Plänen abstehen, und die Radikalen der Insel erhalten freien Spielraum. In Ajaccio eröffnet im Sommer 1790 der Klub wieder seine Sitzungen, die Nationalgarde wird unter Napoleons Sorgfalt ausgebildet, und ein neuer Gemeinderat wird gewählt, in welchem nun auch Bruder Joseph endlich eine Stelle findet. Was lag näher, als das im Vorjahre unterbrochene Werk wieder aufzunehmen? Nur die Wachsamkeit der Garnison, welche die Citadelle besetzt halten, hintertrieb die Absicht Napoleons, sich der Veste zu bemächtigen; auf seinen Antrag, einer regelrechten Belagerung ging der Klub doch nicht ein. Die verhaßten Franzosen blieben.

Bald darauf kehrte Paoli heim. Die zu seinen Ehren herbeigeeilten Tausende empfingen ihn mit frenetischen Ausbrüchen der Freude. Alle Städte hatten Deputationen gesendet. Der Diktator von ehedem, um dessen ruhmreiche Gestalt die Erinnerung an die Zeiten des Freiheitskampfes und das Märtyrertum seines Exils einen hehren Schimmer gewoben hatten, genoß unbedingte Verehrung. Als es im September 1790 zur Wahl der öffentlichen Beamten kam, wie sie die neukonstruierte Verfassung Frankreichs in jedem Departement vorschrieb, wurde er einstimmig zum Präsidenten des Gouvernementrates ausgerufen. Um ihn scharten

sich die Ehrgeizigen des Landes. Auch Napoleon hat nicht gefehlt, immer in der zuversichtlichen Erwartung, es werde nun doch zur Errichtung jener besoldeten Landesmiliz kommen, deren Kommando er so sehnlich erstrebte. Dann hätte er seine Offiziersstelle in der französischen Armee, die ihm so lästig war und ihn von dem eigentlichen Schauplatz seines Ehrgeizes fernhielt, niederlegen können und an der Seite Paolis, der im Grunde kein geschulter Soldat war, eine hervorragende Rolle spielen müssen — und Paoli war ein alter Mann. Vergebens. Das Ministerium weigerte sich, das korsische Volk auf Frankreichs Kosten zu bewaffnen, und Bonaparte sah sich genötigt, im Februar 1791 endlich wieder sein Regiment aufzusuchen.

La Fère hatte während dieser Zeit manchen Offizier durch Emigration verloren, und diesem Umstande dankte es Napoleon, daß ihm nicht nur sein Mangel an Pflichtbewußtsein und Disziplin nachgesehen, sondern er auch überdies am 1. Juni 1791 zum Premier-Leutenant beim vierten Artillerie-Regiment in Valence befördert wurde. Hier nahm er — die Zeiten waren scheinbar ruhiger geworden — sein altes Leben, wie er es vor zwei Jahren geführt hatte, wieder auf. Nur daß er jetzt seine ärmliche Wohnung und seine kärgliche Besoldung mit seinem jüngeren Bruder Ludwig, dem späteren König von Holland teilte. Als dieser zwanzig Jahre nachher dem Kaiser der Franzosen durch eigenmächtige Niederlegung seiner Krone Verlegenheiten bereitete, kam Napoleon im Gespräche mit Caulaincourt auf jene Tage zurück. „Wie, mein Bruder mir schaden" — rief er aus — „anstatt mich zu unterstützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnants-Gage erziehen ließ, Gott weiß um den Preis welcher Entbehrungen? Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen. Aber wissen sie auf welchen Wegen? Indem ich niemals den Fuß in ein Café oder in eine Gesellschaft setzte, trocken Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube mit meinen

Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten, am Notwendigsten gemachten Ersparungen erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich in Folge meiner Enthaltsamkeit zwei Thaler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt mit Neid die Reihen, und meine begehrlichen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen gestattete. Das waren die Freuden und Exzesse meiner Jugend!“ Oft aber reichen die kleinen Einkünfte nicht hin. Dann müssen Schulden kontrahiert werden, bescheidene zwar nur, aber bei der Aussichtslosigkeit zu reicherem Erwerb immerhin drückend. Neuerdings werden litterarische Projekte gemacht. Jene Abhandlung „Über das Menschenglück“ soll den Lyoner Preis von zwölfhundert Francs verdienen — sie hat die Hoffnung ihres Verfassers nicht gerechtfertigt. Auch die schriftstellerischen Träumereien werden wieder aufgenommen, und es entsteht der erwähnte „Dialog über die Liebe“. Daneben „Reflexionen über den Naturzustand“, welche Rousseaus Voraussetzungen entgegentreten und einen überaus scharfen Blick für menschliche Verhältnisse verraten. Da plötzlich unterbricht der Lärm unerhörter Aufregung, die ganz Frankreich erfüllt, die beschauliche Einsamkeit des jungen Offiziers.

In den ersten Monaten des Jahres 1791 war endlich die neue Verfassung Frankreichs in einer Reihe von Grundgesetzen fertig geworden, die nur noch der Sanction des Königs bedurften, um fürderhin als Recht zu gelten. Da aber diese Verfassung so ausgefallen war, daß sie die königliche Autorität bis zur Geringfügigkeit einschränkte und durch radikale Kirchengesetze das religiöse Gewissen des Monarchen bedrückte, entschloß sich Ludwig XVI, aus Paris zu entfliehen und im Auslande Sicherheit und Wehr für seine Person und seine Würde zu suchen. Der Plan mißlang; der königliche Hof ward unterwegs aufgehalten und nach der Hauptstadt zurückgebracht. Durch das

Land aber ging ein Sturm der Entrüstung gegen den König und diejenigen, die ihn verführt hatten, sein Volk aufzugeben. Die Nationalversammlung suspendierte die monarchische Gewalt, und in allen Städten Frankreichs schwuren Klubisten, Bürgergarden und Linientruppen unverbrüchliche Treue den Dekreten des Parlaments und der neuen Verfassung. Nur mit Mühe behielten die Gemäßigteren die Oberhand über die Radikalen, die „Feuillants“ über die „Jakobiner“. Erst mit der Annahme der Konstitution durch den König war die Ruhe notdürftig wieder hergestellt.

In diesen Tagen hat auch der Premierleutnant Bonaparte seinen Eid niedergeschrieben:

„Ich schwöre, die in meine Hände gelegten Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes gebrauchen, die von der Nationalversammlung dekretierte Verfassung gegen alle inneren und äußeren Feinde aufrecht erhalten, lieber sterben als die Invasion fremder Truppen dulden und nur denjenigen Befehlen gehorchen zu wollen, welche im Vollzug der Dekrete der Nationalversammlung gegeben werden.“

Valence, am 6. Juli 1791.

Buonaparte
Offizier im 4. Artillerie-Regiment.

Auch in den Klubs hat er sich bethätigt. Er war Sekretär der „Verfassungsfreunde“ von Valence, welche mit den Jacobinern in Paris in Verbindung standen, und verfaßte in dieser Eigenschaft eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung. Bei einem patriotischen Feste brachte er einen Trinkspruch auf die Radikalen aus. Aber man würde irren, wenn man darin etwas von dem vaterländischen Enthusiasmus vermuten wollte, welcher damals die Franzosen erfüllte und das Wort „Nation“ zu ungeahnter Bedeutung emporhob. Napoleon blieb inmitten von alledem Korse, nur Korse, und hielt zähe an den Plänen fest, die seine Zukunft mit seiner Heimat verknüpften. Sie sollten bald wieder festere Gestalt gewinnen.

In einer Sitzung am 22. Juli 1791 beschloß die Nationalversammlung die Errichtung von besoldeten Freiwilligenbataillonen in der Höhe von über hunderttausend Mann. Auch das Departement Korsika sollte vier solcher Bataillone stellen. Kaum vernahm Napoleon die Nachricht, so war er in Valence nicht mehr zu halten. Da bot sich denn endlich die so lange und sehnlich gewünschte Gelegenheit, in der Heimat eine militärische Rolle zu spielen. Schon in den Septembertagen ist er wieder mit Urlaub in Ajaccio. Was kümmert es ihn, daß Frankreich am Vorabende eines Krieges steht? Ebensowenig, als daß am 1. Januar 1792 der Termin seiner Rückkehr verstrichen ist. Später entschuldigt er sich mit „unvorhergesehenen Umständen", „heiligen Pflichten." „In diesen schwierigen Zeitläuften" — schreibt er an den Kriegskommissär Sucy — „ist der Platz eines guten Korsen in seinem Vaterlande." Daß er nebenher auch französischer Offizier war, der auf des Königs Kosten seine Erziehung erhalten hatte, daß er erst vor kurzer Zeit einen Eid zur Verteidigung Frankreichs geschworen hatte, galt ihm wenig. Er erreichte, daß er vom 1. Januar 1792 ab aus der Armeeliste gestrichen wurde. Um so eifriger bewarb er sich nun um die Kommandantenstelle des Freiwilligenbataillons von Ajaccio, die durch die Wahl der Truppe besetzt wurde. Seit Jahren schon hat er sich mit den Gebirgsbewohnern befreundet, sie stimmten jetzt für ihn und majorisierten seinen Rivalen, indes er selbst einen der Wahlkommissäre gewaltsam in seinem Hause festhielt bis der Akt vorüber war; er ward neben einem zweiten unbedeutenden Manne als Oberstleutnant Befehlshaber des Bataillons seiner Vaterstadt. Es war sein erster Staatsstreich. Und wieder flog sein Blick nach der Citadelle empor, wo noch immer französische Offiziere und Soldaten residierten. Jetzt, an der Spitze ergebener Leute, konnte der Erfolg nicht fehlen. Es galt nur einen günstigen Anlaß abzuwarten.

In Ajaccio gab es, wie in anderen korsischen Städten, eine nicht geringe Anzahl eifrig frommer Katholiken, die sich durch

die neuen Kirchengesetze der Revolution in ihrem Glauben nicht weniger gekränkt fühlten, als der König von Frankreich. Es war den zahlreichen Priestern der Insel ein Leichtes, diese Elemente in ihrem Haß gegen die neue Ordnung und ihre Verfechter zu bestärken. Kein Wunder, daß es dem Jakobinerklub, welcher mit den Klubisten von Toulon und Marseille enge Fühlung hatte, nicht an erbitterten Feinden fehlte. Napoleon, der sich hier, wie in Valence, zu den Radikalen hielt und überdies mit seinem Oheim Fesch eine Broschüre „Über den Verfassungseid der Priester" hatte erscheinen lassen, war besonders verhaßt. Schon in den Julitagen 1790 war es zu Aufläufen gekommen, bei denen die Rufe: „Es lebe die Revolution! Tod den Jakobinern! Tod dem Offizier!" gehört wurden. Einmal hatte sich die fanatische Menge schon auf ihn gestürzt, und nur dem Dazwischentreten eines befreundeten Banditen verdankte er seine Rettung. Seither war diese Stimmung nicht ruhiger geworden, und die Kirchengesetze fanden nur geringe Beachtung. Diesen Umstand benützte Napoleon jetzt. „Um den Dekreten der Nationalversammlung Achtung zu verschaffen", besetzte er das Kapuzinerkloster der Stadt mit seinen Freiwilligen. In dem Konflikt, welcher sich daraus mit den Klerikalen ergeben mußte, rechnete er, würden sich die gemäßigt konstitutionellen Behörden der Stadt notwendig auf seine Seite stellen, was ihm den gewünschten Einfluß verschaffen und die Citadelle öffnen mußte. Hier wollte er dann mit den französischen Soldaten fraternisieren, die Offiziere zum Abzug drängen und sich selbst zum Herrn der Stadt machen. In der That, in den Ostertagen 1792 entbrannte ein erbitterter Straßenkampf, und es gelang Napoleon, die wichtigsten Punkte zu okkupieren. Schon hatte er dem Thore der Citadelle gegenüber eine mächtige Barrikade gebaut, um den Kampf mit der Besatzung aufzunehmen, als, von Paoli gesandt, Regierungskommissäre erschienen, welche Einstellung der Feindseligkeiten forderten, Bonaparte, als dem Unruhstifter, den Tadel des Gouverneurs und den Befehl überbrachten, mit seinen Leuten aus Ajaccio fort ins Innere des

Landes zu marschieren. Auch an den Armeeminister ward der Vorfall berichtet, und nur die Verwirrung der Zeit bewahrte den excedierenden Offizier vor dem Kriegsgerichte. Da schien nun wieder Alles verloren. Daheim von einem Teile der Bevölkerung gehaßt und von den Behörden mit gerechtem Mißtrauen beobachtet, auf dem Festlande schlimm angeschrieben und ohne Platz in der regulären Armee — und die Freiwilligen waren nur für ein Jahr geworben worden. Was dann, wenn diese Frist ablief? Da konnten nur entscheidende Schritte am rechten Orte helfen. Mit der Bewilligung des Gouvernements begab sich Napoleon nach Paris.

Hier war alles in unerhörte Bewegung geraten. Der Friede zwischen dem Königtum und der Revolution hatte nicht lange gewährt. Daß Ludwig XVI. den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers gegen jene Priester, welche den Eid auf die Kirchengesetze verweigerten, und gegen die emigrierten Prinzen und Aristokraten, deren kriegerische Zusammenrottung an der Grenze man mit der Konfiskation ihrer Güter bestrafen will, seine Sanktion versagt, hat die Fortschrittsparteien neuerdings gegen ihn erregt. Schon erklären sich die Jakobinerklubs offen für die Republik. Dazu war über den Zusammenhang des Hofes mit dem Auslande kein Zweifel mehr, und die Opposition überlegt, daß ein siegreicher Krieg gegen die fremden Mächte zugleich auch ein Triumph über die Monarchie in Frankreich sein müßte. Deshalb setzen die Republikaner in der Kammer den Kampf gegen die ausländischen Fürsten auf ihr Programm, deshalb stürzen sie ein friedliebendes Ministerium und nötigen den König, dem mit dem Hofe verwandten Österreich den Krieg zu erklären (20. April 1792). Der Beginn desselben täuschte jedoch die Erwartungen. Ein Angriff auf das österreichische Belgien ward mit leichter Mühe abgeschlagen, und die Niederlage erzeugte in Paris eine ungeheuere Aufregung. Alles schrie Verrat und sah in dem eigenen Könige den Verschwörer gegen sein Volk, umsomehr, als Ludwig gerade jetzt, am 13. Juni 1792, ein radikales Ministerium entließ und sich

mit gemäßigt royalistischen Räten umgab. Diese Stimmung benützten die Führer der radikalen Parteien, indem sie die anarchischen Elemente der Hauptstadt direkt gegen das Königtum ausspielten. Am 20. Juni strömt ein mächtiger Haufe bewaffneten Gesindels in die Tuilerien, um die Sanktion jener beiden Dekrete zu erzwingen. Nur die ruhige gefaßte Haltung des Königs pariert den Anschlag auf sein Leben. Aber schon am 10. August erneuert sich, von den Jakobinern angefacht, der Sturm; Scharen von Pikenmännern, Arbeitern der Vorstadt St. Antoine und St. Marcel und allerlei Pöbel belagern das königliche Schloß und zwingen Ludwig XVI. in der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Hier aber erklärt man ihn seiner Würde verlustig und das Königtum für suspendiert. Mit ihm fällt auch das gemäßigte Ministerium und macht einer aus republikanisch gesinnten Girondisten gebildeten Regierung Platz.

Diese Wendung im Gange der Revolution ist auch für Bonaparte wichtig geworden. Ohne Unterhalt, in der Heimat diskreditiert, war er in die Hauptstadt gekommen, um hier seine Wiederaufnahme in die Armee zu betreiben. Er war dabei nicht ohne alle Protektion, die sich jedoch bei der von den Vorgängen auf Korsika wohlunterrichteten Juniregierung als unzureichend erwies. Bald stellte sich bei ihm der Mangel am Notdürftigen ein. Er findet einen Kameraden von der Brienner Schule wieder, Fauvelet von Bourrienne, den er zu einem Kompagniegeschäft als Häuservermieter bereden will; aus der Sache wird aber nichts, weil der Genosse einen Posten bei der Stuttgarter Legation erhält. Napoleons Verlegenheit steigert sich zur Not und zwingt ihn sogar, sich zeitweilig von seiner Taschenuhr zu trennen. Das waren harte Tage. Was helfen konnte, war einzig der Sturz des widerspenstigen Kriegsministers. Und darum ist auch für Bonaparte der 10. August von großer Bedeutung. Ob er an diesem Tage wirklich, wie man annehmen will, der Bewegung als Agitator in den Schänken nachhalf, ist nicht erwiesen. Er selbst äußerte sich später einmal darüber: „Am zehnten August fühlte ich, daß,

wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen Jene, welche die Republik mittelst des Pöbels begründen wollten. Und überdies sah ich Leute im Zivile Männer in Uniform angreifen: „cela me choquait." Gewiß, das war seine tiefinnerste Empfindung. Aber seinem damaligen Interesse entsprach sie nicht. Dieses forderte den Sieg des verachteten Pöbels, und er war ihm willkommen.

Thatsache ist, daß sich Napoleons Verhältnisse jetzt mit einem Schlage besserten. Dem neuen radikalen Ministerium erschienen die Umtriebe des jungen Offiziers nicht so sträflich; man nahm ihn wieder zu Gnaden auf, ja noch mehr, man ernannte ihn zum Kapitän in seinem Regiment und datierte sein Dekret auf den 6. Februar 1792, das ist auf jenen Tag zurück, an welchem bei seinem Verbleiben in der Armee seine Vorrückung erfolgt wäre. Denn das Avancement im Offizierskorps war in dieser Zeit, Dank der Flucht der Aristokraten, ein ungemein schnelles. Nun sollte man meinen, Napoleon habe endlich sein gegen den Feind engagiertes Regiment aufgesucht, um die Pflicht zu erfüllen, für welche er doch zum mindesten bezahlt wurde. Keineswegs. Für Frankreichs Schicksal hatte er gar kein Gefühl. Noch immer war der Gesichtskreis seines Denkens und Strebens von den Küsten der heimatlichen Insel umschrieben. Dort das verlorene Ansehen wiederzugewinnen, stand ihm höher, als Ehren und Triumphe im Dienste jener Grundsätze, für welche damals Tausende von Franzosen freudigen Mutes in den Tod gingen. Hätte sich ihm die Möglichkeit zur Heimkehr auch nicht durch einen Zufall geboten, er würde sie doch erlangt haben. So aber traf es sich, daß das neue Ministerium die adligen Damenstifte aufhob und die Fräulein nach Hause schickte. Marianne Bonaparte befand sich darunter. Wer konnte es dem Bruder wehren, in so aufgeregter Zeit seine Schwester zu begleiten? Mitte September sind die Geschwister in Ajaccio. Napoleon bleibt bis in den Sommer 1793.

Diese Zeit ist entscheidend gewesen für sein Leben, für das

Schicksal einer Welt. Gleich zu Beginn seines neuen Aufenthaltes kam es zwischen ihm und Paoli zu heftigen Auseinandersetzungen, da Napoleon wieder das Kommando seines Milizbataillons übernahm, als ob inzwischen gar nichts vorgefallen und er nicht Kapitän in der regulären Armee wäre. Zwar erreichte der junge Offizier, daß ihm der Befehl über die Truppe provisorisch und für die Dauer einer (verunglückten) Expedition nach der Insel Sardinien überlassen blieb. Aber die Spannung zwischen ihm und dem greisen Gouverneur wuchs im Verlaufe der nächsten Monate, um sich schließlich zum völligen Bruch auszugestalten. Der Grund lag zum guten Teil im Fortgang der allgemeinen Dinge. Paoli war mit konstitutionell monarchischer Gesinnung aus England zurückgekehrt und hatte der französischen Verfassung nur darum willig seine Zustimmung gegeben und sich in ihren Dienst gestellt, weil sie ähnlichen Verhältnissen entsprach, wie er sie auf britischen Boden schätzen gelernt hatte. Jetzt war diese Verfassung in ihren wesentlichsten Grundlagen erschüttert, das Königtum vom neuen Nationalkonvent abgeschafft, der König abgesetzt, des Vaterlandverrats angeklagt, verurteilt und am 21. Januar 1793 hingerichtet worden, der Staat selbst aber in den Händen extremer Parteien, die keinerlei Bestand verbürgten. Dazu kam, daß Paoli bei seiner Rückkehr aus Dankbarkeit gegen seine gastlichen Wirte im Exil den Vorbehalt gemacht hatte, niemals gegen England zu fechten, und nun war nach der Exekution Ludwigs XVI. ein Krieg mit der englischen Krone ausgebrochen und Paoli französischer General. Er widersetzte sich dem Befehle, Korsika zu verlassen und zur Südarmee zu stoßen, und als der Konvent als Antwort darauf am 2. April 1793 einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ — den man freilich später als den Akt eines Mißverständnisses zurücknahm — erklärten sich neun Zehnteile der korsischen Bevölkerung für ihren greisen Führer und gegen die republikanische Regierung samt ihrem Anhange auf der Insel. Zu dem Letzteren zählte Napoleon Bonaparte, für den jetzt der kritische Augenblick gekommen war; er

mußte sich entscheiden. Was er auf Korsika erträumt und erstrebt, das hatte ein anderer erreicht. Ihm selbst war im Lager der Paolisten, wenn er dahin überging, gewiß nur eine untergeordnete Stellung vorbehalten. Dagegen forderte andererseits seine Pflicht als Offizier der französischen Armee kategorisch seine Anwesenheit beim Regimente, und überdies wies ihn seine ganze bisherige politische Haltung auf den Konvent hin, wo die Radikalen immer mehr Boden faßten. Wenn es jetzt für ihn noch denkbar war, Korsika zu gewinnen, so konnte das nur mit französischer Hilfe geschehen. So trennte er sich denn — es war in den ersten Maitagen 1793 — offen von Paoli, der noch einmal versucht hatte, den Sohn seines Freundes Carlo für sich zu stimmen, und warf sich ganz und gar in die Arme der Franzosen, die er so lange bitter gehaßt. Kurz nachher sprach ein korsischer Volksrat die Acht aus über ihn und erklärte die Familie Bonaparte für infam. Nur mit Mühe gelang es Lätitia mit ihren Kindern nach Calvi zu flüchten; ihr Haus ward verwüstet und in Brand gesteckt. Ein letzter Coup Napoleons, mit französischen Expeditions-Truppen und im Vertrauen auf die ehemals ihm ergebenen Nationalgarden Ajaccio zu erobern, scheiterte. Am 11. Juni 1793 verließ er mit den Seinen die Insel, um nach Toulon zu übersiedeln. Ein paar Wochen vorher war sein Bruder Lucian mit einer Deputation von Gleichgesinnten nach Frankreich hinübergeeilt, um Paoli der Konspiration gegen die Republik zu verdächtigen und von den Jakobinern Unterstützung zu heischen. Napoleon selbst hatte in einer Denkschrift vom 4. Juni, welche den greisen Führer anklagte, das Ideal seiner Jugend mit Verleumdung und Beschimpfung vernichtet.

Seine Rolle auf Korsika ist ausgespielt. Zwei Motive hatten ihn bei seinen revolutionären Unternehmungen in der Heimat geleitet: ein starker Patriotismus, der Alles, was außerhalb derselben lag, kaum beachtete, und ein unbändiger Drang nach Macht und Geltung, mit dem er sich zum Befreier und Beherrscher seines Volkes berufen glaubte. Von diesen Motiven

ist nun das eine gegenstandslos geworden. Der Fluch der eigenen Nation hat ihn seines Vaterlandes verlustig erklärt und jedes Gefühl dafür in ihm getötet. Zwar blieb noch während der beiden nächsten Jahre die Absicht, die Insel wiederzuerobern, lebendig in ihm, und er hat manches versucht, sie zur Ausführung zu bringen — aber nicht mehr aus Patriotismus, sondern vielmehr aus Haß gegen die Patrioten und um seinem Bedürfnis nach Rache zu genügen. Als er später, im Jahre 1796, Frankreich thatsächlich wieder in den Besitz von Korsica brachte, war auch diese Empfindung erloschen und die Heimat nicht mehr imstande, sein Interesse in höherem Grade zu fesseln, als etwa Korfu oder Malta.

Wenn in der sympathischen Empfindung des Einzelnen für das Wohl und Wehe des Volkes, dem er zugehört, ein sittliches Moment liegt, so hat Napoleons weiteres Thun und Leben desselben entbehrt. Er hat aufhören müssen, Korse zu sein; er hat es nie dahin gebracht, Franzose zu werden. Mit ihm ist sein Ehrgeiz heimatlos geworden; ein Ehrgeiz, den bisher der Küstensaum eines kleinen Eilandes zu umfangen vermochte, kannte von jetzt ab keine Grenzen mehr.

Drittes Kapitel.

Die Belagerung von Toulon und die Verteidigung des Konvents.

Der Aufstand auf Korsika war nur ein Glied in einer ganzen Kette von Erhebungen gegen das Jakobinerregiment, welches sich nach der Hinrichtung des Königs in Paris entfaltet hatte. Der Kampf, der über dem Grabe Ludwig XVI. zwischen den beiden republikanischen Parteien des Konvents, den radikalen

„Montagnards" und den gemäßigteren „Girondisten" entbrannt war, hatte im Sommer 1793 mit der Niederlage der Letzteren geendet. Was sich nicht geflüchtet hatte, wurde eingekerkert und endete auf dem Schafott, während die Sieger fortan Frankreich durch den Wohlfahrtsausschuß des Konvents regierten, dessen Mitglieder, Robespierre voran, sich auf die Jakobinerklubs und seine Zweigvereine stützten. Diese jakobinische Regierung besaß, was ihrer Vorgängerin, der girondistischen, gefehlt hatte und was die außerordentlichen Verhältnisse, in denen sich damals der Staat befand, dringend heischten: eine Energie ohnegleichen. Die Girondins, meist jugendliche, politisch unzulängliche Deklamatoren („des fous extrêmement honnêtes"), hatten Frankreich in einen unabsehbaren Krieg mit fast ganz Europa gestürzt, ohne hinreichende Kenntnisse und Mittel, der heraufbeschworenen Gefahr zu begegnen. Ihre Erben in der Staatsgewalt haben mit diesem Kriege eine Riesenaufgabe auf sich genommen, und sie haben sie gelöst, wenn auch nicht ohne einen unerhörten Aufwand von Rechtlosigkeit, Blut und Grausamkeit. Die Kommissäre des Konvents durchzogen das Land, überwachten die zwangsweise Rekrutierung der Massen und stärkten „im Namen der Volksvertretung" die Autorität der Kriegsgerichte und Revolutionstribunale, welche die Widerspenstigen zu züchtigen, die Verdächtigen zu richten hatten. Und da die neuen Machthaber nur durch die unbedingte Hingebung an die niedersten Volksklassen emporgekommen waren und sich nur durch immer weiter gehende Konzessionen an dieselben zu erhalten vermochten, so erzeugte sich jetzt in der Hauptstadt wie in den Städten der Provinz eine Tyrannei des Pöbels, die nicht nur die gemäßigtere politische Gesinnung, sondern bald auch Wohlhabenheit und Bildung als des „Verrats am Vaterlande" verdächtigte, bedrohte und verfolgte..

Die Opposition gegen dieses furchtbare Regiment konnte nicht ausbleiben. Sie trat nicht allein dort zu Tage, wo die Partisane des alten Königtums und des alten Glaubens die Waffen gegen die Pariser erhoben, wie in der Vendée und

Bretagne, sondern auch bei Jenen, die ursprünglich ebenfalls und willig den Weg der Revolution geschritten waren. So war es namentlich in den Städten Südfrankreichs, die sich ehedem mit Freuden an dem Kampfe gegen das alte Regierungssystem beteiligt hatten und die sich jetzt — von den entflohenen Girondisten angefeuert — gegen den anarchischen Radikalismus empörten. In Lyon, Marseille, Toulon siegten die gemäßigteren und ruhebedürftigen Elemente der Bevölkerung über die Jakobiner, und in der Provence bildete sich ein Zentralkomitee als selbständige Verwaltungsbehörde, welche den bewaffneten Widerstand gegen den Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses dekretierte. Schon waren aus dem Süden her die Bataillone der Insurgenten bis Avignon vorgerückt, als der Konvent, dem es leicht gewesen wäre, mit einiger Mäßigung die Ruhe rasch und ohne Blutvergießen wieder herzustellen, mit Eifer den Fehdehandschuh aufnahm, die völlige Vertilgung all seiner Gegner im Innern als oberstes Regierungsprogramm verkündete und seinen Kommissär Dubois de Crancé anwies, Lyon zu unterwerfen und die Vereinigung der aufständischen Streitkräfte zu hindern. Dubois raffte rasch aus Linientruppen und Freiwilligen ein Korps zusammen, welches er unter dem Befehle seines Untergenerals Carteaux den Aufständischen nach Avignon entgegensandte. Mitte Juli 1793 kampierte dasselbe vor der alten Residenz der Päpste.

Hier erhielt Carteaux Succurs. Es war zwar nur ein einziger kleiner Artillerieoffizier, aber doch ein Mann, der dem Unternehmen gegen die Südstädte nicht geringe Dienste leisten sollte: Kapitän Bonaparte. Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Korsika seine Familie notdürftig in La Valette bei Toulon untergebracht und seine Kompagnie aufgesucht, die zur Zeit in dem jüngst eroberten Nizza stationierte. Ein von seinem Landsmann und Freunde, dem Konventskommissär Salicetti ausgestelltes Certifikat, daß seine Anwesenheit auf Korsika in den letzten Monaten dringend nötig gewesen sei, bewahrte ihn vor Rekriminationen. Am 25. Juni 1793 trat er bei der Strandbatterie der Riviera seinen Dienst

an. Die Verteidigungswerke erwiesen sich als unzulänglich, und Napoleon wurde nach Avignon kommandiert, um die dort lagernden Kanonen nach Nizza zu holen. Hier traf er auf das genannte Korps Carteaux', der ihn sofort in seinen Dienst aufnahm und ihn als Artilleur einer kleinen fliegenden Truppe zuteilte. Bald erfolgte der Zusammenstoß mit den Insurgenten, wobei um den Besitz Avignons gekämpft wurde. Die Konventsarmee siegte. Napoleon soll hierbei selbst die Kanonen gerichtet und durch sein persönliches Eingreifen die Flucht des Feindes verursacht haben. Das Erstere ist wohl möglich, das Letztere aber durch nichts als den wohldienerischen Eifer späterer Erzähler zu belegen. Die Frucht des Sieges war, daß alsbald auch Tarascon, Cavaillon und Beaucaire von den Insurgenten aufgegeben werden mußten, und der Weg auf Marseille den Regierungstruppen offen stand. Napoleon wurde nach Avignon zurückgeschickt, um hier einen Artilleriepark einzurichten. Die Muße, die ihm diese Arbeit übrig ließ, benutzte er, um die Frage des Bürgerkriegs in einer besondern Schrift zu erörtern, welche den Zweck hatte, die Marseiller von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes gegen den Konvent zu überzeugen. Er nannte sie: „Das Souper von Beaucaire.“ Ein Marseiller, ein Bürger von Nimes, ein Fabrikant von Montpellier und ein Liniensoldat treffen eines Abends in Beaucaire zusammen, und der Soldat sucht, unterstützt von den beiden Anderen, dem Marseiller klar zu machen, daß die Lage seiner Stadt militärisch unhaltbar, ihre politische Gesinnung aber verwerflich sei. Historisch interessant ist darin besonders eine Stelle, wo der Marseiller die Girondisten für sich aufruft und der Soldat, unter welchem Napoleon sich selbst versteht, ihm antwortet: „Es genügt mir zu wissen, daß die Brissotisten (Girondins), nachdem einmal der „Berg“, gleichviel ob aus Rücksicht für das Gemeinwohl oder für seine Partei, zu den äußersten Maßregeln gegen sie gegriffen, sie verurteilt, eingekerkert und, zugegeben, verleumdet hatte, verloren waren ohne einen Bürger-

krieg, der sie wieder in den Stand setzen sollte, ihren Feinden Gesetze vorzuschreiben. Ihnen allein also nützt Euer Krieg. Verdienten sie aber wirklich ihren alten Ruf, so hätten sie angesichts der neuen republikanischen Verfassung die Waffen von sich geworfen und sich dem öffentlichen Wohle geopfert. Decius citieren ist leichter als ihm nachahmen.“ Als darauf der Marseiller beteuerte, auch er und seine Freunde wollten die Republik, jedoch mit freien Volksvertretern, auch sie wollten die Freiheit, jedoch gegeben von achtungswerten Deputierten, sie wollten nur keine Konstitution, welche Plünderung und Anarchie begünstige: da läßt ihn Napoleon durch den Fabrikanten von Montpellier zurechtweisen, der dem Gebahren der Insurgenten Ungesetzlichkeit und Usurpation vorwirft, denn der Mittelpunkt sei der Konvent, er sei der wahre Souverän, insbesondere wenn sich das Volk gespalten habe.

Die Schrift war kaum beendigt, als drei Konventskommissäre in Avignon eintrafen: es war Freund Salicetti, der mit dem jüngern Robespierre, dem Bruder des Gewaltigen, und dem Abgeordneten Gasparin zur Südarmee reiste. Napoleon wurde von Salicetti vorgestellt, und seine Geistesschärfe und reiche Bildung erwarben ihm die Sympathie Robespierres, mit welchem er von jetzt ab in genauere Beziehung trat. Sein „Souper“ gefiel und ward alsbald auf Staatskosten gedruckt. So geriet er in die politische Bewegung.

Unterdessen war Carteaux gegen Marseille vorgegangen und hatte, nach einem siegreichen Gefecht, die Stadt dem Konvente wieder gewonnen. Der „Vaterlandsverrat“ der Bewohner ward mit allen Schrecken bestraft. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter gegen Toulon. Die Eroberung dieses Hafens war um so wichtiger, als die Insurgenten daselbst mit den Engländern unterhandelt und thatsächlich bereits die dortige Flotte, die beste Frankreichs, an England überliefert hatten. Bei der Belagerung dieser Festung nun sollte Napoleon eine entscheidende Rolle spielen. Er war, nachdem bei einem

Gefechte in der Nähe Toulons einer der Artilleriechefs verwundet worden war, am 19. Oktober 1793 zum Bataillonskommandanten im zweiten Artillerieregiment avanciert und konnte jetzt selbständiger handeln. Dabei hatten seine neuen Freunde alles gethan, um ihn dem Konvent zu empfehlen, indem sie ihn als den Einzigen in der Belagerungsarmee bezeichneten, der imstande sei, einen Operationsplan zu entwerfen. Er selbst hatte sich an den Wohlfahrtsausschuß mit einem Memoire gewendet, worin er Klage führte über den vernachlässigten Zustand seiner Waffe und die Absendung eines Artilleriegenerals vorschlug, „der vermöge seines Grades die Achtung erhöhen und einer Anzahl Unwissender im Generalstabe zu imponieren vermöchte, mit denen man unaufhörlich über die Axiome der Theorie und Erfahrung kapitulieren und dogmatisieren müsse." Kurz darauf war Carteaux seiner Stelle enthoben, und den Oberbefehl erhielt der Divisionsgeneral Dugommier, dessen Kaltblütigkeit, Ausdauer, militärischen Blick Bonaparte zu rühmen weiß; das Artilleriekommando bekam General Duteil, Napoleon selbst den Befehl über die Batterie im Westen der Stadt. Er will nun — dies ist sein Plan, den er dem Kriegsrat unterbreitet — die im Westen gelegene Halbinsel Cepet gewinnen, von hier aus den Hafen säubern und auf diesem Umwege die Stadt zu Fall bringen. Sein Projekt wird von den Generälen angenommen, und allsogleich geht er mit dem größten Eifer zu Werke. Bald stehen seine Geschütze, wo er sie placiert wünscht; ein Ausfall der Engländer wird am 30. November zurückgewiesen; am 17. Dezember ist das Fort L'Eguillette und mit ihm die genannte Halbinsel in Bonapartes Gewalt. Als dann von allen Generalabteilungen ein konzentrischer Angriff auf die Werke der Stadt erfolgte, wagten die Belagerten, von Napoleons Geschützen mit Verderben bedroht, keinen nachhaltigen Widerstand mehr. Die Engländer und Spanier, die Verbündeten der Insurgenten, schifften ihre Truppen ein und verließen, mit flüchtigen Einwohnern an Bord, den Hafen. Am 19. Dezember zogen die Sieger in die aufgegebene Stadt und hielten, wie

in Lyon und Marseille so auch hier, von wahnwitziger Rachsucht verführt, ein überstrenges Gericht über Kompromittierte und Verdächtige, die in Haufen zu Hunderten zusammen gebracht und niedergeschossen wurden. Der Absicht des Konventskommissärs Fréron, alle Einwohner niederzumachen, trat Dugommier entgegen, und wir glauben gerne, daß auch Napoleon zur Mäßigung riet; unnütze Grausamkeit war ebensowenig seine Sache als der blutrünstige Fanatismus, dem in jenem fürchterlichen Jahre ungezählte Opfer geschlachtet wurden.

Seine Rolle vor Toulon hat er nicht in hervorragender Stellung gespielt; er war nur Bataillonschef, nichts weiter. Aber gleichwohl hat er durch seine strategischen Ratschläge der Sache der Regierung den größten Dienst geleistet. Ein Angriff von Norden und Osten her hätte zu keinem so raschen Resultate geführt, und gerade davon hing viel ab in einer Zeit, wo die verbündeten Gegner Frankreichs anfingen, Toulon die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo bereits die Engländer ein nach der Vendée bestimmtes Expeditionskorps nach Südfrankreich dirigierten und auch der Wiener Hof sich entschloß, Streitkräfte dahin abzusenden. Es war demnach nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner Leistung, wenn Napoleon jetzt durch ein provisorisches Dekret der Konventskommissäre vom 22. Dezember 1793 — welches später der Wohlfahrtsausschuß durch ein definitives ersetzte — zum Artillerie-Brigadegeneral ernannt wurde.

Als bei dieser Gelegenheit die Behörden Auskunft über seine Lebensverhältnisse heischten, verleugnete er seine adelige Herkunft. Sie hätte ihm nur geschadet in den Augen der Jakobiner, denen er sich zugesellt hatte und in deren Diensten er sein reiches Talent bethätigte. Ob er freilich wirklich mit ihnen fühlte, ob er im Innern ihrer Sache zustimmte, ob er mehr als aus bloßer Strebsamkeit nach oben den Radikalen beifiel, ist damit nicht entschieden. Einmal — es war kurz nach seiner Beförderung zum General — hat er, unbekümmert um den herrschenden Radikalismus, aus lediglich strategischen Gründen den Wieder-

aufbau der Marseiller Bastille, des Fort St. Nicolas, beantragt. Sofort wurde er „verdächtig“ und sollte sich vor dem Konvent rechtfertigen. Mit Mühe legte Salicetti die Sache bei. Von da ab hat er es nicht mehr daran fehlen lassen, sich als eifrigen Republikaner zu zeigen, wo er konnte. „Bonaparte“, erzählt Fräulein Robespierre in ihren Aufzeichnungen, „war Republikaner, ich möchte fast sagen: Montagnard, wenigstens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794) diesen Eindruck durch die Art, die Dinge anzusehen. In der Folge haben ihm seine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrschaft über seine Mitbürger streben lassen. Aber als General der Artillerie bei der italienischen Armee war er der Partisan einer weitgehenden Freiheit und wahrhafter Gleichheit.“ Der jüngere Bruder des gefürchteten Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses empfiehlt ihn im April 1794 als einen Mann von übergewöhnlichem Werte (d'un mérite transcendant) und zieht ihn in sein Vertrauen, so daß Eingeweihte ihn den „geheimen Rat“ des Konventskommissärs nannten. Doch vergißt dieser Letztere nicht, seinem Lobe die Bemerkung hinzuzufügen: „Er ist Korse und bietet keine anderen Garantieen als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien Paoli's widerstand und dessen Eigentum durch diesen Verräter verwüstet wurde.“

Den militärischen Ratschlägen Bonapartes vertraute Robespierre unbedingt und verabredete mit ihm und dem Konventskommissär Ricord einen geheimen Operationsplan der sogenannten „italienischen“ Armee. Dieser Teil der französischen Streitkräfte war an der Riviera aufgestellt und lag hier im Kriege mit den verbündeten Sarden und Österreichern, welche die Höhen des Appenin besetzt hielten. Der Aufstand in Südfrankreich hatte das dortige Land ausgesogen, und die Armee d'Italie war mit ihrer Versorgung auf die Zufuhr von dem neutralen Genua her verwiesen. Es ergaben sich zwei Aufgaben für die Leitung dieses Heeresteils: einmal, diese unentbehrliche Zufuhr gegen die störenden Unter-

nehmungen der Verbündeten zu sichern, und zweitens, sich durch eine glückliche Offensive den Weg in die reiche Ebene von Piemont zu eröffnen. Diesen Offensivplan arbeitete Bonaparte, der als Artilleriegeneral der italienischen Armee zugeteilt war, im Mai 1794 in verschiedener Redaktion aus und begab sich selbst im Juli in einer Mission nach Genua, um hier offiziell mit dem Dogen über Straßen- und Küstenverhältnisse zu verhandeln, insgeheim aber die Befestigungen von Savona als eines möglichen Einfallsthores zu studieren. Zwei Adjutanten, Marmont und Junot — die späteren Herzöge von Ragusa und Abrantes — begleiteten ihn; er selbst war voll freudiger Hoffnung, seine Entwürfe bald als Chefgeneral selbst ins Werk richten zu können.

Aber nur zu bald sollten diese hochfliegenden Träume zerrinnen. Als er Ende Juli nach Nizza zurückkehrte, hatte sich in Frankreich eine entscheidende Wandlung vollzogen. Robespierre, der sich allmählich seiner Nebenbuhler im Konvent, Dantons, Heberts und ihrer Anhänger, entledigt hatte und immer deutlicher nach der Diktatur strebte, war von einer Koalition der radicalen und konservativen Elemente des Konvents gestürzt und aufs Schafott befördert worden. (21. Juli 1794; 9 Thermidor.) Mit ihm fiel das Regiment, dem sich vor kurzem erst Napoleon zur Verfügung gestellt hatte. Sein Schicksal konnte nicht unberührt von diesem Wechsel bleiben, umsoweniger, als jener Offensivplan zwischen ihm und den Robespierre ohne Vorwissen von Konvent und Wohlfahrtsausschuß verabredet worden war. Die Jakobiner selbst, beim Sturze ihres mächtigen Führers auf ihre eigene Sicherheit bedacht, suchten sich durch Denunziation Anderer zu schützen. Und so kam es auch, daß Salicetti seinen Landsmann Bonaparte beim Konvent als „Planmacher“ des Diktators verklagte. Napoleon ward seiner Stelle als General enthoben und am 12. August 1794 im Fort Carré gefangen gesetzt.*)

*) Er mochte dergleichen wohl vorhergesehen haben, denn kurz zuvor schrieb er an Tilly, den französischen Geschäftsträger in Genua, von dem er

Welcher Sturm aufregender Reflexionen mag ihn hier durchtobt haben! Inmitten seiner ehrsüchtigen Hoffnungen sah er sich gelähmt und jählings aus dem Wege geworfen, auf welchem schon so mancher in raschem Lauf zu Ansehen und Gewalt gelangt war. Die Armeereform des Jahres 1793 mit ihrem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht und ihren vereinfachten Cadres — ein Werk des Konventmitgliedes Dubois de Crancé — hatte schon angefangen ihre Früchte zu tragen. Ende 1792 hatte es nicht mehr als hundertzwölftausend Mann regulärer Truppen in Frankreich gegeben, im Sommer 1794 waren es nicht weniger als siebenmalhundertdreißigtausend, gehoben durch einen fatalistischen Patriotismus, gezügelt durch eine eiserne Disziplin, befehligt von Generälen, deren Begabung sich in der freien Luft gleichwertigen Bestrebens in unerhörter Raschheit zur Geltung brachte. Da steht an der Spitze der Nordarmee jener Pichegru, der seinerzeit als Sergeant die kleinen Kadetten von Brienne beaufsichtigt hatte; er vertreibt die Fremden aus Frankreich und erobert das österreichische Belgien. Da ist Jourdan, einer von den freiwilligen Offizieren des Jahres 1792; er befehligt jetzt die Maas- und Sambrearmee und liefert den Österreichern die siegreiche Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794), deren Entscheidung ein Altersgenosse Napoleons, General Marceau herbeiführt. Ein Zweiter, Hoche (geb. 1768), zu Beginn der Revolution noch ein simpler Unteroffizier, hatte schon im Dezember des Vorjahres, in der Stellung eines Generals en chef die Österreicher bei Weißenburg besiegt und aus dem Elsaß getrieben, sich selbst mit Ruhm und Ehren bedeckt. Und dazu kam eine Reihe Anderer: Saint

wußte, daß er nach Paris Meldung thun werde, einen Brief, in welchem er von seinem Verhältnis zum jüngern Robespierre sprach und hinzufügte: „Ich war etwas ergriffen (un peu affecté) von seiner Katastrophe, denn ich liebte ihn und hielt ihn für makellos. Aber wär's mein Vater gewesen, ich hätte ihn mit eigener Hand erdolcht, wenn er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wollen.“ Napoleon III. hat es für gut befunden, dieses Schreiben nicht in die offizielle Ausgabe der Korrespondenz seines Oheims einzureihen.

Chr, 1792 noch Kapitän bei den Freiwilligen, war jetzt Divisionsgeneral, Bernadotte, bei Ausbruch der Revolution Sergeantmajor, befehligte 1794 gleichfalls eine Division, Kleber, Freiwilliger im Jahre 1792, hatte es schon ein Jahr später zum gleichen Rang gebracht u. s. w. Und er der Ehrgeizigste von allen, seiner Begabung und Tüchtigkeit vollbewußt wie einer, sah sich nun ausgeschlossen aus diesem Kreise, vielleicht für immer, und überdies bedroht von einer Anklage, die schon vielen in diesem schrecklichen Jahre das Leben gekostet hatte.

Verzweifeln war jedoch nicht seine Sache. Günstig war ja schon, daß man ihn nicht nach Paris schickte. In einem Schreiben an die Konventskommissäre suchte er vor allem seinen lautern Patriotismus darzuthun. „Hab' ich nicht seit Beginn der Revolution — heißt es darin — an ihren Grundsätzen festgehalten? Hat man mich nicht im Kampfe gesehen gegen den Feind im Innern, wie als Soldat gegen die Fremden? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik. Soll ich also mit den Feinden des Vaterlandes zusammengeworfen werden? Sollen die Patrioten unüberlegtermaßen einen General verlieren, welcher der Republik nicht ohne Nutzen gewesen? Sollen die Repräsentanten die Regierung nötigen, ungerecht und unpolitisch zu handeln? Höret mich, nehmt von mir den Druck, der mich belastet, verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder, und eine Stunde später, wenn die Böswilligen mein Leben wollen, werde ich es ihnen gerne geben; ich schätze es so gering und habe es oft genug verachtet, ja, nur der einzige Gedanke, daß es noch einmal dem Vaterlande nützen könnte, läßt mich seine Last mit Mut ertragen." Er hat in der Not gelernt, das Wort „patrie" für Frankreich zu gebrauchen; sein eigentliches Vaterland ist jetzt für ihn nur noch ein simples „département".

Das Schreiben that seine Wirkung. Auch hatte sich Salicetti überzeugt, daß seine eigene Person nicht mehr gefährdet

war, und trat nun wieder für den Landsmann ein, dessen Papiere er selbst durchsah und für unverdächtig erklärte. Am 20. August wurde Napoleon seiner Haft entlassen. Ein paar Wochen später, am 14. September, wird er auch mit seinem Generalsrange wieder bekleidet und als Artilleriekommandant einer Expeditionsarmee beigegeben, die Korsica wiedergewinnen soll.

Dort waren jetzt die letzten von Franzosen besetzten Plätze den Engländern in die Hände gefallen: San Firenze am 17. Februar, Bastia am 24. Mai, am 1. August endlich auch Calvi. Im Innern des Landes hatten sich schon früher die Briten festgesetzt. Paoli ward vom Könige Georg III. eingeladen, nach Großbritannien zu kommen. Unter englischem Einfluß erklärten die Korsen in einer Volksversammlung zu Corte am 18. Juni 1794 ihre Insel als Königreich unter englischem Schutz und unter Lord Elliot als Vizekönig. Auf die Kunde von diesen Ereignissen unternahm der neue Wohlfahrtsausschuß zu Paris noch einmal den Versuch, das Departement den Feinden zu entreißen. Während aber die dazu bestimmte Division bereits im Spätherbste fertig stand, verzögerten die schlechten Marineverhältnisse die Expedition bis in den Februar des nächsten Jahres, und wenn Napoleon in einem Briefe die bevorstehende Eroberung als bloßen „militärischen Spaziergang“ darstellte, so blieb der Erfolg weit hinter dieser Annahme zurück. Denn als im März 1795 endlich die französische Flotte auslief, um die korsischen Gewässer von englischen Fahrzeugen zu säubern, kam es zwischen dem Capo Corso und Livorno zu einer Schlacht, welche durchaus zu Ungunsten der Franzosen endigte. Zwei ihrer Schiffe fielen den Gegnern in die Hände, der Rest mußte sich in den Golf von St. Juan zurückziehen. Nach dieser Schlappe stand man von der Expedition gänzlich ab; die bereits eingeschifften Truppen wurden wieder ans Land gesetzt und der italienischen Armee zugeteilt; Korsika blieb fürs Erste verloren. Napoleon aber war neuerdings ohne Kommando Da traf ihn unversehens der Befehl, sich zur Westarmee zu begeben. Am 2. Mai 1795

verläßt er Marseille. Am 10. langt er in Paris an. Er hat nicht die Absicht, diese Stadt so bald wieder zu verlassen.

Nach dem 21. Juli (9. Thermidor) des Jahres 1794 waren die ruhigeren und besonneren Elemente der Pariser Bevölkerung wie aus einer dumpfen Ohnmacht zu neuem Leben erwacht. Als ob mit dem Tode des einen Mannes aller Schrecken ein Ende hätte, traten sie jetzt furchtlos mit ihrer Meinung und ihren Forderungen hervor. In Zeitungen und Flugschriften, die sich nun der Fessel jeder Censur ledig fühlten, und in den öffentlichen Lokalen der Hauptstadt gelangte der Abscheu gegen die Jakobiner zu rückhaltslosem Ausdruck. Erst jetzt übersah man die Zahl ihrer Opfer. Nur wenige Familien hatten nicht unter dem eisernen Druck zu leiden gehabt; viele hatten einzelne Mitglieder, viele ihr Vermögen an den Terrorismus der Massen verloren. Mit der Eröffnung der Gefängnisse brachte jeder neue Tag neue schreckliche Enthüllungen und mehrte den Zorn der Geschädigten. Im Konvente selbst, wo sich die einzelnen Parteien der „Montagnards“ zum Sturze des Diktators verschworen hatten, trat eine derselben, die früheren Anhänger Dantons, von den Jakobinern zurück. Thermidorianer nannten sie sich, da sie das Verdienst der Entscheidung an jenem Tage für sich in Anspruch nahmen. Ihre Führer, Merlin und Tallien, Fréron und Barras suchten mit den gemäßigten Elementen des Centrums Fühlung und Zusammenschluß gegenüber der äußersten Linken. Die geächteten Girondins wurden in den Konvent zurückberufen, und die willigsten Werkzeuge des überwundenen Regimes büßten, nach einem mißlungenen Versuch des Widerstandes, auf dem Schafott. In diesen Tagen nun traf Napoleon in der Hauptstadt ein. Das war wohl kaum der günstigste Augenblick des Hervortretens für einen Mann, der erst vor kurzem als Teilnehmer an den Plänen des tief gehaßten Tyrannen unter peinlicher Anklage gestanden hatte. Er selbst mochte sich den Wechsel der Dinge kaum so radikal gedacht haben. Für seine äußeren Verhältnisse war derselbe überaus ungünstig. Schon jener Auftrag, sich zur Westarmee

zu begeben und unter dem gleichalterigen Hoche als einfacher Brigadegeneral zu dienen, war seinem maßlosen Ehrgeize unerträglich, und dies in einem Kriege gegen Bauern und regelloses Militär, in welchem seiner Kunst wenig Auszeichnung winkte. Er war entschlossen, dem Befehle nicht zu gehorchen, und sann vor allem darauf, Zeit zu gewinnen und den Ausgang eines neuen Anschlags der Jakobiner abzuwarten. Denn noch gehörte er zu ihnen. Aber auch diese neue Unternehmung gegen den Konvent, die That des ersten Prairial (20. Mai 1795) endete mit der Niederlage der Aufständischen und machte die Situation Bonapartes noch schwieriger. Er wurde als Supernumerär der Artillerie zur Infanterie versetzt und erhielt gemessenen Befehl, endlich nach dem Westen abzugehen. Wenn er sich jetzt noch, unter den neuen Verhältnissen, erhalten will, muß er sich von den Radikalen völlig lossagen, und mit den Thermidorianern Fühlung zu gewinnen suchen. Er unternimmt es, und das Unternehmen gelingt. Das Glück hat ihn niemals ganz verlassen. Denn war es nicht eine glückliche Fügung, daß gerade die Führer dieser jetzt maßgebenden Partei damals vor Toulon als Konventskommissäre jenem Kriegsrat angewohnt hatten, der die Vorschläge des jungen Artilleriekapitäns annahm: Fréron und Barras? In ihren Augen konnte doch Bonaparte, der dazumal einer Regierung gedient hatte, welcher sie selbst Geltung zu verschaffen trachteten, kein Tadel treffen. Sie nahmen ihn denn auch jetzt bei sich auf und liehen ihm ihre Unterstützung.

Was ihnen Napoleon vortrug, war im wesentlichen sein Projekt eines Offensivkrieges, wie er es im Vorjahre Robespierre mitgeteilt hatte; nur mit einem Unterschiede, den die allgemeinen politischen Verhältnisse begründeten. Preußen war aus der Reihe der Feinde Frankreichs geschieden und hatte am 5. April 1795 seinen Separatfrieden mit Frankreich gemacht. Mit Spanien war man in Unterhandlungen eingetreten, die bald ebenfalls zum Frieden führen sollten. Blieb auf dem Festlande

nur noch Österreich als hauptsächlichster Feind übrig, der allerdings Anstalten traf, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen. Diese Veränderung in den äußeren Verhältnissen modifizierte den Kriegsplan des jungen Generals. Im Vorjahre hatte er von einem offensiven Unternehmen der italienischen Armee und von einem Zusammenwirken derselben mit der in Deutschland operierenden gesprochen, wobei er das Schwergewicht der Aktion auf den deutschen Schauplatz verlegte. Jetzt, wo durch den Austritt Preußens die Widerstandskräfte auf deutscher Seite geringer geworden waren, schlägt er vor, den entscheidenden Schlag gegen Österreich in Italien zu führen. Zu diesem Zwecke sollten die Machtmittel der italienischen Armee wesentlich vermehrt werden, was durch das Heranziehen des im Frieden mit Spanien freiwerdenden Truppenkorps leicht möglich wäre. Diese verstärkte Armee würde von der Riviera aus, die man bis Vado völlig gewinnen müßte, über das Gebirge nach Piemont vordringen und den König von Sardinien, der ohnehin den Frieden wünsche, von Österreich trennen und auf die französische Seite herüberziehen. Einmal in der Ebene, werde der Krieg den Krieg ernähren. Beginne man die Kampagne im günstigsten Zeitpunkte, dem Februar, so könne im Frühling Mantua erobert und am Ende des ersten Feldzugs die Armee bis Trient vorgeschoben sein. In einem zweiten würde sie, mit der Rheinarmee vereinigt, im Herzen Österreichs den Frieden diktieren.

Das war der kühne Plan, den er ein Jahr später mit unerhörtem Geschick zur Ausführung bringen und damit seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte. Derselbe setzte ein Terrain voraus, welches er in den letzten Jahren genau studiert hatte, einen Gegner, der ihm nicht mehr unbekannt war — und nun sollte er sich von Beiden entfernen, um in der Vendée eine untergeordnete Rolle zu spielen, während vielleicht ein Anderer seine eigenen Pläne in Italien zur Ausführung brachte? Das vermochte er nicht über sich. Kaum war der konservative Aubry, der ihn zur Infanterie versetzt hatte, aus dem Wohlfahrtsaus-

schuß geschieden, so wagte er sogar, gestützt auf die Protektion seiner Freunde, einen energischen Protest gegen jene Verfügung. „Der General Buonaparte“, heißt es darin, „welcher die Artillerie unter sehr bedenklichen Umständen kommandiert und zu den hervorragendsten Erfolgen beigetragen hat, erwartet von der Gerechtigkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, denen die militärischen Dinge obliegen, daß sie ihn in seine Funktionen wieder einsetzen und ihm den Schmerz ersparen, seinen Platz von Männern eingenommen zu sehen, die sich stets abseits gehalten haben, unseren Siegen fremd und der Armee unbekannt geblieben sind, und die heute hervortreten um die Früchte der Siege an sich zu reißen, deren Gefahren sie zu meiden wußten.“ Auf diese Beschwerde erwartete er sich um so gewisser eine günstige Antwort, als der Nachfolger Aubry's, Doulcet Pontécoulant, sein Kriegsprogramm angenommen und den Befehlshabern der italienischen Armee zur Begutachtung übersendet hatte. Er wurde provisorisch der Kommission für Armeedirektion und Kriegspläne zugeteilt und ist voll freudiger Zuversicht. Dieselbe Hoffnung, die ihm durch den jähen Sturz Robespierre's entrissen worden war, winkt ihm von neuem. „Man hat“, schrieb er jetzt, „meine Offensivpläne genehmigt; wir werden bald ernsthafte Dinge in der Lombardei erleben.“ Und am 8. September 1795 an Joseph: „Ich sehe nur Angenehmes in der Zukunft, und wenn es auch anders sein sollte, so muß man eben von der Gegenwart leben. Der Mutige verachtet die Zukunft.“

Es kam „anders“, und sein Mut hatte bald eine neue harte Probe zu bestehen. Es war ihm nun einmal beschieden, sich seinen Weg durch einen unaufhörlicher Wechsel von Glück und Mißgeschick zu bahnen. Doulcet Pontécoulant verließ, dem gesetzlichen Turnus entsprechend, seinen Posten im Wohlfahrtsausschusse noch bevor der Protest des jungen Generals erledigt war. Damit ging Diesem der stärkste Rückhalt verloren. An persönlichen Gegnern fehlte es ihm auch nicht. Und als es zur

Entscheidung kam, ward seine Beschwerde von der Kriegsverwaltung verworfen, er selbst wegen ungehorsamer Weigerung, sich zur Armee zu begeben, aus der Liste der französischen Generale neuerdings gestrichen (Dekret vom 15. September 1795.)

Da war er nun wieder aus allen Himmeln seiner Hoffnungen gefallen. Ohne Stellung in einer Zeit, welche mit ihrer Unsicherheit schon Tausende von Existenzen erbarmungslos vernichtet hatte; ohne Geld, da er, wie Marmont erzählt, „das bischen Assignaten, welches er von der Armee zurückgebracht“ gar bald in unglücklichen Spekulationen eingebüßt; ohne Einkommen in einer Kreditkrise, welche Ende Juli 1795 die Papierwertzeichen zum Vierzigfachen der Valuta emporgeschraubt hatte; unfähig selbst, seinen Angehörigen zu helfen, die durch die veränderten politischen Verhältnisse neuerdings in Not gekommen waren: er hatte sich getäuscht, man kann nicht immer „von der Gegenwart leben.“ Und was seine Lage noch düsterer erscheinen ließ, war, daß auch die nächste Zukunft eine neue große Gefahr barg. Die Royalisten und die Liberalen von 89 und 91 bedrohten den verhaßten Konvent, in welchem seine Freunde saßen. Wenn Jene siegten, war er mit Diesen verloren.

Die letzten Aufstände der Jakobiner hatten die Zentrumsparteien des Konvents, die Thermidorianer und die Independenten, mehr — modern gesprochen — nach rechts gedrückt. Die neue Verfassung, welche im Sommer 1795 entworfen wurde, sollte eine gemäßigte Richtung zum Ausdruck bringen und die Rückkehr zu den Zuständen der letzten Jahre für immer unmöglich machen. Vor allen Dingen wurde die Vereinigung von gesetzgebender und regierender Gewalt in den Händen der Nationalvertretung aufgehoben. Die Legislative sollte ihres Amtes in zwei Körperschaften anstatt einer, einem Rate der „Fünfhundert“ und einem Rate der (250) „Alten“, zu walten haben, die Exekutive in den Händen eines Direktoriums von fünf Männern im Alter von mindestens vierzig Jahren liegen. Aus dem Rate der Fünfhundert, sollte in jedem Jahre ein Drittel der Mitglieder ausscheiden

und durch Neuwahlen ersetzt werden. Aus der vollziehenden Regierung, in deren Kompetenz es keineswegs fiel, Gesetzesanträge zu stellen oder Kammerbeschlüssen die Ausführung zu weigern, hatte alljährlich einer der Direktoren auszutreten. Diese Direktoren, denen die Ressortministerien untergeordnet wurden, gingen aus einer von den „Fünfhundert" entworfenen Kandidatenliste durch Wahl der „Alten" hervor und waren mit der Sorge für die auswärtige Politik, die Finanzen, den Krieg, die Justiz und die innere Administration betraut. Die Verfassung gestattete Preßfreiheit, Religions-, Handels- und Gewerbefreiheit, sie schützte Hausrecht und Eigentum, aber sie verbot die Klubs und erlaubte nur politische Vereine ohne öffentliche Sitzungen und ohne Verbindung untereinander; jede Massenpetition, jede Rottierung war untersagt; den Emigranten blieb die Rückkehr in die Heimat, den Jakobinern diejenige in ihren Klub verwehrt.

Das waren die Grundzüge der Verfassung vom Jahre III (1795). Den Wünschen der Jakobiner entsprach sie so wenig wie denen der Royalisten. Die Mäßigung der dominierenden Parteien verführte vielmehr die Letzteren zu dem Glauben, es sei nun ihre Zeit gekommen. Schon war die Rede, die Monarchie wieder an die Stelle des Freistaates zu setzen und Ludwig, den Sohn Ludwig XVI., als siebzehnten seines Namens zum konstitutionellen Monarchen zu erheben, als der Knabe, durch die elende Behandlung während der letzten Jahre körperlich zerrüttet, starb. Alsogleich wandten sich die Parteigänger der Bourbons Ludwig XVIII., dem emigrierten Bruder des letzten Königs zu, der von Verona aus Frankreich mit seinen ungeschickten Agenten überschwemmte. Die Agitation war von Ausschreitungen der Royalisten in den Provinzen begleitet, die nur wenig hinter den Greueln der Schreckenszeit zurückblieben. In der Vendée loderte der kaum von Hoche gedämpfte Bürgerkrieg von neuem auf. Selbst in Paris rüstete die royalistisch oder doch gemäßigt gesinnte Bourgeoisie gegen den Konvent. Auf das Parlament machten diese Vorgänge tiefen Eindruck. Die republikanischen Elemente desselben, die mit ihrer Macht auch

ihre Existenz gefährdet sahen, schlossen sich zusammen und dekretierten, daß der neue gesetzgebende Körper der „Fünfhundert“ zu zwei Dritteln aus den Mitgliedern des Konvents entnommen und nur der Rest in freier Wahl erwählt werden solle. Über dieses Übergangsdekret sowohl als über die Verfassung sollte das Volk von Frankreich abstimmen. Indem sie sich auf solche Weise die Majorität auch in der neuen konstitutionellen Nationalvertretung vorbehielten, glaubten sie den Bestand der neuen Ordnung selbst am besten gesichert und der Rückkehr des alten monarchischen Regimes vorgebeugt zu haben. Um überdies den voraussichtlichen Angriffen der Pariser Bürgerschaft zu begegnen, verbanden sich die Thermidorianer wieder mit den jakobinischen Abgeordneten, zogen einige Tausend Mann Linientruppen nach der Hauptstadt und errichteten ein „Patriotenbataillon“ aus jenen banditenhaften Elementen, auf deren Piken seinerzeit der Schrecken seinen Thron erbaut hatte.

Diese letztere Vorkehrung vermehrte den Zorn der anticonventionellen Pariser ins Maßlose. Sie nahmen zwar die Verfassung an, verwarfen aber jenes Einführungsdekret, und als dann der Konvent am 23. September dennoch die neue Konstitution mit den Übergangsbestimmungen als Gesetz promulgierte, erhoben sich die Bürger in vierundvierzig von achtundvierzig Sektionen, sammelten an dreißigtausend Mann Nationalgarden und widerstanden am 4. Oktober siegreich dem Kommandanten der Konventstruppen, General Menou, der deshalb des Verrats beschuldigt und abgesetzt wurde. Die Lage der Nationalvertretung war überaus kritisch. Kaum sechs bis acht Tausend Mann Bewaffneter hatte man den Bürgergarden entgegenzustellen und gar keine Geschütze. Der Konvent erklärte sich in Permanenz und wählte aus den Regierungskommissionen ein Komitee von fünf Mitgliedern zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Barras war unter ihnen, der als ehemaliger Marine-Offizier den militärischen Teil der Aufgabe übernahm. Dieser Mann besaß zwar den Mut, aber nicht die Umsicht, welche der Augenblick erforderte, und scheute

vor außerordentlichen Anstrengungen zurück, denen er seine Fähigkeiten nicht gewachsen fühlte. Zu seiner Unterstützung rief er noch am selben Tage den befreundeten Bonaparte an seine Seite und überlegte mit ihm die Aufgabe, die Nationalvertretung gegen einen Sturm zu schützen, der für den folgenden Tag in Aussicht genommen war. Als Barras dann am Schluß einer stürmischen Nachtsitzung vom 4. auf den 5. Oktober zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern erwählt wurde, ließ er sich vom Komitee Napoleon als général en second beigeben und demselben mit aller Vollmacht die Verteidigung des Konvents übertragen.

Napoleon selbst erzählte über diese enscheidende Epoche seines Lebens später einmal Folgendes der Frau von Rémusat: „Eines Abends befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte sagen, daß man für den nächsten Tag einen „Zug" erwarte. Sie wissen, daß dies die gewöhnliche Bezeichnung der Pariser für die verschiedenen Umwandlungen in der Regierung war, die sie mit Gleichmut mit ansahen, seitdem dieselben nicht mehr ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen, ja nicht einmal ihre Mahlzeiten störten. Nach der Schreckenszeit war man ja mit Allem zufrieden, was leben ließ. Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz sei; ich eilte dahin; ich sah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des Saales erhob sich eine Stimme, die plötzlich rief: „Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, so ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, man erwarte ihn im Komitee." Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verstört, unter Anderen Cambacérès.*) Sie erwarteten einen Sturm für den kommenden Tag und konnten

*) Dieser war einer der Führer der Gemäßigten, welche Napoleons Genie zu schätzen wußten; Cambacérès hatte ihn an Doulcet empfohlen.

zu keinem Beschluß gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen nach Kanonen. Dieser Vorschlag entsetzte sie. Die Nacht verging ohne daß etwas entschieden wurde. Des Morgens kamen sehr schlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde sogleich wieder überlegt, ob man wohl auch das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. „Erwartet ihr vielleicht“, sagte ich ihnen, „daß das Volk euch die Erlaubnis geben soll, auf das Volk zu schießen? Ich bin nun kompromittiert, da Ihr mich ernannt habt; es ist nur gerecht mich gewähren zu lassen.“ Leider sind wir gegenüber Berichten Napoleons über Ereignisse aus seinem Leben zum größten Mißtrauen genötigt. Er hat es mit der Wahrheit nur selten sehr genau genommen, und namentlich dort nicht, wo es ihm galt, sein offenbares Strebertum hinter der Rolle des Unbefangenen und Uneigennützigen zu verbergen. Wer wird es dem Intimen der Barras und Tallien glauben, daß er erst in der entscheidenden Nacht als harmloser Theaterbesucher Kenntnis von der Permanenz der Kammer erhalten habe? Niemand. Auch wenn wir gar nichts von einem Billet wüßten, welches Napoleon schon für den Morgen des 4. Oktober zu Barras beschieden hatte. Nicht selten begegnen wir in dem Leben dieses Ehrsüchtigen der Absicht, seine entscheidenden Maßnahmen als das Werk des letzten Moments und einer möglichst raschen Inspiration seines Genies auszugeben. Auch jetzt will er glauben machen, daß er die wirklich genialen Anordnungen zur Rettung des Konvents erst in den Morgenstunden des 5. überlegt und ins Werk gesetzt habe. Wir werden aber nicht irren, wenn wir annehmen, daß Alles schon tagsüber sehr reiflich erwogen und im Wesentlichen vorbereitet war, als die Deputierten Napoleon „gewähren ließen“.

Daß er auf energische Vorkehrungen drang, ist nur natürlich. Sein Schicksal hing ja an dem des Konvents. Als guter Artillerist kannte er die Gewalt seiner Waffe. Die Nationalgarden besaßen keine Kanonen. Alles kam darauf an, einen außer-

halb der Stadt lagernden Artilleriepark nach den Tuilerien zu schaffen. Ein Reiteroffizier, Murat, der spätere Schwager Napoleons, bringt ihn herbei. Als dann in den Nachmittagstunden des 5. Oktober (13. Vendémiaire) die Bürgergarden heranrückten, waren die Tuilerien, wo der Konvent tagte, bereits mit Geschützen garniert, hinter denen der kommandierende General Fußvolk und Reiterei postiert hatte. Angesichts der Übermacht der Sektionen, schwankten die Abgeordneten und waren zum Unterhandeln geneigt. Da fiel ein Schuß, der das Signal zum Kampfe gab. Man wird kaum je entscheiden können, ob dieser Schuß von Seiten der Angreifer oder der Verteidiger, vielleicht gar auf Napoleons geheime Anordnung, erfolgte. Die Polizeirapporte über die Vorgänge an diesem Tage fehlen in den Pariser Archiven. Thatsache aber ist, daß jetzt das Seineufer sofort durch Kartätschensalven gereinigt, die feste Position der Gegner vor der Kirche St. Roch genommen, die Straße St. Honoré mit Erfolg von Kanonen bestrichen und die Garden noch in der Nacht des 5. Oktober bis in die entlegensten Quartiere zurückgedrängt wurden, wo sie am folgenden Tage durch einzelne Detachements der Linie leicht überwältigt wurden.

Napoleon hatte den Konvent gerettet, und der Konvent erwies sich dankbar. In der Sitzung vom 10. Oktober bestätigte er auf Frérons und Barras' Antrag seine Ernennung zum Sekonde-Kommandanten der Armee des Innern. Aber Napoleon begnügte sich damit nicht. Er wußte das heiße Eisen zu schmieden. Zunächst betrieb er seine Zuteilung zur Artillerie, dann — in einem Gesuche vom 16. Oktober — erbat er für sich das Patent eines Divisionsgenerals, und am 26. desselben Monats wurde er an Barras' Stelle, der am Schlusse der Konventssession in die neue Regierung eintrat, zum Oberkommandanten der Armee des Innern ernannt.

Vor wenigen Wochen noch ohne Stellung und mit recht zweifelhaften Aussichten, Supplikant um eine Mission nach Konstantinopel, ist er jetzt zu einem hohen militärischem Posten in

Frankreich emporgelangt. Er hatte Recht gehabt, am Tage nach dem 13. Vendémiaire an Joseph zu schreiben: „Das Glück ist mit mir.“ Wenn es wahr ist, daß das Schicksal Menschen zu Fatalisten zu erziehen vermag, so hat es mit seiner jäh wechselnden Gunst in Napoleon einen Mann herangebildet, der fortan fest auf seinen Stern vertrauend durchs Leben schritt. „Au destin“ hieß jetzt sein Wahlspruch, den er der Lebensgefährtin, die er sich erkor, in den Brautring schrieb. Aber dieses Vertrauen auf sein Geschick war nicht blind. Wo immer es ins Schwanken geraten mochte, hatte er gelernt, seine eigene rücksichtslose Kraft, sein reiches Talent und — das Erbteil seiner Nation — seinen verschlagenen Scharfsinn voll und ganz hinzu zu setzen. Das Glück beherrschte ihn nicht; er verstand es zu meistern. Gewiß, die Wege waren — wenn man sie bloß vom Standpunkte des Sittenrichters betrachten will — nicht immer die geradesten, auf denen er ruhelos der Macht zustrebte, gewiß, die Mittel die er anwandte, um an sein Ziel zu gelangen, waren mitunter recht zweideutig und verwerflich, und hätte die Geschichtsschreibung nur darüber ihr Urteil zu sprechen, wie dergleichen expansive Individualitäten zur Gewalt über Andere gelangen, sie fände für das Gebaren dieses Mannes nicht harter Worte genug. Aber die weitaus wichtigere Frage bleibt doch immer: wie wurde die erlangte Macht genützt und verwertet? Und erst in der Antwort hierauf liegt auch das Maß für die geschichtliche Bedeutung Napoleon Bonapartes.

Viertes Kapitel.

Josephine.

Der Sturz Robespierres und seiner Gehilfen hatte nicht allein einen politischen Umschwung herbeigeführt. Die Wendung war zugleich auch eine eminent soziale. Es handelte sich nicht

nur um die Ablösung der gesetzgebenden Parteien in der Herrschaft. Die bisher vom Schreck gelähmte Bevölkerung selbst trat hervor, heischte und eroberte die langentbehrte Freiheit der Bewegung. Alles freute sich des geretteten Daseins und brachte seine Freude schrankenlos zum Ausdruck. Die Theater füllten sich wieder, und unter beispiellosem Beifall geißelten dichterische Enthusiasten des Friedens und der Ordnung das überwundene Regiment grausamer Willkür. Aus der ängstlichen Zurückgezogenheit in Haus und Stube eilten die Erlösten auf die Straße hinaus, und auf den Plätzen, wo bisher die Guillotine ihr düsteres Geschäft geübt, traten Tausende vergnügter Paare zum wirbelnden Tanze an. In den Salons der Vornehmen fand sich eine gemischte Gesellschaft von Emporkömmlingen beiderlei Geschlechts zusammen, die den guten Ton des „ancien régime“ affektierte. Überall herrschte Lust und Jubel, Galanterie und Leichtsinn, Korruption und unverhüllte Genußsucht. Das eiserne System des Schreckens hatte auch die Frauen um ihren herrschenden Einfluß auf das andere Geschlecht gebracht. Jetzt, nach dessen Sturz, schwangen sie von neuem das Szepter, welches ihre Reize ihnen in die Hand drückten. Als ob es gälte, die verlorenen Jahre ihrer Macht zurückzugewinnen, boten sie nun alle Künste verführerischer Schönheit, verräterischer Kleidung, leichtfertig animierter Konversation auf, die Männer zu fesseln Wer Geist besaß, wie Frau von Staël, legte auch diesen in die Wagschale. Die anderen weiblichen Größen der neuen Gesellschaft, Frau Tallien, die schöne Récamier, die Beauharnais, Hamelin u. a. bildeten den geselligen Mittelpunkt der Kreise, die sich um die Sieger vom Thermidor gruppierten. Barras, der Held des Tages, war zugleich der umbuhlte Heros dieser Frauenclique, ohne gerade der einzige Gegenstand ihrer Neigung zu sein.

Den Reizen dieses zu leichtsinniger Lust erwachten Lebens konnten sich auch die eckigsten Sonderlinge nicht entziehen. Zu diesen gehörte der junge General Bonaparte, der Verfasser des

„Dialogs über die Liebe“, der Verächter ihrer Allgewalt. Wir wissen, daß die Rücksicht auf seine Karriere auch ihn bei Barras und Tallien eingeführt hatte. Freilich als besonders liebenswürdiger Gesellschafter brachte er sich hier nicht zur Geltung. Nachlässig und vernachlässigt in seinem Äußern, keineswegs von anziehenden Mienen und Manieren, fiel er nur durch sein sonderbares Wesen auf. Die Frau seines Freundes Bourrienne erzählt von ihm, er sei schlecht gekleidet und wenig gepflegt gewesen, sein Charakter kalt und finster, sein Lächeln gemacht und oft übel angebracht. Er habe es allerdings verstanden, Anekdoten aus den Feldzügen mit unwiderstehlichem Reiz, wenn auch nicht ohne Cynismus, zu erzählen, dagegen nicht selten eine rohe Heiterkeit geäußert, die wehethat und abstieß. Im Theater habe er oft mitten unter den Lachenden kühl und ohne eine Miene zu verziehen dasitzen können, oder düster und schmollend vor sich hinbrütend, als ob, was um ihn her vorging, ihn selbst keineswegs berührte. Und doch wissen wir von ihm selbst, daß auch auf ihn die ungebundene Geselligkeit dieses neuen Lebens, umgeben von Pracht und Schönheit, einen tiefen Eindruck gemacht hat. Seine Briefe zeugen dafür. „Der Luxus, das Vergnügen, die Künste, nehmen hier in erstaunlicher Weise zu“, schreibt er im Juli 1795 aus Paris an seinen Bruder Joseph. „Die Equipagen, die Stutzer erscheinen wieder und erinnern sich nur wie nach einem langen Traume, daß sie je einmal zu glänzen aufgehört. Alles ist hierzulande aufgehäuft, was zerstreuen und das Leben angenehm machen kann. Man reißt sich von trüben Betrachtungen los, und wo könnte man auch schwarz sehen in diesem Aufwand an Geist und diesem lebhaften Treiben? Die Frauen sind überall, im Theater, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten sieht man die hübschesten Persönchen. Hier allein, von allen Orten der Erde, verdienen sie das Steuer zu führen. Die Männer sind auch ganz vernarrt in sie, denken nur an sie und leben nur für sie. Eine Frau braucht lediglich sechs Monate in Paris gewesen zu sein, um zu erkennen

was ihr gebührt und wie groß das Gebiet ihrer Herrschaft ist." Einige Zeit später: „Dieses große Volk überläßt sich ganz dem Vergnügen; Bälle, Schauspiele und die Weiber, welche hier die schönsten sind von der Welt, bilden die Hauptsache." Am 9. September: „Man lebt hier gut und voll Lust, man könnte sagen, jeder suche sich für die vergangene Zeit des Leidens schadlos zu halten, und die Unsicherheit der Zukunft läßt zur Stunde keine Sparsamkeit im Vergnügen aufkommen. Lebwohl mein Freund, sei ganz getrost über das Künftige, zufrieden mit der Gegenwart, sei froh und lerne dich vergnügen."

Welche Wandlung in dieser solitären Natur! Er, der bisher, meist auf sich zurückgezogen, der Geselligkeit keinen Reiz abgewinnen konnte, war jetzt ihr Gefangener. Und mehr noch: auch ihn zwang das zur Herrschaft gelangte weibliche Element in seinen Heerbann; er dachte allen Ernstes daran sich ein Hauswesen zu gründen, ein Weib zu nehmen. Es war die Zeit, da er im Centralkomitee arbeitete, voll Hoffnung und Aussichten in die Zukunft. Bruder Joseph hatte schon ein Jahr zuvor die Tochter Julie des reichen Marseiller Seidenhändlers Clary geheiratet; Napoleon faßte deren Schwester Desirée ins Auge. Jener sollte die Angelegenheit vermitteln, denn er hätte nun einmal die tolle Idee, ein eigen Heim zu besitzen. Das Absetzungsdekret vom 15. September machte diesem Plane fürs Erste ein Ende, und der Erfolg des 13. Vendémiaire lenkte die Blicke des Brautwerbers nach anderer Richtung.*) Warum sollte er jetzt, in seiner Stellung, nicht unter den glänzenden Frauen wählen, die in der Hauptstadt den Ton angaben und Einfluß und Geltung besaßen? Da war z. B. die Witwe Permon, von uraltem Geschlecht, auf Korsika bekannt, schon seinem Vater befreundet, weit älter allerdings als er, aber reich und

*) Desirée heiratete nach drei Jahren den General Bernadotte und gelangte nach weiteren zwanzig Jahren, als die Gemahlin Karls XIV., auf den schwedischen Thron.

angesehen. Wir erfahren, daß Napoleon sich ihr genähert und — einen Korb erhalten hat. Bald nachher ward er von wirklicher Leidenschaft für eine zweite Frau ergriffen, von einer wahren, echten Leidenschaft, so weit sie seine Seele nur immer zu empfinden vermochte. Der Gegenstand derselben war die Marquise Josephine, Witwe des Generals von Beauharnais.

Josephine war als die älteste von drei Töchtern Joseph Kaspar Taschers de la Pagerie am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren worden, wo der Vater, ehedem Kapitän bei den königlichen Dragonern, seine Güter bewirtschaftete. Die Familie stammte aus Chateauneuf im Thimerais (Mittel-Frankreich). In Paris, bei Port-Royal erzogen, wurde Josephine im Jahre 1779 mit dem jungen Vicomte Franz von Beauharnais vermählt, dem Sohne des ehemahligen Gouverneurs von Martinique, welcher der Familie Tascher seit lange bekannt und befreundet war. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, Eugène (geb. 3. September 1781). Die Verbindung aber blieb keine glückliche. Beauharnais ging im nächsten Jahre schon nach den Antillen, um gegen die Engländer zu fechten, verliebte sich dort in eine Kreolin und betrieb seine Scheidung von seiner Gattin. Unterdessen gebar diese 1783, eine Tochter, die „Königin Hortense" der Geschichte. Als die Revolution ausbrach, wurde Beauharnais, der wieder heimgekehrt war, Deputierter des ersten Standes und gehörte mit einzelnen anderen Standesgenossen zu den entschiedensten Wortführern der neuen Verfassung; in der berühmten Nacht des 4. August 1789 hat er besonders eifrig gegen das alte Régime Partei genommen. Er emigrierte auch nicht, sondern blieb Offizier, als die Republik die Monarchie ablöste, wurde General und bekam ein selbständiges Kommando bei der Rheinarmee. Erst nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, 1793, nahm er seinen Abschied. Während der Schreckenszeit ward er als Aristokrat, schuldlos wie viele andere, des Vaterlandsverrats angeklagt und — vier Tage vor dem Sturze Robespierres — hingerichtet.

Auch Josephine, die sich während der Revolution, als ihr Gemahl in der Nationalversammlung eine Rolle spielte, wieder mit demselben vereinigt hatte, war eingekerkert und nur durch ihrer Schicksalsgenossin, Frau von Fontenay-Cabarrus, der Geliebten Talliens, und durch des Letzteren Bemühung aus dem Gefängnisse befreit worden. Für ihren Gatten hatte sie seit Jahren nicht mehr Sympathie genug empfunden, um ihn jetzt lange zu betrauern. Dem frohgemuten Treiben, welches sich in den Salons der „nouvelles couches" von 1795 vor ihr aufthat, den Rücken zu kehren, war ihr bewegliches, schwaches und genußfrohes Naturell nicht angethan. Sie schloß sich vielmehr enge an die Cabarrus an und gehörte bald zu den bekanntesten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft und zu den Intimen Barras'. Über ihr Verhältnis zu diesem werden erst seine Memoiren, wenn sie einmal zur Veröffentlichung gelangen, Aufschluß geben. Für eine spröde Schönheit hat sie damals nicht gegolten. Was ihr Äußeres angeht, so sind alle Zeugnisse darin einig, daß ihr Wesen von bestechender Anmut war. Selbst Napoleons Bruder Lucian, der ihr nicht sonderlich gewogen ist, muß das zugeben. Er entwirft in seinen Denkwürdigkeiten folgendes Bild von ihr: „Inmitten dieses zahlreichen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Exmarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber doch gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittelgroßen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanz der Kronleuchter zu Hilfe kamen, kurz, ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend." Gerechter wird ihr Arnault in seinen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen": „Die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die Gutmütigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das ihren Blick beseelte und nicht nur in ihren Reden, sondern auch im Ton ihrer Stimme zum Ausdruck kam, eine gewisse Indolenz, die den Kreolen eignet, und die sich in ihrer Haltung, ihren Bewegungen verriet und sie selbst dann nicht

verließ, wenn sie sich beeilte gefällig zu sein, all das verlieh ihrem Wesen einen Reiz, welcher die blendende Schönheit ihrer beiden Rivalinnen (der Récamier und der Tallien) aufwog". Am besten zeichnet sie wohl Frau von Rémusat, die sie seit 1793 kannte: „Ohne gerade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besondern Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne geschickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geist. Sie war Kreolin, sehr koquett und ihre Bildung recht vernachlässigt. Aber sie wußte, was ihr abging, und kompromittierte nicht ihre Konversation. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten angenehme Dinge zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße."

Eine warme Herzensneigung zu dem jungen General Bonaparte hat sie jenerzeit nicht gefaßt. Napoleon war auch nichts weniger als ein schöner Mann. Die kleine Gestalt, kaum über fünf Fuß hoch, mit dem stark entwickelten Oberkörper und den im Verhältnis viel zu kurzen Extremitäten, machte gerade keinen unwiderstehlichen Eindruck. Dazu war er damals mager, die eckigen Linien des Gesichtes traten scharf hervor, die gelbe Hautfarbe gab ihm ein kränkliches Aussehen, der Blick zweier von Entschiedenheit und Willenskraft sprühender grauer Augen war frank und gerade, aber nicht ohne Wildheit. Seine nervöse Disposition, die sich schon im Knaben aufs deutlichste verraten hatte, war unter dem Druck der heftigen Gemütsbewegungen in den letzten Jahren, wie sie der stete Glückswechsel in seiner Karriere, die wiederholte Bedrängnis seines maßlosen Ehrgeizes mit sich gebracht, zu völlig krankhafter Entwickelung gediehen. Ein Zeitgenosse erzählt aus jenen Tagen, er habe nur noch drei Stunden geschlafen und

sei entschieden leidend gewesen. Später traten Gesichtsneuralgien, unwillkürliches Zucken des Mundes und der rechten Schulter und mehrfältige Idiosynkrasie hinzu. Man geht wohl nicht irre, wenn man einen Teil seiner krassen Eigensucht, seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Reizbarkeit, die keinen Widerspruch ertrug, seines Mißtrauens gegen jedermann und die exaltative Form, die sein Benehmen zuweilen annahm, auf Rechnung dieser gesteigerten Nervosität setzt. Dagegen war die Zuversicht, mit der er auftrat, imponierend für Alle, und unwillkürlich interessierte man sich für den Mann. Auch Josephinen war er dadurch interessant geworden, wenn auch nicht mehr.

Anders der Eindruck, den sie auf ihn hervorbrachte. „Ich war nicht unempfänglich“, hat er später auf St. Helena gesagt, „gegen die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt, mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus, und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaftlich, und unsere Gesellschaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen. Als die Sache ruchbar wurde, sprach Barras mit mir darüber. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. In diesem Falle, sagte er, sollten Sie Frau von Beauharnais heiraten. Sie können Ihren Rang und Ihr Talent geltend machen, aber Sie stehen allein, ohne Vermögen und ohne Beziehungen. Sie müssen sich vermählen, das verschafft festen Rückhalt.“

Wem sagte das Barras? Napoleon war der Mann, seine Leidenschaft zu unterdrücken, wenn sie dem Interesse seines Ehrgeizes widersprach. Und wenn er ihr jetzt nachgab, so geschah es, weil er eben in der Verbindung mit der aristokratischen Frau, der einflußreichen Freundin des Direktoriums, zugleich seine soziale Stellung befestigt und den Vorteil seiner Karriere ge-

wahrt sah. Er fühlte sich gehoben durch diese Ehe, die es ihm ermöglichte, aus seinem Plebejertum heraus eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung zu ersteigen und seine Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Eine gewisse Empfänglichkeit für adeliges Wesen, gegenüber den rohen Instinkten der Menge, hatte er auch in den Tagen seines Jakobinismus nicht ganz zu verleugnen vermocht und an den gefälligen Lebensformen der Aristokratie um so mehr Geschmack gefunden, als es ihm selbst an jedem Talente dafür gebrach. Und dazu kam ein Anderes. Barras schätzte die Genialität Napoleons in ihrem vollen Umfange, und sein etwas träges Wesen drängte ihn, sich einen Mann zu verpflichten, dessen Ehrgeiz und Begabung denselben noch einmal an die Macht bringen konnten. Wir erfahren, daß er ihm die Stelle des Kriegsministers verschaffen wollte, aber gegen seine Kollegen damit nicht durchdrang. Jetzt übernimmt er es, Josephine für ihn zu gewinnen. Diese gesteht in einem Briefe an eine Freundin, daß sie Bonaparte nicht eigentlich liebe, daß sie sich aber auch nicht von ihm abgestoßen fühle, vielmehr in einem Zustand der Lauheit befinde, der zur Liebe freilich ebensowenig tauge wie zur Religion. „Ich bewundere — fährt sie fort — den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse in allen Dingen, über die er gleich gut spricht, die Lebendigkeit seines Geistes, der ihn die Gedanken Anderer verstehen lehrt, fast ehe dieselben Ausdruck gefunden haben. Aber ich bin erschreckt, ich gestehe es, von der Gewalt, die er über Alles auszuüben strebt, das ihn umgiebt. Sein prüfender Blick hat etwas unerklärlich Seltsames, das selbst unseren Direktoren imponiert. Endlich, was mir behagen sollte, die Kraft seiner Leidenschaft, die er mir mit einer Energie ausdrückt, welche an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, gerade sie hält meine Zustimmung zurück, die ich zu erteilen schon oft bereit gewesen wäre. Kann ich, deren erste Jugend vorüber ist, hoffen, mir diese stürmische Zärtlichkeit des Generals, die einem Anfall von Wahnwitz gleicht, lange zu bewahren? wird er nicht den Verlust

einer glänzenden Verbindung beklagen? was soll ich dann antworten, was thun?" Und doch verführte sie wieder die fatalistische Zuversicht, mit welcher Napoleon von seinen Plänen, seiner Zukunft zu ihr redete. Und als vollends verlautete, das Direktorium werde ihm das Oberkommando über die italienische Armee anvertrauen, gab sie ihr Jawort.*)

Am 9. März 1796 fand die bürgerliche Trauung statt. Barras und Tallien fungierten als Zeugen. Der Genius der Wahrheit aber verhüllte sein Antlitz, als die beiden Brautleute dem Beamten des 2. Arrondissements ihre gefälschten Taufscheine vorwiesen. Napoleon wollte am 5. Februar 1768, Josephine, die thatsächlich sechs Jahre älter war als ihr Bräutigam, am 23. Juni 1767 geboren sein — eine kleine Lüge der weiblichen Eitelkeit, auf die Jener bereitwillig einging. Man nahm es damals mit dergleichen Dingen nicht allzu genau, und Napoleon war der Letzte, der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Auch Joseph und Lucian haben bei ihren Vermählungen falsche Angaben gemacht. Ein komischer Zufall wollte nun, daß die drei Brüder verschiedene Tage desselben Jahres 1768 als die Daten ihrer Geburt angaben. An sittlicher Tiefe fehlte es eben der ganzen Familie.

Zwei Tage vor der Trauung hatte das Direktorium auf

*) Es ist nicht ohne Interesse, von demselben Manne, der noch vor wenig Jahren so harte Worte für die Liebe fand, einen Liebesbrief in heiter Form kennen zu lernen: „Ich erwarte dich und bin erfüllt von Dir. Dein Bildnis und der berauschende gestrige Abend ließen meine Sinne nicht Ruhe finden. Süße, unvergleichliche Josephine, welch seltsamen Eindruck üben Sie auf mein Herz aus! Sind Sie mir böse? seh' ich Sie traurig? sind Sie unruhig? Meine Seele ist zerbrochen vor Schmerz, und Ihr Freund findet keinen Frieden. Aber find' ich ihn denn dann, wenn ich mich dem tiefen Gefühl hingebe, das mich bemeistert, und an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen die Flamme aufsauge, die mich verbrennt? Ach! in dieser Nacht bin ich es gewahr geworden, daß Ihr Bildnis nicht Sie selbst sind. Du reisest um Mittag, ich sehe Dich in drei Stunden; bis dahin mio dolce amor, tausend Küsse. Du aber gieb mir keine, sie versengen mir das Blut!"

Carnots Vorschlag Napoleons (vom 2. März datiertes) Ernennungsdekret zum Chefgeneral der italienischen Armee ausgefertigt; am 12. verließ er seine Frau, um seinen Posten aufzusuchen. Wie viel war für ihn erreicht! Ein selbständiges Kommando, und mit ihm die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was er vermochte, und die allgemeine Bewunderung von dem unerbittlich siegreichen Hoche ab und auf sich zu lenken. Gewiß, auch die Stellung als Befehlshaber der Armee des Innern war schon eine hohe und wichtige gewesen. Rasch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang von Leuten gewonnen, die von dem einflußreich gewordenen General manches für ihre eigene Zukunft erhofften. Andererseits aber war er der Bevölkerung von Paris seit dem 13. Vendémiaire verhaßt und überdies vom Neide derjenigen verfolgt, die ihm das rasche Avancement nicht verzeihen konnten und mit systematischer Sorgfalt all seine Schwächen und Mängel, von seinen korsischen Abenteuern und seinem Robespierrismus bis auf seinen fremden Accent und seine unkorrekten Manieren, an den Tag brachten und gegen ihn benützten. Und bei dem verfassungsmäßig bestimmten Wechsel in den höchsten Stellen der Staatsgewalt, wer bürgte ihm dafür, daß hier nicht bald Elemente emporkamen, die ihn einfach beiseite schoben? In Paris, als General der innern Armee, war er immer nur der Mann einer Partei, und die Siege in den Straßen der Hauptstadt sicherten ihm nicht mehr als den Dank einer Fraktion. Im Kampfe gegen das Ausland jedoch, auf einem Kriegsschauplatze, den er selbst als den wichtigsten bezeichnet hatte, war Ruhm und Ehre in den Augen der ganzen Nation zu erwerben, der er sich jetzt durch seine Heirat mit einer Französin aus altem Geschlecht fester verbunden hatte. Das stimmte viel mehr zu den extravaganten Zukunftsplänen, die seine erfindungsreiche Phantasie ausspann und die nicht enge genug gefaßt waren, um mit dem Steigen oder Sinken einer politischen Coterie zu stehen oder zu fallen. Seine Partei war die Macht, und sein Ziel ihr Besitz.

Noch vor der Hochzeit hatte Josephine an ihre Freundin die bemerkenswerten Zeilen geschrieben: „Barras versicherte, daß er, wenn ich den General heirate, demselben das Chefkommando der italienischen Armee verschaffen werde. Als mir gestern Bonaparte von dieser Begünstigung sprach, die schon jetzt, wo sie ihm noch gar nicht zu teil geworden, seine Kameraden murren macht, sagte er: „Glauben die Leute denn, daß ich der Protektion bedarf, um emporzukommen? Sie werden eines Tages nur allzu glücklich sein, wenn ich ihnen die meinige zuwende. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit ihm komme ich weit genug!“ Was sagen Sie zu dieser Zuversicht des Gelingens? Ist sie nicht der Beweis eines Selbstvertrauens, wie es nur aus einer maßlosen Eigenliebe entsteht? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Ich weiß nicht, und doch läßt mich oft gerade diese lächerliche Sicherheit Alles für möglich halten, was dieser seltsame Mann thun zu wollen mir einredet.“ Ist der Brief echt, so erkannte auch der Instinkt der Frau in dem Gemüte dieses Sonderlings, was ehedem der Scharfsinn seiner Lehrer darin entdeckt hatte: „einen Ehrgeiz, der nach Allem strebt.“ Was Josephinen an Liebe zu ihrem Gatten abging, das ersetzte sie durch den Glauben an ihn, sein Genie, seine Zukunft — und er hat sie nicht getäuscht. Nur scheint sie nicht moralische Stärke genug gehabt zu haben, um nach ihrer Pflicht dem Manne, den sie bewunderte, die Treue zu bewahren. Sie war eine sinnliche Natur, nicht zwar von jener Art, die in aktivster Energie, und wäre es selbst auf die Gefahr, an einem Verbrechen teilzuhaben, ihre Leidenschaft zur Geltung bringt, wie Katharina II., sondern vielmehr passiv, weich und haltlos, auf die Gefahr, selbst zum Opfer zu fallen, wie Maria Stuart. Ihre treue Freundin Rémusat, die all ihren Vorzügen mit Liebe gerecht wird, verschweigt nicht, daß ihr Ruf arg kompromittiert war, bevor sie Napoleon kennen lernte, und wir müssen aus des Letzteren Briefen abnehmen, daß sie ihre galante Gefallsucht gegenüber Männern, die sich ihr

näherten, auch in den ersten Jahren der neuen Ehe nicht aufgegeben hat. Einige Wochen nach der Trennung von der jungen Gattin bittet er sie in einem Schreiben voll verlangender Sehnsucht, ihm nach Italien zu folgen. Sie läßt zwei Monate verstreichen — just bis die Pariser Saison zu Ende war — bevor sie sich dazu entschließt. „Ich bin in Verzweiflung", schrieb Jener damals an Carnot, „meine Frau kommt nicht, sie hat sicher einen Geliebten, der sie in Paris zurückhält; Fluch über alle Weiber." Den Sommer und Herbst, während Napoleon seine unsterblichen Triumphe erringt, bringt sie in Mailand, Bologna, Rom zu. Der Beginn des Winters sieht sie aber schon wieder in der geliebten Hauptstadt an der Seine. Als Bonaparte später, im Frühling 1798, seine Expedition nach Ägypten unternahm, blieb sie in Frankreich zurück, wo ihr Wandel dem entfernten Gatten, der von allen Vorgängen genau, und manchmal wohl auch ungenau, unterrichtet wurde, schwere Sorge verursachte. Von dort her wendete er sich einmal an seinen Bruder Joseph in resignierten Worten: „Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist endlich ganz gelüftet. Du allein bleibst mir noch auf Erden. Deine Freundschaft ist mir teuer, und es fehlte nur, daß ich auch sie verlöre und daß auch Du mich betrögest, um vollständig Misanthrop zu werden. Das ist eine traurige Lage, alle Gefühle für eine und dieselbe Person in einem einzigen Herzen beherbergen zu müssen. Du verstehst mich. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus habe, bei Paris oder in Burgund, wohin ich mich zurückziehen und den Winter zubringen kann. Ich bin angewidert von der menschlichen Natur. Ich brauche Einsamkeit und Abschließung, die Größe langweilt mich, mein Empfinden ist verdorrt."

Erst als nach dem Staatsstreiche Napoleon der gewaltige Machthaber Frankreichs geworden war, da — es war auch eben die Zeit gekommen, wo ihre Reize für andere Männer unverfänglich zu werden begannen — hing Josephine sich mit dauerhafter Zärtlichkeit an ihn und konnte vor Eifersucht vergehen,

wenn er — wenn auch nur vorübergehend — sein Herz anderweitig beschäftigte. Lange hat ihn diese ihre Hingebung und der Glaube, daß sie mit seinem Glück zusammenhänge, abgehalten, sich von ihr zu scheiden. Endlich aber trug seine selbstsüchtige Politik auch über dieses letzte Bedenken seines Gemütes den Sieg davon.

Fünftes Kapitel.

Die italienischen Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

Es ist schon beiläufig erwähnt worden, daß im Jahre 1795 Preußen und Spanien aus der großen Koalition austraten, die sich zwei Jahre zuvor gegen das revolutionäre Frankreich gebildet hatte. Vor Jenen noch hatte sich Toscana zu einem Sondervertrage mit der großen Republik verstanden, um bei einem Vordringen derselben nach Oberitalien gesichert zu sein, und auch Holland, das im Winter erobert worden war, mußte sich als „batavischer Freistaat" zu unterthäniger Bundesgenossenschaft mit Frankreich verschreiben. Auch von Österreich erzählte damals das Gerücht, es unterhandle heimlicherweise in Paris. Das Gerücht war unwahr; Kaiser Franz II. blieb jeder Absicht eines Separatfriedens fern. Ein solcher wäre, angesichts der Siege des Feindes im abgelaufenen Jahre, nur mit Verlusten für Österreich möglich gewesen. Und Thugut, der leitende Minister des Kaisers plante Gewinn. Seitdem man Schlesien verloren hatte, wodurch Preußen zur europäischen Großmacht emporgestiegen war, suchte der Wiener Hof nach allen Seiten hin Ersatz zu finden: in Polen, in der Türkei, in Deutschland wo er Bayern ins Auge faßte, in Italien wo er Venedig zu gewinnen trachtete, um die Verbindung zwischen den Erbländern und der Lombardei herzustellen. Für alle diese Pläne nun hatte Thugut

am 3. Januar 1795 neben einem Stück Polen die Unterstützung Rußlands zugesichert erhalten, die er aber nur als Gegner Frankreichs genießen sollte. Daher unterblieb jede Verhandlung mit der Republik. Thugut schloß vielmehr mit Pitt, dem englischen Premier, am 20. Mai 1795 einen Allianz- und Garantievertrag ab, dessen geheime Bestimmungen dahin gingen, auch die Zarin zu einer thätigen Gegnerschaft gegen Frankreich zu bewegen, worauf wirklich noch am 17. September desselben Jahres der Beitritt Katharinas II. erfolgte. Auch die Mehrzahl der deutschen Reichsstände, die Preußens Friedensvermittlung ablehnten, dann Sardinien, Portugal und Neapel gesellten sich hinzu. Von Frieden war da keine Rede.

Eine friedliche Abkunft zwischen Frankreich und Österreich wäre vielleicht denkbar gewesen, wenn die Republik ihre letzten Eroberungen aufgegeben und an die Donaumacht zurückgestellt hätte. Die inneren Zustände in den letzten Zeiten des Konvents waren trostlos genug, um einer versöhnlichen Anschauung das Wort zu reden. Es herrschte eine Zerrüttung ohne Beispiel. Die Revolution hatte den morschen Bau des Feudalstaates mit überstürztem Eifer abgebrochen und noch nichts Dauerbares an seine Stelle setzen können. Hatte man unter dem Schlagworte der „Freiheit" die politischen Institutionen zerstört, so hatte die immer mehr zu tyrannischer Herrschaft ausgeartete Idee der „Gleichheit" die sozialen Fundamente erschüttert. Eherecht und Erbrecht waren im Sinne der revolutionären Tendenzen umgestaltet und damit nur erreicht worden, daß das Institut der Familie an Achtung und Geltung verlor. Man hatte die Kirchengüter und das Eigentum der meist willkürlich proskribierten Emigranten eingezogen und den Staatskredit darauf gegründet, ohne zu erwägen, daß der Wert des liegenden Gutes mit der Sicherheit der Rechtsverhältnisse abnehmen und dort, wo diese fehlte, zur bloßen Fiktion werden mußte. Die Folge war eine Hochflut von Papiergeld ohne Geltung, die Verarmung der soliden Geschäftselemente, das Emporkommen von

Spielern und Spekulanten, die Agiotage an Stelle des Handels, Korruption und Gewissenlosigkeit allerorten. Dazu kam die Verwirrung in den kirchlichen Angelegenheiten, die Unzulänglichkeit des neuen Unterrichtswesens, welches allgemeine Schulpflicht verkündete, ohne dieselbe durchführen zu können. Wahrlich, das Bild, welches der Marquis von Poterat, ein dunkler Charakter mit hellem Kopfe, in einer Denkschrift an die Regierung von der Lage Frankreichs entwarf, war in allen Punkten treu und richtig: „Betrachtet die Gefahren Eurer Stellung; sie sind wahrhaft erschreckend. Preußen ausgenommen, habt Ihr alle großen Mächte Europas zu erklärten Feinden; in Schlachten und Spitälern habt Ihr den größten Teil der Jugend des Landes verloren; bald werden die Rekrutierungen unmöglich werden. Die Bodenkultur ist aus Mangel an thätigen Armen. an Pferden und Dünger verkommen, Euer Handel, im Innern wie nach Außen, vernichtet, die Arbeiter der Fabriken haben entweder das Leben oder doch den Verstand verloren. Es fehlt auch an Vorräten und Kriegsbedarf für Eure Schiffe, ebenso an allen Artikeln, die aus der Fremde kommen, Kredit habt Ihr weder im Lande noch außerhalb. Der Verkehr ist überlastet mit einer unendlichen Menge von Papiergeld ohne Wert. Eure innere Verwaltung geht nicht vorwärts, da sie zu viele schlecht gewählte Fächer und Abteilungen hat. Endlich habt Ihr gar keine Regierung. Wann werdet Ihr eine haben? Werdet Ihr überhaupt jemals eine haben? Und wird es dann nicht zu spät sein?“ (Juli 1795)

Es war in der That aller Anlaß vorhanden, an Frieden und innere Kräftigung zu denken. Und wirklich gab es im Wohlfahrtsausschuß des Konvents eine Partei, welche die allgemeine Pazifikation wünschte, und wäre es auch um den Preis, sich mit den alten französischen Grenzen begnügen zu müssen. Aber die alten Grenzen waren das System des alten Regimes gewesen. Die radikale Revolution strebte darüber hinaus. Darum wollten auch jetzt ihre Wortführer den Frieden nur dann schließen, wenn mit ihm die Eroberungen des letzten Jahres

Frankreich gesichert blieben und der Staat in der Rheinlinie seine „natürliche" Grenze erhielt. Schon Rousseau hatte, sowie seine Theorie von Recht und Sitte, auch die der Landesgrenzen der Natur abgelauscht. Da nun aber das Ruhebedürfnis im Lande, insbesondere in Paris, ein sehr tief empfundenes war, so begreift man, daß die konservative Richtung den Beifall der Bevölkerung fand, während die Fortschrittsleute sich in einen schreienden Widerspruch mit derselben setzten und den Konvent schließlich in jene kritische Lage brachten, aus der ihn das strategische Talent Napoleons am 5. Oktober 1795 befreite. Drei Tage zuvor hatte die Majorität des Parlaments den Antrag der Regierungskommission auf Einverleibung Belgiens in Frankreich angenommen und damit ein Programm der Eroberung sanktioniert welches von nun ab zwanzig Jahre hindurch das System von Frankreich bleiben sollte*). Als bald nachher das Direktorium die Erbschaft des Konvents antrat, übernahm es mit ihr zugleich den Krieg gegen drei Großmächte Europas samt ihrem Anhang, und da die fünf Männer, welche jetzt an die Spitze von Frankreich traten: Barras, Rewbell, Carnot, Letourneur und Lareveillère-Lepaux, sämtlich der herrschenden Partei angehörten, war an eine Änderung der Politik nicht zu denken. Ihre enge Verbindung mit den republikanischen Thermidorianern (unter Tallien) und den Jakobinern (unter Sieyès) machte ihnen den Kampf mit den Monarchieen zur Pflicht, von dem kein Ende abzusehen war, und der auch kein Ende finden sollte, da er sonst die Revolution und mit ihr die Machtexistenz ihrer ehrgeizigen Führer beschlossen hätte. Sie sahen in den revolutionären Neigungen der fremden Völker die willkommensten Bundesgenossen, deshalb sollten Deutschland, die Schweiz und womöglich auch Italien durch eine systematische Propaganda insurgiert und in den Machtbereich der französischen Politik einbezogen werden. Es war ein Programm universaler Ausdehnung.

*) Wer die Akten und Reden über die im Jahre 1795 erwogene Frage der natürlichen Grenzen Frankreichs und der Einverleibung Belgiens liest, findet darin die spätere unersättliche Eroberungspolitik Napoleons mit

Die Ausführung blieb fürs Erste freilich hinter der Kühnheit der Konzeption zurück. Die Generäle Jourdan und Pichegru, welche zum Angriff den Rhein überschritten hatten, wurden von den österreichischen Feldherren Clerfayt und Wurmser wieder über

---

ihrer Verachtung aller hergebrachten Rechtsverhältnisse schon im Keime vorgebildet. In einem Edikte des Wohlfahrtsausschusses an den Geschäftsträger Barthélemy vom 26. Juni 1795 wird z. B. gefragt: „Wozu hätte uns denn der furchtbare Krieg und diese lange Revolution gedient, wenn Alles wieder werden sollte wie es war? Und glauben Sie wirklich, daß sich die Republik dann noch erhalten könnte?" Die Frage wird von Rewbell, dem späteren Leiter der auswärtigen Politik des Direktoriums, einem Diplomaten gegenüber folgendermaßen erörtert: Man müsse wenig vertraut mit den wahren Interessen der Republik oder von England und Österreich bestochen sein, wenn man des Friedens wegen die Rückkehr in die alten Grenzen vorschlage. Ein solcher Friede würde Frankreich nicht nur mit Schande bedecken, sondern auch die Zerstörung der Republik herbeiführen. Denn die Armeen, heimgekehrt in ein Land, welches sie nicht bezahlen kann, würden bald den Rest der Nationalgüter aufgezehrt haben und unzufrieden werden, sie würden sich an den politischen und religiösen Streitigkeiten beteiligen und die Folge würde ein Bürgerkrieg sein, der den übrigen Staaten das Signal gäbe, Frankreich das Schicksal von Polen zu bereiten. Dagegen gebe es in Belgien allein 3 Millionen Nationalgüter, in den übrigen okkupierten Ländern noch mehr, was die einzige Möglichkeit biete, die Assignaten zu tilgen. Tallien wurde nicht müde, den Grundsatz von 1792 zu wiederholen, man müsse Frankreich mit einem Kranze von abhängigen Tochterrepubliken umgeben, und Sieyès hatte sogar schon ein Projekt der Säkularisation der geistlichen Fürsten Deutschlands fertig gebracht, ganz ähnlich dem, welches im Jahre 1803 zur Ausführung kam. Mallet du Pan, der scharfsinnige Korrespondent des Wiener Kabinetts schreibt in einem Briefe vom 23. August 1795: „Die Monarchisten und viele Deputierte des Konvents würden gerne alle Eroberungen opfern um den Frieden zu beschleunigen. Aber die fanatischen Girondisten und das Komitee Sieyès bestehen auf dem Systeme der Ausdehnung. Aus drei Beweggründen: 1. um mit dem Territorium auch das Machtgebiet ihrer Nation zu vergrößern, 2. um allmählich Europa mit der französischen Republik in ein Föderativsystem zu bringen; 3. einen Krieg zu verlängern, der seinerseits die außerordentlichen Gewalten und die revolutionären Machtmittel aufrecht erhält." Vergl. unten Kapitel 8.

den Strom zurückgeworfen, und auch im Süden, bei der italienischen Armee, gingen die Dinge nicht vorwärts. Man hatte diesen letzteren Heeresteil allerdings durch aus Spanien herbeigezogene Truppen vermehrt und dem Befehle eines älteren Generals, Scherer, unterstellt, der bisher in den Pyrenäen thätig gewesen war. Aber wenn man diesen von Paris aus angewiesen hatte, durch die Appeninpässe in die Ebene vorzudringen, so war mit dem siegreichen Gefecht von Loano (23.—25. November 1795) nur die Einleitung dazu getroffen, als die rauhe Jahreszeit einfiel und die Aktion gegen die vereinigten Austrosarden unterbrach. Ein Glück noch, daß Österreich dem italienischen Krieg keine größere Bedeutung einräumte. Einen Augenblick lang hatte man allerdings in Wien gemeint, das Hauptkriegstheater vom Rheine weg nach Italien zu verlegen, was Bonapartes spätere Siege wahrscheinlich erheblich erschwert haben würde. Denn die Berichte welche Mallet du Pan anfangs 1796 über die Vorgänge in Paris nach Wien sandte, wiederholten, daß man französischerseits die feste Absicht habe, in Piemont und ins Mailändische einzudringen „coûte que coûte.“ Dennoch unterblieb jede entscheidende Maßregel. Die Engländer wußten durch ihre Subsidien die österreichischen Streitkräfte in Deutschland festzuhalten, was ihren eigenen Interessen besser entsprach; der Großherzog von Toskana weigerte den neapolitanischen Hilfstruppen den Durchzug durch sein Gebiet; Thugut selbst fürchtete preußische Übergriffe, wollte in Böhmen gerüstet sein und unterließ deshalb — bis auf wenige Bataillone — jede Verstärkung der italienischen Armee: kurz, alles wirkte zusammen, ein Kriegsgebiet zu vernachläsigen, auf welchem sich bald Ereignisse von der größten Tragweite abspielen sollten.

Der Unthätigkeit der Armee Scherers entgegen, war in Bonapartes Kriegsplan von der Möglichkeit, ja von der Notwendigkeit die Rede, im Süden die Offensive schon im Februar beginnen zu lassen. Gegen Scherers Klagen über Mangel und Not seiner Truppen, denen die armen Staatsfinanzen doch nicht abzuhelfen vermochten, verwies Bonaparte auf die Reichtümer

der lombardischen Ebene und versprach, den Krieg in Feindesland zu ernähren. Am 19. Januar 1796 wurde sein Feldzugsplan definitiv angenommen, und dem Oberkommandanten der italienischen Armee aufgetragen, danach zu handeln. Scherer weigerte sich dessen. Dergleichen Projekte, meinte er, möge nur derjenige selbst ausführen, der sie auszuhecken verstand, und bat um seine Entlassung. Das Gesuch kam erwünscht. Am 13. Vendémiaire hatte der kleine General den Männern, die jetzt das Ruder führten, ihre Existenz gerettet; jetzt zeigte er den Weg, wie ihre Politik zu retten war. Wo jedes Mißgeschick im Felde das Direktorium erschüttern, die Opposition dagegen nähren mußte, versprach er Triumphe, die das Vorgehen der Regierung rechtfertigten und seine Stellung befestigten. Scherer wurde des Oberbefehls enthoben. Napoleon trat an seine Stelle. Am 27. März übernahm er in Nizza das Chef-Kommando.

Der neue Befehlshaber fand seine Truppen in einem kläglichen Zustande vor. Von dem Effektivstande der sechs Divisionen (60282 Mann) waren über 22000 in den Spitälern und nur bei 38000 zum Schlagen bereit. Diese, kampfgeübte und abgehärtete Naturen, litten unter dem Mangel ungenügender Verpflegung und dürftigster Ausrüstung, denn der Abhang des Appenin mit seinen armen Dörfern hatte nicht viel zu bieten, und die Staatskassen von Frankreich waren leer. Da klang das Manifest, welches der junge Oberfeldherr — Napoleon war jünger als jeder seiner Generale — an sein Heer richtete, wie eine erlösende Botschaft: „Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt, die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben; Eure Geduld und Euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen Euch keinen Ruhm und kein Strahl seines Glanzes fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung sein; dort werdet Ihr Ehre, Nutzen und Reichtum finden: Soldaten von Italien, solltet Ihr es da an Mut und Ausdauer fehlen lassen?“

Diese Sprache ist der ungeschminkte Ausdruck der ganzen Politik der Verlegenheit, zu welcher sich Frankreich seit geraumer Zeit verurteilt sah. Schon der Konvent hatte den Armeen, die über den Rhein gingen, den Grundsatz mit auf den Weg gegeben, die Truppen müßten auf Feindeskosten leben und ihre Führer sollten Alles anwenden, um sich die nötigen Subsistenzmittel von den Gegnern zu verschaffen. Das Direktorium änderte nichts an der Maxime, sie bildete sie nur noch mehr aus. Die Worte sind aber auch bezeichnend für den Mann, der sie sprach: er kannte die Menschen zu genau, um zu Armen und Ehrgeizigen nicht von Gold und Ruhm zu reden. Es war ein kühnes Versprechen; kühner aber noch die Thaten, die es in Erfüllung brachten.

Wir erinnern uns, daß Napoleon vor zwei Jahren Robespierre gegenüber die Wichtigkeit einer Forcierung der Appeninpässe von Savona aus betont und sich selbst damals im geheimen Auftrage des Diktators genaue Kenntnis von dem Terrain und den Befestigungen des Feindes verschafft hatte. Jetzt weiß er seine Erfahrung zu nutzen, und zwar nach denselben taktischen Grundsätzen, die er ebenfalls schon im Jahre 1794 dem Gewalthaber in Paris mitgeteilt hatte. „Es ist um die Systeme der Kriegführung — äußerte er sich dazumal — genau dieselbe Sache, wie um die Belagerung fester Plätze. Man muß sein Feuer gegen einen einzigen Punkt vereinigen. Ist einmal Bresche geschossen, dann ist das Gleichgewicht ins Schwanken gebracht, aller Widerstand ist fruchtlos, der Platz ist genommen. Man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern konzentrieren, sich zerteilen um zu leben, sich vereinigen um zu schlagen. Die Einheit des Kommandos ist notwendig um den Sieg zu sichern. Die Zeit ist Alles."

Die Straße, welche von Savona nach Norden über den Kamm des Appenin zieht, teilt sich jenseits in zwei Arme, von denen der eine westwärts über Millesimo und Ceva nach Turin, der andere nordostwärts über Cairo und Dego nach Alessandria

und Mailand führt. Jenen hielten die Piemontesen, diesen die Österreicher, beide in starker Fühlung miteinander, besetzt. Hier galt es zwischen durch zu dringen. Ein schlecht überlegter Plan des österreichischen Feldherrn Beaulieu, die bis Voltri vorgeschobene Division Laharpe von Osten her anzugreifen, indes sein Untergeneral Argenteau von Montenotte (nördlich von Savona) aus ihr in den Rücken fallen sollte, nötigte Bonaparte noch vor dem Eintreffen der erwarteten Armeelieferungen loszuschlagen. Laharpe zog sich vor Beaulieu nach Savona zurück, Argenteau aber wurde am 12. April 1796 von einer doppelten Übermacht bei Montenotte mit sehr großen Verlusten besiegt. Tags darauf ward eine zweite österreichische Abteilung, welche dem piemontesischen General Colli zugeteilt war, von Massena und Augereau, Bonapartes Unterfeldherrn, bei Millesimo auseinandergejagt. Und sofort wandte sich Napoleon selbst wieder nördlich gegen die Reste des Argenteauschen Korps, die er am 14. bei Dego aufrieb. Beaulieu, aus Furcht mit der Hauptarmee auf der Straße nach Alessandria abgeschnitten zu werden, zog sich am 16. aus den Bergen in die Ebene nach Acqui zurück, und somit war Napoleon sein erster Schachzug gelungen: er hatte seine Armee zwischen die Verbündeten eingeschoben, die Österreicher weggedrängt und die Piemontesen bei Ceva isoliert. Diese Letzteren räumten dann gleichfalls ihre vorgeschobene Position, nicht ohne auf dem Rückzuge bei Mondovi am 21. April noch eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Da lag die verheißene Ebene vor den Franzosen offen, deren Vortruppen sich denn auch bald bis nach Cherasco und Alba ausdehnten. Napoleon hatte seinen Soldaten sein Versprechen voll gehalten. Von nun ab hingen sie ihm mit blindem Vertrauen an. Neben Österreichern und Piemontesen hatte sein Genie auch noch einen dritten Feind überwunden: das Mißtrauen und den Neid seiner Unterfeldherren. Sie sind ihm von jetzt an treu ergeben. Dem Direktorium in Paris hat er aufs neue Achtung abgenötigt, indem er, gegen dessen Befehl, zuerst Colli

und nicht Beaulieu nachrückte, und mit seinen schlagenden Gründen — keinen Feind im Rücken dulden zu können — Recht behielt.

Das Verhalten des Königs Viktor Amadeus von Sardinien entsprach vollkommen den Voraussetzungen Napoleons. Von Österreich unzulänglich unterstützt, im Lande selbst von einer revolutionären Stimmung bedroht, ohne Mittel, sich zu verstärken, wandte er sich den Franzosen zu und begehrte einen Waffenstillstand als Einleitung zum Frieden. Bonaparte bewilligte denselben gegen Einräumung von drei Festungen als Pfand und freien Verkehr durch ganz Piemont. Am 28. April ward der Vertrag geschlossen, mit dem sich Frankreich des sardischen Gegners entledigte. Napoleon eilte dem österreichischen nach. Dieser war aus Piemont fort ins Lombardische gezogen und erwartete den Feind in einer festen Stellung hinter dem Ticino. Bonaparte aber erschien nicht, wo ihn Beaulieu wähnte, er war vielmehr den Po abwärts marschiert, um ihn erst bei Piacenza zu passieren und auf solche Art dem Gegner in den Rücken zu kommen. Als Jener davon erfuhr, konnte er nur noch mit der größten Anstrengung und unter Aufgebung von Mailand bei Lodi hinter die Adda zurückgehen. Aber auch diese Linie ließ sich nicht halten. Am 10. Mai langten die französischen Kolonnen dort an und forcierten mit unerhörter Bravour den Übergang. Die Österreicher flüchteten, und erst hinter dem Mincio und in der Festung Mantua sammelten sich die Reste der geschlagenen Armee. Die Lombardei war erobert. Napoleon hielt am 16. Mai seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Am Sitze der französischen Regierung hatte man den unerhörten Siegeszug des ehrgeizigen Generals bald nicht ohne einige Bedenklichkeit verfolgt. Ohne den seiner Armee beigegebenen Regierungskommissär Salicetti zu Worte kommen zu lassen, hatte Bonaparte den Waffenstillstand mit Piemont abgeschlossen, während die Regierung gewünscht hatte, dieses Land zur Republik zu machen. Als dann das Direktorium notgedrungen den Frieden unterzeichnete, schrieb er nach Paris: „Ich habe Euren Friedensver-

trag mit Sardinien erhalten, die Armee hat ihn gut geheißen." Das war ein neuer Ton. Das Heer sanktionierte die Handlungen der Regierung und stellte sich neben dieselbe mit einem eigenen Willen, während es bisher nur das gefügige Werkzeug der Pariser Führer gewesen war. Eine entscheidende Wendung der Dinge kündigte sich mit diesen wenigen Worten an, die nicht unbemerkt blieben. Einige meinten sogar, man müsse Napoleon für diesen Brief füsilieren lassen. Aber sein Protektor Barras und die jakobinische Kriegspartei ließ sich auch das bieten. Nur meinte man den eigenmächtigen Gelüsten des Generals für die Zukunft vorbauen zu sollen und beorderte Kellermann, den Chefkommandanten der Alpenarmee, mit seinem Heere das italienische zu verstärken und sich mit Bonaparte in den Oberbefehl und die weiteren Operationen zu teilen. Alle diplomatischen Geschäfte sollten Salicetti vorbehalten bleiben. Dieses Dekret erreichte Napoleon nach dem Siege an der Adda und traf ihn hart. Seinen Ruhm und die Machtstellung, die er sich erkämpfen wollte einem Anderen einzuräumen, erschien ihm unerträglich. Sein Ehrgeiz diktierte ihm einen Brief, den seine Einsicht taktvoll und bestimmt zugleich zu fassen verstand: „Wenn Ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt," schrieb er am 14. Mai 1796 an das Direktorium, „wenn Ihr meine Schritte von dem Urteile der Regierungskommissäre abhängig macht, wenn diese das Recht haben, meine Bewegungen abzuändern, mir Truppen zu schicken oder wegzunehmen, dann erwartet nichts Gutes mehr von mir . . . Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Italien ist es unerläßlich, daß Ihr einen Feldherrn habt, der Euer ganzes Vertrauen besitzt. Bin ich es nicht, so werde ich mich darüber nicht beklagen, ich werde dann meinen Eifer verdoppeln um Eure Achtung auf jedem anderen Posten zu gewinnen, den Ihr mir anvertrauet. Jeder hat seine Art Krieg zu führen. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird ihn besser führen als ich. Aber wir beide gemeinsam werden es schlecht machen." Und an Carnot, den Direktor in Kriegsachen:

„Ich kann Euch nur dann von Nutzen sein, wenn Ihr mir dieselbe Achtung zu teil werden lasset, die Ihr mir in Paris bezeugtet. Ob ich hier oder dort Krieg führe, ist mir gleichgiltig; dem Vaterlande dienen, bei der Nachwelt ein Blatt in unserer Geschichte erwerben, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit und Ergebenheit geben, das ist mein Ehrgeiz." Nein, nein, es war ihm nicht gleichgiltig wo er kämpfte; von der ganzen Beteuerung war nur der Appell an die Nachwelt aufrichtig gemeint, an deren Urteil Napoleon fortwährend gedacht und die er noch in seinen letzten Stunden durch ein weitläufiges Gewebe von Erfindungen und Beschönigungen zu beeinflussen gesucht hat. „Der menschliche Ehrgeiz," sagte er einmal als Konsul zu Frau von Rémusat, „erschafft sich sein Publikum, wie er es in jener idealen Welt wünscht, die er die Nachwelt nennt. Gelangt er dahin, sich vorzustellen, daß in hundert Jahren ein Dichter an eine große That erinnern, ein kunstvolles Gemälde ihrem Andenken huldigen werde, so wächst die Einbildungskraft, das Schlachtfeld hat keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich, und ihr Brüllen ist nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtausend noch unseren Enkeln den Namen eines Braven verkünden soll."

Aber gleichviel, ob aufrichtig oder unaufrichtig, genug, das Direktorium gab nach. Die Geltung Kellermanns war gering, und Bonaparte mit seinem Requisitionstalent, welches er so glänzend bewies, für die Finanzen Frankreichs kaum zu entbehren. Die Ordre wurde zurückgenommen und nur der Wunsch ausgesprochen, eine Expedition über Livorno nach Rom und Süd-Italien dem Marsche nach Norden voraufgehen zu lassen. „Von da ab", heißt es in den Denkwürdigkeiten von St. Helena, „glaubte Napoleon selbst an seine Größe und an seinen Beruf, eine entscheidende Rolle in der Politik Frankreichs zu spielen." Thatsache war, daß er in Italien freie Hand hatte, zu thun wie ihm beliebte. Nur galt es vor allem, Beaulieu völlig unschädlich zu machen.

Das Gebiet der Stadt Venedig reichte damals noch

weit nach Westen bis an den Comosee zurück, und Brescia und Bergamo bildeten venezianische Provinzen. In diese Landschaft ließ Napoleon einen Teil seiner Armee einrücken und dadurch den Rückzug des österreichischen Feldherrn vom Mincio nach Tirol bedrohen. Dann wurde bei Borghetto der Übergang über den Fluß erzwungen (30. Mai), Beauliens Streitkraft auseinandergesprengt, ein Teil derselben in die österreichische Festung Mantua, der andere an die Etsch zurück und nach Tirol gejagt. Mit Ausnahme der 12 000 Mann, welche Mantua besetzt hielten, gab es nunmehr kein österreichisches Korps auf italienischem Boden, und Bonaparte konnte es unternehmen, die Anhänger der Besiegten seinem Willen zu unterwerfen oder doch nach Möglichkeit zu brandschatzen. „Führt aus Italien alles weg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann," hatte das Direktorium an ihn geschrieben, und er kam diesem Auftrage pünktlich nach. Am 9. Mai hatte er mit dem Herzog von Parma, am 17. mit dem von Modena einen Waffenstillstand für den Preis von vielen Millionen Franken in Natural- und Kunstlieferungen aller Art abgeschlossen, denn die Gemälde der alten Meister standen ebenso wie Ochsen und Getreide auf den Listen seiner Forderungen. Nach dem Siege am Mincio zwang er auch Neapel einen Vertrag auf, der diesem Staate Neutralität gebot und die Verpflichtung auferlegte, seine Schiffe von der englischen Flotte zu trennen. Darauf wurde der Handelshafen von Livorno okkupiert und mit maßlosen Requisitionen heimgesucht. Endlich mußte auch die päpstliche Regierung, welche die Besetzung der ewigen Stadt durch die gottlosen Republikaner fürchtete, am 23. Juni von Napoleon sich Waffenruhe erkaufen, indem sie die Legationen Ferrara und Bologna und den wichtigen Hafen Ancona den Franzosen bis zum Friedensschluß einräumte, die englischen Schiffe von der Küste des Kirchenstaates fernzuhalten und den Siegern neben 20 Millionen Franken Geldes eine große Anzahl von Kunstwerken zu überliefern versprach.

Zu einem friedlichen Genuß dieser Erfolge sollte es aber noch lange nicht kommen. Österreich, dessen Interesse an seinem Besitz und Einfluß in Italien wir kennen, setzte alles daran, die verlorene Position wieder zu erobern. Vom Rheine weg wurde der Obergeneral Wurmser nach Tirol beordert, um an Stelle Beaulieus den Oberbefehl zu übernehmen und mit neuen Streitmassen Mantua zu entsetzen. Napoleon wußte sehr wohl, daß ihm ein harter Kampf bevorstand, von dessen Ausgang es abhing, ob er seine persönliche Machtstellung aufrecht zu erhalten vermochte oder nicht, und er traf seine Dispositionen. Was der junge Feldherr hier während der nächsten Monate im Kampfe gegen vier einander ablösende Armeen geleistet hat, gehört zu dem Bewunderungswürdigsten der Kriegsgeschichte, geleistet freilich mit der Überlegenheit seines unerschöpflich reichen Talentes, mit seinem Scharfblick für Gunst und Ungunst des Terrains, für Schwäche und Stärke, Vorzüge und Fehler des Feindes, mit seiner allgegenwärtigen Umsicht, welche alle Punkte und alle Momente der Aktion zugleich in Aug' und Sinn behielt, und mit der vollen Schätzung des Augenblicks. Und dazu kam noch ein Zweites. Die Generale, die ihm auf den italienischen Feldern gegenüberstanden, waren in den Grundsätzen einer methodischen Strategik gebildet und erfahren und wie alle die Feldherren der alten Staaten mit ihrem teuren Söldnermaterial zur möglichsten Schonung desselben verpflichtet: ihnen galt noch das unblutige Manöver als die Hauptsache. Die Generale der Revolution dagegen mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Volksheeren und dem Fanatismus der Eroberung, welcher dieselben lenkte, mit ihren Rekruten, die nichts kosteten, und ihren Kriegen zu Lasten der fremden Völker konnten sich über den Grundsatz der strategischen Ökonomie leicht hinwegsetzen: ihr Zweck war die blutige Entscheidung, falle was da wolle. Auch Friedrich der Große, dessen Schriften Napoleon am eifrigsten studierte, hatte schon dasselbe Prinzip verfochten; die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener

Gegner hatten ihn dazu gezwungen. Nur unterschied sich seine Kriegführung von der Bonapartes — wie einmal sehr richtig bemerkt worden ist — in dem wesentlichen Punkte, „daß er nicht, wie dieser, monatlich 10000 Menschen zu verzehren hatte." Die Armeeverhältnisse der Revolution organisiert zu haben, ist das Verdienst Dubois de Crancés und Carnots. Das Prinzip der taktischen Offensive aber in genialster Weise zur Geltung gebracht zu haben, bleibt dasjenige Napoleons. Der Kontrast zwischen dem 27jährigen General der Republik, der rücksichtslos und verwegen nur den Geboten seiner eigenen Eingebung gehorchte, und dem 79jährigen österreichischen Feldherrn mit seiner Abhängigkeit von Kaiser, Minister und Hofkriegsrat prägte sich in dem ganzen Gange des nächsten Feldzuges nur zu deutlich aus.

Ende Juli — viel zu spät — drangen die Österreicher in zwei Heere geteilt mit Ungestüm aus Tirol hervor: das eine unter Quosdanovich, vom Westufer des Gardasees her, das andere unter Wurmser, dem Laufe der Etsch folgend. Ihre Streitkräfte waren den französischen, die im Präsenzstande, die Belagerungsdivision von Mantua mit eingerechnet, nur 42000 Mann betrugen, um mehr als 10000 Mann überlegen. Gelang der Plan, in einer gemeinsam und gleichzeitig durchgeführten Aktion die Armee Napoleons zu umarmen, so war deren Schicksal besiegelt, um so mehr, als die österreichische Mannschaft sich gleich bei den ersten Gefechten als überaus standhaft und mutig bewies. Napoleon erkannte die Gefahr in ihrer ganzen Größe und dachte schon an Rückzug hinter die Adda, ließ sich aber doch von seines Untergenerals Augereau prahlerischer Zuversicht fortreißen und wagte, unter der steten Gefahr zwischen zwei Feuer zu geraten, den Kampf. Und das kühne Wagnis gelang. Mit allen verfügbaren Truppen warf er sich zunächst auf Quosdanovich, besiegte ihn bei Lonato (3. und 4. August) und zwang ihn zur Rückkehr nach Tirol. Dann wandte er sich gegen Wurmser, der seinen allzu bedächtigen Vormarsch mit einer eklatanten Niederlage bei Castiglione (5. August) büßen mußte; auch ihm

blieb nur der Weg ins Gebirge frei. Mantua, dessen Blockade hatte aufgegeben werden müssen, wurde neuerdings von den Franzosen eingeschlossen.

Eine endgiltige Entscheidung hatten freilich diese Siege nicht gebracht. So lange die wichtige Festung nicht in seinen Händen war, konnte Napoleon nicht daran denken, weiter vorzugehen, da die einfache Zernierung derselben einen viel zu großen Teil seiner Armee beschäftigte, als daß der Rest auf eigene Faust nach Tirol oder Innerösterreich hätte vordringen können. Und da auch österreichischerseits dieser Platz ebenso gewürdigt wurde und sein Verlust zugleich für den Wiener Hof den Verlust der italischen Landschaften bedeutete, so verdoppelte man die Anstrengungen, ihn zu halten und zu befreien. Am 19. August erließ Kaiser Franz einen strikten Befehl an Wurmser, nochmals gegen Mantua vorzurücken. Dieser that dies anfangs September mit einem Teile seiner Armee durch das Thal der Brenta, während der zweite, unter Davidovich, die Position im Etschthal halten und, wenn Wurmser von Bassano aus nach Westen rückte, den Fluß abwärts stürmen sollte. Dieser Plan wurde jedoch bald nach Beginn der Aktion zu Schanden, indem Napoleon mit seiner Hauptmacht in Tirol eindrang, Davidovich weit hinter Trient zurück drängte, hier das Brentathal gewann und nun hinter Wurmser hereilte und ihn in der Schlacht bei Bassano aufs Haupt schlug (8. September). Die Trümmer der geschlagenen Armee erreichten mit ihrem alten Feldmarschall nur unter großen Anstrengungen die deckenden Mauern Mantuas. Eine Abteilung war nach Osten hinter den Isonzo zurückgewichen. Das Unternehmen hatte Österreich über 100 Geschütze, das gesamte Material und weit über 10 000 Mann gekostet.

Das war ein weitaus größerer kriegerischer Erfolg für Napoleon gewesen als der Schlachttag von Castiglione ihn eingebracht hatte. Und er gewann besonderes Gewicht dadurch, daß er zu einer Zeit errungen wurde, in welcher die Vorteile, welche

die Armeen Moreaus und Jourdans in Deutschland davongetragen hatten, wieder verloren gegangen waren. Dort war durch die Abgabe von Truppen für die italienische Operation die österreichische Armee schwächer geworden, so daß der junge Erzherzog Karl, der auf dem niederländischen Schauplatze Talent verraten und dann an Wurmsers Stelle das Oberkommando übernommen hatte, den Gegner weitaus überschätzend, wieder über den Rhein zurückgegangen war. Dadurch war Moreau, der nun anstatt Pichegrus die Südarmee kommandierte, zum Übergang über den Strom eingeladen worden. Er schlug den Erzherzog und drückte denselben bis hinter die Donau zurück. Auch Jourdan konnte gegen die zweite österreichische Heeresabteilung unter Wartensleben vor und bis nach Franken dringen. Württemberg und Baden schlossen Frieden mit Frankreich, Sachsen rief seine Truppen ab und erklärte sich neutral, und es wollte scheinen, als sollte sich die ehedem geplante Vereinigung der republikanischen Armeen in Tirol zum Vormarsch auf Wien wirklich vollziehen. Da, es war anfangs September, gelang es Erzherzog Karl, Jourdan bei Würzburg aufs Haupt zu schlagen und dadurch auch Moreau wieder aus Süddeutschland hinaus an den Rhein zu nötigen. Österreichs Waffenehre zum mindesten war glänzend hergestellt. Nun kam wieder Alles auf Mantua an.

Bonaparte hatte nach seinen letzten Siegen — wieder den Absichten des Directoriums entgegen, welches die Lombardei im Frieden um den Preis von Belgien und der Rheinlinie an Österreich zurückgeben wollte — die oberitalienischen Völkerschaften zum Aufstand gegen die angestammte Herrschaft und zur Bildung nationaler Legionen aufgerufen, die denn auch wirklich in Mailand und Bologna errichtet wurden. Das österreichische Prestige stand auf dem Spiele. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, es zu bewahren. Ausgedehnte Rüstungen, namentlich in Kroatien und der Militärgrenze, das Aufgebot der tirolischen Landesschützen vermehrten die kaiserlichen Streitkräfte, so daß bald Davidovich in Tirol über

18 000, Quosdanovich in Friaul über 25 000 Mann verfügte. Der bejahrte Feldzeugmeister Alvinczy, ein wackerer aber ebenfalls in einer ergrauten Methodik eingerosteter Soldat, erhielt den Oberbefehl. Es war just, als ob das Schicksal diesem jungen energischen Genius gerade die ältesten, sklavisch am Hergebrachten hängenden Gegner in den Weg gestellt hätte, um seine Siege auch äußerlich als den Triumph einer neuen Zeit erscheinen zu lassen.*) Die Österreicher waren wieder in der Überzahl als mit dem 1. November Alvinczy von der Piave her nach Westen, Davidovich in der Richtung auf Verona nach Süden, den Vormarsch begannen. Nur bestand die Truppe zumeist aus jungen Rekruten, welche, wie die Kroaten, ihre Vorzüge im Angriff, in ihrem Mangel an nachhaltiger Zähigkeit aber einen bald fühlbaren Nachteil aufwiesen. Wirklich war auch der Beginn der Aktion für Napoleon durchaus ungünstig, so daß einen Augenblick lange dieselbe Gefahr wie vor Castiglione bestand, von beiden feindlichen Heeresteilen zu gleicher Zeit erfaßt zu werden. Aber ein Erfolg vor Verona (12. November), der den Franzosen an 3000 Mann kostete, wurde von den Österreichern nicht ausgebeutet, und Napoleon behielt Zeit, einen neuen genialen Plan vorzube-

---

*) Bonaparte sprach sich einmal, im Jahre 1797, folgendermaßen über den Feind aus: „Meine militärischen Erfolge sind groß; aber wie ist auch der Kaiser bedient! Seine Soldaten sind gut und tapfer, wenn auch etwas schwerfällig und wenig aktiv im Vergleiche zu den meinigen. Aber welche Offiziere! Sie sind abscheulich (détestables). Die Generale, die man mir entgegenstellte, waren untauglich: ein Beaulieu, der von den Örtlichkeiten Italiens keine Ahnung hatte, ein Wurmser, taub und langsam ohne Ende, Alvinczy ganz unfähig. Man hat sie beschuldigt, von mir gewonnen zu sein; das ist unrichtig, ich dachte nicht daran. Aber ich kann es erhärten, daß diese drei Generale nicht einen einzigen Generalstab hatten, von dem nicht mehrere der obersten Offiziere mir ergeben und verkauft gewesen wären. Daher hatte ich Kenntnis nicht allein von ihren beschlossenen Plänen, sondern auch von ihren Entwürfen, und zerstörte sie, ehe sie noch zu Ende beraten waren." (Jung, Bonaparte III. 154.) Wie weit dies harte Urteil gerechtfertigt ist, kann man nicht entscheiden. Unordnung im österreichischen Offizierskorps wird allerdings auch sonst bezeugt.

reiten, welcher ihn in Flanke und Rücken Alvinczys bringen sollte. Mit unglaublicher Kühnheit reduzierte er die Streitkräfte in Verona und vor Mantua auf ein Minimum, zog mit allen übrigen Truppen, etwa 20000 Mann, die Etsch abwärts, um bei Ronco auf das östliche Ufer zu gehen und den Feind zu überraschen. Das sollte allerdings nicht so bald gelingen. An dem Flüßchen Alpone bei Arcole stellten sich ihm ein paar Bataillone Kroaten entgegen, die unter ihrem Oberst Brigido die dortige Brücke zu halten suchten, bis Verstärkungen kamen. Alles lag daran, den Übergang zu forcieren, ehe dieselben eintrafen, und das dominierende Dorf zu nehmen. Das mörderische Feuer der Gegner aus gedeckter Stellung schlug jeden Sturm der Franzosen ab. Da ergriff Napoleon selbst eine Fahne und stürmte mit seiner Suite auf die Brücke hinaus, ein Adjutant fiel neben ihm, mehrere Offiziere wurden verwundet, umsonst, ein Angriff der Österreicher brachte alles in Verwirrung und den Obergeneral, der, von seinen fliehenden Soldaten nach rückwärts gerissen, in einen Sumpf fiel, in Lebensgefahr. Nur mit Mühe gelang es seinem Adjutanten Marmont und seinem Bruder Ludwig, ihn aus dem Morast zu ziehen und vor den verfolgenden Feinden zu bergen. Erst die Dunkelheit ließ die Franzosen ihre Stellung an der Etsch wieder gewinnen (15. November). Da unterdessen die gesamte Streitmacht Alvinczys sich um Arcole konzentriert hatte, kam es am folgenden und zweitfolgenden Tage bei diesem Dorfe zu neuem blutigen, lange unentschiedenen Ringen, bis die stahlharten Soldaten Napoleons schließlich durch ihre physische Ausdauer den Sieg über die braven österreichischen Rekruten errangen. Die dreitägige Schlacht von Arcole (15.—17. November 1796) war für Frankreich gewonnen. Der säumige Davidovich, der daran nicht teilgenommen hatte, wurde sogleich nach dem Kampfe ebenfalls angegriffen und nach Tirol zurückgeworfen. Damit war auch der dritte Versuch zur Befreiung Mantuas gescheitert.

Aber noch einen vierten wagte Österreich, das seine vorge-

schobene Position in Italien nur mit seiner letzten Kraft aufgeben wollte. Noch einmal rückte Alvinczy, anfangs 1797, jetzt aus Tirol, gegen den Feind vor. Ihn zu besiegen hatte er selbst keinerlei Hoffnung und gehorchte lediglich dem Befehle des Kaisers. Und doch hat es auf dem Plateau von Rivoli, am 14. Januar, einen Augenblick gegeben, welcher, wirksam benutzt, den Österreichern einen entscheidenden Erfolg gebracht hätte. Aber hier versagte die Mannschaft, die, bereits siegreich vordringend, vor einer unbedeutenden Kavallerie-Attaque in Verwirrung geriet und in haltloser Flucht zurückeilte. Der letzte Rettungsversuch war mißglückt. Am 3. Februar fiel die Festung Mantua. Österreichs Vorherrschaft in Italien war zu Ende.

Thugut, ein Mann von ernstem Willen und hoher politischer Begabung, vermochte kaum daran zu glauben. Erst vor zwei Jahren noch, als Österreich mit Rußland den Rest von Polen aufteilte, hatte er, wie ehedem Kaunitz und Joseph II., die politische Unterstützung des nordischen Nachbars für weitere Erwerbungen in Italien zu erlangen gewußt. Aber im Jahre 1796 starb Katherina II. und ihr Nachfolger Zar Paul I. wollte von einer effektiven Hilfeleistung zum Zwecke der Vergrößerung Österreichs nichts wissen. Als dann England, der andere Bundesgenosse, seine Flotte aus dem Mittelmeere herauszog und dadurch die Operationen der Franzosen in Italien sehr erleichterte, war die Sache noch schwieriger geworden. Und nun hatte der Kampf mit einer entschiedenen Niederlage geendet. Aber trotzdem meinte Thugut den Krieg nicht aufgeben zu sollen: „Noch haben wir Mittel, nur müssen wir uns zusammennehmen.“ Er will jetzt die Aktion vom Rheine weg gänzlich nach Italien verlegen, was freilich besser um ein Jahr früher geschehen wäre. Der Erzherzog Karl, der Sieger im Vorjahre, sollte den Oberbefehl über die durch die Divisionen des Rheinheeres verstärkte italienische Armee übernehmen und aus Tirol einen gewaltsamen Vorstoß nach Süden machen, um Bonaparte den Weg durch Innerösterreich auf Wien zu verstellen. Das alles mußte freilich so bald als thunlich ins

Werk gesetzt werden. Es kam aber anders. Der Kaiser, von seiner Gemahlin, einer Tochter der Königin von Neapel, im Auftrage der Letzteren um Frieden bestürmt, von einer hochtorystischen Partei gegen den emporgekommenen Minister eingenommen, schwankte wochenlang, bevor er den Entschluß zur Fortführung des Krieges faßte, und als es endlich dazu kam, da war es nicht Tirol, wo man die Hauptmacht konzentrierte, sondern Friaul, wohin sie der Rückzug nach dem Tage von Rivoli geführt und wo sie, offenbar der leichteren Verpflegung wegen, stationiert geblieben war. Fatal war nur, daß dadurch die Verstärkungen vom Rheinheere um einige Wochen länger benötigten, bevor sie am Orte ihrer Bestimmung anlangten, da die Kommunikation zwischen Friaul und Tirol durch die Val Sugana unterbrochen war. Sie waren in der That noch unterwegs, als die Operationen in der ersten Hälfte des März 1797 von den Franzosen begonnen wurden.

Auch Bonaparte hatte nicht sogleich nach dem Falle von Mantua den Krieg gegen Österreich fortgesetzt. Auch seine Armee hatte gelitten und mußte durch bedeutende Verstärkungen vom Rhein und von der Sambre her zu neuen gewagten Unternehmungen tüchtig gemacht werden. Die Zwischenzeit wurde von ihm zu einem Zuge gegen Rom benutzt. Pius VI. hatte sich geweigert, auf einen Friedensvorschlag des Direktoriums einzugehen, weil derselbe in den kirchlichen Bereich übergriff, Anerkennung der Civilverfassung des Klerus in Frankreich, Aufhebung der römischen Inquisition u. dgl. m. verlangte. Er hatte sich mit Österreich verständigt und die im Juni zugestandenen Millionen nicht bezahlt. Mit dem Fall Mantuas aber hatte auch der heilige Vater sein Spiel verloren, und Napoleon erklärte ihm am 1. Februar 1797 den Krieg. Mit einer geringfügigen Streitmacht trieb er die unsäglich feigen päpstlichen Truppen vor sich her und bahnte sich den Weg durch die Romagna und das Herzogtum Urbino bis nach Ancona. Es wird unvergessen bleiben, wie sein Divisionär Lannes mit den

geringsten Opfern Tausende der Gegner zur Ergebung zwang und einige hundert päpstliche Reiter, denen er, nur von wenigen Offizieren begleitet, begegnete, durch das Kommando, abzusitzen, verblüffte und entwaffnete. Vergebens, daß die Mönche der Schlüsselarmee Kampf und Ausdauer predigten, vergebens, daß allerorten Madonnenbilder im Zorn über die Franzosen die Augen verdrehten, die Krieger des Papstes wurden dadurch nicht mutiger und der Fall von Rom stand in nächster Aussicht. Aber Napoleon ging nicht so weit. Eine Bedrohung der Hauptstadt hätte Pius zur Flucht genötigt und das Ende eines Krieges in die Ferne gerückt, den der General nur als Episode in dem größeren Kampfe auffaßte und möglichst bald mit Vorteil zu beendigen wünschte. Seine politische Einsicht, welche weit davon entfernt war, das staatliche Moment der Kirche zu unterschätzen, wie die Pariser Direktoren thaten, half ihm dabei wesentlich. Anstatt den Katholizismus im Keime zu treffen, wie Jene es wünschten, ließ er dem Papste in allen geistlichen Dingen freie Hand, Rom unbedroht und brachte damit am 19. Februar 1797 zu Tolentino einen Frieden zuwege, welcher materiell und politisch durchaus vorteilhaft war: Pius entsagte jedem antifranzösischen Bündnisse, verschloß seine Häfen den Engländern, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna, sowie den wichtigen Hafen Ancona an Frankreich ab und zahlte zu den noch schuldigen sechzehn Millionen weitere vierzehn.

Wieder einmal hatte Bonaparte gegen den Willen des Direktoriums seine eigene Absicht walten lassen, so wie dort, wo er mit dem Könige von Sardinien eigenmächtig einen Waffenstillstand abschloß. Er hatte offenbar mit Italien andere Pläne als die Herren in der Hauptstadt. Und welche? Wir sehen ihn einmal sich gegen den Vorwurf verteidigen, als wollte er sich zum Herzog von Mailand oder zum Könige aufwerfen. Vielleicht hat er wirklich daran gedacht und deshalb einen modus vivendi mit dem Papste gesucht. Wahrscheinlich aber faßte er schon jetzt klar und sicher die Möglichkeit ins Auge, selbst

einmal an der Seine zu herrschen und dann seinem Szepter mehr Fundament und ein weiteres Terrain zu schaffen als dies den Direktoren gelungen war. Carnot argwohnte in ihm „einen zweiten Cäsar, der nicht säumen werde, über den Rubicon zu gehen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu biete". Thatsache ist, daß von dem Reichtum italienischer Kontributionen nur wenig zur Disposition der Regierung und zur Unterstützung der anderen Armeen gelangte. Dagegen sah es Napoleon nicht ungerne, wenn seine Generale an der Beute ihren Anteil suchten, um sich ihrer Abhängigkeit zu versichern. Sie bargen ihre Schätze heimlich in der Schweiz.

Als Bonaparte in Ancona anlangte, machte die Nähe der Türkei tiefen Eindruck auf ihn. „In vierundzwanzig Stunden — schrieb er nach Paris — kann man von hier nach Macedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unseren Einfluß auf die Geschicke des osmanischen Reichs". Da mochte die Gestalt Alexanders des Großen vor sein inneres Auge getreten sein und dem ehrgeizigen Manne den Prospekt auf eine orientalische Weltherrschaft eröffnet haben, von der das Direktorium damals sich kaum etwas träumen ließ. In ihrem Banne ist er später nach Ägypten gegangen, und erst als er von dort nach Frankreich zurückkehrte, um hier sein Regiment zu begründen, ward in seinen Vorstellungen der gewaltige Macedonier als Vorbild von Karl dem Großen abgelöst. Denn darin eben unterschied er sich von seinen unmittelbaren Vorgängern im Systeme der revolutionären Welteroberung, von den doktrinären Girondisten mit ihren idealen Plänen einer allgemeinen Völkerbefreiung und von den Direktoren mit ihrer planlosen Wühltendenz, daß er seine ehrgeizigen Entwürfe auf dem realen Boden der Geschichte und einer zielbewußten Politik aufbaute. Nur, daß auch er sich nicht aus dem Bannkreise der Revolution zu entfernen vermochte, hat ihn schließlich scheitern lassen.*)

*) Gerade zu der Zeit, als er in rasch dränzender Folge seine Siege in Italien errang, schrieb Mallet du Pan an den wiener Hof die denkwür-

Napoleons Ruhm als Feldherr war mit dem Feldzuge von 1796 fest begründet; er hatte sogar den bewunderten Hoche verdunkelt. Aber er wußte sehr gut, daß das französische Volk jetzt weniger für neue Siege als für den Frieden gestimmt und das Direktorium seiner Kriegspolitik wegen verhaßt und angefeindet war. Die Wahlen des neuen Drittels vom Rate der Fünfhundert standen vor der Thüre; niemand zweifelte, daß sie im konservativ-friedlichen Sinne ausfallen und eine Majorität gegen die Direktoren ergeben werden. Wenn es ihm jetzt gelang, Österreich zu einem für Frankreich günstigen Präliminar-Frieden zu nötigen, so stimmte er damit nicht nur die Bevölkerung, welche den 13. Vendémiaire noch nicht vergessen hatte, zu seinen Gunsten, sondern verpflichtete sich auch die Fünfmänner, die mit diesem Frieden in der Hand den Neuwahlen ruhiger entgegensehen konnten. Bonaparte wußte aber auch, welch hohen Wert Österreich auf seine Stellung in Italien legte und daß es sich nicht ohne weiteres auf einen Streich von der Halbinsel verdrängen lassen würde, und wußte auch, daß die Donaumacht längst die Eroberung Venedigs

digen Worte: „Jene, welche meinen, die „unvergängliche“ Republik werde doch eines Tages zu Ende gehen, haben gewiß recht. Wenn sie aber darunter verstehen, daß dann das übrige Europa sicher sein und daß sich sofort schwarz zu weiß verwandeln werde, täuschen sie sich. Denn auf die gegenwärtige Republik kann eine monarchische oder eine diktatorische Republik folgen, oder was weiß ich? In zwanzig Jahren vermag ein aufständisches Volk für seine Revolution hundert verschiedene Formen zu finden.“ Mallet du Pan ahnte dabei freilich nicht, daß der „revolutionäre Monarch“ derselbe Mann sein würde, von dem er jetzt wegwerfend sagte: „Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit dem zerzausten Haar, den die Rhetoren der Kammer den „jungen Helden“, den „Eroberer Italiens“ nennen, er wird seinen Marktschreierruhm, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben; denn die Erklärungen, welche das Direktorium zu seinem Ruhme drucken ließ, sind nicht ernst zu nehmen. Einzelne Stimmen waren sogar dafür, den „jungen Helden“ auf den Revolutionsplatz zu schicken, damit er dort fünfundzwanzig Kugeln ins Gehirn bekomme. Aber als Freund Barras' entging er der Züchtigung seines tollen Benehmens.“

plante. Er faßte daher den Gedanken, dem Kaiser Franz bei der ersten Gelegenheit das Landgebiet von San Marco samt seinen Dependenzen in Istrien und Dalmatien für die Lombardei und Belgien anzubieten. Daß es sich dabei um die Vernichtung eines selbständigen neutralen Staates handelte, war für den rücksichtslos vorwärts drängenden Mann kein Hindernis. Hatten denn die Staaten der legitimen Gewalt mit Polen nicht ebenso gehandelt? Von diesem Plane war er offenbar schon erfüllt, als er 1797 den neuen Feldzug begann. Es galt ihm, Österreich möglichst bald, ehe noch die Heere am Rhein unter Hoche und Moreau ihm seine Lorbeeren streitig machen konnten, in eine Situation zu bringen, welche das Angebot annehmbar erscheinen ließ.

Während die österreichischen Verstärkungen noch weit entfernt waren, langten Ende Februar die französischen beim Heere an, und Anfangs März nahm Napoleon die Feindseligkeiten wieder auf. Drei Divisionen unter General Joubert wurden nach Tirol kommandiert um die Flanke zu decken. Mit nur vier anderen, etwa 34 000 Mann, unternahm er selbst den Zug nach dem Frieden. Am 10. März warf er den österreichischen Vortrab an der Piave zur Seite und eilte an den Tagliamento, hinter welchen Erzherzog Karl das Gros seiner Armee zurückgezogen hatte. Vor der Übermacht retirirten die Österreicher auf Udine und Cividale und endlich bis zum Isonzo, wo sie die rheinischen Truppen erwarten wollten. Aber auch diese Position war nicht mehr zu halten, als nach ungenügender Verteidigung des Ponteba-Passes Tarvis in die Hände Massenas geriet (23. März) und damit die Verbindung mit dem Pusterthale abgeschnitten wurde, durch welches die ersehnten Verstärkungen herankommen sollten. Nun war an ernsten Widerstand für's Erste nicht mehr zu denken. In den wenigen Tagen waren die Verluste der Österreicher, namentlich an Gefangenen, geradezu außerordentliche gewesen und was der Erzherzog noch zur Verfügung hatte, kaum 15 000 Mann, die er zuerst nach Klagenfurt, dann auf der Wiener Straße gegen Norden führte. Nun schien Bonaparte der passende Augenblick

gekommen, mit dem Ansinnen des Friedens hervorzutreten. Am 31. März schrieb er aus Klagenfurt einen Brief an den Prinzen, den er selbst als „philosophisch“ bezeichnet hat. Er wies darin auf den Versuch des Direktoriums hin, Frieden mit Österreich zu machen, der durch England vereitelt worden sei. „Giebt es also keine Hoffnung, uns zu verständigen und müssen wir wirklich fortfahren, uns nur für die Interessen und Leidenschaften einer dem Kriegsübel selbst ferne bleibenden Nation zu erwürgen? Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinen Schwächen der Minister und Regierungen, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohlthäters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland, zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit zu machen die Ehre habe, das Leben eines einzigen Menschen retten könnte, stolzer sein auf die damit erworbene Bürgerkrone als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen erwächst.“ Um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, hieß er Massena die Pässe von Neumarkt nehmen, wobei allerdings viel mehr als „das Leben eines einzigen Menschen“ zu Grunde ging, und so weit im Murthal vorrücken, bis er bei St. Michael und Leoben dem Gegner die letzten Kommunikationen mit dem Westen unterbinden konnte. Am 7. April war diese Aufgabe gelöst; Massena rückte in Leoben ein.

Erzherzog Karl hatte den Brief Napoleons sofort Thugut mitgeteilt. Auch dieser wollte nicht ohne militärischen Rückhalt in die Unterhandlungen mit einem Feldherrn eintreten, der sich vielleicht schon allzuweit vorgewagt. Freiwillige wurden zu Tausenden angeworben, die ungarische Insurrektion aufgeboten, Anstalten zur Verteidigung Wiens getroffen, als der Minister seine Vertrauensmänner nach Leoben sandte. Hier, auf dem Schlosse Göß, kam es dann zwischen General Merveldt und Marchese Gallo einerseits und Napoleon andrerseits zu Besprechungen, in welchen dieser seinen Haupttrumpf, das Festland von Venedig gegen Mailand

und Belgien ausspielte. Das Anerbieten machte in Wien tiefen Eindruck. Inmitten der zum Frieden drängenden Adels- und Hofparteien, von Rußland nicht unterstützt, von England vergebens auf das Erscheinen einer Flotte in der Adria und auf reichere Subsidien vertröstet, von Preußens Vergrößerungsabsichten überzeugt, nahm Thugut zögernd den Vorschlag Bonaparte's an. Die Erwerbung des längst ersehnten Landes erschien ihm immerhin als Entschädigung für die Verluste; man hatte doch noch festen Fuß auf italienischem Boden und konnte, bei günstiger Gelegenheit, das verlorene Übergewicht wieder gewinnen. Schwieriger wurden die Verhandlungen, als Napoleon die Abtretung Modenas forderte. Es ward klar, er wollte dem Einfluß Franz II. auf Mittelitalien mit der Ogliolinie oder, wenn es gelang, mit der Etsch eine definitive Grenze ziehen. Thugut dagegen suchte Modena seinem Fürsten und dem Hause Habsburg zu erhalten und durch eine Linie, welche vom Iseosee den Oglio entlang an den Po und das Enzathal aufwärts bis an die Küste von Massa und Carrara reichte, den politischen Machtbereich Frankreichs gegen die Halbinsel abzugrenzen. Der diplomatische Kampf entschied gegen Österreich; Modena wurde und blieb republikanisch. Am 18. April 1797 ward der Friede im Eggenwaldschen Garten zu Leoben unterzeichnet. Es war lediglich ein Präliminarvertrag, der zwar die Grundlagen der Vereinigung enthielt, bei weiteren Verhandlungen jedoch immerhin in einzelnen Punkten verändert werden konnte. Wie er jetzt lautete, setzte er neben der Abtretung des österreichischen Gebietes von Mailand und des Herzogtums Modena an den neuen lombardischen Freistaat und der Überlassung Belgiens an Frankreich, den Anfall des venezianischen Festlandes bis zum Oglio samt den Dependenzen am Ostufer der Adria an Österreich und die Entschädigung der Markusrepublik durch die drei ehedem päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna in geheimen Artikeln fest.

Eben als Napoleon seinen Namen unter das Schriftstück setzte, welches den Waffen Ruhe gebot, errang Hoche am Rhein einen

bedeutenden Vorteil über die Österreicher und drang weit ins deutsche Land hinein vor. Aber diese Siege kamen zu spät. Bonaparte hatte sie überflüssig gemacht, vorausgesetzt, daß die Direktoren ihre Zustimmung zu einem Vertrage gaben, den abzuschließen er im Grunde gar keine Vollmacht gehabt. Er hatte in einem begleitenden Schreiben den blos vorläufigen Charakter desselben zu betonen gewußt und für den häßlichen venezianischen Handel, der sein eigenstes Werk gewesen war, den Österreichern die Initiative zugeschoben, so daß die Regierung, welche sich mit dem mächtigen General nicht verfeinden mochte, keinen Widerspruch erhob. Sie ratifizierte den Frieden und stellte nur die eine bestimmte Forderung an ihn: er solle, da das Vorgehen gegen Venedig dem Grundsatze der Selbstbestimmung zuwiderlaufe, weitere Unternehmungen gegen den Freistaat unterlassen. Die Mahnung kam zu spät. Eine Woche vorher (1. Mai) hatte Napoleon dem Senate der Lagunenstadt den Krieg erklärt. Freilich, das hatte er dem Direktorium verschwiegen, daß er es in Leoben auf sich genommen, den Österreichern das venezianische Land zu schaffen und zu diesem Zwecke sogleich nach dem Abschluß des Vertrages in offener Feindseligkeit gegen die Markus-Republik vorzugehen.

Den Anlaß dazu hatte er selbst von langer Hand vorbereitet. Man irrt nicht, wenn man, trotz seiner eigenen anders lautenden Mitteilung, annimmt, daß er, als er nach Innerösterreich vordrang, die demokratische Revolution auch in den venezianischen Städten gegen das aristokratische Staatsregiment ins Werk richtete. In der That, die „Patrioten“ erhoben sich. Nur war die Folge, daß sich die regierungsfreundliche Landbevölkerung gegen die Aufständischen wandte und daß mehrfach französische Soldaten, die an der Empörung offen teil genommen, getötet wurden. So kam es in Verona zu einer Gegenrevolution, welche Demokraten und Franzosen das Leben kostete und nur durch die kräftige Intervention der französischen Garnison unterdruckt werden konnte. Später ereignete sich im Hafen von Venedig

ein Kampf zwischen einem französischen und einem venezianischen Kriegsschiffe, wobei der Kapitän des ersteren erschossen wurde. Darauf erfolgte dann Napoleons Kriegserklärung gegen den Dogen. Eine von einem französischen Geschäftsträger offen unterstützte demokratische Bewegung in der Lagunenstadt that das ihrige dazu. Am 15. Mai mußte der „große Rat“ abdanken, und von den „Patrioten“ wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, welche die der Regierung noch zur Verfügung stehenden Truppen sofort entließ und mit Napoleon ein Abkommen traf, wonach dieser für fünf Millionen Francs und eine Anzahl von Kriegsschiffen sich zu beruhigen und der Republik den Schutz seiner Waffen versprach. (16. Mai 1797.) Wie wenig Ernst es ihm aber mit dieser Beschützerrolle war, beweist der Umstand, daß er kurz nachher dem Marchese Gallo, der von Thugut zur Unterhandlung des Definitivfriedens nach Mailand geschickt worden war, auch noch die Stadt Venedig anbot, wenn Jener die österreichische Grenze vom Oglio an die Etsch zurückziehen wollte. (24. Mai 1797.) Um die Venezianer sicher zu machen, schrieb er zwei Tage später an die neue Municipalität: „Jedenfalls werde ich alles thun, was in meiner Macht steht, um Euch zu beweisen, wie sehr ich die Erstarkung Eurer Freiheit wünsche und wie gerne ich das arme Italien, nunmehr ruhmbedeckt und jeglichen fremden Einflusses ledig, wieder auf der Weltbühne erscheinen und unter den großen Nationen den Rang einnehmen sehen möchte, zu dem es durch seine Natur, seine Lage und seine Bestimmung berufen ist.“ Dagegen hieß es in einem Berichte an das Direktorium vom Tage darauf: „Venedig, welches seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und des Emporkommens von Triest und Ancona im Niedergange begriffen ist, wird wohl schwerlich die Schläge überdauern, die wir ihm beigebracht. Diese elende, feige, keineswegs für die Freiheit gemachte Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser — es erscheint nur natürlich, daß wir sie denen überlassen, denen wir ihr Festlandsgebiet übergaben. Wir werden alle Schiffe fortnehmen, das

Arsenal ausräumen, die Kanonen wegführen, ihre Bank zugrunde richten. Auch Corfu und Ancona behalten wir für uns." Die stolze Stadt mußte erst verbluten, bevor man den Cadaver an Österreich überlieferte.

Es war fraglich, ob die Wiener Regierung, welche vor Allen nach den drei päpstlichen Legationen verlangte, die neue Proposition Napoleons annahm. Unterdes aber begannen sich in Paris Dinge abzuspielen, die Bonaparte's Haltung notwendig beeinflußten, in die er persönlich eingriff und die dann auch wieder auf die auswärtigen Verhältnisse zurückwirkten.

Die Neuwahlen in Frankreich hatten im April 1797, wie vorauszusehen war, ein dem Direktorium durchaus ungünstiges Resultat und alsbald im Rate der Fünfhundert und im Rate der Alten eine gemäßigte Majorität ergeben. Zur selben Zeit hatte ein neuer Director einzutreten gehabt. Das Los war auf Barthélemy gefallen, der nun mit dem ähnlich gemäßigt Gesinnten Carnot den Barras, Rewbell und Lareveillère gegenüber eine konservative Minderheit bildete. Es dominierte demnach im Direktorium das jakobinisch-demokratische, in den Kammern das konservativ-royalistische Element. Der Gegensatz verschärfte sich mit jedem Tage. Ein Konflikt war unvermeidlich. Heute griff die oppositionelle Majorität die jämmerliche Finanzpolitik der Regierung an, welche trotz eines zweifachen Bankrotts sich mühselig fortfristete, morgen bekämpfte sie ihr Vorgehen gegen Priester und Emigranten, dann ihre Kolonialverwaltung, ihre Handelspolitik und endlich auch die auswärtige Politik, die immer mehr den Charakter der revolutionären Propaganda enthüllte und ihr Ziel in der Republikanisierung Europas deklarirte. Offen klagte man das Direktorium an, den grenzenlosen Krieg zu verfolgen, weil es die Truppen daheim nicht ernähren könne. Der Selbstmord einiger Seeoffiziere, die sich aus Hunger töteten, machte tiefen Eindruck Namentlich das Vorgehen in Italien wurde hart getadelt, und besonders dasjenige

gegen Venedig. Es ward dem Direktorium von der oppositionellen Rechten vorgeworfen, daß es Kriegserklärungen erlasse ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Kammern einzuholen, sich ebenso verfassungswidrig in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten einmische und auf solche Art systematisch den definitiven Frieden hintertreibe.

Bonaparte, der sich hierdurch persönlich getroffen fühlte, nahm sich der Mehrheit des Direktoriums gegen die Majorität der Kammern an. Am 14. Juli, dem Gedächtnis des Bastillesturmes zu Ehren, erließ er ein Manifest an seine Armee, welches eine förmliche Fehdeerklärung an die Parteigegner enthielt. „Soldaten“ — hieß es darin — „ich weiß, daß Ihr tief ergriffen seid von dem Unglück, welches dem Vaterlande droht. Aber das Vaterland kann keine ernste Gefahr laufen. Die Männer, die ihm zum Triumph über das vereinte Europa verholfen haben, sind zur Stelle. Die Berge, die uns von Frankreich trennen, Ihr würdet sie mit dem Fluge des Adlers übersteigen, wenn es gälte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrem Walten anvertraut sind. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie ihr Leben verwirkt. Seid ohne Sorge und laßt uns bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, laßt uns auf unsere neuen Fahnen schwören: unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und denen der Verfassung des Jahres III!“ Der Aufruf fand ein Echo in allen Garnisonen seiner Armee, wo die einzelnen Abteilungen in Adressen an das Direktorium ihre treue republikanische Gesinnung aussprachen. Außerdem verfaßte Bonaparte einige Denkschriften, die, eben so meisterhaft als unwahr, seine Politik gegen Venedig rechtfertigen sollten. „Ich prophezeihe Euch“, ruft er den oppositionellen Kammerrednern zu, „und ich spreche im Namen von 80000 Mann: die Zeit, da feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinieren ließen, ist vorbei!“ Und Bonaparte war nicht der

Mann, der sichs bei Worten genügen ließ. Er sandte seinen General Augereau mit den Adressen der Divisionen nach Paris und stellte ihn Barras und seinen beiden Kollegen für ihre Verteidigung zur Verfügung. Kaum dort angelangt, wurde derselbe zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt. Überdies leistete Napoleon den drei Direktoren noch einen besonderen Dienst. In Venedig war ihm einer der Hauptagenten der Bourbons, Graf d'Antraigues, in die Hände gefallen. Dieser machte in einer Unterredung Andeutungen über General Pichegrus Beziehung zu dem Bourbonenprinzen von Condé im Jahre 1795, Enthüllungen, welche jetzt um so wertvoller erschienen, als Pichegru einer der Führer der Majorität und Präsident der „Fünfhundert“ geworden war. Napoleon brachte d'Antraigues durch Versprechungen oder Drohungen dazu, diese Mitteilungen niederzuschreiben, und bald wanderte das Schriftstück nach Paris, wo es den drei Direktoren als wichtige Handhabe und entscheidender Vorwand zu einem Staatsstreiche diente, mit welchem sie sich am 4. September 1797 (18. Fruktidor) zunächst ihrer beiden Kollegen Carnot und Barthélemy und überdies einer beträchtlichen Anzahl konservativer Deputierten entledigten. In die offenen Direktorenstellen traten zwei entschieden demokratisch gesinnte Männer, Merlin aus Douay und François von Neufchateau ein. Der Coup war vollständig geglückt. Um ihn zu rechtfertigen wurden Pichegrus vorgebliche Verrätereien mitgeteilt. Der eigentliche Sieger des 18. Fruktidor aber war Bonaparte, so wie er der des 13. Vendémiaire gewesen war. In einem Bulletin vom 22. September, dem Jahrestage des Beginnes der Republik, nahm er den Triumph offen für sich und sein Heer in Anspruch. „Soldaten“ — lautet darin eine Stelle — „man hatte Ketten für Euch vorbereitet; ihr habt es gewußt; ihr habt gesprochen; das Volk hat sich ermannt; es hat die Verräter festgenommen; schon sind sie in Fesseln geschlagen.“

Sein Ansehen bei der Regierung stand höher denn je. Augereau, der sich bei dem Staatsstreiche für die leitende Hand gehalten hätte, während er doch nur Werkzeug gewesen war, wurde durch die Verleihung des Oberbefehls über die Rheinarmee vom Schauplatze entfernt. Hoche, der einzige nennenswerte Rivale des Korsen, starb in dieser Zeit an einem akuten Lungenübel. Die Alpenarmee wurde mit der italienischen vereinigt und damit die Streitmacht Napoleons um ein Beträchtliches vermehrt. Die Royalisten waren besiegt, die Gemäßigten zur Unthätigkeit verurteilt, das neue Direktorium, dem General zu Dank verpflichtet, vermied es, ihm nachhaltig entgegenzutreten. „Man hat mir vorgeworfen, den Staatsstreich vom 18. Fruktidor begünstigt zu haben" — äußerte er einige Jahre später im Gespräche — „das ist gerade so, als ob man mir vorwürfe, die Revolution überhaupt unterstützt zu haben. Man mußte eben die Revolution ausnützen und Vorteil aus dem Blute ziehen, welches sie vergossen hatte. Wie? sich freiwillig und unbedingt den Bourbons überliefern, die uns unser Mißgeschick seit ihrem Abgange fortwährend an den Kopf geworfen und uns mit der Notwendigkeit ihrer Rückkehr den Mund geschlossen haben würden? unsere siegreiche Fahne mit der weißen vertauschen, die sich nicht gescheut hatte, sich unter die Feldzeichen der Feinde zu mischen? und endlich, ich selbst mich mit ein paar Millionen und mit dem Herzogstitel begnügen?*) Fürwahr, die Rolle eines Monk ist nicht schwer zu spielen, sie hätte mir weniger Mühe gemacht als der ägyptische Feldzug und selbst als der 18. Brumaire; gewiß, ich hätte im Notfalle die Bourbons auch ein

*) Wie Pichegru, war auch Bonaparte von den bourbonischen Agenten umworben worden. Der Prätendent hatte ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben, und im Dezember 1796 war ihm, im Fall er sich für die angestammte Monarchie erklärte, der Titel eines Herzogs, das erbliche Vizekönigtum über Korsika und der Marschallsstab von Frankreich versprochen worden. Die Kurzsichtigen hatten freilich keine Ahnung, daß, was sie hier boten, schon längst aufgehört hatte, den Ehrgeiz Napoleons zu fesseln.

zweites Mal zu depossedieren gewußt, und der beste Rat, den man ihnen hätte geben können, war, sich meiner zu entledigen." Wie genau stimmt es zu diesem Bekenntnis, was schon in demselben Jahre aufmerksame Beobachter über ihn zu sagen wissen. Einer seiner alten Freunde, der Kriegskommissär Sucy, schreibt im August 1797: er kenne bei Bonaparte kein Halten, es wäre denn auf dem Throne oder auf dem Schafott. Und der erwähnte Graf d'Antraigues sagt in einem Berichte aus dem September: „Dieser Mann will Frankreich unterjochen und durch Frankreich Europa. Gäbe es einen König in Frankreich, und er selbst wäre dieser König nicht, so wollte er ihn doch eingesetzt haben, wollte dessen Rechte auf der Spitze seines Degens balancieren, diesen Degen niemals weglegen, um ihn dem Monarchen in den Leib zu stoßen, wenn er einen Augenblick aufhörte, ihm unterthänig zu sein."

Schon die äußere Art seines Auftretens trug den Stempel unabhängiger Gewalt. Auf Schloß Montebello bei Mailand hielt er Hof gleich einem Fürsten. Gleich einem solchen empfing er die Gesandten Österreichs, Neapels, Piemonts. Ja selbst seine Mahlzeiten nahm er, mit wenigen Auserwählten, öffentlich, einem neugierigen Publikum zur Schau, ein wie ein Monarch. Und wie ein Monarch verhandelte er jetzt den Definitivfrieden mit der Donaumacht nach seinen eigenen Entwürfen und keineswegs im Sinne der Pariser Regierung. Diese versuchte es zwar, Bonaparte ihren demokratischen Doktrinarismus zur Richtschnur anzuweisen, Italien völlig zu revolutionieren und den Kaiser gänzlich daraus zu verdrängen. Aber Jener wies dieses Ansinnen als unpraktisch mit solcher Entschiedenheit und unter Androhung seiner Demission zurück, daß auch jetzt dem Direktorium nichts übrig blieb, als seinem Willen freien Lauf zu lassen. Seine Zuschriften, die er an das auswärtige Amt in der Hauptstadt richtete, sind in einem durchaus überlegenen und belehrenden Tone gehalten. In einer der bemerkenswertesten, vom 7. Oktober 1797, die er an Talleyrand, den neuen Minister des Äußern

adressiert, heißt es: „Ihr kennt diese italienischen Völkerschaften sehr wenig. Sie verdienen nicht, daß man für ihre Unabhängigkeit 40 000 Franzosen opfert. Ich ersehe aus Euern Briefen, daß Ihr von einer falschen Annahme ausgeht: Ihr bildet Euch ein, die Freiheit sei im Stande, ein weichliches, abergläubisches, hanswurstiges (pantalon), feiges Volk zu großen Dingen anzuregen. Der eigentümliche Charakterzug unserer Nation ist, daß sie im Glück viel zu hitzig vorgeht. Legen wir allen unseren Handlungen die wahre Politik zu Grunde, die nichts anderes ist als die Berechnung der Umstände und Möglichkeiten (le calcul des combinaisons et chances), so werden wir auf lange hinaus die große Nation und der Schiedsrichter Europas sein. Ich sage mehr: wir halten die Wage des Weltteils in unseren Händen, wir werden sie steigen oder sinken lassen nach unserem Belieben, und, wenn das Geschick es will, sehe ich keine Unmöglichkeit darin, daß man in wenig Jahren zu den großen Ergebnissen gelangt, welche heute noch eine erhitzte und begeisterte Phantasie in unsicheren Umrissen erblickt, die aber ein äußerst kalter, beharrlicher und berechnender Mann wirklich erreichen wird.“

Bald bekam auch der Wiener Hof dieses Übergewicht und die überlegene Haltung Bonapartes zu fühlen. Thugut hatte sich bereit erklärt, von den Präliminarien des Aprilvertrages abzuweichen, allerdings in der Absicht, um das Machtgebiet Österreichs in Italien durch die Legationen zu vergrößern. Damit hatte er gefehlt. Napoleon freilich war willig darauf eingegangen, den vorläufigen Frieden zu verändern, aber nur, um Österreichs Einfluß noch mehr zu schwächen. Daher sein Anerbieten der Stadt Venedig und der Etschgrenze im Mai. Thugut hatte dann allerdings dieses Ansinnen weit von sich weggewiesen. Aber es half ihm nichts, daß er den General monatelang hinhielt, offenbar in der Hoffnung, ein Sieg der gemäßigten Partei in Paris werde auch in der auswärtigen Politik Frankreichs eine größere Mäßigung herbeiführen, nichts, daß er in dem Grafen Ludwig Cobenzl den geschicktesten Diplomaten, über

welchen der Kaiserstaat zu jener Zeit verfügte, zu den Verhandlungen mit Bonaparte nach Udine schickte: wie die Verhältnisse im September sich gestaltet hatten, bei der Isolierung Österreichs und bei dem Überwiegen der Friedenspartei am Kaiserhofe, ließen sich auch die Bedingungen des Präliminarfriedens von Leoben nicht mehr festhalten und man mußte sich den Vorschlägen des Gegners fügen. Es war eine Reihe stürmischer Sitzungen, in welchen der Definitivfriede zu Stande kam. Mit allen Mitteln seines Temperamentes, mit Schmeicheleien und listiger Lockung, mit Drohungen und Schmähungen suchte Bonaparte auf den österreichischen Geschäftsträger zu wirken. Einmal, bei einer Weigerung Cobenzls, hatte er einen förmlichen Wutanfall, warf ein Porzellangefäß zu Boden und stürzte mit Fluchen und Schreien aus dem Sitzungssaale, eine Szene ähnlich denen, die er in späteren Jahren wiederholt und nicht unvorbereitet den Gesandten fremder Mächte gegenüber gespielt hat. Endlich, am 17. Oktober 1797, nachdem die Verhandlungen zweimal dem Bruche nahegekommen waren, wurde in Passariano bei Udine der (aus Campo Formio datierte) definitive Friede unterzeichnet. Belgien und die jonischen Inseln kamen an Frankreich, an Österreich die Stadt Venedig und die Terra Ferma der Republik bis zur Etsch und südlich von dieser das Gebiet zwischen dem Kanal Bianco und dem Hauptarme des Po. Aus den Territorien von Mantua und Mailand, Bergamo und Brescia, Modena und den drei Legationen wurde der cisalpinische Freistaat gebildet, der Herzog von Modena mit dem österreichischen Breisgau entschädigt. Für diesen Verlust, sowie für die gleichfalls abgetretene Grafschaft Falkenstein und das Frickthal im Aargau sollte Kaiser Franz durch das Erzbistum Salzburg und bayrisches Gebiet rechts vom Inn schadlos gehalten werden, wofür sich Frankreich verwenden wollte; dagegen versprach Österreich seine guten Dienste, damit Frankreich bei dem noch abzuschließenden Frieden mit dem Deutschen Reiche den Rhein als Grenze bis Andernach erhalte. Die Reichsangelegenheiten wollte man auf einem besonderen Kongreß, der dem-

nächst in Rastatt zusammentreten sollte, ordnen. Die dabei in Nachteil gesetzten deutschen Fürsten sollten diesseits des Rheins ihre Entschädigung finden. Um seinen guten Willen zu beweisen räumte der Kaiser alsbald die wichtige Festung Mainz den Franzosen ein.

In Wien, am Hofe und in der Bevölkerung, herrschte Jubel bei der Nachricht von dem erfolgten Friedensabschluß. Nur wenige weiter blickende Staatsmänner, Thugut vor Allen, beklagten die Bedingungen desselben als ein Unglück für die Monarchie und glaubten nicht an die Dauerbarkeit der durch sie geschaffenen Zustände. Der deutsche Kaiser hatte zur Einschränkung des Reichsgebietes seine Zustimmung gegeben, hatte sich selbst bereit erklärt, das Gut eines geistlichen Fürsten zu annektieren, wo doch gerade an diesen geistlichen Reichsständen das Kaisertum der Habsburger seinen stärksten Rückhalt fand. Und wenn wenigstens der österreichische Staat dafür die gewünschte Machtausdehnung erlangt hätte; aber man war unerbittlich nach Osten zurückgedrängt worden. Dagegen hatte Napoleon allen Grund, zufrieden auf sein gelungenes Werk zu blicken. Wir hören, daß er am Tage der Unterzeichnung seiner Freude rückhaltslos Ausdruck gab und den österreichischen Gesandten gegenüber eine gewinnende Freundlichkeit offenbarte, über die sein reiches schauspielerisches Talent ebenso souverän gebot wie über Zorn und Ungestüm. Für ihn persönlich hätte das Scheitern der Unterhandlungen die unerwünschte Mühsal eines Winterfeldzugs in den unwirtlichen Alpengegenden herbeigeführt, während der glückliche Abschluß derselben ihn in den Stand setzte, die weittragenden Entwürfe zu verfolgen, die er den Sommer über bei sich zur Reife gebracht, Entwürfe, wie sie nur selten im gleich weltumfassenden Umfange und in ähnlicher zielbewußter Klarheit von einem Manne erdacht worden sind.

Sechstes Kapitel.

Ägypten.

Als Napoleon unter dem Scheine des hilfsbereiten Bundesgenossen den Vertrag mit der neuen Regierung von Venedig abschloß, war es keineswegs bloß seine Absicht, ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Österreichern auszuliefern gedachte. Er reservirte Frankreich einen Teil der venezianischen Erbschaft: die orientalische Machtstellung der alten Republik sollte auf die Franzosen übergehen. Mit venezianischen Schiffen ließ er noch im Mai 1797 den französischen General Gentili die jonischen Inseln okkupieren, wo die Bevölkerung den Abgesandten des gefeierten Generals als Befreier von der lästigen Herrschaft des Löwen von San Marco sympathisch aufnahm. Er hatte damit einen wichtigen Schritt nach dem Orient hin gethan, wo er ein weites Feld für den französischen Einfluß und für seinen Ehrgeiz — vorausgesetzt, daß sich beide deckten — erblickte. Schon im Mai hatte er darauf hingewiesen, daß Frankreich Korfu notwendig behalten müsse. „Korfu und Zante“, schrieb er später an Talleyrand, „machen uns zu Herren zugleich des adriatischen Meeres und des Orients. Vergeblich ist es, das türkische Reich erhalten zu wollen; wir werden seinen Untergang noch erleben; die Besetzung der vier jonischen Inseln wird es in unsere Hand geben, dasselbe entweder zu unterstützen oder uns unser Teil daran zu sichern.“ Es war nur im Sinne dieses Programmes, wenn er von den jonischen Inseln aus sich mit den Griechen, den Mainoten, den Paschas von Janina, Scutari und Bosnien durch geschickte Agenten in Beziehung setzte. Und schon hatte sein weitblickendes Auge neue Objekte erfaßt. Es gehörte längst zu Frankreichs Plänen, die Engländer von ihrem Verbindungswege mit Indien auszuschließen und deshalb so viel Stützpunkte als möglich im mittelländischen Meere zu gewinnen. Darum hat auch Napoleon nach dem Abzuge der britischen Flotte im

Jahre 1796 Korsika wiedererobern lassen,*) darum ging er im Sommer gegen Genua genau ebenso vor wie gegen Venedig, und ein Vertrag vom 5. Juni 1797 stellte Frankreich die „ligurische Republik“ mit einer neuen demokratischen Verfassung zur unbedingten Verfügung. Endlich am 16. August 1797 schrieb er an das Direktorium: „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wir fühlen werden, daß wir uns Ägyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören. Das weitgedehnte türkische Reich, welches mit jedem Tage mehr zergeht, legt uns die Pflicht auf, beizeiten an die Erhaltung unseres Orienthandels zu denken“. Rasch durchmaßen seine Gedanken den Weg nach dem Lande der Pharaonen. „Warum“ — fragte er Talleyrand am 13. September — „sollten wir uns nicht Maltas versichern? Admiral Brueys könnte sehr leicht dort anlegen und sich der Insel bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann bilden die ganze Besatzung von Lavalette. Das Volk ist uns geneigt und haßt die Ritter, die nichts zu verzehren haben und im Hunger verkommen. Ich habe ihnen mit Absicht ihre Güter in Italien konfiszieren lassen. Im Besitze der Insel St. Pietro, welche uns der König von Sardinien abtrat, mit Malta und Korfu wären wir die Herren des Mittelmeeres. Wenn es nötig würde im Frieden mit England das Kap der guten Hoffnung zurückzustellen, so müßten wir uns Ägypten nehmen. Man könnte die Expedition mit 25,000 Mann und acht bis zehn Linienschiffen oder venezianischen Fregatten wagen. Ägypten gehört nicht dem Sultan. Ich wünschte, daß Ihr in Paris in Erfahrung brächtet, welchen Eindruck unsere ägyptische Expedition auf die Pforte machen würde.“ Talleyrand ging mit Eifer auf die Entwürfe des Generals ein, in dessen rücksichtsloser Überlegenheit sein durchdringen-

*) Napoleon gewährte den Korsen Amnestie. Nur die Häupter jener Familien nahm er aus, die sich damals als Paolisten gegen ihn gewendet hatten, namentlich Pozzo di Borgo, Peraldi, Bertholani, u. a. Pozzo di Borgo blieb denn auch sein Feind und unermüdlicher Widersacher.

der Geist den künftigen Machthaber erkannt haben mochte. Bei ihm trafen die Gedanken Napoleons auf verwandte Vorstellungen und Entwürfe. Schon vorher hatte er selbst in einem Aufsatz „Über die Gründung neuer Kolonieen", den er im Juli 1797 den Mitgliedern des Nationalinstituts vorlas, auf Ägypten hingewiesen und das Verdienst Choiseuls um die gleiche Idee hervorgehoben*). Überdies hatte der französische Konsul Magallon in Kairo seit einem Jahre in seinen Berichten immer von den Vorteilen einer ägyptischen Expedition geredet. Deshalb kam jetzt der Minister Bonaparte entgegen, indem er auf dessen Vorschläge einging und auch seinerseits die Wichtigkeit der französischen Herrschaft im Mittelmeer, insbesondere aber am Nil betonte. Ja, er hat sich einmal dem preußischen Gesandten gegenüber gerühmt, selbst der Anreger des Projektes gewesen zu sein.

Ob freilich Napoleon jetzt schon sich selbst zum Führer der ägyptischen Expedition bestimmte, wird man bezweifeln dürfen. Es paßte schlecht zu seinen ehrsüchtigen Entwürfen, sich mit 25000 Mann auf ein entlegenes Abenteuer einzulassen, seinen rasch und voll erworbenen Ruhm in unberechenbaren Aktionen aufs Spiel zu setzen, seine Machtstellung in Frankreich aufzugeben und das Direktorium von der Sorge seines ehrgeizigen Strebens so leichten Kaufes zu befreien. Er hat später die Expedition geleitet, ja, aber nur gezwungen durch Umstände, mit denen er im Herbste 1797 noch nicht rechnete. Denn Ägyptens Eroberung war nur ein einziges Glied in der Kette der Entwürfe, deren letztes Ziel er in einer Proklamation an die Flotte verkündete: „Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden begründet haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne euch vermögen wir den

*) Die Idee war älter. Schon Leibniz hatte sie, um den Rhein den Franzosen aus dem Kopfe zu bringen, Ludwig XIV. nahe gelegt. Im Jahre 1738 nahm d'Argenson, der spätere Minister Frankreichs, den Gedanken auf und erwog die Durchstechung der Suezenge. Auch Kaiser Joseph II dachte daran, bei der Teilung der Türkei Frankreich auf Ägypten zu verweisen.

Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen, mit euch werden wir die Meere durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen". Und am Tage nach dem Abschluß des Friedens mit Österreich bezeichnete er in einem Briefe an Talleyrand den gegenwärtigen Augenblick als besonders günstig zur Bekämpfung Großbrittaniens: „Vereinigen wir all unsere Thätigkeit auf die Hebung unserer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unseren Füßen"! Schon ehevor hatte auch das Direktorium eine Landung an der britischen Küste ins Auge gefaßt und Vorbereitungen dazu getroffen. Bonaparte geht darauf ein Nachdem am 2. November mit der Bestätigung des Friedens zugleich auch seine Ernennung zum Chefgeneral der armée d'Angleterre in Mailand eingetroffen war, dirigiert er fünfzehn Halbbrigaden der italienischen Armee (30,000 Mann) an den Ozean und läßt Kanonen englischen Kalibers gießen, „damit man sich in Feindesland der englischen Projektile bedienen könne."

Aber viel mehr als diese kriegerischen Vorsätze lag ihm eine andere Sache am Herzen. Nur der militärische Diener des Direktoriums zu sein, hatte er längst verlernt. Es entsprach seinem ganzen Wesen, sich womöglich selbst eine leitende Stelle zu erobern und seine Macht, mit der er bisher im Auslande gewaltet, wenn es anging, in den Mittelpunkt Frankreichs, in die Regierung zu verlegen.

Am 17. November 1797 verließ er sein Hauptquartier in Mailand, um sich zunächst nach Rastatt zu begeben, wo er als erster Bevollmächtigter Frankreichs mit den Gesandten des Kaisers den Frieden mit dem deutschen Reiche unterhandeln sollte. Nur kurze Zeit weilte er in der badischen Stadt — in denselben Gemächern, welche bei einem früheren Kongreß Villars bewohnt hatte — nur so lange bis Cobenzl angekommen war und er mit ihm den Vertrag über die Auslieferung von Mainz unterzeichnet hatte (1. Dezember 1797). Dann reiste er noch in derselben Nacht nach Paris weiter, wohin ihn Barras als Chef des

Direktoriums eingeladen hatte und wohin ihn das Verlangen trieb, seinen Ruhm zu nutzen.

Das Directorium kam ihm äußerlich aufs Liebenswürdigste entgegen. Man gab ihm Feste im Luxemburg-Palast, im Louvre, dessen Wände die italienischen Beutestücke zierten, Vorstellungen im Theater u. dgl. Auch die Bevölkerung schien den Mann des 13. Vendémiaire über dem berühmten Kriegshelden vergessen zu haben und äußerte allenthalben, wenn nicht gerade Sympathie, so doch Interesse und Neugier. In den Schauspielhäusern verlangte das Publikum, welches seine Anwesenheit erfuhr, stürmisch ihn zu sehen; kaum daß er sich den Ovationen entziehen konnte. Das National-Institut erwählte ihn an Carnots Stelle zu seinem lebenslänglichen Mitgliede, und seitdem zeigte er sich nur in dem Ehrenkleide des Gelehrten, um seinen bürgerlichen Sinn zu beweisen. Er trug überhaupt eine schlichte Einfachheit des Wesens und des Benehmens zur Schau, die dem ehrgierigen Manne schwer genug angekommen sein mag. Er bewohnte das bescheidenene Haus seiner Frau in der Rue de Chantereine, die man ihm zu Ehren in Rue de la Viktoire umtaufte, begegnete den vielfachen Aufmerksamkeiten mit berechneter Zurückhaltung und zeigte sich nur selten öffentlich. Seinem alten Freunde Bourrienne, der jetzt sein vertrauter Sekretär geworden war, sagte er darüber: „In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange unthätig, so bin ich verloren. In diesem Babel drängt eine Berühmtheit die andere. Hat man mich dreimal nur im Theater gesehen, so wird man mich nicht weiter beachten, darum geh ich so selten dahin“. Und als ihm Jener bemerkte, es müßte ihm doch schmeicheln, die Menge sich derart nach ihm drängen zu sehen, antwortete er: „Bah, das Volk würde sich ebenso herzu drängen, wenn ich zum Schafott ginge!“

Im Mittelpunkte aller offiziellen Feierlichkeiten stand das prächtige Fest, welches ihm am 10. Dezember 1797 vom Direktorium veranstaltet wurde, um aus seinen Händen die vom

Kaiser Franz ratifizierte Urkunde des Friedens von Campo-Formio entgegen zu nehmen. Alles was Paris an hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten zählte, war an diesem Tage in dem prächtig dekorierten Hofraume des großen Luxemburg-Palastes versammelt. Minister Talleyrand hielt die Festrede, in welcher er vor allem Napoleons antiken Sinn für Einfachheit, seine Vorliebe für die Wissenschaften, seine Verachtung alles eitlen Glanzes pries und darin die Gewähr dafür erblickte, daß sein Ehrgeiz ihn niemals fortreißen werde. Unter allgemeiner Spannung gab dann Dieser folgendes zur Antwort: „Das französische Volk mußte, um frei zu sein, die Könige bekämpfen. Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurteile zu besiegen. Die Verfassung des Jahres III (1795) und Ihr selbst habt über alle diese Hindernisse triumphiert. Religion, Feudalität, Königtum haben seit zwanzig Jahrhunderten nacheinander Europa beherrscht; aber von dem Frieden, den Ihr soeben abgeschlossen habt, datiert die Ära der Repräsentativverfassungen. Ihr habt es erreicht, die große Nation so zu organisieren, daß ihr Gebiet von denen Grenzen umschrieben wird, welche die Natur selbst gesteckt hat. Ihr habt aber noch mehr gethan: die beiden schönsten Länder Europas, einst so berühmt durch Wissenschaften, Künste und hervorragende Männer, deren Wiege sie waren, sehen, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Grüften ihrer Voreltern emporsteigen. Das sind zwei Piedestale, auf welche durch die Geschicke zwei mächtige Nationen emporgehoben werden. Ich habe die Ehre, Euch den unterzeichneten und vom Kaiser ratifizierten Vertrag von Campo Formio zu übergeben. Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden."

Dunkel war der Rede Sinn. Namentlich der letzte Satz gab ein Rätsel auf, dessen Lösung nur Einzelne ahnten, indes sich die Übrigen in Vermutungen erschöpften. Also war

Frankreich mit der gepriesenen Verfassung des Jahres III noch nicht „auf die besten organischen Gesetze gegründet“? Nach Bonapartes innerster Überzeugung keineswegs. Vor kurzem hatte er, in einem Briefe vom 19. September, Talleyrand im Vertrauen Mitteilung darüber gemacht und Folgendes geschrieben: „Die Organisation des französischen Volkes ist erst im Entwurfe begonnen (ébauchée). Trotz unserer hohen Meinung von uns selbst, trotz der 1001 Flugschriften, unserer endlosen und geschwätzigen Reden, sind wir noch sehr unwissend in der politischen Wissenschaft. Wir haben noch gar nicht festgestellt, was man unter ausübender, gesetzgebender, richterlicher Gewalt zu verstehen hat. Montesquieu hat unrichtige Definitionen davon gegeben. Nicht etwa daß dieser berühmte Mann dazu nicht im Stande gewesen wäre, aber sein Werk ist, wie er selbst zugiebt, nur eine Art analytischer Betrachtung dessen, was ist und war, eine Zusammenfassung von Reisenotizen und Lesefrüchten; die Begriffsbestimmung von Legislative, Exekutive und Richtergewalt hat er mit besonderer Rücksicht auf England gemacht. Weshalb, in der That, betrachtet man die Rechte, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Steuern zu bewilligen als Attribute der *gesetzgebenden* Gewalt? Die englische Verfassung hat allerdings vernünftigerweise dem Hause der Gemeinen eines dieser Attribute erteilt. Da diese Verfassung nun einmal nur aus Privilegien zusammengesetzt ist — ein schwarzer Plafond von Gold eingefaßt — und da das Haus der Gemeinen schlecht und recht die Nation repräsentiert, so ist es nur billig, daß es dieselbe auch besteuere; es ist dies der einzige Damm, den man dort dem Despotismus und der Unverschämtheit der Höflinge entgegenzusetzen hatte. Aber in einem Staate, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht, wo das Volk selbst der Souverän ist, warum legt man da der Gesetzgebung Attribute bei, die ihrem Wesen im Grunde fremd sind? Hier müßte die *Regierungsgewalt* in dem ganzen Umfange, den ich ihr einräume, als der wahre Vertreter der Nation betrachtet werden, welcher nach den Bestimmungen der Ver-

fassungsurkunde und der organischen Gesetze herrscht. Diese Regierungsgewalt hätte sich in zwei wohlunterschiedene Behörden zu teilen, von denen eine lediglich überwacht und nicht handelt und der die zweite, d. i. was wir heute Exekutive nennen, ihre Maßnahmen gleichsam zur Legalisierung vorzulegen hätte. Jene erste Behörde wäre in Wahrheit der große Rat der Nation; ihm hätte alles zuzufallen, was heute noch an Verwaltung und Gesetzausführung der Legislative verfassungsmäßig vorbehalten ist. Auf diese Weise würde die Regierung aus zwei vom Volke ernannten Behörden bestehen, von denen in die eine, sehr zahlreiche, nur solche Männer zugelassen werden könnten, welche bereits ein Amt bekleidet und sich dadurch eine gewisse Reife in Regierungssachen erworben hätten, während die gesetzgebende Gewalt dann nur die organischen Gesetze zu machen oder abzuändern hätte, wenn auch nicht in zwei oder drei Tagen, wie man jetzt thut; denn ein zur Ausführung gelangtes organisches Gesetz kann man, meiner Meinung nach, nicht vor vier oder fünf Monaten Beratung verändern. Dieser gesetzgebende Körper, ohne Rang in der Republik, ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgiebt, hätte keinen Ehrgeiz mehr, würde uns nicht mehr mit tausend Gelegenheitsverordnungen überschwemmen, die sich durch ihre Absurdität immer selbst wieder aufheben, und uns nicht bei all unseren dreihundert Gesetzesfolianten zu einer Nation ohne Gesetze machen“.

Diese Ausführungen — Napoleon nennt sie seinen Code complet de politique — sind vom höchsten Interesse. Sie beweisen nicht nur seine Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen, man bemerkt auch, daß über die Beschaffenheit der eigentlichen Exekutive kein Wort verloren ist: das war und blieb vorerst sein eigenstes Geheimnis. Der Brief ist, wie gesagt, an Talleyrand gerichtet, der ihn im Vertrauen Sieyès, dem großen Doktrinär und Verfassungsdichter, zeigen soll. Beide waren ebenso wenig Anhänger der gegenwärtigen Konstitution, wie der 29 jährige Bonaparte, den namentlich der Artikel 134 — Direktoren

müssen vierzig Jahre alt sein — zu ihrem Feinde machte.*) Sie umzustürzen, kam Alles nur auf günstige Umstände an. Fanden sich diese im Winter 1797 auf 1798 vor, dann war auch Napoleon jetzt schon bereit, den Staatsstreich gegen Direktorium und Verfassung auszuführen. Als mitten in der Feierlichkeit des 10. Dezember ein Neugieriger vom Dach des Palastes zu Boden stürzte, deutete man das traurige Ereignis auf den kommenden Fall der Regierung.

Diese Letztere that jedoch alles, um das gute Einvernehmen mit Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Direktoren zogen ihn zu den entscheidenden Beratungen über die auswärtigen Verhältnisse heran und gaben seinen Winken mehr oder weniger bereitwillig Raum. Als im Kirchenstaat Ende Dezember 1797 die demokratischen Elemente der Bevölkerung unter französischem Schutz einen Aufstand wagten, den die päpstlichen Truppen mit Gewalt unterdrückten und als bei dieser Gelegenheit General Duphot erschossen wurde, ergriff das Direktorium im Einvernehmen mit Bonaparte diese Gelegenheit, gegen die kirchliche Herrschaft vorzugehen. Berthier erhielt von Napoleon Befehl in Rom einzurücken, wo Pius VI. seiner Regierung verlustig erklärt und ein republikanisches Regiment eingesetzt wurde (15. Februar 1798). Ob freilich Bonaparte bis zur Absetzung des Papstes gehen wollte, wird mit Recht bezweifelt. Hier wird die Strömung im Direktorium überwogen haben. — Als die föderalistisch gesinnte Regierung der batavischen Republik sich den Lasten an Geld und Schiffen, welche das Bündnis mit Frankreich ihr auferlegte, nicht mehr gewachsen fühlte, da trat der französische Gesandte offen für die demokratischen Centralisten ein, welche durch einen Staatsstreich, ähnlich dem des 18. Fruktidor, ans Ruder gelangten und sich dem Pariser Direktorium unbedingt zur Verfügung stellten. (22. Januar 1798.)

*) Nach dem Zeugnis des Fürsten Johann Liechtenstein, der ihm in Udine begegnet war, sah er allerdings damals schon wie ein Vierziger aus.

Joubert, der Günstling Bonapartes, erhielt den Oberbefehl auch über die holländischen Truppen. — Besonders deutlich aber tritt Napoleons Einfluß in dem Verhältnis zur Schweiz hervor. Noch in Italien hatte er das Veltlin von Graubündten losgelöst — „da nach dem Völkerrechte der neuen Freiheit kein Volk der Unterthan eines andern sein könne" — und zur cisalpinischen Republik geschlagen. Der Friede mit Österreich hatte ihm das zum Kanton Aargau gehörige Frickthal überliefert. Sein Wunsch ging nun nach einer Straße durch Wallis, welche Frankreich mit der Lombardei verband. Das war erreichbar, wenn es gelang, die Schweiz gleich Batavien und Cisalpinien in den Kreis abhängiger Republiken einzufügen, mit denen sich Frankreich umgeben und gegen das übrige Europa decken sollte. So wurden auch in der Schweiz die demokratischen Elemente gegen das aristokratische Patrizierregiment unterstützt und damit dasselbe Mittel in Anwendung gebracht, welches sich in Holland und Venedig, in Rom und Mailand und Genua so wirksam gezeigt hatte. Als die Waadtländer Demokraten französischen Schutz gegen die Berner Regierung anriefen, kam ihnen das Direktorium bereitwillig entgegen und beauftragte seine diplomatischen Agenten in den Hauptstädten der Schweiz, die aufständische Bewegung nach Kräften zu schüren. Mit dem Führer der demokratischen Centralisten, Ochs in Basel, hatten Bonaparte und Rewbell einen förmlichen Revolutionsplan verabredet. General Brune rückte in das Berner Gebiet ein, trennte unter der Maske des Befreiers die Gegner, um schließlich am 5. März 1798 sich Berns zu bemächtigen und den „Berner Schatz" an 25 Millionen Franken, reiche Vorräte und Kriegsmittel dem Direktorium auszuliefern. Der neuen „helvetischen Republik" wurde dann ein drückendes Bündnis mit der französischen auferlegt. Die Schweiz war ein Klientelstaat Frankreichs geworden. Von dem erbeuteten Gelde flossen drei Millionen in Napoleons Kriegskasse, um dem Unternehmen gegen England zu dienen.

Aber so groß das Entgegenkommen auch war, mit welchem die Directoren dem siegreichen General Einfluß auf die Geschäfte einräumten, eine feste, leitende Stelle, die dieser Einwirkung auf den Gang der Dinge entsprochen hätte, war damit nicht verbunden. Bourrienne weiß zu erzählen, er habe damals trotz der Verfassung Aufnahme ins Direktorium geheischt, dieselbe aber nicht erlangen können. Wir erfahren von englischen Berichterstattern und von dem Publizisten Mallet du Pan, daß Barras ihm die Diktatur verschaffen wollte, um dem Drängen der Jakobiner zu widerstehen, die seit dem 18. Fructidor der Regierung ebenso gefährlich wurden, wie vorher die Gemäßigten. Möglich, daß, wie man sagte, die Zusammenziehung von großen Truppenmassen nicht so sehr dem Unternehmen gegen England als der Gründung dieser Diktatur dienen sollte. Es kam darüber zu unerquicklichen Scenen im Directorium, von denen etwas in die Bevölkerung gedrungen zu sein scheint, denn der preußische Gesandte weiß zu erzählen, das leichtfertige Volk der Pariser habe bereits die Frage aufgeworfen, was der General so lange in der Hauptstadt mache und warum er sich nicht gegen England einschiffe. So war Napoleon nicht allein von der Regierung ferngehalten worden, er lief auch noch Gefahr, die Glorie seiner Triumphe in Alltäglichkeit verfließen zu sehen und seine Popularität einzubüßen, wenn er noch länger unthätig blieb. Von einem erfolgreichen Staatsstreiche konnte jetzt nicht die Rede sein, das sah er ein. Waren auch die Directoren verhaßt beim Volke, so war er selbst doch noch lange nicht so beliebt, um zu einem Kampfe mit Jenen Boden genug zu finden. Er mußte vor Allem bedacht sein, „seinen Ruhm warm zu halten“, wie er selbst sagte. Dazu erschien ihm aber die Landung in England bei den unzulänglichen Marineverhältnissen Frankreichs doch als ein allzu gewagtes Unternehmen. Er ist ihr auch später, im Jahre 1805, gerne aus dem Wege gegangen, als sich ein anderer Schauplatz zur Entfaltung seiner Macht darbot. Viel lieber kam er auf seine orientalischen Pläne zurück. „Ich will nicht hier bleiben“, sagte er zu Bour-

rienne, „es giebt hier nichts zu thun. Ich sehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab; schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort ist der Ursprung aller Macht und Größe.*) Ich will übrigens eine Inspektionsreise an die Nordküste machen, um mich zu überzeugen, was man wagen kann. Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird die englische Armee zur orientalischen gemacht, und ich gehe nach Ägypten."

Die beabsichtigte Reise an die Küste wird am 8. Februar 1798 angetreten. Sie ist bald beendet. Bonaparte überzeugt sich leicht von der momentanen Unausführbarkeit des Unternehmens und sucht nach seiner Rückkehr auch dem Direktorium die gleiche Überzeugung beizubringen. In zwei Denkschriften vom 23. Februar führt er aus, daß eine Landung in England, ohne Herr des Meeres zu sein, zu den kühnsten und schwierigsten Wagnissen gehöre und, wenn überhaupt, dann nur in langen Nächten, daher nicht vor dem nächsten Herbst bewerkstelligt werden könne. Bis dahin — entwickelt er in einem spätern Gutachten vom 13. April — könnte die Expedition ins Mittelmeer mit dem Zielpunkte Ägypten unternommen werden, welche die Engländer nötigen würde, von ihrer Flotte im Kanal Teile nach Indien und ins Rote Meer zu detachieren. Bis dahin könnten die Rüstungen in den französischen Nordhäfen eine ansehnliche Streitkraft ergeben haben, und es könnte an eine Landung mit 40000 Mann im November oder Dezember gedacht werden. Das Direktorium entschied sich erleichterten Herzens alsbald für die Expedition nach der Levante und stellte Napoleon am 12. April seine, von ihm selbst redigierte Ernennung als Chefgeneral der Orientarmee zu. Er erhielt Vollmacht und Auftrag, sich Maltas und Ägyptens zu

*) Noch in Italien hatte er ähnlich zu Bourrienne gesprochen: „Europa ist nur ein Maulwurfshaufen; es hat stets nur im Orient große Reiche und mächtige Revolutionen gegeben, dort, wo 600 Millionen Menschen leben."

bemächtigen, die Engländer aus ihren Niederlassungen im Osten soweit er sie erreichen mochte, insbesondere aus dem Roten Meere zu vertreiben und den Isthmus von Suez zu durchstechen, um den Franzosen den Besitz dieses Meeres zu sichern. In dem Kommando der direkt gegen England bestimmten Streitkräfte sollte er bis zu seiner Rückkehr substituiert werden. Denn daß er nach der Beendigung der ägyptischen Expedition wieder in das Oberkommando der gesamten gegen England gerichteten Streitkräfte zurücktrat, war selbstverständlich. Noch von Toulon aus apostrophiert er die Expeditionstruppen mit den Worten: „Ihr seid ein Flügel der England-Armee!" und nennt sich selbst noch in seinen Generalbefehlen vom Ende April: „Chefgeneral der England-Armee".

Mit einem Eifer, wie ihn seine Umgebung noch niemals an ihm bemerkt hatte, traf er seine Vorbereitungen, und in einem Maßstabe, der den Erfolg verbürgte und den Ruhm des Feldherrn nicht in Zweifel geraten ließ. Jetzt ist es nicht mehr die einfache Expedition, welche 25000 Mann auf wenigen Fregatten leicht durchzuführen vermochten. Mit einer Armee von 40000 der besten Krieger, auf einer der größten Flotten, die Frankreich je ausgerüstet und welche das Übergewicht der Republik im Mittelmeere feststellten sollte, wurde die Orientfahrt unternommen. Ein Stab von hundertundzwanzig Gelehrten, Mechanikern und Ingenieuren, darunter Monge und Berthollet, begleiteten den Feldherrn, um das ferne Land wissenschaftlich auszubeuten, die beabsichtigte Kolonisation anzubahnen und die erforderlichen Wasserwege zu eröffnen. Später sollte Talleyrand folgen, um in direkten Verhandlungen mit der Pforte den Sultan zu überzeugen, daß der Feldzug nicht ihm, sondern nur den Mameluken gelte, die seiner Oberherrlichkeit spottend, Ägypten wie selbständige Fürsten regierten. Auch eine Bibliothek wurde ausgewählt. Ossian und Tasso's „befreites Jerusalem", Homer und Virgil, Rousseaus „Heloise" und Goethes „Werther" fehlten darin nicht. Interessant und

bezeichnend ist, daß die Bibel, der Koran und die Veden zusammen mit Montesquieus Werken unter der Rubrik „Politik“ eingestellt wurden. Besonders reichhaltig war die Geschichte vertreten. Natürlich sind Plutarchs Biographieen darunter, ebenso Arrians Alexanderzüge und Raynals „Philosophische Geschichte der beiden Indien“. Wir wissen, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck das letztere Werk seinerzeit auf Napoleon gemacht hat; die Stelle über Ägypten gewiß nicht zuletzt. Sie lautet: „Beim Anblick dieses Landes, das zwischen zwei Meeren gelegen ist, von denen das eine die Pforte zum Orient, das andere die Pforte zum Occident bildet, faßte Alexander den Plan, den Hauptsitz seines Reiches nach Ägypten zu verlegen und dieses Land zum Mittelpunkt des Welthandels zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste aller Eroberer, begriff, daß wenn es ein Mittel gebe, alle Erwerbungen, die er bereits gemacht oder noch zu machen vorhatte, zu einem Staatswesen zu vereinigen, dies jenes Ägypten sei, welches sozusagen von der Natur dazu bestimmt ist, Afrika und Asien mit Europa zu verbinden.“

Daß diese großen Entwürfe des Macedoniers Napoleon jetzt besonders lebhaft beschäftigten und zur Nachahmung, zur Überbietung reizten, ist leicht zu erweisen. Seine Phantasie ging ins unermeßlich Weite. Aber wir wissen, wie er sie zügelte. „Ich habe stets zwei Sehnen auf meinem Bogen“, pflegte er zu sagen. Und so übersieht er auch jetzt bei aller Größe seiner Konzeptionen nicht das Naheliegende und Erreichbare. Als er von Bourrienne gefragt wurde, wie lange er in Ägypten zu verweilen gedenke, antwortete er: „Wenige Monate oder sechs Jahre; alles hängt von den Ereignissen ab“. Und in der That, wie die Dinge lagen, war es nur zu wahrscheinlich, daß binnen „wenigen Monaten“ schon ein neuer Krieg auf dem Festlande Europas entbrannte, der der öffentlichen Meinung seinen Namen notwendig ins Gedächtnis zurückführen mußte. Denn durch die Fortschritte der Revolution in Italien, durch die Republikanisierung des Kirchenstaates war man Toskana und Neapel

drohend in die Nähe gerückt, und es war nur zu wahrscheinlich, daß Österreich darauf bedacht sein würde, die verwandten Fürsten und mit ihnen sein eigenes Interesse zu schützen. Die Einmischung in die orientalische Frage mußte Rußland gegen Frankreich aufbringen. Man irrt, wenn man diese Politik als Bonapartes eigenste Veranstaltung bezeichnet. Frankreich war auf die Revolutionierung der Nachbarn schon lange ausgegangen, ehe man dem jungen General noch den geringsten Einfluß auf die Geschäfte eingeräumt hatte.*) Aber es ist sicher, daß er sie jetzt insgeheim befürwortete — immer mit der egoistischen Rücksicht darauf, daß die aus einem Koalitionskriege dem Direktorium erwachsenden Verlegenheiten dieses selbst in Mißkredit bringen, seine Rückkehr geboten erscheinen lassen und sein Ansehen und seine Macht in Frankreich bis zu jener Stufe erhöhen würden, auf der er selbst nach der Herrschaft greifen durfte. Frankreich sollte in Europa geschlagen werden, während er im Orient um seinen Namen frischen Lorbeer wand, das war das Programm seines vaterlandslosen Ehrgeizes. Darum auch die Wegführung der besten Soldaten und Generale. „Ich gehe in den Orient — sagte er zu seinem Bruder Joseph — mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen. Wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen, die wie Talleyrand, Sieyès, Röderer denken, wächst, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehr' ich wieder *und bin der öffentlichen Meinung sicherer als jetzt*. Ist dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt sich ein neuer Feldherr wie ich, der auf sich die Hoffnungen des Volkes lenkt, gut, dann werd' ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienste leisten als er."

*) Schon am 25. Mai 1796 schrieb der scharfsichtige Mallet du Pan nach Wien. „In allen Ländern, die man nicht behalten mag, wird man den Republikanismus säen, sich als Alliierten jedes Staates erkennen, der Frankreichs Beispiel nachahmen will, diese Nachahmung mit allen Mitteln hervorrufen, und man schmeichelt sich, auf solche Weise in kurzer Zeit zu erreichen, was seit 1792 einer der ersten und wichtigsten Zwecke des Krieges war".

Aber noch während er in Paris weilte, traten die ersten Anzeichen der neuen Verwickelung auf dem Kontinent hervor. In Rastatt war der österreichische Gesandte der Forderung des Direktoriums nach dem ganzen linken Rheinufer entgegen getreten, und in Wien hatte Bernadotte der Vertreter Frankreichs, die leitenden Kreise brüskiert und die Bevölkerung zu einem Auflauf gereizt, der seine Abreise zur Folge hatte. Die Lage schien ernst. Der Krieg drohte. Napoleon zauderte und verschob seine Abreise. Wenn wir recht berichtet sind, dachte er einen Augenblick wieder an Staatsstreich und Diktatur. Aber noch hielt man am Frieden fest, und in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai verließ Bonaparte, gedrängt von den geängstigten Direktoren, die den Ehrgeizigen lieber in Afrika wußten, Paris, um in Toulon sich einzuschiffen.

Im Hafen von Toulon waren die Zurüstungen mit dem größten Eifer betrieben worden. Ihre eigentliche Bestimmung kannten nur sehr wenig Personen. Zwar war von Ägypten mehrfach die Rede gewesen, auch in den Blättern hatten Notizen darüber gestanden, aber gerade deshalb glaubte man umsoweniger an den Ernst eines Wagnisses, welches den besten General Frankreichs in kritischer Zeit in die Ferne trieb. Und doch war es so. Am 19. Mai 1798 lichtete die Flotte mit einem Teile der Expeditionsarmee und dem Chefgeneral an Bord des Admiralschiffs „Orient" die Anker. Zur selben Zeit liefen aus Genua, Ajaccio und Civitia-Vecchia die Divisionen Baraguay d'Hilliers, Vaubois und Desaix aus und vereinigten sich mit dem Toulomer Geschwader zu einer imposanten Streitmacht von fünfzehn Linienschiffen, ebensoviel Fregatten, sieben Korvetten und über dreißig kleineren Kriegsfahrzeugen mit zusammen zweitausend Geschützen als Bedeckung der vierhundert Transportschiffe, welche die Expeditionstruppen trugen. Unter den Divisionären, die den Feldzug mitmachten, finden wir außer den früher Genannten noch Kleber, Menou, Reynier, Dugua, unter den

Brigadegeneralen die später so stolz klingenden Namen eines Lannes, Davoust, Murat, Andréossy u. a.; den Oberstenrang bekleideten damals noch Marmont, Junot, Lefebvre und Bessières.

Die größte Gefahr drohte dem Unternehmen von den Engländern, die zwar früher zur eigenen Sicherheit gegen die französische Landung ihre Flotte aus dem Mittelmeer in den Kanal gezogen hatten, dann aber doch auf die Toulons Schiffe aufmerksam geworden waren und sich eben entschlossen hatten, dieselben durch ein Geschwader unter Admiral Nelson beobachten zu lassen. Napoleon hatte von dieser Absicht keine Ahnung. Zu seinem Glück war Nelson durch ein Unwetter aus seinem Hinterhalt vertrieben worden, wenige Tage bevor Jener auslief, und erst wieder auf seinen Posten zurückgekehrt als die Franzosen bereits davon gefahren waren. Unsicher, wohin sie sich gewendet hatten, suchte er sie in Sizilien und Neapel, während sie sich der ersten wichtigen Etappe auf ihrem Zuge bemächtigten: Malta's.

Schon seit einem Jahre waren einzelne von den Rittern des Johanniterordens, in dessen Besitz die Insel seit Karl V. sich befand, durch französisches Geld gewonnen worden. Der Großmeister Herr von Hompesch, ein unfähiger, kurzsichtiger Mann, der völlig den Kopf verlor, leistete jetzt Bonaparte keinen Widerstand und übergab am 13. Juni 1798 die mächtigen Bastionen von Lavalette, ohne auch nur den Versuch zu wagen, sie bis zum Einlangen eines englischen Entsatzes zu halten. Es war eine wenig ehrenvolle Kapitulation — ein Wort, welches Napoleon übrigens in der Urkunde vermied, um, wie er sarkastisch meinte, nicht eine Bezeichnung zu gebrauchen, die in den Ohren eines einst so kriegsberühmten Ordens übel klingen würde. Die Güter der Johanniter wurden mit Beschlag belegt, die Ritter zogen, mit kärglichen Pensionen bedacht, von dannen, einige unter ihnen in der Armee des Siegers.

Von Malta, wo eine entsprechende Besatzung zurückblieb, nach

Osten segelnd, erhielt Napoleon auf der Höhe von Candia die erste Nachricht, daß er durch ein starkes englisches Geschwader verfolgt werde. Das paßte schlecht zu seinen Entwürfen; denn nicht nur die ägyptische Expedition, sondern auch die für später geplante Landung in England beruhte auf der Voraussetzung, daß die französische Flotte Herrin des Mittelmeeres bleiben werde, wenigstens so lange, um den Besieger der Mameluken wieder zurückzubringen. Jetzt galt es vor allem, mit den Hunderten von Transportschiffen dem Feinde zu entkommen und Alexandrien zu erreichen. Bonaparte bewies hier, daß er, wenn er seiner Neigung gemäß seinerzeit zur Marine kommandiert worden wäre, Frankreich einen sehr tüchtigen Admiral geliefert hätte. Er wußte dadurch, daß er an der Südküste von Candia hinfuhr, der nahen Gefahr zu entrinnen. Nelson hatte ihn im Golf von Neapel nicht vorgefunden und beschlossen, nach Ägypten zu steuern. Er that dies an der Nordküste Afrikas und eilte in seinem Eifer, den Feind zu treffen, so rasch, daß er die Franzosen überholte und noch vor ihnen an der Rhede von Alexandrien anlangte — nur um dieselbe, als er sie leer fand, sogleich wieder zu verlassen und nach Syrien zu steuern. Unmittelbar hinter ihm traf am 1. Juli die französische Flotte in Ägypten ein und hatte Zeit, die Expeditionsarmee auszuschiffen.

Noch auf hoher See am 22. Juni hatte der Chefgeneral in einem Armeebefehl seine Soldaten auf die Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte: „Soldaten! Ihr steht im Begriffe eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringet England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei, bis ihr ihm endlich den Todesstoß versetzen werdet. Wir werden einige ermüdende Märsche machen, mehrere Gefechte liefern, wir werden siegen, das Geschick ist für uns". Er ermahnt sie, die Religion der Muhammedaner und ihre Muftis zu respektieren. „Die Völker, mit denen wir zusammentreffen werden, behandeln die Frauen anders als wir; gleichwohl ist, wer ihnen Gewalt

anthut, überall ein Scheusal. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerstört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben unser Interesse erfordert. Die erste Stadt auf unserm Wege hat Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Thaten begegnen, würdig von Franzosen nachgeahmt zu werden." Für Manchen mochte aber deutlicher geklungen haben, was er noch in Toulon verhieß: jedem Soldaten bei seiner Heimkehr so viel Geld, daß er sich davon sechs Acker Landes kaufen könne.

Auch an die Eingeborenen des Landes wendete sich Bonaparte, nachdem er am 2. Juli Alexandrien genommen hatte. Eine arabische Proklamation schilderte ihn als Freund des Sultans, gekommen um dessen Feinde, die Mameluken, zu vernichten und das ägyptische Volk aus ihrer Tyrannei zu erlösen. Er verkündete die Gleichheit aller Menschen vor Gott, den er auch im Alkoran anerkenne, und um mehr Vertrauen zu erwecken, erzählte er, wie er den Papst besiegt und die Malteser-Ritter vernichtet habe. Ob diese Worte auf das stumpfe Volk der Fellahs viel Eindruck gemacht haben werden? Wohl kaum. Sie fügten sich eben der neuen Invasion wie jeder anderen Herrschaft. Bonaparte's eigentlicher Feind war das Reitervolk der Mameluken. Ursprünglich, im 12. Jahrhundert, die aus erkauften Sklaven gebildete Leibwache der Khalifen, hatten sich die Mameluken bald selbst der Herrschaft über Ägypten bemächtigt, bis sie im 16 Jahrhundert von den Osmanen besiegt wurden und Sultan Selim I. die Verwaltung des Landes als einer türkischen Provinz vierundzwanzig ihrer Häuptlinge übertrug. Als dann wieder die türkische Macht abnahm, wurde auch die Stellung der Beys, von denen jeder über ein ansehnliches Reitergefolge verfügte, mehr und mehr unabhängig, und die Oberhoheit des Sultans schrumpfte auf den bloßen Namen ein. Zur Zeit, als Bonaparte den Kampf gegen sie aufnahm, geboten ihre beiden Feldherrn, Ibrahim und Murad Bey, über 8000 Mann vortrefflich gerüsteter und geübter Reiter, die mit Säbel, Wurf-

spieß und Feuergewehr virtuos zu hantieren wußten, aber auch sonst über keinerlei Truppen; Infanterie und Artillerie fehlten, nur die kleine Nilflotille hatte einige Kanonen. Das waren Verhältnisse, die bei der vierfachen Übermacht der Franzosen den Sieg der Letzteren nicht zweifelhaft erscheinen ließen. Was denselben erschwerte waren andere Momente.

Vor allem eine entmutigende Enttäuschung. Gleich Alexandrien, jetzt nur noch ein Zwölftel jener Metropole der Kultur, welcher der macedonische Held den Namen gab, der Rest in Schutt und Schmutz versunken, blieb weit unter jeder Erwartung. Als dann Napoleon am 7. Juli nach Kairo aufbrach und anstatt des längeren bequemeren Weges über Rosette und den Nil entlang, den kürzeren durch die Wüste wählte, waren die Strapazen durch Hunger, Durst und Hitze so ungeheure, daß die künstlich genährten Vorstellungen von dem Paradiese im Osten jäh zusammenbrachen. Die Soldaten murrten, drohten mit Umkehr und verhöhnten die Gelehrten, denen sie an der Enttäuschung ausschließlich Schuld gaben. In den Fellahdörfern fand sich keinerlei Kultur, Getreide in Fülle, aber weder Mühlen noch Backöfen, als Getränk nur schlammiges Cisternenwasser. Das Heimweh begann in die Reihen der Franzosen einzureißen und forderte zahlreiche Opfer durch Selbstmord. Als man bei Ramanieh den Nil erreichte, bekam man mit dem Feinde zu thun, der in einzelnen Trupps die Divisionen umschwärmte, so daß nur in geschlossenem Viereck, die Reiterei in der Mitte, marschiert werden konnte. Bei Schebrachit traf man auf das Gros der Armee Murad Beys, der sich aber nach einem Kampfe der beiden Nilflottillen ohne Gefecht zurückzog.*) Erst bei den Pyra-

*) Es soll hier an einem Beispiele für sehr viele andere gezeigt werden, in welchem Maße die Thaten der Orientarmee sich vergrößerten, bis sie in den Berichten Bonapartes an das Direktorium Paris erreichten. Marmont in seinen Memoiren erwähnt bei Schebrachit nur 4 oder 5 Mamelucken, die in wahnwitzigem Ungestüm an ein Carré heranstürmten und niedergemacht wurden, Bonaparte in einem Briefe an den in Alexandrien zurückgeblie-

miden, die man am 19. Juli bei Om Dinar, drei Meilen vor Kairo, erblickte, sollte es zu einer ernsten Aktion kommen. Unter Mühsal und Beschwerden, immer nur in den Morgenstunden, von 2 bis 9 Uhr marschierend, waren die Franzosen an den Punkt gelangt, wo sich Murad bei Embabeh verschanzt hatte und nun am 21. Juli mit etwas mehr als 5000 Reitern der fünffachen Übermacht entgegentrat. Es war nicht erst nötig, den Mut der republikanischen Armee mit den Worten: „Soldaten! Bedenkt daß vier Jahrtausende auf euch herabsehen!“ anzufachen. Schon die numerische Überlegenheit ließ den Sieg leicht erscheinen, und die Sehnsucht, der Wüste zu entrinnen, steigerte von selbst die Kampflust. Der Ausgang war, wie er nicht anders sein konnte. Von den fünf Divisionen Bonapartes, die alsbald in Carrés von 6 Mann Tiefe formiert waren, die Kanonen an den Ecken, Stab und Bagage im Innern, wurde zuerst die des Generals Desaix von Murad mit Ungestüm attaquiert. Hier zurückgewiesen, wiederholte der Mameluke den Angriff auf die Divisionen Reynier und Dugua (bei welcher sich Bonaparte befand), mit dem gleichen Mißerfolg. Dann sprengte er von dannen. Sein Lager bei Embabeh fiel nach kurzer Wehr mit reicher Beute den Siegern in die Hände. Ibrahim, der mit einem Teile der Mamelukenarmee jenseits des Nil bei Bulak gestanden hatte, gab seine Stellung auf und zog ostwärts an den Rand der syrischen Wüste. Die Schlacht bei den Pyramiden hatte Kairo in die Hände der Sieger geliefert. Am 22. Juli bezog Napoleon den Palast Murads als Hauptquartier.

Wenn er bisher, den Klagen der Truppen zu begegnen, Kairo mit seiner Pracht und seinen Schätzen als Trost in Aussicht gestellt hatte, so brachte, was man in der Stadt mit ihren

---

denen Menou macht schon 50 daraus, in seinem Berichte an das Direktorium aber, vom 24. Juli 1798, ist sogar von einer „Schlacht bei Schebrachit“ die Rede, wobei der Feind 300 Tote verlor. Er hat es später offen ausgesprochen, daß ein Staatsmann perfekt lügen können müsse. Und der Unterhändler von Udine und Passariano war ein Staatsmann.

300000 Einwohnern vorfand, nur wieder eine neue Enttäuschung. Von dem erhofften Wohlleben war nicht die Spur vorhanden; Alles, bis auf das verlassene Mamelukenviertel, starrte in Armut und Unsauberkeit. Der Verdruß in der Armee stieg. Die zahlreichen Briefe, welche Soldaten und Offiziere in ihren Unmut nach Hause schrieben und die von den Engländern aufgefangen und veröffentlicht wurden, bezeugen den Geist der Unzufriedenheit, der sich geltend machte. Bonaparte hatte vollauf zu thun, um zu strafen, zu beschwichtigen, zu versprechen, daneben die tausend Geschäfte der Organisation der Verwaltung zu besorgen, die Bekämpfung des Feindes anzuordnen, der sich nur zurückgezogen hatte, um sich zu neuen Schlägen zu sammeln. Und dabei kam keine Nachricht aus Europa. Dagegen aus Alexandrien eine Botschaft von niederschmetterndem Gewicht: am 1. August war die englische Flotte unter Nelson wieder an der ägyptischen Küste erschienen und hatte auf der Rhede von Abukir die französische vernichtet.

Bonaparte hatte die Escadre unter Admiral Brueys mit der Weisung zurückgelassen, dieselbe in den alten Hafen von Alexandrien zu bringen, wofern derselbe tief genug wäre, im andern Falle an der Rhede von Abukir sichere Stellung zu nehmen, oder, wenn eine solche nicht möglich, nach Korfu zu segeln. Brueys fand den Eingang des Hafens unpassierbar und legte sich vor Abukir, wo er seine Position für fest genug hielt, um den Feind zu erwarten; ja er erklärte dieselbe in einem Briefe an Bonaparte vom 20. Juli für unangreifbar, da er nach einer Seite durch die Küste geschützt sei und kein feindliches Schiff zwischen den seinigen und dem Lande Stellung nehmen könne. Verhängnisvoller Irrtum. Am 1. August erschien Nelson, der in Hast und Aufregung bisher vergebens die Spur des Feindes gesucht hatte, mit seinem Geschwader und stürzte sich alsbald auf die Franzosen, von deren Fahrzeugen ein gut Teil der Bemannung gar nicht zur Stelle war. Nun zeigte sich, daß Brueys Position sehr wohl angreifbar gewesen und daß die englischen Linienschiffe, obgleich geringer an Zahl, mit Geschick und

verwegener Kühnheit geführt, sich doch zwischen den Feind und die Küste zu drängen vermochten. Und einmal unter zwei Feuer gebracht, erlag eines der republikanischen Fahrzeuge nach dem andern. Aller Heldenmut konnte nicht mehr helfen. Brueys büßte seine Fehler mit dem Tode. Der „Orient“ flog mit ihm und der Bemannung in die Luft. Unter dem Rufe „Vive la République“ starben die tapferen Kämpfer. Es war ein Sieg, wie bis dahin noch nie einer zur See errungen wurde. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten rettete der Kontreadmiral Villeneuve in die Flucht. Zwei andere waren vorher in den Hafen bugsiert worden. Alles Übrige war vernichtet oder in des Feindes Händen.

Bonaparte erhielt die Nachricht auf der Rückkehr von einem Zuge gegen Ibrahim nach Osten, während er zu gleicher Zeit, allerdings erfolglos, mit Murad unterhandeln ließ. Anfangs nahm er die Botschaft mit vollkommener Fassung entgegen, ja er fing sofort an — es war in Marmonts Zelt — ihre Tragweite zu schätzen. Man sei nun auf Ägypten allein angewiesen, sagte er; aber dieses Land habe früher ein ganzes mächtiges Königreich gebildet; jedenfalls sei es ein Stützpunkt für Eroberungen beim Zusammenbruch der türkischen Herrschaft, eine Offensivposition gegen England. „Vielleicht sind wir bestimmt“, rief er Marmont zu, der in seinen Memoiren darüber berichtet, „das Aussehen des Orients zu verändern und unsere Namen denjenigen zur Seite zu stellen, welche die alte und die mittelalterliche Geschichte mit der größten Auszeichnung unserm Gedächtnis einprägt.“ Man müsse nur den Kopf oben behalten, in solchen Augenblicken bewähre sich der überlegene Charakter. Das waren mutige Worte, die ihre Wirkung auch nicht verfehlten. Den ganzen Eindruck aber, den die Kunde auf den Feldherrn übte, sprachen sie nicht aus. Der Verlust der Flotte hatte ihn härter getroffen, als er merken ließ. Nach seinen Plänen, die wir kennen, hatte er Ägypten zu erobern und dessen Besitz zu sichern gedacht, dann aber heimkehren wollen, wenn unterdes der

neue Krieg auf dem Kontinent und dessen Wechselfälle seinen Degen im Preise gehoben hätten. Bourrienne versichert: „Nach dem, was mir Bonaparte vor der Nachricht des 1. August mitgeteilt, wollte er, wenn einmal der Besitz Ägyptens gesichert war, mit der Flotte, die nunmehr hier nichts nützen konnte (devenue désormais inutile) nach Toulon zurückkehren, von dorther Verstärkungen und Proviant nach Ägypten senden, die Flotte aber mit denjenigen Streitkräften vereinigen, welche die Regierung bis dahin gegen England gesammelt haben würde, dessen Marine er dann überlegen zu werden hoffte. Der Verlust seiner Schiffe zerbrach diese Kombinationen".*) Aber er that noch weit mehr, er brachte selbst für die Stellung in Ägypten ernste Gefahren.

Napoleon hatte gehofft, den Sultan über die Natur seiner Expedition täuschen oder hinhalten zu können. Das hatte Talleyrand selbst besorgen sollen. Dieser jedoch wagte es nicht mehr, seitdem die Engländer im Mittelmeer aufgetaucht waren, und überließ das Geschäft dem Gesandten in Konstantinopel. Der Großherr schwankte lange Zeit zwischen der Freundschaft mit der Republik und einer Allianz mit Rußland, die ihm von Zar Paul I. nahe gelegt wurde, dessen politische Kreise durch Frankreichs Übergreifen in den Orient und die Wegnahme Maltas gleichfalls gestört worden waren. Da drang die Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte an den Bosporus und entschied gegen das Direktorium. Was man für unmöglich gehalten hatte, wurde zur That, Rußland riß die Türkei mit sich fort, damit sie ihre

*) Bourrienne so wenig wie Napoleon konnten damals schon wissen, daß das Direktorium von dem Plan einer Landung im nächsten Herbste bereits zurückgekommen war und die in den Nordhäfen stationierten Schiffe den Irländern zu Hilfe geschickt hatte, die sich Ende Mai 1798 gegen England erhoben. Diese Hilfsaktion hatte nur Verluste im Gefolge. In einzelnen Expeditionen verzettelt, teils verloren, teils verschlagen, war von einer neuen Konzentration der maritimen Streitkräfte im Norden fürs erste nicht mehr die Rede.

Souveränetätsrechte über die ionischen Inseln und Ägypten gegen die Eindringlinge verteidige. Am 1. September erklärte die Pforte den Krieg an Frankreich.

Bonaparte, der jetzt von jeder Nachricht abgeschnitten war, erfuhr nicht sogleich von dieser Wendung der Dinge. Aber er ahnte sie bald. Allsogleich nach seiner Landung in Ägypten hatte er dem Großvezier und dem Statthalter von Syrien, Achmed Pascha — seiner Grausamkeit wegen Djessar (Schlächter) genannt — seine Freundschaft entbieten lassen und wie sein Zweck kein anderer sei, als die Interessen des französischen Handels gegen die Mamelukken zu schützen. Auf diese Briefe war keine Antwort erfolgt. Dagegen vernahm er anfangs Oktober, die Pforte habe allenthalben die französischen Konsuln verhaften lassen. Aber noch hatte er keine Gewißheit über die Haltung der Türkei. Und bevor er sie hatte, durfte er nicht daran denken, Ägypten zu verlassen. Lautete aber die Gewißheit ungünstig, dann ward ihm die doppelte Aufgabe, die Position, die er hier erkämpft, nicht nur gegen die Abneigung der arabischen Bevölkerung und gegen die Streitkraft der Mamelukken, sondern auch gegen den rechtmäßigen Herrn des Landes, den Sultan, zu verteidigen. Nach der Niederlage seiner Flotte bei Abukir, die in der Heimat gewiß einen schlechten Eindruck machte, bedurfte er neuer Triumphe, um denselben zu verwischen; die Lorbeeren, die er in der Schlacht bei den Pyramiden gepflückt — und wenn er die Verlustziffer des Feindes verzehnfachte — reichten für seine persönliche Geltung nicht mehr aus. Und er war doch nach Ägypten gegangen, um seinen Ruhm zu stärken, bis der Kontinentalkrieg ihm ein neues Gebiet des Wirkens zuwies. Am 3. September schrieb er dem Direktorium: „Ich erwarte Nachrichten aus Konstantinopel. Ich kann, wie ich Euch versprach, im Oktober in Paris sein, oder doch nur um wenige Monate später."

Während dieses bangen Harrens fand Bonaparte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Volk von Ägypten die Fremd-

herrschaft nur mit dem größten Widerwillen ertrug und daß ihm hier seine Sympathieen für den Islam nicht viel halfen. Im Oktober empörten sich die Kairoten. Das Gerücht, der Sultan habe Frankreich den Krieg erklärt, Djezzar sei aus Syrien im Anmarsch, die Franzosen müßten abziehen, wollten jedoch vorher die Stadt verbrennen, hatte den Aufstand hervorgerufen. Der Pöbel stürmte die Häuser der Fremden und ermordete eine Anzahl derselben, darunter 25 kranke Soldaten; die Massen ergriffen die Waffen und organisierten die Revolution. Napoleon machte vorerst den Versuch, die Insurgenten in Güte zum Gehorsam zu bringen. Als dies vergeblich war, ließ er das aufständische Stadtviertel einschließen und bombardieren. Bald war die Bewegung völlig niedergeschlagen. Um sich gegen eine Wiederholung zu sichern, ließ er sogleich einer Anzahl Gefangener die Köpfe abschneiden. Das werde ihnen eine gute Lehre sein, meinte er in Briefen an die Generale. Er habe geglaubt, mit Milde wirken zu können. Aber hier sei nur die Einschüchterung von Erfolg.

Die Zeit der Ruhe, welche auf diese Schreckensmaßregeln folgte, wurde zur Ausbildung der innern Organisation verwendet. Die mitgebrachten Gelehrten bildeten ein „Institut“ mit Vorträgen über die Kultivierung des Landes. Ihre Arbeiten erschienen in einer Zeitschrift „La décade egyptienne“, während Nachrichten politischer und lokaler Art im „Courrier d'Égypte“ Raum fanden. In einer der gelehrten Sitzungen geriet Bonaparte — erzählt ein Offizier der Expedition — mit Berthollet in Streit und wurde heftig, als dieser immer wieder replizierte. Da bemerkte der große Chemiker: „Du hast Unrecht, Freund, denn Du wirst grob“. Als der Chefarzt Desgenettes sich auch auf die Seite des Naturforschers stellte, brach Napoleon los: „Ich sehe schon, daß hier alles zusammenhält. Die Chemie ist die Küche der Medizin und diese die Wissenschaft der Meuchelmörder“. Worauf Desgenettes kalt zurückgab: „Und wie würden Sie, Bürger General, die Kunst der Eroberer definieren?“ — Da man aus der Heimat

keinen Sukkurs an Geld zu erwarten hatte, hielt sich Bonaparte an die reichen Araber. Ja, man wird an Mephistos Finanzkunst erinnert, wenn man hört, daß er fortwährend nach vergrabenen Schätzen spürte und einstweilen für 100000 Franken Papiergeld fabrizieren ließ. Und Geld benötigte man, da ein neuer Feldzug in Sicht stand.

Die Nachricht von der Kriegserklärung der Türkei, welche im Oktober die Kairoten aufgeregt hatte, war richtig gewesen, diejenige vom Anmarsche Djezzars nur verfrüht. Im Dezember 1798, als Bonaparte nach Suez gegangen war, um den Spuren des alten Kanals nachzuforschen, traf ihn die Botschaft, Truppen Achmed Paschas wären in Ägypten eingebrochen und hätten sich im Grenzfort El Arisch festgesetzt. Sofort traf er seine Anordnungen für einen Offensivzug nach Syrien. Hier ergab sich die Gelegenheit zu neuen Siegen, und er ergriff sie mit Eifer. Zu seiner innersten Beruhigung hatte ein Franzose, der auf einem Ragusaner Frachtschiff nach Alexandrien gekommen war, gemeldet, daß noch immer auf dem Kongreß in Rastatt verhandelt werde und daß nur Neapel allein mit Frankreich in Krieg gerathen sei. Das war, was Napoleon wünschte: die Sicherheit, daß der große Kampf auf dem Kontinent noch nicht entbrannt war, und doch zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß er, entzündet an dem Streitfall mit Neapel, nicht lange werde auf sich warten lassen. Daß es dann seine Absicht war, nach Hause zurückzukehren, teilte er in einem Briefe vom 10. Februar 1799, bevor er nach Syrien aufbrach, dem Direktorium offen mit.

In demselben Schreiben that er seinen Plan kund, den er mit dem Marsche nach Syrien verfolgte: er wolle nicht nur die Invasion zurückwerfen und durch Befestigung der Grenze jedes Zusammenwirken der syrischen Armee mit einer zweiten, die voraussichtlich im Delta landen würde, verhindern, sondern auch, einmal im Besitze Syriens, den Bemühungen um die Türkei mehr Nachdruck geben. Der Zug nach Syrien sollte also ersetzen, was an politischem Gewicht durch die Zerstörung

der Flotte verloren gegangen war. Ob er noch weitere Pläne hatte? Am 25. Januar hatte er Tippo Sahib, den Sultan von Maissur, den geschworenen Feind Englands zu Verhandlungen aufgefordert. Auch mit dem Schah von Persien hatte er angeknüpft wegen der nötigen Etappen auf einem Zuge nach Indien. Fünf Jahre später erzählte er der Frau v. Rémusat: „In Ägypten fühlte ich mich frei vom Zügel einer beengenden Zivilisation. Ich träumte von allem Möglichen und sah die Mittel, meine Träume wahr zu machen. Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, nachdem ich eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den ich nach meinem Ermessen zusammengestellt. Die Erfahrung zweiter Welten wollte ich in meinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geschichte mir dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen und durch diese Eroberung meine Verbindungen mit Europa wieder anknüpfen“ Man sieht, seine Phantasie, die jetzt den Spuren großer Beispiele folgt, ist unerschöpflich in ihren Entwürfen. Aber man darf ihnen in der historischen Darstellung nicht allzuviel Gewicht beilegen. Denn auch hier war die kalte Raison sofort zur Stelle. Nur wenn Ägypten gesichert war, vertraute er Bourrienne, wenn er 15000 Mann da zurücklassen und mit weitern 30000 den Marsch antreten könnte, wollte er den Zug nach Indien wagen. Da diese Voraussetzungen fehlten, blieb es beim syrischen Feldzug. „Er fühlte selbst zu gut“ — bemerkt Jener in seinen Memoiren — „wie wenig all diese Projekte mit unseren geringen Kräften, mit der Schwäche der Regierung und mit dem Abscheu der Soldaten gegen die Wüste vereinbar waren.“

Mit vier Divisionen unter Kleber, Reynier, Lannes und Bon (etwa 14—16000 Mann) wurde die Eroberung des heiligen Landes unternommen. Am 20. Februar gelang es, die Besatzung von El Arisch gegen Zusicherung freien Abzugs zur Kapitulation zu bringen, und am 24. langte der Vortrab in Palästina an, wo die durch Hitze und Durst zur Verzweiflung gebrachten Truppen neue

Kräfte sammelten. Bald ist Gaza, von ein paar Tausend Feinden ohne ernsten Widerstand geräumt, in den Händen der Franzosen, und am 4. März das befestigte Jaffa von ihnen eingeschlossen. Hier beginnt nachhaltigere Gegenwehr. Der türkische Befehlshaber des Platzes läßt den französischen Parlamentär köpfen und stachelt dadurch die Kampflust der Expeditionstruppen zur rücksichtslosen Wut auf. Am 7. März haben die Batterieen — leichte Geschütze nur — Bresche gelegt, und alsbald ist die Festung im Sturme genommen. Nun wird in den Straßen niedergemacht, was den Siegern unter die Hände gerät. Von der 4000 Mann starken Garnison sind Tausend bereits getötet. Der Rest hat sich fechtend in ein Karavanserei zurückgezogen. Als sich zwei Adjutanten Bonapartes zeigen, bieten ihnen die Eingeschlossenen, gegen Zusicherung ihres Lebens, ihre Ergebung an, und die Offiziere gehen, ohne weitere Ordre zu holen, darauf ein, zum nicht geringen Verdruß des Oberfeldherrn, dem die große Zahl der Gefangenen arge Verlegenheit schafft. Sie nach Ägypten schicken, war der Eskorte wegen unmöglich; sie entlassen, hieß den Feind verstärken; sie einteilen und ernähren, schien nicht minder bedenklich; die französischen Soldaten murrten darüber, daß sie mit den Mördern des Unterhändlers ihr Brot teilen sollten; ein Kriegsrat der Generäle stimmte einhellig dafür, dem Kriegsrechte seinen Lauf zu lassen, welches bei Erstürmung einer Festung den Verteidigern das Leben abspricht. Bonaparte erwog die Sache drei Tage lang, bevor er dem Schiedsspruch seiner Offiziere beifiel. Die Gefangenen wurden ans Meer geführt und sämtlich niedergemetzelt.

Die Geschichtschreibung hat diesen grausamen Akt verurteilt, militärische Schriftsteller — auch deutsche — haben ihn für gerechtfertigt erklärt.*) Aber gewiß nur insoweit, als es sich dabei um die Garnison von Jaffa handelt, die nach der Zurück-

---

*) So sagt z. B. Yorck in seinem jüngst erschienenen Buche über „Napoleon als Feldherr“ (I. 139): „Eine schulmeisterliche Geschichtsschreibung hat sich

weisung jeder Kapitulation beim Sturm mit den Waffen in der Hand betroffen wurde. Diese war es jedoch nicht allein, die über die Klinge springen mußte. Auch 800 Mann Milizen von der Besatzung von El Arisch, denen man dort freien Abzug versprochen und hinterdrein, aus Furcht, sie könnten den Gegner verstärken, doch nicht gewährt hatte, wurden jetzt mit gemordet. Und das ist eine Scheußlichkeit, die keine Kriegsraison entschuldigen kann.*)

Am 19. März lagerte Bonaparte vor Akka (St. Jean d'Acre). Der Anblick, den die Festung bot, war kaum verschieden von dem der bisher leicht eroberten El Arisch und Jaffa. Eine oberflächliche Rekognoszierung der Werke ergab einen ähnlichen Eindruck, und da das von Alexandrien her beorderte schwere Geschütz noch nicht angelangt war — vorausgesetzt, daß es den englischen Kreuzern überhaupt entkam — begann der Chefgeneral diese Belagerung mit denselben Mitteln, die bei den früheren ausgereicht hatten.

über diese That entsetzt und empört, die militärische darf es nicht. Das Heil der eigenen Armee und damit die Möglichkeit, den Sieg zu erringen, geht allem andern vor. War die That zum Heile der Armee notwendig, so war sie nicht nur gerechtfertigt, sondern es würde auch ihre Wiederholung in einem zukünftigen Kriege sein, und keine Konvention könnte daran etwas ändern."

*) Ein Stabsoffizier der Expeditionsarmee erzählt: „Die Gefangenen von El Arisch waren gegen die Kapitulationsbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten statt nach Bagdad nach Jaffa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Nach der Erstürmung Jaffas begannen die Milizen unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte ohnehin nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jaffa wenden, er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschieren lassen. Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen, und da er ohnehin schon beschlossen hatte, sich der bei Jaffa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El Arisch unter jene mengen und alle zusammen am 10. März ermorden". (Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine. XXXVI. 141.) Damit stimmt es auch, wenn Bourrienne die Zahl der Opfer auf ungefähr 4000 angiebt — eben jene 3000 Mann der Besatzung und die 800 Milizen.

Aber hier stand die Sache doch anders. Die Werke waren viel widerstandsfähiger, da der Platz hinter der äußeren Umwallung eine Kontreeskarpe hatte. Überdies stand der englische Kontreadmiral Sydney Smith mit mehreren Schiffen auf der Rhede, versorgte die Festung mit Proviant und Verteidigungsmitteln und sandte Djezzar einen tüchtigen Genieoffizier zu, der die Verteidigung leitete. Eigentümlicher Zufall! Es war Picard de Phélippeaux, ein Mitschüler Bonapartes auf der Pariser Ecole militaire. Da standen sich, die auf der Schulbank nebeneinander gesessen hatten, in einem welthistorischen Augenblicke gegenüber: der Korse im Dienste Frankreichs, der Franzose als Werkzeug der Engländer.

Bonaparte war sehr viel an der raschen Eroberung dieses Platzes gelegen. Denn der Krieg war nun wirklich auch auf dem Kontinent ausgebrochen. Im März erhielt er eine Depesche des Direktoriums vom 4. November 1798,*) die ihm bestätigte, daß die neapolitanischen Truppen im Begriffe seien, ins Feld zu ziehen, daß sie unter österreichischen Feldherren (Mack und Sachsen) stehen, was gleichsam den Beginn auch der österreichischen Feindseligkeiten bedeute, daß eine österreichische Abteilung in Graubündten eingedrungen sei und damit die Neutralität der verbündeten Schweiz verletzt habe. Angesichts dieser Verwickelungen habe das Direktorium die Aushebung von 200000 Mann angeordnet, General Jourdan das Kommando der Rheinarmee, Joubert dasjenige in Italien, wo voraussichtlich die entscheidenden Schläge fallen werden, übertragen. Was ihn,

*) Seit der Schlacht bei Abukir und bei dem fortwährenden Kreuzen der englischen Schiffe war der Verkehr mit der Heimat außerordentlich erschwert. Namentlich als, nach der Kriegserklärung der Türkei, auch die Barbareskenstaaten eine feindselige Haltung annahmen und die Verbindung zwischen Tripolis und Ägypten ganz unsicher geworden war. Jene Depesche kam auf einem Genueser Transportschiff glücklich nach Alexandrien. Wie viele Briefe aber den Engländern in die Hände fielen, lehrt die zweibändige „Korrespondenz der französischen Armee in Ägypten“, die im Jahre 1799 in London erschien.

Bonaparte, betreffe, so möge er selbst nach den Umständen und seiner Einsicht sich benehmen. Da das Direktorium nicht in der Lage sei, ihn zu unterstützen, werde es ihm auch keine Befehle oder Instruktionen erteilen. „Nachdem die Rückkehr nach Frankreich im Augenblick so schwer zu bewerkstelligen ist," — hieß es am Schlusse — „scheint es, daß Sie zwischen drei Wegen zu wählen haben: in Ägypten bleiben und sich so einrichten, um gegen jeden Angriff der Türken gedeckt zu sein, wobei Sie allerdings wissen werden, daß es Jahreszeiten giebt, die dort den Fremden verderblich werden können; oder nach Indien vordringen, wo, einmal angelangt, zweifellos Viele sich zur Vernichtung der englischen Herrschaft anschließen werden; oder endlich nach Konstantinopel dem drohenden Feinde entgegen zu gehen". Diesen Brief begleiteten Zeitungen bis in den Februar, die der Konsul von Genua dem Kurier mitgegeben hatte und die vom wirklich ausgebrochenen Kriege mit Neapel und Sardinien und vom Anmarsch der Russen erzählten.

Unter dem Eindruck dieser Nachrichten befahl Bonaparte Ende März 1799 eiligst und den Widerspruch Klebers nicht achtend den Sturm auf Akka. Jetzt nur noch diesen „Steinhaufen" erobert, und dann bedeckt mit dem Ruhme, die Thaten der Kreuzfahrer verdunkelt zu haben, allein zurück nach Europa, wo das Direktorium, wie aus seinem Briefe sprach, nicht gerade von Siegeszuversicht erfüllt in den Krieg ging. Aber Akka widerstand. Der Sturm wurde abgeschlagen, und der Erfolg hob das Selbstvertrauen der Belagerten. Gute Geschütze, von englischen Kanonieren bedient, brachten den Franzosen viel Schaden; albanische Schützen bedrohten die geringste Unvorsichtigkeit mit sicherem Tode; der tüchtige Ingenieurgeneral Caffarelli starb an einer in den Trancheen erhaltenen Wunde; häufige Ausfälle hielten die Belagerer unausgesetzt in Atem. Dazu hatte sich bei Damaskus ein Entsatzheer gebildet und den Jordan überschritten. Die Division Kleber, die ihm entgegengeschickt wurde, war bald von zwanzigfacher Übermacht umringt und

trotz ihres Heldenmutes in äußerst bedrohter Lage. Napoleon mußte Hilfe bringen und zerstreute am 16. April mit einer glänzenden Waffenthat am Fuße des Berges Tabor die gegnerische Schar. Murat warf dann den Rest über den Jordan zurück.

Unterdessen war die Belagerung fortgeschritten. Man hatte Minen gelegt, sie hatten wenig Erfolg gehabt. Man hatte den Sturm wiederholt erneuert, vergeblich. Man änderte endlich den Angriffspunkt, ohne mehr zu erreichen als zuvor. Phélipoteaux hatte innerhalb der Festung eine zweite Enceinte bauen lassen und überdies die Straßen verbarrikadiert. Ein mit unerhörter Bravour unternommener Sturm am 8. Mai 1799 brach sich an dieser vielfachen Wehr, und nur ein paar hundert der tollkühnsten Grenadiere gelangten ins Innere der Stadt, wo sie sich schließlich den Engländern ergaben. Bald breitete sich die Pest im Lager der Franzosen aus, die Munition wurde spärlich, und, wie um Napoleon die Aussicht auf Erfolg gänzlich zu benehmen, landete ein türkisches Geschwader Verstärkungen. Als am 16. Mai der letzte entscheidende Angriff auf die arg zerschossene Stadt erfolgte, mißlang er wie die früheren. Ein weiteres Verweilen war nun nutzlos und verderblich. Verderblich namentlich auch der persönlichen Geltung Bonapartes bei seinen Truppen, die er ohne Zahl opferte. Hatten doch die zwei Tage des 7. und 8. Mai allein den Franzosen an 3000 Mann und zwei Generäle gekostet. Die Armee fing zu murren an, verglich den menschenfreundlichen Kleber mit dem rücksichtslosen Oberfeldherrn, und Einzelne wünschten sogar Jenem das Oberkommando übertragen. Napoleon beschloß den Rückzug nach Ägypten. Je unwahrscheinlicher die Eroberung Akkas geworden war, desto mehr hatte er sich über seine weitausgehenden Pläne verbreitet, für den Fall als sie gelang. Wo seine Thaten ihm den ererstrebten Glanz versagten, mußten seine Ideen helfen. Mit den in der Festung erbeuteten Waffen hatte er die unzufriedenen Völker Syriens ausrüsten, auf Damaskus und Aleppo marschieren

das Ende der Paschatyrannei verkündigen und mit den Scharen, die sein Heer vermehrten, vor Konstantinopel ziehen wollen. „Dann stürze ich das türkische Reich“, sagte er zu Bourrienne, „gründe im Orient ein neues großes Kaisertum, welches meinen Platz bei der Nachwelt sichern soll, und kehre vielleicht über Adrianopel und Wien zurück, nachdem ich das Haus Österreich vernichtet“. Da waren sie wieder, die Träumereien seiner Einbildungskraft, von der er später, in dem erwähnten Gespräch mit Frau von Rémusat, erklärte, sie sei „vor Akka gestorben“. Möglich. Jedenfalls wissen wir aus seinen eigenen Briefen, die er von dort aus nach Ägypten schrieb, daß er — die Festung mochte fallen oder nicht — nach Kairo zurückstrebte. Denn er hatte die Gewißheit, es werde eine türkische Armee, die bereits bei Rhodos gesehen worden war, im Nildelta ans Land gehen, und daß diese besiegt werden müsse, wenn nicht Alles verloren sein sollte, war ihm klar. Damit verflüchtigten sich von selbst alle Phantasien eines Zuges nach Konstantinopel, nach Indien und die Gründung eines orientalischen Reiches vor der eisernen Gewalt der nächstliegenden Notwendigkeit. Und ein Kaiserreich gab es vielleicht auch noch anderwärts zu gründen.

Am 20. Mai wurde die Belagerung aufgehoben und der Rückzug angetreten. Entsetzlich sind die Beschreibungen desselben in den Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Der Marsch von Akka nach Jaffa wird uns geschildert wie folgt: „Ein verzehrender Durst, gänzlicher Wassermangel, eine unmäßige Hitze*), ein ermüdender Marsch in den glühenden Dünen demoralisierten die Leute und setzten an die Stelle edler Gefühle die grausamste Selbstsucht oder betrübende Gleichgiltigkeit. Ich sah, wie man verwundete Offiziere, deren Fortbringung befohlen war und die ihre Träger bezahlt hatten, mit den Bahren im Stiche ließ. Amputierte und Blessierte wurden gleich den Pest-

*) In der Wüste zwischen Syrien und dem Nil erreichte die Luft 34° der Boden 42° Réaumur.

kranken, oder denen, die man dafür hielt, zurückgelassen. Unserem Marsche leuchteten als Fackeln die kleinen Städte, Dörfer, Weiler und die reiche Ernte der Felder, die man angezündet hatte. Die ganze Gegend war im Feuer. Sterbende, Plünderer, Brandleger umgaben uns. Am Rande der Straße lagen Halbtote, die mit schwacher Stimme versicherten, sie seien nicht pestkrank, sondern nur verwundet, und, um zu überzeugen, den Verband aufrissen. Niemand glaubte ihnen. Die Sonne selbst, so klar und glänzend unter diesem Himmelsstrich, war verfinstert durch den Rauch unserer unaufhörlichen Brandstiftungen. Das Meer zur Rechten, die Wüstenei, die wir selbst erzeugt, zur Linken, vor uns der Mangel und die Mühsal, die uns erwarteten: das war unsere wahrhafte Lage“. Dabei ringsum schwärmende Nablusen, von denen einer einmal auf Bonaparte schoß, der während des Marsches auf seinem Pferde eingeschlafen war. Am 24. Mai langte man in Jaffa an. In der Stadt lagen noch die Verwundeten der letzten Affaire. Auch hier hatte die Pest um sich gegriffen. Napoleon eilte selbst durch die Hallen des Spitals indem er den Kranken zurief: „Die Festungswerke sind zerstört. Das Glück war mir vor Akka nicht günstig. Ich muß nach Ägypten zurück, um dort gegen den Feind zu kämpfen, der kommen wird. In wenig Stunden werden die Türken hier sein. Was die Kraft hat, sich zu erheben, folge uns; man wird auf Bahren und Pferden fortgebracht werden.“ Was aber die Kraft nicht mehr hatte? Es waren an sechzig Pestkranke, die zurückblieben. Die Legende hat diesen Besuch im Spital zu Jaffa litterarisch und künstlerisch übertrieben, mißgünstiges Kritteln dagegen Bonaparte ein Verbrechen daraus gemacht, daß er daran dachte, die Zurückbleibenden durch ein sanft tötendes Narkotikum der Wut des nachfolgenden Feindes zu entziehen. Er hat es nie geleugnet. Es wäre, meinte er auf St. Helena seinem Arzte gegenüber, das Vernünftigste gewesen, und er hätte unter jenen Umständen seinen Sohn ebenso behandelt.

An Askalon und Gaza vorüber und dann neun Tage lang

durch den glühenden Wüstensand schleppte sich das kläglich reduzierte Korps — ein Zug, kleiner in den Massen, doch ähnlich jener schaurigen Retraite aus dem unerbittlichen Eise Rußlands heraus, die dreizehn Jahre später das Ende der „Fortune“ des Franzosenkaisers einleitete. Fünftausend Mann hatte man eingebüßt und der Pforte nicht im Geringsten imponiert. Und um ein türkisches Heer auseinander zu treiben, hätte man nicht erst den Schmerzensweg bis an den Berg Tabor zu gehen brauchen. Am wenigsten war dem Ehrgeize des Führers genügt. Aber nur jetzt der Wahrheit kein Zugeständnis! Noch vor Akka, am 10. Mai 1799, hatte er dem Direktorium gemeldet: sein Zweck sei erreicht, die Jahreszeit werde ungünstig, Ägypten rufe ihn, er werde, nachdem er die Veste in Trümmer geschossen habe, durch die Wüste zurückkehren. In einem andern Berichte vom 27. Mai hieß es dann, er hätte die Stadt besetzen können, es aber der Pest wegen nicht gethan, die, wie seine Spione meldeten, aufs fürchterlichste darin hause. (Nur schade, daß die Spione das Übel so spät entdeckten.) Dem Divan von Kairo, seiner Schöpfung, verkündigte er in einem Siegesbulletin vom 16. Mai, er bringe viele Gefangene und Fahnen mit, habe den Palast Djezzars rasiert, desgleichen die Wälle von Akka und die Stadt bombardiert, so daß kein Stein auf dem andern blieb, die Einwohner seien aufs Meer geflüchtet, Djezzar habe sich, verwundet, mit seinen Leuten in ein Fort zurückgezogen. Ja, sogar seine eigenen Soldaten tröstete er mit der dreist ausgesprochenen Unwahrheit, sie hätten in wenig Tagen schon hoffen können, sich des Paschas von Syrien in seinem Palaste zu bemächtigen, aber in dieser Jahreszeit, wo die Landung der Türken in Ägypten möglich werde, wiege die Wegnahme Akkas den Zeitverlust nicht auf. Als sein Sekretär gegen diese Verdrehungen des wirklichen Sachverhaltes Einwendungen machte, wies er ihn mit der Bemerkung zurecht, er sei ein einfältiger Kleinigkeitskrämer und verstehe nichts von solchen Dingen.

Mitte Juni hielt die syrische Armee, allerdings nur noch 8000 Mann stark, im Triumph in der Hauptstadt Ägyptens ihren Einzug. Bald darauf bekam Bonaparte von Marmont aus Alexandrien die Nachricht, es seien hundert türkische Schiffe unter Bedeckung Sidney Smiths am 11. Juli auf der Rhede von Abukir erschienen und hätten an 18000 Mann gelandet*). Dieselbe Botschaft wurde offenbar auch Ibrahim und Murad bekannt, welche Desaix bisher in respektvoller Entfernung gehalten hatte, denn jetzt tauchte der erste wieder an der syrischen Grenzlinie auf, und der zweite suchte mit einigen hundert Mamelukken den Norden zu gewinnen, Beide in der Absicht, mit den gelandeten Türken zu kooperieren. Die letzteren hatten sich, da Alexandrien durch die Franzosen befestigt worden war, fürs erste auf der Landzunge von Abukir verschanzt. Hier beschloß Bonaparte, sie zu treffen, und so bald als möglich. Murad ward rasch nach Süden zurückgetrieben, Ibrahim beobachtet, Oberägypten zur bessern Konzentration der Kräfte durch Desaix geräumt, während der Chefgeneral alle sonst verfügbaren Truppen — an 6000 Mann und 2000 Mann Reserven unter Kleber — gegen den Feind führte. Es war ein schnell konzipierter Plan, der in der Landschaft bei Abukir am 25 Juli 1799 zur glänzenden Durchführung kam. Durchaus napoleonisch nach den Grundsätzen, vor der Schlacht sich zu vereinigen, Alles zur Aktion zu verwenden und die Vernichtung des Gegners anzustreben, wurde sein Gelingen erleichtert durch die schlechte Aufstellung der Türken. Der Erfolg war vollständig. Nachdem der linke Flügel des Feindes umarmt und ins Meer gedrückt worden war, traf den rechten das gleiche Schicksal. Dann gelang es Lannes sich einer dominierenden Schanze zu bemächtigen, die Murat mit seinen Reitern toll-

*) Die Zahl schwankt nach englischen und französischen Angaben zwischen 8000 und 18000. Doch ist die erstere Ziffer sicher zu niedrig, die letztere im Vergleiche mit der Anzahl der Transportschiffe zu hoch gegriffen. Mehr als 15000 Mann waren wohl kaum auf hundert Fahrzeugen zu verfrachten.

luhn umgangen hatte und welche die Stärke des Zentrums ausmachte. Damit war auch die Mitte gesprengt, und nur wenige Reste retteten sich in das Fort an der äußersten Spitze der kleinen Halbinsel. Sie wurden ausgehungert und kapitulierten nach einer Woche. Jetzt war es die Wahrheit, wenn Napoleon nach Kairo schrieb: „Der Generalstab wird Sie von dem Ergebnisse der Schlacht bei Abukir in Kenntnis gesetzt haben; eine der schönsten die ich gesehen habe; von der feindlichen gelandeten Armee ist nicht ein Mann entkommen".

Nach diesem Triumphe fehlte ihm für seine eigensüchtigen Absichten nur noch die Bestätigung, daß auch seine zweite Voraussetzung eine richtige war, als er nach Ägypten ging, d. i. daß der inzwischen in Europa entbrannte Krieg zu Frankreichs Nachteil geführt wurde und daß dadurch nicht nur seine Persönlichkeit im Werte gestiegen, sondern auch die Pariser Regierung diskreditiert war, so daß einem entschlossenen Soldaten, der jetzt zu siegen verstand, leicht auch die Staatsgewalt in die Hände fiel. Und diese Gewißheit verschaffte sich Napoleon in der That.

Seit jener Botschaft, die ihn vor Akka ereilte, war keine mehr vom Direktorium an ihn gelangt. Er konnte nicht wissen, daß Ende Mai 1799 der französische Admiral Bruix Befehl erhalten hatte, sein Geschwader mit der spanischen Flotte zu vereinigen, die Engländer im Mittelmeer zu schlagen und die Expeditionsarmee aus Ägypten heim zu holen — ein Unternehmen, welches an der Weigerung des spanischen Befehlshabers scheiterte. Auch ein Brief, welchen am 26. Mai das Direktorium an ihn absandte, um ihm die Sendung Bruix anzuzeigen und ihn nach Europa zu rufen, war ihm nicht zugekommen*). Aber er erfuhr

*) Eine Stelle des von drei Direktoren unterzeichneten Briefes lautet: „Die außergewöhnlichen Anstrengungen Österreichs und Rußlands, die ernste und nahezu allarmierende Wendung, welche der Krieg genommen, verlangen, daß die Republik ihre Kräfte zusammenhalte. Das Direktorium befahl demnach dem Admiral Bruix alles anzuwenden, um Herr des Mittelmeeres zu werden und die von Ihnen kommandierte Armee aus Ägypten zurück-

doch, was er zu wissen brauchte. Es ist fast gewiß, daß er durch die ihm ergebenen Konsuln von Genua und Ancona die eine und andere Nachricht von seinen Brüdern über Tunis erhielt. Und dann kam ihm auch hier der Zufall zu Hilfe. Sidney Smith, der jetzt vor Alexandrien lag und mit Bonaparte in Unterhandlungen über Auslieferung von Gefangenen eintrat, machte sich ein Vergnügen daraus, von den inzwischen erfolgten Niederlagen der Franzosen in Italien zu erzählen, wo in der That im April Scherer geschlagen und die cisalpinische Republik aufgelöst worden war, und schickte, wie um die Wahrheit seiner Mitteilung zu erhärten, ein Paket jüngster Zeitungen an Bonaparte. Zum Überfluß fügte er noch hinzu, er habe die Aufgabe, die vom Direktorium gewünschte Rückkehr der Expeditionsarmee zu hindern. Nun ist Napoleons Entscheidung rasch getroffen. In den Worten, mit welchen er sie Marmont ankündigte, liegt der ganze Plan seiner nächsten Zukunft: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzugehen, und ich denke Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß bis wohin die Feinde nicht schon gedrungen sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die, ohne mich, sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab,

zubringen. Sie werden entscheiden, ob Sie einen Teil ihrer Streitkräfte in Sicherheit zurücklassen können, in welchem Falle das Direktorium Sie bevollmächtigt, mit dem Befehl über diese Truppen zu betrauen, wen immer Sie für geeignet halten. Sie selbst würde das Direktorium mit Vergnügen an der Spitze der republikanischen Armeen erblicken, die Sie bisher so ruhmreich befehligt haben“.

bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben." Die Absicht wird nur wenigen Vertrauten mitgeteilt, den meisten Generalen verheimlicht. In aller Heimlichkeit auch werden die zwei im Hafen von Alexandrien ankernden Fregatten zur Fahrt gerüstet, und kaum hatte Sidney Smith, der sich offenbar nicht denken konnte, daß der Oberfeldherr ohne sein Heer zurückkehren werde, auf kurze Zeit die Rhede verlassen, um in Cypern Wasser einzunehmen, als Napoleon auch schon diese neue Gunst des Zufalls benützte und in der Nacht vom 21. zum 22. August mit wenigen Begleitern, Lannes, Marmont, Murat, Monge, Berthollet und ein paar hundert Garden, in See ging. Der wackere aber durch seine rücksichtslose Offenheit Napoleon unangenehme Kleber erhielt mit schriftlicher Weisung den Oberbefehl über die zurückbleibende Armee übertragen.

Daß es eine Ehrenpflicht gewesen wäre, bei den Truppen auszuharren, die seiner Führung anvertraut worden waren und seinen eigensten Plänen mit Mut und Blut gedient hatten, kam Napoleon nicht in den Sinn. Und doch wird man kaum von Preisgebung der Armee oder gar — wie es geschehen ist — von Desertion sprechen dürfen. Seine Stellung dem Direktorium gegenüber war ohne Zweifel eine ausnahmsweise. Als er nach Ägypten ging, war seine Rückkehr für den Herbst 1798 in Aussicht genommen, damit er dann den Befehl über die England-Armee wieder übernehme. Nicht so die Wiederkehr des ganzen Expeditionskorps, da man doch eine Kolonie zu gründen und Kulturen anzulegen beabsichtigte, die stetig geschützt werden mußten. Der erwähnte Brief der Pariser Staatsbehörde vom 4. November 1798, den er vor Akka empfing, ließ ihm die volle Freiheit seiner Entschließungen. Er selbst hatte wiederholt seine

baldige Rückkehr nach Frankreich offen angekündigt, was er doch gewiß nicht gethan hätte, wenn es geradezu gesetzwidrig war. Daß er sich dabei nur von Rücksichten seines persönlichen Ehrgeizes und Interesses leiten ließ, ist sicher. Für beide war in Ägypten eben nichts mehr zu holen, wohl aber alles zu verlieren. Die Lage der Expeditionsarmee mußte immer kritischer werden. Wenn er auch verkündete, er lasse sie mit einem Erfolge im Felde zurück, der sie für lange Zeit gegen Belästigungen schütze, so entsprach das nicht ganz der Wirklichkeit. Er verschwieg eben, was er später auf St. Helena ausgeplaudert: daß er schon nach dem Verluste der Flotte bei Abukir überzeugt gewesen sei, die Sache müsse mit einer Katastrophe enden, weil jedes Korps, welches sich nicht zu rekrutieren vermöge, kapitulieren müsse. Er verschwieg auch weislich, was der ehrliche Kleber in einem Briefe an Talleyrand verriet: daß die Armee, auf die Hälfte reduziert, Mangel an Munition und Kleidung litt, die Bevölkerung Ägyptens, vom Sultan gegen die Christen aufgehetzt, jeden Augenblick zur Empörung bereit war, daß der Anmarsch neuer türkischer Streitkräfte drohte, daß Alexandrien fast wehrlos lag, seitdem das schwere Geschütz bei der syrischen Expedition zu Grunde ging und der Rest zur Armierung von Napoleons zwei Fregatten verwendet wurde, daß diese bedrängte Situation durch einen empfindlichen Geldmangel verschärft ward, da sich der rückständige Sold auf vier Millionen belief und Bonaparte nur Schulden und keinen Sous in den Kassen zurückgelassen hatte.

Man hat viel von dem Mute gesprochen, sich der Gefahr einer Fahrt in dem von Feinden bevölkerten Mittelmeer auszusetzen. Aber man könnte darüber streiten, ob es nicht mehr Mut gefordert hätte, unter so verzweifelten Verhältnissen zu bleiben. Er würde Napoleon nicht gefehlt haben, wenn seine ehrgeizigen Pläne ihn nicht nach der Macht über Frankreich hätten streben lassen, Pläne, deren Grundzüge längst feststanden, denen es an ergebenen Anhängern nicht fehlte und die schon

vor der Expedition in den Orient ihrer Verwirklichung durch einen Gewaltstreich nahe gewesen waren. Schon auf seinem italienischen Feldzuge hatte Bonaparte sich nach seinen eigensten Entschlüssen benommen, sich als Souverän in dem eroberten Lande gefühlt und die Verträge von Leoben und Campo Formio verhandelt und abgeschlossen, die Frankreich verpflichteten. Jetzt, in Ägypten, wo er noch mehr wie dort als sein eigener Herr schaltete, hatte seine Herrschsucht neue Nahrung gewonnen und der sehnsüchtige Gedanke an ein selbständiges Regiment noch tiefere Wurzeln geschlagen. Er konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. Nur schien es ihm offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken als aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben.

Siebentes Kapitel.

Staatsstreich und Konsulat.

Eine Fahrt nach oder von Ägypten war dazumal, als noch Wind und Wetter allein den Kurs vorschrieben, eine Frage der Jahreszeit. Vom Beginne des Frühlings bis zum Herbst gelangte man, von einem konstanten Nordwest getrieben, leicht von Toulon nach Alexandrien, aber um so schwerer von dort zurück. Es war daher kein günstiger Zeitpunkt für eine Reise nach Frankreich, als die beiden Fregatten „Muiron“ und „Carrère“ — auf der ersten befand sich Bonaparte — den ägyptischen Hafen verließen. Nur um dem spähenden Auge Sidney Smiths zu entkommen, war man schon im August ausgelaufen. Der widrige Wind zwang die beiden Schiffe den Kurs auf Toulon aufzugeben und an der Nordküste Afrikas hin zu segeln. Es war kaum ein Vorwärtskommen. An manchen Tagen wurde

man um zehn Meilen zurückgetrieben, und nur der nächtliche Landwind stellte das Gleichgewicht wieder her. So brauchten die Ungeduldigen nicht weniger als drei Wochen, ehe sie die Höhe des karthagischen Vorgebirges erreichten, immer in Angst und Sorge, vom Feinde im Rücken erfaßt zu werden. Als endlich der Wind sich drehte und den Heimstrebenden dienstbar wurde, da begann erst recht die Gefahr. Die Enge zwischen Tunis und Sizilien mußte passiert werden. Sie war von einem englischen Kreuzer bewacht, der zur Flotte Nelsons gehörte, die vor Syrakus ankerte. Wurden die Fregatten von ihm entdeckt, dann war ihnen binnen kürzester Zeit der gefürchtete Admiral auf der Spur. Glücklicherweise kamen sie bei Nacht ohne Lichter an dem Kundschafter vorbei und steuerten nun nach Norden, an der Westküste Sardiniens entlang, bis Korsika. Hier hielt sie anfangs Oktober ein neuerlicher Nordwest mehrere Tage fest, zum Verdruß Napoleons, der in Ajaccio von Vettern, Basen, Paten und Allen, die es gerne sein mochten, überlaufen wurde. Nur das Wiedersehen seiner alten Amme, die ihn herzhaft mit „Caro figlio“ anrief, bewegte ihn. Er zeigte seinen Begleitern nicht ohne einigen Stolz den ehemaligen Grundbesitz der Bonaparte und jagte mit ihnen in der Wildnis der Umgebung. Es war das letztemal, daß er seine Heimat sah.

Als ob sich sein Programm Punkt für Punkt erfüllen sollte, vernahm er in Ajaccio, daß die französischen Armeen neuerdings Verluste erlitten hatten, daß am 19. Juni eine Schlacht an der Trebbia, am 15. August eine zweite bei Novi verloren und Joubert getötet worden sei. Aber er erfuhr noch mehr: daß das Direktorium noch im Juni (am 30. Prairial) in einem Streite mit den gesetzgebenden Körpern unterlegen war und neue Männer, darunter Sieyès, hatte aufnehmen müssen. Wir wissen, daß er auf Sieyès viel Vertrauen setzte und daß ihn daher alle diese Nachrichten nur befriedigen konnten. Sie haben auch sein Reiseziel verändert. Denn wenn es ursprünglich seine Absicht gewesen war, geradezu auf den italienischen Kriegsschauplatz zu eilen,

dort das Oberkommando zu übernehmen, sich dem Volke von Frankreich durch neue Siege als Retter in der Not zu empfehlen und dann dem Direktorium mit dem ganzen Gewichte seines Ruhmes entgegenzutreten: so kam er jetzt von diesem Plane zurück. Er strebte direkt nach der Hauptstadt. Der Umweg über das Schlachtfeld erschien ihm offenbar zeitraubend.

Nur mußte allerdings zuvor die Küste von Frankreich erreicht sein, und das sollte sich schwieriger erweisen, als man so nahe dem Ziele und nach so viel überstandenen Gefahren voraussetzte. Mit gutem Winde hatte man Korsika endlich verlassen und war, in der Richtung auf Toulon segelnd, am 8. Oktober, schon der hyerischen Inseln ansichtig geworden, als plötzlich bei Sonnenuntergang ein englisches Geschwader signalisiert wurde, das im Kurs heranfuhr. Da war die kritische Stunde gekommen. Denn auch die Engländer hatten die Fregatten bemerkt und begannen, Jagd auf sie zu machen. Schon wollte Bonaparte's Admiral nach Korsika zurückkehren. Aber Jener befahl nordwärts zu drehen und weiter zu fahren. Im Notfalle war er entschlossen, sich in eine mitgenommene Schaluppe zu werfen und allein ans Land zu flüchten. Und wieder belohnte das Glück den Mutigen. Die Engländer täuschten sich aus der Entfernung über die Segelstellung der Franzosen, indem sie dieselben in ihrem Kurse nach Nordost steuernd wähnten, und fuhren eilig vorwärts. Der Einbruch der Nacht hinderte sie, ihren Irrtum so bald gewahr zu werden. Die Bedrängten entkamen und waren am nächsten Morgen, den 9. Oktober, auf der Rhede von Fréjus geborgen.

Wie im Nu verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von der Wiederkehr Bonaparte's. Alsbald bevölkerte sich das Meer mit Barken, die der Pestgefahr nicht achtend, den gefeierten General ans Land geleiteten. Von Quarantäne wollte man hier so wenig wie in Ajaccio etwas wissen — kein geringer Zeitgewinn für Napoleon. Und was ihm noch wertvoller sein mußte, das war die Überzeugung, die er aus dem enthusiastischen Empfang

abnehmen konnte, daß sich die öffentliche Meinung gar sehr zu seinen Gunsten gewendet hatte. Kam ihm doch — wie Marmont erzählt — ein Klubredner offen mit den Worten entgegen: „Schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn, General, und dann machen wir Sie zum Könige, wenn Sie es wollen!"

Nach kurzer Rast fuhr er noch am selben Tage weiter, um erst in Aix anzuhalten und dem Direktorium seine Ankunft zu melden. Das war ein Brief voll Berechnung. Er enthielt zunächst die Mitteilung, daß der General das Schreiben der Regierung vom 4. November des Vorjahres erhalten und aus demselben auf den ausbrechenden Kontinentalkrieg geschlossen habe. Wenn er sich nicht sofort für denselben zur Verfügung gestellt, so müsse der Türkeneinfall dies rechtfertigen, der erst bewältigt werden mußte, ehe er an Rückkehr denken durfte. Die Rückfahrt hätte er unter allen Umständen gewagt, und wäre sie auch nur „in einem Boote, in einen Mantel gehüllt" möglich gewesen. Natürlich stand auch in dem Briefe, daß er Ägypten aufs Beste organisiert zurückgelassen habe. Desgleichen war dafür gesorgt, daß der Kurier nicht viel früher als der Schreiber selbst in der Hauptstadt eintraf.

Von Aix ging es rasch weiter. Es war ein förmlicher Triumphzug. Die Begleiter Napoleons wissen den begeisterten Empfang auf der Fahrt über Lyon nach Paris gar nicht genug zu schildern. Eine Stadt überbot die andere an Zeichen der Huldigung dem Manne gegenüber, in dem man nicht so sehr den Sieger über den äußern Feind als vielmehr den Retter in der Not des innern Haders, den Erlöser aus dem Dilemma „hie Bourbon, hie Anarchie" erblickte. Und das war nicht bloß die Stimmung in der Provinz. Auch in der Hauptstadt wirkte die Nachricht von seiner Rückkehr in gleicher Weise. Als man sie erfuhr, geriet Alles in jubelnden Aufruhr. Seit dem Beginne der Revolution hatte sich das allgemeine Hoffen nicht so enge an einen Namen gekettet wie jetzt, wo man ihr Ende mit tausend Wünschen ersehnte. Und doch hatte dasselbe Volk denselben

Man erst vor anderthalb Jahren ohne allzu tiefes Bedauern scheiden und einem gefährlichen Abenteuer entgegengehen sehen! Was hatte die öffentliche Stimmung so rasch und gründlich verändert und Napoleons Hoffnung wahr gemacht, die er darauf baute? Die Antwort auf diese Frage liegt in den Geschehnissen in Frankreich während seiner Abwesenheit. Wir müssen sie näher kennen lernen.

—

Nach dem Staatsstreiche des 18. Fruktidor hatte sich das Direktorium gegen die Wiederkehr der Gefahr, durch die konservativen Elemente der Bevölkerung verdrängt zu werden, sicherzustellen gesucht und zu demselben Mittel gegriffen, durch welches schon einmal die Herrschaft der radikalen Minorität über Frankreich ermöglicht worden war. Eine tyrannische Diktatur, die der andersgestimmten Presse den Mund verschloß, Adel und Priester proskribierte, mehr als hunderttausend Besitzende zur Auswanderung nötigte, die Habe der Zurückbleibenden durch Zwangsanleihen fast entwertete, die Staatsschuld auf ein Drittel reduzierte, die offenen politischen Gegner in die Kolonieen deportierte und jene Elemente wieder hervorlockte, die durch die Ereignisse am 9. Thermidor verscheucht worden waren: diese Gewaltherrschaft sollte den Direktoren den Fortbestand ihrer Macht verbürgen. Um sich und ihre Geschöpfe oben zu erhalten, drückten die Barras, Rewbell, Larévellière Millionen in angstvolle Abhängigkeit hinab; um sich und Jenen ihre reichen Einkünfte zu sichern, ruinierten sie das Vermögen des Landes.

Bald jedoch mußte das Direktorium einsehen, daß ihm seine Alliierten vom 18. Fruktidor ebenso gefährlich werden konnten, wie die Konservativen und die Monarchisten. Die ruhigeren und friedlicheren Elemente waren zwar besiegt, aber die Parteigänger des Terrorismus traten nur um so dreister in den Vordergrund. Obwohl verboten, bildeten und verbündeten sich zahlreiche Jakobinerklubs, welche durch das alte Mittel

der Einschüchterung die Wahlen zu dem Drittel des Rates der Fünfhundert im Frühjahre 1798 zu dominieren wußten. Die besiegten Konservativen hielten sich ganz vom Schauplatz fern, und die Anhänger des Direktoriums, die sich von den Jakobinern trennten, blieben mit ihren Kandidaten in der Minorität. So war das Regiment der Direktoren jetzt durch ein Überwiegen der Enragirten in der Legislative ebenso bedroht und gefährdet wie im Vorjahre durch das der Konservativen. Aber sie kannten das Mittel, welches hier vielleicht helfen konnte, welches im letzten Sommer geholfen hatte und welches nun wieder helfen sollte· das war die Verletzung der Verfassung von Regierungswegen. Anstatt die terroristisch, daher ungesetzlich vollzogenen Wahlen ungültig zu erklären und Neuwahlen auszuschreiben, ließen sie durch die Fünfhundert die Mandate der ihnen ergebenen Minoritäten bestätigen und sechzig radikale Abgeordnete ausschließen (11. Mai 1798; 22. Floreal). Aber was war damit erreicht? Daß von den zwei großen Parteien im Lande von jetzt ab gar keine mehr die Regierung stützte. Die Konservativen haßten sie und waren seit dem 18. Fruktidor ihre geschworenen Feinde; die Jakobiner sind es seit dem 22. Floreal gleichfalls. Ihr Bestand war nur solange gesichert, als die Armee ihr noch zu Diensten blieb. Da aber auch unter den Heerführern die Parteispaltung eintrat, so daß z. B. Moreau den Konservativen, Jourdan den Jakobinern zugehörte, und bei Offizieren und Mannschaft die Abneigung gegen die Advokatenherrschaft festen Fuß zu fassen begann, so konnte die Situation der Regierung bedenklich werden, wenn nicht bald der Krieg auf dem Festlande ausbrach und der Aufmerksamkeit all dieser unzufriedenen Elemente eine andere Richtung gab.

Es war dafür gesorgt, daß er nicht ausblieb. War doch am 18. Fruktidor die Friedenspartei ebenso besiegt worden wie früher am 13. Vendémiaire. Der jähe Abbruch der Verhandlungen mit England, der darauf eintrat, die brüsken Ansprüche der Gesandten in Rastatt, die herausfordernde Haltung Bernadotte's in Wien, die Aufwiegelungen gegen die legitimen Gewalten

in Italien und in der Schweiz, das Wühlen der republikanischen Propaganda in Süddeutschland, das Übergreifen in den Orient: Alles das konnte nicht anders als aufs neue einen gewaltigen Brand in Europa erzeugen, der der Kraft Frankreichs zu schaffen gab und seinen Regenten die Herrschaft fristete. Zunächst erstand in Rußland ein erbitterter Feind. Denn die offene Begünstigung der Polen durch die Republik, die Besetzung der ionischen Inseln, die geheimen Verbindungen mit den unruhigen Elementen auf der Balkanhalbinsel, die Expedition nach dem Osten und insbesondere die Wegnahme Maltas, wo der Ritterorden kurz zuvor den Zar zum Protektor erwählt hatte, machten Paul I. zum Gegner Frankreichs und zum Anwalte der von der Republik und ihren Agenten bedrohten und bekämpften Legitimität. Er schloß mit England und der Türkei, die gleichfalls von den französischen Übergriffen feindlich berührt war, Bündnisverträge ab und drängte zum Angriff. England seinerseits bewog den König von Neapel, schon im November 1798 die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, die den Kirchenstaat besetzt hielten — ein verfrühtes Wagnis, welches kläglich mißlang, da der französische General Macdonald bis Neapel vordrang, den König zur Flucht nach Sizilien zwang und die „parthenopeische Republik" begründete. Das war ein neuer Schritt zur völligen Beherrschung Italiens, von dem niemand mehr betroffen wurde, als der verwandte Wiener Hof. Seit der Abreise des französischen Gesandten Bernadotte aus Wien waren die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich abgebrochen worden, und Konferenzen zwischen Cobenzl und dem ausgetretenen Direktor François de Neufchateau zu Selz vermochten sie nicht wieder anzubahnen. Der Losbruch der Feindseligkeiten war nur noch eine Frage von Wochen, als sich auch Österreich mit Rußland verständigt und ein russisches Hilfskorps in Galizien einrückte. Als dann die Franzosen die Zurückziehung der nordischen Truppen forderten und die Nichterfüllung ihres Begehrens als Kriegsfall bezeichneten,

war jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens dahin. Die Russen marschierten weiter, und Thugut ignorierte die französische Drohung. Anfangs März gingen die Franzosen über den Rhein, die Österreicher unter Erzherzog Karl über den Lech, und am 12. März 1799 erklärte Frankreich der Donaumacht den Krieg, der alsbald im Gange war. Zu allem Überfluß nahm auch der Rastatter Kongreß ein entsetzliches Ende, indem am 28. März die französischen Gesandten bei ihrer Abreise von österreichischen Husaren überfallen und — sei es aus Mißverständnis oder aus sonst einem noch nicht enthüllten Beweggrunde — bis auf Einen niedergemacht wurden.

Man sollte nun meinen, das Direktorium, welches mit seiner Politik den Krieg provoziert hatte, wäre aufs stärkste gerüstet gewesen, um der Gefahr vollkommen gewachsen zu sein. Aber hier trat es recht zutage, wie verderblich das persönliche System der Machthaber auf die öffentlichen Verhältnisse zurückwirkte. Die Finanzen waren unter dem elenden Regime endlich ganz in Unordnung geraten, und die Kontributionen bei den Nachbarn halfen ihnen nur ungenügend auf. Dem Heere, dessen Reihen dem französischen Staatsgedanken die letzte Zuflucht boten, fehlte die energisch sorgende Hand des verbannten Carnot, und sein bester Feldherr weilte fern im Osten. In Italien konnte man den Österreichern nicht mehr als 50000 Mann entgegenstellen, in Süddeutschland keine 40000. Die Ausrüstung war mangelhaft, die Verpflegung in den Händen von Spekulanten, die der Regierung an Gewissenlosigkeit nichts nachgaben. Dabei herrschte Meinungsverschiedenheit im Direktorium über die Befehlshaber. Von diesen hatten sich einige mit den Regierungskommissären, welche die Armeen begleiteten, überworfen, wie Joubert, andere, wie Moreau, waren zu konservativ; es kam dahin, daß man dem alten unzulänglichen Scherer das wichtige Oberkommando in Italien überweisen mußte.

Viel stärker gewappnet traten die Gegner auf die Bahn. Österreich allein hatte auf den drei Schauplätzen: Schwaben, Schwei-

und Oberitalien die Übermacht, in Erzherzog Karl einen tüchtigen Führer und in den Russen unter dem gewaltigen Suworow einen starken Succurs. Die Dinge kamen, wie sie mußten. Jourdan, der an die Donau gerückt war, wurde noch im März 1799 von dem kaiserlichen Prinzen bei Osterach und Stockach geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt, der aus der Schweiz anfangs siegreich nach Osten vordringende Massena bei Feldkirch aufgehalten, Scherer von dem Österreicher Kray bei Magnano im Cisalpinischen getroffen und hinter die Adda zurückgeworfen. Und was Scherer gegen die Österreicher allein nicht vermochte, das konnte sein Nachfolger Moreau noch viel weniger gegen die vereinigten Austro-Russen unter Suworow. Er erlitt bei Cassano an der Adda am 27. April 1799 eine entscheidende Schlappe, die dem nordischen Sieger die Thore von Mailand und Turin öffnete und die cisalpinische Republik verschwinden machte. Österreich trat wieder in den Besitz der Lombardei ein, unterstützt von einer konservativen Strömung in der Bevölkerung, welche die Demokraten überall aus ihren Positionen trieb. Nur die Festungen blieben in den Händen der Franzosen. Bald darauf geriet durch einen neuen Sieg des Erzherzogs über Massena bei Zürich am 25. Mai auch ein Drittel der Schweiz den Österreichern in die Hände. Diese Ereignisse machten den Abmarsch Macdonalds aus Neapel nach Norden notwendig und zugleich der parthenopeischen Republik ein Ende. Aber nur wenn es Macdonald gelang, seine Streitkräfte mit denen, die Moreau an die genuesische Riviera gerettet hatte, zu vereinigen und zu siegen, war noch Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen. Auch das sollte nicht gelingen. Noch bevor die geplante Vereinigung bewerkstelligt war, wurde der Franzose von den eilig losstürmenden Russen an der Trebbia in einer dreitägigen Junischlacht (17.—19.) besiegt und mit schweren Verlusten über den Appennin zurückgetrieben. In wenig Wochen darauf hatte auch Mantua kapituliert, um welches vor zwei Jahren so viel Blut geflossen war.

Aus diesen Verlusten im Felde ergab sich, daß das Direktorium auch im Innern an Geltung verlieren mußte. Der Krieg hatte allerdings vor zwei Jahren einer durchaus mißliebigen Regierung die Herrschaft gesichert. Damals aber war es eine Reihe von Siegen gewesen, errungen von einem Feldherrn, der das politische System der Ausdehnung und Eroberung auch zu dem seinigen gemacht hatte, während jetzt Niederlage auf Niederlage das Ansehen der Armee verkleinerte und die Führer durchaus nicht Parteigänger der Machthaber waren. Darum kann es nicht überraschen, wenn wir hören, daß die letzteren bei den Neuwahlen im Frühling 1799 eine neue Schlappe erlitten, die durch Gewalt zu reparieren sie nicht mehr, wie früher, die Kraft hatten. Auch war es ein Zeichen offenen Mißtrauens, daß bei der vorgeschriebenen Auslosung eines Direktors ein Mann in die Regierung gewählt wurde, von dem es bekannt war, daß er sich noch im Konvent ablehnend gegen die Verfassung des Jahres III. geäußert und den Ehrgeiz hatte, Frankreich eine bessere Konstitution zu geben: der Abbé Sieyès, derselbe, den Napoleon bei seinen Verfassungsplänen durch Talleyrand in's Vertrauen ziehen ließ. Da sich der charakterlose Barras sofort dem populären Manne anschloß, so ergab sich, daß zunächst wieder, wie 1797, einer oppositionellen Majorität in der Kammer eine Minorität im Direktorium (Sieyès und Barras gegen Treilhard, Larévellière, Merlin) entsprach, woraus neue Kämpfe entstanden. Jetzt, bei den Nachteilen von außen her, konnte die regierende Mehrheit der Direktoren nicht mehr, wie damals, an einen Staatsstreich denken, sondern mußte sich den Gegnern im Parlamente stellen, die alsbald in der entsetzlichen Finanzverwirrung den geeigneten Hebel fanden, um die verhaßten Drei zu stürzen*). Am 18. Juni 1799 (30. Prairial) traten sie zurück und

*) Nach der Verfassung bedurfte es zu einer gültigen Regierungshandlung der Übereinstimmung mindestens dreier Direktoren.

wurden durch zwei überzeugungstreue Radikale (Gohier und Moulins) und einen Anhänger Sieyès' (Roger Ducos) ersetzt, womit die Partei des politischen Abbé das Übergewicht im Direktorium erlangte.

Der Sturz der alten Regierung war das Werk einer Koalition der beiden großen Parteien bei den Fünfhundert gewesen: der Radikalen, die man sämtlich als Jakobiner zu bezeichnen pflegte, und der gemäßigten Republikaner, die von Boulay de la Meurthe geführt wurden und zu denen auch die Brüder Napoleons, Lucian und Joseph, zählten. Sogleich nach dem Siege zerfiel aber diese Verbindung. Da die Gemäßigteren durch die Majorität in der Regierung (Sieyès, Ducos, Barras) herrschten, gingen die Jakobiner in die Opposition. Sie fanden anfangs soviel Anhang unter den Neutralen in der Kammer, daß sie ein Zwangsanlehen auf die Reichen und ein Gesetz gegen die Adeligen, welche sie in Departements mit royalistischer Bewegung als Geißeln reklamierten, durchsetzen konnten. Als sie aber, auf diese Erfolge pochend, widerrechtlich ihren Pariser Klub, wie ehedem, eröffneten, ein radikales Programm mit gemeinsamer Kindererziehung, öffentlichen Werkstätten für die Armen, allgemeiner Konföderation des Volkes vorbrachten, den alten Konvent und die offizielle Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr, verlangten, um damit ein Regiment, wie das von 1793 einzuleiten — da verloren sie ihren Anhang und gerieten in die Minorität. Sieyès konnte nun wagen, ihren Klub zu schließen, und durch das ehemalige Konventsmitglied Fouché als Polizeiminister ein System sorgfältiger Überwachung zu organisieren.

Es kam nun darauf an, ob sich Sieyès auch durch die Armee wieder festen Rückhalt werde verschaffen können, und es mußte seine nächste Sorge sein, mit einem entscheidenden Erfolg im Felde den Bestand seiner Geltung zu sichern. So wurde denn im Juli nach Kräften gerüstet und dem jungen General Joubert an Stelle Moreau's das Kommando in Italien übertragen. Siegte dieser, dann konnte er möglicherweise im Wechsel der inneren

Verhältnisse ein brauchbares Werkzeug bilden. Aber auch Sieyès sollte nicht glücklicher sein als seine Vorgänger. Was Joubert an neuen Truppen an die Riviera brachte, war doch zu wenig, um den vereinigten Russen und Österreichern die Wage zu halten. Suworow besiegte auch ihn. In der überaus blutigen Schlacht bei Novi an der Bormida (15. August 1799) verlor die Republik 12000 Mann, Joubert das Leben, Sieyès sein Prestige.

Wer dabei gewann, das war einzig und allein der Mann, dessen man sich — wie er richtig vorhergesehen — erinnern mußte, als die französischen Waffen gegen die Fremden den Kürzeren zogen. Wo war, fragte man, der Sieger von ehemals? Warum war er nicht zur Stelle? Wo waren die Tausende, die er fortgeführt? War es denn für das Staatsinteresse wirksamer, wenn die Söhne des Landes im fernen Wüstensande verbluteten, indes daheim auf den Schauplätzen früherer Triumphe der Ruhm der Nation zu Schanden ging? Man klagte die vergangene Regierung an, den General „deportiert“ zu haben; die radikale Opposition forderte sogar, daß man die ehemaligen Direktoren deshalb vor Gericht ziehe, und eiferte gegen die gegenwärtigen, welche die Expedition im Stiche ließen*). Talleyrand mußte das Ministerium des Äußern niederlegen und zog sich aus der Affaire mit dem Bemerken, nicht er, sondern sein Vorgänger habe die ägyptische Expedition auf's Tapet gebracht. Früher, im Jahre 1798, als die öffentliche Meinung Napoleon noch mit dem gehaßten Direktorium zusammenwarf, konnte er trotz seiner Siege nur wenig Sympathieen gewinnen; jetzt, wo man sich ihn im Gegensatze zur Regierung, gleichsam als ein Opfer ihrer selbstsüchtigen Politik dachte, da wurde er der Liebling des Volkes, das Ideal der parteilosen Millionen, die Ruhe und Ordnung und ein starkes Regiment ersehnten,

*) Lucian und Josephine thaten das Ihrige in der Verbreitung der Meinung, das Direktorium habe sich durch die Expedition Napoleons entledigen wollen.

welches dem ewigen Schwanken der Staatsgrundsätze und der entsetzlichen Konfusion in der Verwaltung ein Ende machen, dem Lande den Frieden verschaffen und den Bürger die gesunden Früchte der Revolution genießen lassen sollte. Ihnen war Napoleon nicht bloß der erprobte Sieger, der die Feinde schlagen, sondern viel mehr noch der Mann von Energie, der die Anarchie bewältigen konnte. Darum begrüßte ihn bei seiner Heimkehr allerwegen die rückhaltloseste Begeisterung, darum büßte seine populäre Geltung auch nichts ein, als bekannt wurde, daß Massena Ende September die Russen und Österreicher in der Schweiz, Brune in den ersten Oktobertagen die Engländer in Holland besiegt habe, daß die Koalition geborsten und jede Gefahr von außen für Frankreich geschwunden sei. Jetzt bedurfte er neuer Triumphe im Felde gar nicht erst, um als gefeierter Günstling des Volkes das Äußerste zu wagen. Er hatte Recht gehabt, wenn er vor seiner Abreise seinem Bruder gegenüber die Überzeugung aussprach, er werde, wenn er wiederkehre, der öffentlichen Meinung sicherer sein*). Sie hatte ihm vor anderthalb Jahren gefehlt, als er an einen Staatsstreich dachte; jetzt war sie sein, und nun sollte ihn auch nichts mehr abhalten, seinen Ehrgeiz zum Ziele zu führen.

Als Napoleon im Jahre 1803 der Frau von Rémusat von seiner Vergangenheit erzählte und auf die Zeit nach der ägyptischen Expedition zu sprechen kam, sagte er: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich sah Sieyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfs; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbons, ich verweigerte

*) Siehe oben S. 124.

niemandem meinen Rat, aber ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblicke aus Neugierde meinen Spuren folgen werde. Jeder lief mir in's Garn, und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgend eine Hoffnung auf mich baute".

Bonaparte spielte in der That den Unparteiischen. In Wirklichkeit aber verfolgte er mit seinem komplizierten Systeme von Verstellung und Intrigue einen ganz bestimmten Weg. Er wollte zur Macht gelangen, das stand fest. Nur das Wie? konnte in Frage kommen. Das Nächstliegende wäre gewesen, sich in's Direktorium aufnehmen zu lassen. Aber als er den Chef desselben, Gohier, einen ehrlichen, gesinnungstreuen Jakobiner von jener politischen Borniertheit, die einmal die Stärke dieser Partei ausgemacht hatte, zum Scheine sondierte, hielt ihm dieser die Verfassung entgegen, welche Männer unter vierzig Jahren vom Direktorium ausschloß. Bonaparte kannte diese Bestimmung nur zu genau. Sie hatte sich ihm schon einmal hemmend in den Weg gelegt, und schon längst war der Gedanke an einen Umsturz dieser unbequemen Konstitution in ihm zur Reife gekommen. Nichts natürlicher, als daß er sich jetzt denen anschloß, die gleich ihm, einen solchen Umsturz planten. Das war vor Allen Siéyès. Dieser hatte sich, nachdem im Jahre 1795 sein Verfassungsplan abgelehnt worden war, ostentativ von der Regierung ferngehalten. Erst 1799 hatte er eine leitende Stellung übernommen, denn nun glaubte er den Zeitpunkt gekommen, der allgemeinen Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen durch seine Entwürfe abzuhelfen und sich so als Retter des Staates zu erweisen. Und die Übergriffe der Jakobiner schienen die Verwirklichung des Planes beschleunigen zu sollen. Er fand die heimliche Unterstützung einer ganzen Anzahl von gemäßigten Republikanern in beiden Kammern, die sich „Reformisten" nannten und zu denen auch Lucian Bonaparte gehörte. Man einigte sich über folgende Punkte: Es sollten zur Stärkung der Zentralgewalt an die

Stelle der wechselnden fünf Direktoren drei auf die Dauer von zehn Jahren gewählte Konsuln treten, daneben ein Senat auf Lebenszeit und ein nach allgemeinem Wahlrecht entsendetes Abgeordnetenhaus. Um diese Verfassung durchzusetzen, sollte der für die Reform in seiner Mehrheit gewonnene Rat der Alten die Verlegung der beiden Kammern außerhalb der Hauptstadt beschließen, damit die jakobinischen Gegner im Rate der Fünfhundert von der Umgebung der Pariser Vorstädte entfernt würden. Hierzu war die erste Kammer durch die Artikel 102—104 der Konstitution vom Jahre III ermächtigt. Einmal draußen, wollte man die Sieyès'sche Vorlage durch die Alten den Fünfhundert empfehlen, die neutralen Elemente unter den Letzteren dafür gewinnen und schließlich die neue Verfassung durch ein Plebiszit sanktionieren lassen. Dabei entstand nur das eine Bedenken, ob der Rat der Fünfhundert sich auch dem Dekret der Alten widerstandslos fügen und Paris verlassen würde. Und seine Weigerung konnte gefährlich werden, um so gefährlicher, als die Generale Jourdan, Augereau, Bernadotte zu den radikalen Abgeordneten zählten. Man bedurfte eines renommierten Soldaten, dem man die Durchführung der Maßregel anvertrauen konnte. Sieyès hatte ursprünglich wohl an Joubert gedacht; nach dessen Tode an Moreau, der ihm das richtige Werkzeug schien, da er nur militärischen und keinerlei politischen Ehrgeiz besaß; er beorderte ihn nach Paris. Aber zur selben Zeit als Moreau anlangte, traf auch Bonaparte ein, jener in aller Stille, dieser umdröhnt vom Zuruf der Millionen, jener besiegt, dieser als Sieger, und Sieyès konnte nicht schwanken, welchem von beiden Degen er sein Projekt überantworten sollte. Er mußte Napoleon wählen, auf die Gefahr von ihm überflügelt zu werden.

Dieser war gleich nach seiner Ankunft von Lucian in den Reformplan eingeweiht worden und erklärte sich mit demselben einverstanden. Er brauchte ja eine neue Verfassung um zur Macht zu gelangen, und Sieyès bedurfte einen in der Armee angesehenen

General, um seine Verfassung durchzusetzen. Das war der Angelpunkt, um den sich damals die Geschicke Frankreichs drehten. Am 1. November trafen sich die Beiden insgeheim in Lucians Wohnung. Bonaparte wünschte die neue Konstitution nicht sofort, wie sie Sieyès ersonnen hatte, den Kammern vorzulegen, sondern eine Abgeordneten-Kommission mit der Prüfung des Entwurfes zu betrauen und unterdessen dahin zu wirken, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde; diese letztere sollte aus ihm, Sieyès und Roger Ducos gebildet sein. Sieyès mußte wohl oder übel zustimmen. Er sah ein, daß seine Rolle als rettender Genius ausgespielt war, sobald seine Verfassung erst durch ein Komité lief, und daß er in der provisorischen Regierung neben einem Bonaparte nicht die erste Stelle behaupten würde, war ihm nicht minder klar. Aber er konnte nicht mehr zurück.*)

Am 6. November, nach einem Bankett, welches die Kammer den beiden Generälen Moreau und Bonaparte zu Ehren gab, und wobei dieser einen Trinkspruch „auf die Einigkeit aller Franzosen“ ausbrachte, traf er wieder mit Sieyès zusammen, um die letzten Anordnungen zu besprechen. Der Letztere hatte bereits die verschiedenen Dekrete, die der Rat der Alten erlassen sollte, im Entwurf mitgebracht: eines, welches die Kammern nach St. Cloud verlegte, ein zweites, welches Napoleon das Oberkommando über alle Truppen übertrug, und ein drittes, welches ihn mit Roger Ducos und Sieyès zum provisorischen Konsul vorschlug. Jede Kammer sollte eine eigene Verfassungskommis-

---

*) Nach einem Diner, bei welchem Sieyès mit Joseph Bonaparte und dem eingeweihten Abgeordneten Cabanis zusammentraf, sagte er zu ihnen: „Ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist. Aber ich weiß, was mich erwartet. Nach dem Gelingen des Unternehmens wird er es mit seinen beiden Kollegen so machen...“ und darauf trat er rasch zwischen Joseph und Cabanis, warf sie mit einer kräftigen Bewegung seiner Arme an den Kamin zurück und stand allein in der Mitte des Zimmers. Als Joseph seinem Bruder davon erzählte, lachte dieser und rief aus: „Es leben die geistreichen Leute! Ich ahne Gutes.“

sion ernennen und sich auf drei Monate vertagen. Die Aktion wurde für den 9. November festgesetzt.

An den nächsten Tagen sondierte Bonaparte die Generäle und Offiziere. Von der pariser Garnison hatten einige Regimenter ehedem unter ihm in der italienischen Armee gefochten; von den Offiziersstellen der Nationalgarde hatte er selbst nach dem 13. Vendémiaire als General des Innern die meisten vergeben; Neigung und Disziplin sicherten ihm die Treue der Truppen, die den „kleinen Korporal“ abgöttisch verehrten. Von den Generalen blieben nur Jourdan und Augereau fern; Bernadotte, der, wie er im Jahre 1804 an Lucian schrieb, leicht die Vorstädte hätte in Bewegung setzen können, gab den Bitten Josephs nach, dessen Schwager er vor kurzem geworden war; Moreau gehorchte einfach dem Höchstkommandierenden. Unterdessen that Sieyès mit seinen Vertrauten die letzten Schritte, um sich des Rates der Alten völlig zu versichern. Ein drohender Handstreich der Jakobiner wurde als Schreckgespenst gebraucht, um die Schwankenden zu gewinnen. Die Unzuverlässigen hielt man von der entscheidenden Sitzung fern, indem man sie durch die eingeweihten Saalinspektoren teils zur unrichtigen Stunde, teils gar nicht einladen ließ.

Am 9. November (18. Brumaire) morgens 7 Uhr traten die „Alten“ zusammen. Sofort ergriff Regnier, einer der Vertrauten, das Wort, um folgenden Antrag zu stellen: „Nach den Artikeln 102, 103 und 104 der Verfassung dekretiert der Rat der Alten: 1) Die Legislative ist nach St. Cloud verlegt, wo die beiden Räte im Schloß tagen werden. 2) Sie werden am 19. Brumaire (10. November) mittags dort zusammenkommen, bis wohin jede Sitzung untersagt ist. 3) General Bonaparte ist mit der Durchführung des Dekretes betraut und erhält, um für die Sicherheit der Kammern Sorge tragen zu können, den Befehl über die Garde des Gesetzgebenden Körpers, über die Nationalgarden und die Garnison von Paris. Jeder Bürger hat ihm auf sein Verlangen Beistand zu leisten. 4) Er hat

vor dem Rate der Alten zu erscheinen, um sein Dekret in Empfang zu nehmen und den Eid zu schwören. 5) Der Beschluß wird den „Fünfhundert" und dem Direktorium mitgeteilt und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht."*) Der Antrag wurde einstimmig angenommen und desgleichen ein Manifest an die Nation beschlossen, worin erklärt wurde, der Rat der Alten habe diese Maßregeln dekretiert, um die Fraktionen, welche die Volksvertretung unterjochen wollten, zu bändigen und den innern Frieden zu sichern.

Während dies bei den „Alten" vor sich ging, harrte Bonaparte in seinem Hause, umgeben von Generälen und Offizieren, seiner Ernennung. Als sie eingetroffen war, stieg er mit einer zahlreichen Suite zu Pferde und begab sich nach den Tuilerien in den Sitzungssal des Rates der Alten, um den geforderten Eid zu leisten. Hier hielt er eine kurze Ansprache in seinem angewohnten Kommandostil, die mit folgenden Sätzen schloß: „Eure Weisheit hat diese Verfügung getroffen; unsere Arme werden sie auszuführen wissen. Wir wollen eine Republik, die

---

*) Die Artikel der Verfassung von 1795, auf welche sich die „Alten" beriefen, lauteten: „Art. 102: der Rat der Alten kann den Sitzungsort des Gesetzgebenden Körpers verlegen; er nominiert in diesem Falle einen neuen Ort und bestimmt die Zeit, bis zu welcher die beiden Räte gehalten sind, sich dort einzufinden. Das betreffende Dekret des Rates der Alten ist unwiderruflich."

„Art. 103: Am Tage dieser Verfügung darf weder der eine noch der andere der Räte an dem bisherigen Sitzungsorte Beratungen pflegen. Diejenigen Mitglieder, welche gleichwohl ihre Funktionen nicht unterbrechen wollten, würden sich des Angriffs auf die Sicherheit der Republik schuldig machen."

„Art. 104: Die Mitglieder des Direktoriums, welche die Besiegelung, Verkündigung und Verschickung des Dekretes verweigern oder verzögern, machen sich des gleichen Verbrechens schuldig".

Von dem Rechte, einen General mit der Durchführung oder mit dem Schutze der Verfügung zu betrauen, stand nichts in den Artikeln. Es war die erste Ungesetzlichkeit, welche die Unternehmer des Staatsstreiches geschickt der Volksvertretung auf die Schultern schoben.

sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten." Von Aufrechthaltung der Verfassung sprach er kein Wort; dagegen ließ jede Silbe eine Veränderung der öffentlichen Verhältnisse durchblicken. Die Mitglieder des Rates applaudierten gleichwohl dem General, und die Sitzung ward geschlossen, um erst am nächsten Tage in Saint Cloud wieder eröffnet zu werden. Als kurz darauf der Rat der Fünfhundert zusammenkam, fand er das Dekret der ersten Kammer bereits vor, und Lucian, den man seinem Bruder zu Ehren zum Präsidenten erhoben hatte, vertagte alsbald die Sitzung. Die Legislative hatte ihre Thätigkeit unterbrochen.

Von den „Alten" weg begab sich Napoleon in den Garten der Tuilerien, wo die aufgestellten Truppen Revue passierten. Dann erließ er zwei Proklamationen an die Nationalgarde und an die Linie. In beiden zieht er die bisherige Regierung zur Verantwortung. „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet," ruft er seinen Soldaten zu; „Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Übel ein Ende setzen werde; Ihr habt sie mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auferlegt; ich werde sie erfüllen. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Rang in Europa wieder verschaffen, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben lassen konnten". Der Anklage folgte die Exekution. Sieyès und Ducos legten, wie verabredet war, ihr Amt als Direktoren nieder. Es galt nur noch, Barras dazu zu bewegen, dann fehlte die zur Gültigkeit jeder Regierungsmaßregel notwendige Dreiheit und die Regierungsmaschine hatte zu funktionieren aufgehört. Bis auf diesen Tag hatte Napoleon seinen früheren Freund und Gönner seine wahren Absichten nicht merken lassen und Sieyès gleichsam durch ihn im Schach gehalten. Jetzt setzte er jede Rücksicht beiseite und sendete die Vertrauten Talleyrand und Bruix zu ihm, die ihn zur Niederlegung seines Amtes aufforderten. Barras erklärte sich dazu bereit; die Macht, über welche

Napoleon verfügte, und die allgemeine Verachtung, die er selbst erfuhr, bestimmten ihn; nur ließ er den Gewaltigen des Tages durch seinen Sekretär Bottot um die Zusicherung freien Geleites außerhalb der Stadt bitten. Bonaparte benützte diesen Anlaß, um sich vor einer Anzahl von Zeugen über die Politik der Direktoren zu äußern. „Was habt ihr" — rief er den verschüchterten Sendboten an — „aus dem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? Ich hinterließ den Frieden und finde Krieg! Ich ließ euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ euch die Millionen Italiens und finde allenthalben Plünderung und Elend! Was habt Ihr aus den 100 000 Franzosen gemacht, die meine Ruhmesgenossen waren? Sie sind tot! Dieser Zustand kann nicht länger währen. Er würde uns in drei Jahren zum Despotismus führen. Wir aber wollen die Republik, gegründet auf die Gleichheit, auf die Moral, auf die bürgerliche Freiheit und auf die politische Toleranz".

Mit dem Ausscheiden Barras, hatten Gohier und Moulins den Boden verloren. Den Ersten hatte Josephine für 8 Uhr morgens zum Frühstück geladen. Wollte sich Bonaparte seiner versichern? ihn schließlich doch noch umstimmen? Gohier kam nicht. Er erfuhr erst im Verlaufe des Vormittags, was geschehen war, und eilte mit Moulins zu Napoleon, um ihm Vorstellungen zu machen. Natürlich umsonst. Die beiden Direktoren kehrten unverrichteter Sache nach dem Luxemburg-Palast zurück, wo die Regierung bisher ihren Sitz hatte. Moreau erhielt Befehl, sie dort festzuhalten.

Die Exekutive war destituiert. Es kam nun nur noch darauf an, die beiden Kammern in Saint Cloud die Staatsveränderung gutheißen zu lassen und sie zur Annahme der provisorischen Regierung und zur Wahl der Verfassungs-Kommissionen zu bewegen. Sieyès hatte geraten, am nächsten Tage etwa zwanzig oder dreißig der entschiedensten Radikalen vom Rate der Fünfhundert, namentlich Jourdan und Augereau, fern zu halten. Bonaparte aber lehnte dies ab, man solle nicht

sagen, daß er sich vor den beiden fürchte. „Im Ganzen“ — äußerte er des Abends heiter zu Bourrienne — „gings heute nicht schlecht; wir wollen morgen weiter sehen.“ Zur Vorsicht lud er aber doch seine Pistolen, bevor er zu Bette ging.

Am nächsten Tage, den 10. November, hatten sich um die festgesetzte Mittagsstunde die Abgeordneten beider Kammern in Saint Cloud eingefunden. Den „Alten“ war ein Saal im ersten Stockwerke des Schlosses, den „Fünfhundert“ die Orangerie im Erdgeschoß angewiesen. Vor der Sitzung trafen sich die Deputierten im Park und besprachen mit Eifer das Ereignis des Tages. Die jakobinischen Abgeordneten der „Fünfhundert“ und die am Vortage ausgeschlossen gewesenen Mitglieder der „Alten“ heischten Aufklärung; Andere begannen einzusehen, daß ihnen das entscheidende Dekret unter einer falschen Vorspiegelung abgelockt worden war, um einem Staatsstreiche zu dienen; man hatte höchstens einen Wechsel in der Regierung, aber nicht einen Umsturz der Verfassung unterstützen wollen; die Gemüter erhitzten sich an dem Anblick der Truppen, die den Schloßhof füllten. So begannen die Sitzungen. Napoleon hatte sich mit den Generälen im Saale der Inspektoren des gesetzgebenden Körpers eingefunden. Hier ließ er sich von dem Gange der Verhandlungen fortlaufenden Bericht erstatten. Was er hörte war nicht gerade tröstlich. Im Rate der Alten war die Stimmung fortwährend aufgeregt und wurde es noch mehr, als man dort vernahm, daß drei Direktoren abdiziert hatten und zwei gefangen gehalten wurden. Im Rate der Fünfhundert hatte einer der Vertrauten das Wort genommen, war aber von den Radikalen unterbrochen worden, welche „Keine Diktatur!“ „Nieder mit den Diktatoren!“ riefen und den Antrag durchsetzten, daß jedes Mitglied bei Namensaufruf den Eid auf die bestehende Verfassung abzulegen habe. Bei diesen Nachrichten hielt Napoleon sich nicht länger. Wenn er die gegnerische Stimmung anwachsen und am Ende die Truppen ergreifen ließ, war alles verloren. „Man muß ein Ende machen“, sagte er, aufspringend, zu den Offizieren

seiner Suite, und ging zunächst in den Rat der Alten. Er war kein Redner, und was er jetzt vorbrachte, machte durchaus den Eindruck des Unzusammenhängenden, Abgerissenen. Man stehe auf einem Vulkan, sagte er. Er und seine Waffengenossen seien dem Rufe der Kammer gerne gefolgt, und nun werde er dafür verleumdet, die Rolle eines Cäsar oder Cromwell zu spielen. Wenn er die Freiheit des Landes hätte unterdrücken wollen, hätte er wiederholt Gelegenheit dazu gehabt. Dann sprach er im allgemeinen von den Gefahren, welche die Republik bedrohen, und daß man Freiheit und Gleichheit schützen müsse. „Und was ist's mit der Verfassung?“ rief eine Stimme. Da war Napoleon an seiner wundesten Stelle getroffen und fuhr los: „Die Verfassung? Ihr habt sie verletzt am 18. Fruktidor, am 22. Floreal, am 30. Prairial. Von allen Parteien wird sie angerufen, und alle haben sie geschädigt. Sie kann uns nicht zum Heile gereichen, denn niemand achtet sie mehr. Suchen wir das Mittel, jedermann die Freiheit zu sichern, die ihm zukommt und welche ihm die Direktorial-Konstitution nicht zu garantieren wußte.“ Als einige Mitglieder Aufklärung über die drohenden Gefahren verlangten und Napoleon damit in die Enge brachten, log er, Barras und Moulins hätten ihm vorgeschlagen, sich an die Spitze einer Partei zu stellen, die alle Männer mit freiheitlichen Ideen zu stürzen gedachte. Das war eine offenbare Erfindung, welche die Anhänger verstimmte und die Gegner ungeduldig machte, so daß der Präsident Lemercier an ihn die Aufforderung richten mußte, das Komplott zu enthüllen. Bonaparte aber, der gar nichts Positives vorzubringen wußte, wiederholte nur, was er schon gesagt, erklärte die Verfassung für unbrauchbar und wandte sich schließlich in seinem unbeholfenen Affekt an die draußen stehenden Soldaten, die ihn gar nicht hören konnten, apostrophierte sie mit Schmeicheleien und drückte ihnen sein Vertrauen aus, daß sie ihn schützen würden, wenn irgend ein Redner ihn in die Acht erklären wollte, denn ihn begleite der Gott des Krieges und des Glücks.

Damit hatte er vollständig die Herrschaft über seine Worte ververloren. Bourrienne, der mit Berthier an seiner Seite stand, flüsterte ihm zu: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen“ und bewog ihn, sich zurückzuziehen. Die Sitzung wurde unterbrochen.

Aber das Schwierigere stand noch bevor. Napoleon ging hinab zu den „Fünfhundert.“ Diese hatten unterdessen Mann für Mann den Eid auf die Verfassung geleistet und warteten ihrerseits auf eine Eröffnung der ersten Kammer über die Motive der Verlegung des gesetzgebenden Körpers. Diese Mitteilung blieb aus, was gerade nicht zur Beruhigung der Gemüter beitrug. Dagegen traf ein Brief Barras' ein, der seine Demission gab, indem er erklärte, vor demjenigen zurückzutreten, den der eigene Ruhm und das Vertrauen der Nationalvertretung in gleich hervorstechender Weise ausgezeichnet hätten. Die Jakobiner verlangten zu wissen, welche Umstände den Direktor zum Rücktritt bewogen haben konnten. Da erschien plötzlich, ohne angemeldet zu sein, Bonaparte, gefolgt von vier Grenadieren im Saale. Das war eine schreiende Verletzung aller schuldigen Rücksicht. Im Augenblick erhob sich ein ungeheueres Tosen der Entrüstung gegen ihn. „Bewaffnete im Saale!“ riefen die Jakobiner und eine Gruppe von Radikalen warf sich in namenloser Aufregung dem Eindringling entgegen. Er wurde angefaßt und nach dem Ausgange gedrückt. Der Tumult benahm ihm für einen Augenblick die Besinnung. Er sank den Grenadieren in die Arme, die ihn in's Freie führten. Hinter ihm drein aber scholl, in kreischender Wut ausgestoßen, der Ruf, der vor wenig Jahren noch den sichern Tod bedeutet hatte: „Hors la loi!“ „In die Acht mit ihm!“

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Jakobiner Napoleon ruhig angehört hätten. Ein feiner Beobachter, der Schwede Brinkmann, der damals in Paris weilte, spricht in seinen vor kurzem erschienenen Briefen nur ein allgemeines Urteil aus, wenn er sagt: „Man mußte den General entweder auf der Stelle

töten, oder man mußte ihn reden lassen und sich selbst in den Grenzen der Verfassung und der Klugheit halten, um alles Unrecht auf den Angreifer zu wälzen." Gewiß, was die Jakobiner thaten, brachte sie in Nachteil, wenn es geschickt benützt wurde. Niemand bemerkte ihren Fehler rascher als Präsident Lucian, gegen den sich jetzt ihr Angriff richtete: er solle über die Achtserklärung seines Bruders abstimmen lassen, verlangten die Aufgeregtesten; ein Anderer wollte, man solle erklären, daß Bonaparte nicht der Chef der Truppen sei, da der Rat der Alten gar nicht befugt war, ihn dazu zu ernennen. Das Büreau in der Mitte des Saales wurde von Interpellanten umdrängt. Inmitten des Aufruhrs überläßt Lucian den Vorsitz dem Vizepräsidenten, um von der Tribüne zu Gunsten seines Bruders zu sprechen. Seine Stimme vermag aber nicht durch den Sturm zu dringen, und er schickt einen vertrauten Abgeordneten an Napoleon mit der Botschaft, er sei gezwungen, seinen Fauteuil zu verlassen, und heische militärische Assistenz zu seinem Schutze. Zugleich legt er die Toga ab. Während man ihn wieder an seinen Sitz zurücknötigt, erscheinen die von Napoleon hereingeschickten Soldaten und holen ihn in's Freie. Eine Anzahl Abgeordneter begleiten ihn.

Draußen hielt Bonaparte mit seinen Offizieren vor der Front eines Bataillons von Garden des gesetzgebenden Körpers. Daneben standen einige vertraute Freunde. Siehès, Ducos und Talleyrand saßen in einem Wagen vor dem Gitter, um bei einer ungünstigen Wendung der Dinge zu entfliehen. Die höchste Spannung lag in allen Mienen. Bei den Räten schien die Sache des Staatsstreichs so gut wie verloren Blieb noch die Truppe. Von ihrer Haltung hing das Schicksal des Tages ab. Das begriff Lucian sofort, schwang sich auf ein Pferd und hielt eine Ansprache an das Bataillon, in der er den Tumult der jakobinischen Minorität bis zum Attentat auf Napoleon übertrieb. „Franzosen!" rief er sie an, „der Präsident des Rates der Fünfhundert erklärt Euch, daß die weitaus größte Mehrheit

dieser Versammlung im Augenblicke von einem Häuflein Abgeordneter terrorisiert wird, die mit Dolchen bewaffnet sind, die Tribüne belagern, ihre Kollegen bedrohen und ihnen die abscheulichsten Beschlüsse zumuten. Ich erkläre, daß diese verwegenen Verbrecher, ohne Zweifel von dem bösen Geiste der englischen Regierung inspiriert, gegen den Rat der Alten revoltieren, indem sie die Ächtung des Generals fordern, der mit der Ausführung des Dekretes dieses Rates beauftragt ist. Ich übertrage den Kriegern die Sorge, die Majorität der Volksvertreter zu befreien, damit wir, von den Bayonnetten gegen die Dolche geschützt, im Frieden die Interessen der Republik beraten können. Ihr werdet als Deputierte Frankreichs nur diejenigen anerkennen, die sich mit ihrem Präsidenten in Eure Mitte begaben. Diejenigen, die in der Orangerie zurückblieben, um die Ächtung zu votieren, jagt hinaus!" „Und wer Widerstand leistet," fiel Napoleon ein, „den tötet. Mir folget, denn ich bin der Gott des Tages" ... Und er wäre in diesem Tone fortgefahren, wenn ihm Lucian nicht zugeflüstert hätte, um alles in der Welt zu schweigen. „Vive Bonaparte!" riefen die Soldaten. Aber sie rührten sich nicht. Es war auch kein Geringes, gegen die Nationalrepräsentanz das Bajonnett zu fällen. Erst als Lucian, der das verderbliche Zögern wahrnahm, den Degen gegen die Brust des Bruders zückte und schwor, ihn niederzustoßen, wenn er je die Freiheit der Franzosen gefährden wollte, da waren die Grenadiere gewonnen. Auf einen Wink Napoleons ließ sich eine Abteilung von Murat unter Trommelschlag in den Saal führen. Als die Abgeordneten der Aufforderung, auseinanderzugehen, nicht gehorchten, avancierten die Soldaten, und jene mußten durch die Fenster die Flucht ergreifen.

Nichts konnte deutlicher als dieses klägliche Schauspiel die tiefe Kluft beleuchten, welche die Armee von der Nation trennte. Die stete Entfernung von der Heimat hatte das Volksheer dem Volke entfremdet. Wer jenes kommandierte, konnte dieses rücksichtslos beherrschen. Es ist wahr, zu Verleumdung und Erfindung hatten die

Bonaparte greifen müssen, um die Gewalt gegen das Recht in Bewegung zu setzen: die Anspielung auf den englischen Einfluß in der Rede Lucians entbehrte durchaus der Wahrheit, die „Dolche“ der Abgeordneten hatte niemand gesehen, eine persönliche Gefahr für den Kammerpräsidenten bestand nicht, und der gegen Napoleon gezückte Degen war eine Harlequinade wie keine zweite. Aber daß solche Mittel verfingen und ausreichten, um die Geschicke eines großen Volkes zu entscheiden, zeigte bis zu welchem Grade die Zersetzung vorgeschritten war. Und dieses Volk selbst? Es ging am 18. und 19. Brumaire in Paris gleichgültig seinen Geschäften nach. Was noch vor wenig Jahren jede Fiber zucken machte und wofür Hunderttausende im Fanatismus der Freiheit ihr Leben in die Schanze schlugen, das schien jetzt kaum mehr der Neugierde wert.

Nachdem die Gewalt gesprochen hatte, war alles Übrige bald in Ordnung gebracht. Jetzt konnte Lucian dem Rate der Alten die Ereignisse bei den Fünfhundert ebenso parteiisch schildern, wie er sie den Truppen erzählt hatte, und ihn auffordern, Beschluß zu fassen, „damit die Rutenbündel der Konsuln, dieses ruhmreiche Zeichen der republikanischen Freiheit der alten Welt, erhoben werden, um unsere Verleumder zu entwaffnen und das französische Volk zu beruhigen, dessen allgemeine Zustimmung eure Arbeit heiligen wird.“ Und der Rat verstand sich alsogleich zur Vertagung der beiden Kammern, zur Ernennung einer provisorischen Regierung von drei Konsuln und zur Wahl einer Kommission zur Beratung der neuen Verfassung. Und das Gleiche that noch in derselben Nacht ein nicht ohne Mühe zusammengelesenes Häuflein von Mitgliedern der Fünfhundert — die Zahl schwankt zwischen 50 und 120*). Lucian präsidierte ihnen, wie er der vollen Versammlung vorgesessen hatte, damit wenig-

*) Die letztere Ziffer nennt Brinkmann nach der Versicherung unparteiischer Augenzeugen. Bourrienne dagegen spricht nur von dreißig Abgeordneten.

stens ein Schein von Gesetzlichkeit gewahrt blieb. Die Vorlagen der Verfassungsänderung wurden eingebracht, und Boulay de la Meurthe rechtfertigte sie in längerer Rede, mit welcher er die Konstitution vom Jahre III und die Politik des vergangenen Direktoriums verurteilte. Darauf faßte das Rumpfparlament in einer Reihe von 16 Artikeln die folgenden entscheidenden Beschlüsse: Es giebt kein Direktorium mehr. Ein Komitee von drei Konsuln Sieyès, Ducos und Bonaparte übernimmt provisorisch die Regierung. Sie sind mit aller direktorialen Macht bekleidet und beauftragt, die Ordnung in der Verwaltung, die Ruhe im Innern, und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden nach außen herzustellen. Der gesetzgebende Körper vertagt sich bis zum 20. Februar 1800, nachdem er 62 namentlich aufgeführte Abgeordnete ihres Mandates verlustig erklärt und eine Kommission von 25 Mitgliedern erwählt hat, welche mit der des Rates der Alten und den drei Konsuln gemeinschaftlich die dringenden Geschäfte der Polizei- und Finanzgesetzgebung erledigen, eine neue Repräsentativ-Verfassung und ein neues Civilgesetzbuch ausarbeiten wird. Darauf wurde die Kommission gewählt und das Dekret den „Alten“ übersendet, die es bestätigten. Zum Schlusse leisteten die drei Konsuln einen Eid unverbrüchlicher Treue der Souveränetät des Volks, der französischen Republik, der Freiheit und Gleichheit und dem Repräsentativ-Systeme. Erst spät nach Mitternacht trennte sich die Versammlung. Der Staatsstreich war zu Ende.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, als er am 19. Brumaire das Äußerste wagte, lehrten sogleich die nächsten Tage. Es war unzweifelhaft: Frankreich war mit dem Staatsstreiche zufrieden. „Jede der früheren Revolutionen,“ schrieb am 13. November der preußische Gesandte Sandoz-Rollin nach Hause, „hat Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Diese hingegen — und ich habe mich selbst davon überzeugt — hat die Geister aufgerichtet und die lebhaftesten Hoffnungen erweckt.“ Und die Motivierung

gab Brinkmann in einem bemerkenswerten Briefe vom 18. November: „Vielleicht niemals hat ein legitimer Monarch ein seinem Willen ergebeneres Volk vorgefunden, als Bonaparte, und es wäre unverzeihlich, wenn dieser geschickte General dies nicht benutzen wollte, um eine bessere Regierung auf sicherer Basis zu begründen. Es ist buchstäblich wahr, Frankreich wird das Unmögliche thun, dazu beizutragen; denn das Volk — die verächtliche Horde der Anarchisten ausgenommen — ist so müde, so angewidert von den revolutionären Greueln und Thorheiten, daß man überzeugt ist, bei jeder Veränderung nur gewinnen zu können. Alle Klassen der Gesellschaft spotten über den Heroismus der Demagogen, und von allen Seiten fordert man viel mehr ihre Vertreibung als die Realisierung ihrer idealen Träume. Sogar die Royalisten jeder Schattierung sind Bonaparte aufrichtig ergeben, denn sie muten ihm die Absicht zu, allmählich die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. Die Indifferenten hängen an ihm als demjenigen, der am meisten geeignet ist, Frankreich den Frieden zu verschaffen, und die aufgeklärten Republikaner, wenn sie auch für ihre Staatsform zittern, sehen doch lieber einen einzigen Mann von Talent als einen Klub von Intriguanten sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen.“ Wenn man auch erfuhr, daß die Anklage gegen Barras und Moulins eine Verleumdung, die vorgebliche Verschwörung und die Dolche der Abgeordneten Erfindungen waren, so war der Haß gegen die Jakobiner und die Sehnsucht, in sozial geordnete Verhältnisse einzukehren, doch so groß, daß man die Unmoral der Mittel über dem Zwecke vergaß.

Es überrascht in den gleichzeitigen Berichten über den Staatsstreich, daß fast immer und allein nur von Bonaparte und nur selten und nebenbei von Sieyès oder Ducos die Rede ist. Und doch waren alle drei formell gleichwertig mit der Regierung betraut und haben sich auch anfangs mit peinlicher Beobachtung dieser Gleichwertigkeit in die Geschäfte geteilt. Wenn wir aber schon nach kurzer Zeit Bonaparte ganz allein im Vollbesitz der Regie-

rungsgewalt sehen, so hatte das verschiedene Gründe. Einmal erblickte das Publikum nur in ihm seinen Retter, während Sieyès und Ducos als ehemalige Direktoren übel angeschrieben waren, keinerlei Interesse fesselten und in richtiger Würdigung dieser Thatsache von selbst in die zweite Linie traten. Dann gab es auch wirklich nur einen unter den drei Konsuln, der in Staatsgeschäften praktische Erfahrung hatte, das war Napoleon, der Regent von Italien im Jahre 1797, der Organisator von Ägypten im Jahre 1798, vertraut mit allem Detail der Verwaltung. Und endlich hatte nur er allein jene unerschütterliche Arbeitslust und jene erstaunliche Arbeitskraft, die dazu gehörten, um in die tausendfältige Zerrüttung Sicherheit und Ordnung zu bringen. Ducos zog sich, seine Unzulänglichkeit einsehend, bald ganz zurück, und Sieyès, der nun einmal seinen eigenen Plan, als Helfer in der Not zu erscheinen, gescheitert sah, begnügte sich, mit den beiden Ausschüssen in endloser Beratung die neue Verfassung festzustellen und das sorgenreiche Geschäft des Regenten dem eifrigen Kollegen zu überlassen.

So hatte Napoleon freie Hand zu schalten, wie er dachte. Er wählte seine Minister. Gaudin, der sich unter der königlichen Regierung viel Erfahrung im Staatshaushalt erworben und unter Sieyès ein Portefeuille refüsiert hatte, übernahm jetzt willig das schwere Amt eines Finanzministers. Talleyrand, der ehemalige Bischof von Autun, dem man nicht ohne Grund seine schmutzige Gewinnsucht und seinen regellosen Hausstand vorwarf, der aber in der großen Politik einen Blick besaß wie kein Zweiter, wurde wieder zum Minister des Äußern ernannt. Laplace, der große Naturforscher, bekam, das Nationalinstitut zu ehren, das Ministerium des Innern, um es allerdings bald, aus Mangel an jeglicher Begabung für die Praxis, an Lucian weiterzugeben. Berthier, der geschickte Regisseur der napoleonischen Armeeführung, wurde Kriegsminister, um später Carnot Platz zu machen. Fouché behielt das Ressort der Polizei, Cambacérès bekam das Justizportefeuille, Forfait wurde Marineminister. Dann ging es an

die Ordnung der verzweifelten Geldverhältnisse. Es war ein Maßstab des Vertrauens, welches der neuen Regierung entgegengebracht wurde, daß nach dem Staatsstreich die 5 prozentige Rente von 7 auf 12, und in wenigen Wochen auf 17 stieg. Als darauf Napoleon das verderbliche Zwangsanlehen beseitigte, wurden auch die Geldleute etwas zutraulicher. Dagegen wurde die Grundsteuer erhöht und, um ihren Ertrag zu sichern, ein früher schon debattiertes Projekt einer Neuordnung in der Erhebung der direkten Steuern durchgeführt. In jedem Departement mußten die General-Einnehmer Kautionen leisten, durch welche Geldbeiträge man wenigstens der schreiendsten Not abhalf. Auch wurden, um das Kapital noch mehr zu beruhigen, über fünfzig jakobinische Abgeordnete, darunter General Jourdan, zur Deportation oder Haft verurteilt, später jedoch zu polizeilicher Überwachung begnadigt. In diesen Maßregeln lag noch nicht die Rettung aus der namenlosen Geldverlegenheit des Staates, aber doch die sichere Vorbedingung dazu. Es kam nur darauf an, ob Napoleon das Übergewicht in der Regierung auch gesetzlich sichergestellt erhielt. Er begann, sich allen Ernstes um die neue Konstitution zu bekümmern.

Sieyès hatte den beiden Kommissionen der ehemaligen Kammern seinen Verfassungsentwurf mundgerecht zu machen gesucht. Derselbe beruhte darauf, daß die einzelnen Staatsgewalten sich gegenseitig die Wage hielten. Dem Volke wird die Souveränetät und allgemeines Wahlrecht zuerkannt. Aber das Volk wählt nicht seine Vertreter sondern nur Kandidaten, aus denen dann die oberste Staatsgewalt erst die Gesetzgeber ernennt. Die fünf Millionen großjähriger Urwähler von ganz Frankreich erwählen aus ihrer Mitte — je 10 einen — 500 000 Männer, welche die Kommunalnotabilität bilden und gesetzlich zu Gemeindeämtern geeignet erscheinen; diese 500 000 wählen auf dieselbe Weise aus sich 50 000 Departemental Notablen, d. h. Kandidaten für die Departementsämter, diese dann endlich 5000 Nationalnotabeln, d. h. Kandidaten für den gesetzgebenden Körper und für

die Zentral-Staatsbehörden bis zum Minister hinauf. In diese letzte Liste der Nationalnotablen sollten überdies auch alle Jene aufgenommen werden, welche seit zehn Jahren Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte gewesen waren, und alle Listen weitere zehn Jahre Gültigkeit haben. Aus den obersten Notablen sollten die Mitglieder zweier Kammern ernannt werden, von denen die eine die von der Regierung oder aus ihrer eigenen Initiative entstammenden Gesetzesvorlagen bespricht ohne abzustimmen, die andere abstimmt ohne zu debattieren. An der Spitze des Staates sollte ein Präsident, Großwähler genannt, stehen, der, mit reichen Einkünften ausgestattet, die Republik zu repräsentieren, die Gesetze und Staatsverträge zu unterzeichnen und die zwei höchsten Beamten, Konsuln, zu ernennen oder zu entlassen, sich aber sonst um nichts zu bekümmern hätte. Von den Konsuln sollte einer das Kriegsressort (Armee und Auswärtiges), der andere das Friedensressort (die Ministerien der innern Verwaltung) leiten und die bezüglichen Beamten ernennen. Außerhalb der Regierung, zu deren Kontrolle und zur Bewachung der Verfassung, sollte eine besondere Behörde, die „konstitutionelle Jury", bestehen, die achtzig auf Lebenszeit ernannte Mitglieder in sich zu fassen, sich selbst zu ergänzen, aus den Nationalnotablen den Großwähler und die Abgeordneten der beiden Kammern zu erwählen und verfassungswidrige Gesetze zu beseitigen hätte. Sollte der Großwähler oder ein anderer höherer Beamter seine Befugnisse mißbrauchen, so kann die Jury ihn zu ihrem Mitgliede ernennen, wodurch er die Möglichkeit einbüßt, eine zweite Stelle zu bekleiden d. h. abgesetzt ist.

Das waren die Grundzüge der spitzfindig ausgeklügelten Konstitution Sieyès: die Rechte des souveränen Volkes wurden durch die Jury, die Funktionen der ersten Kammer durch die zweite, die Macht der Konsuln durch den Großwähler, die des Großwählers wieder durch die Jury paralysiert. Es war ein System für einen toten Staat, nimmermehr für einen lebendigen Organismus. Am wenigsten konnte sich ein Mann, wie Bonaparte,

mit seinen vor der Verwirklichung angelangten Herrscherträumen, mit dem wackeligen Mechanismus befreunden. Er verspottete den Entwurf, bezeichnete ihn Joseph gegenüber als viel zu „metaphysisch" und zwang die Kommission, die dem gewaltigen Manne diensteifrig zu Willen war, einschneidende Änderungen vorzunehmen. Der unnütze Großwähler, dieser „königliche Müßiggänger, dieses Mastschwein", wie ihn Napoleon nannte, wurde sofort gestrichen. An seine Stelle trat ein Premier-Konsul als Haupt der Regierung und Vollzieher der Gesetze, vom Senat auf 10 Jahre erwählt. Dieser ernannte und entließ die Minister, die Gesandten, die Staatsräte, die Verwaltungs-Beamten (Präfekten, Unterpräfekten und Gemeindevorsteher) alle Land- und Seeoffiziere, ernannte alle Richter mit Ausnahme der Mitglieder des Kassationshofes und der Friedensrichter. Sein Wille erhielt, wenn er unter dem Titel einer Verwaltungs-Verordnung kundgegeben wurde, Gesetzeskraft Er leitete die Diplomatie und war oberster Kriegsherr. Er unterzeichnete die Verträge und Gesetze, wenn sie von dem gesetzgebenden Körper angenommen waren. Er ernannte die Mitglieder eines Staatsrates, der zur Exekutive gehörte und mit seinen Vorschlägen die Regierung zu unterstützen hatte. Dem Ersten Konsul zur Seite standen noch zwei andere, deren Kompetenz nicht entfernt an die seinige heranreichte, denn sie hatten lediglich beratende Stimmen und übten auf die Ernennung der Staatsfunktionäre gar keinen Einfluß aus. Fast schien es, als wären sie nur da, um die Allgewalt des Premiers zu maskieren. Dieser Regierung gegenüber war an einen starken gesetzgebenden Körper kaum zu denken. Bonaparte beließ darum gerne den Wahlmodus mit den Kandidatenlisten. Die legislative Gewalt des Volkes sollte sich in drei Organen äußern Die „konstitutionelle Jury" Sieyès' wurde in einen lebenslänglichen „Senat" (Sénat conservateur) verwandelt, dessen achtzig Mitglieder aus den Nationalnotabeln entnommen werden sollten. Der Senat erwählte aus denselben Listen den „Gesetzgebenden Körper" (300 Mitglieder) und das „Tribunat" (100 Mitglieder). Keine dieser

Körperschaften hatte das Recht, Gesetzanträge zu stellen Die Vorlagen brachte die Regierung im Tribunat ein, welches dieselben in seinen Sitzungen debattierte, jedoch nur darüber abstimmte, ob seine dazu designierten Mitglieder vor dem Gesetzgebenden Körper für oder wider die Vorlage sprechen sollten. Die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers hinwieder debattierten nicht, sondern stimmten, nach Anhörung der Tribunen, einfach ab. Napoleon hatte einmal in einem früher mitgeteilten Briefe an Talleyrand von einem gesetzgebenden Körper „ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das was ihn umgiebt“ gesprochen; er war gefunden. Auch der Staatsrat als die eine von zwei Behörden der Exekutive ist dort vorgedacht. Wer die zweite, eigentliche Regierungsbehörde bilden sollte, kam erst jetzt zu Tage: er selbst und er ganz allein*).

Die übrigen Bestimmungen der Verfassung betrafen judicielle und finanzielle Einrichtungen, voran den Kassationshof, dessen Mitglieder ebenfalls der Senat ernannte, sowie die Räte eines Obersten Rechnungshofes. Ferner wurden die Bezüge der Würdenträger normiert: der Jahres-Gehalt des Ersten Konsuls sollte 500000 Franken, der der beiden andern 150000 Franken betragen, alle drei sollten Staatswohnungen in den Tuilerieen angewiesen erhalten. Die Senatoren bekamen 25000, die Tribunen 15000, die Gesetzgeber 10000 Franken jährlich an Diätengeldern.

All dem hatten die fünfzig Kommissions-Mitglieder, einigen Widerspruch abgerechnet, im Ganzen zugestimmt. Es fehlte nur noch die Wahl der drei obersten Regierungsmänner, deren Namen in der Verfassung des Jahres VIII platzfinden sollten. Man einigte sich natürlich auf Napoleon als Ersten Konsul. Die Auswahl der beiden andern traf, nach Sieyès' Ablehnung, Cambacérès und Lebrun — jener ein ausgezeichneter Jurist neben

---

*) Siehe oben, Seite 117.

einem entschiedenen Hang zum Wohlleben, Napoleons Protektor vor dem 13. Vendémiaire, dieser ein ebenso vortrefflicher Finanzmann, der noch unter dem Königtum seine Schule durchgemacht hatte und eine reiche Erfahrung in das neue Regime herübertrug. Sieyès erhielt die Sinecure eines Präsidenten des Senats mit reichem Einkommen und ein Landgut obendrein, ein Preis, den Napoleon gerne zahlte, um ihn loszuwerden. Ducos wurde Senator.

Mit diesen Ernennungen hatte die Fünfziger-Kommission in der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember ihre Arbeit beendet, und es fehlte nur noch die Sanktionierung derselben durch den Souverän, d. i., wie die Verfassung deutlich ausdrückte, das französische Volk. An dieser war nicht zu zweifeln. Je weiter sich das neue Organisationsstatut von denjenigen entfernte, die in den letzten zehn Jahren die Erschütterung der innern Ordnung und des äußern Friedens ermöglicht hatten, desto willkommener war es. Napoleon konnte dreist wagen, das Votum des Volkes gar nicht abzuwarten um die für die Nationalvertretung geschaffenen Rahmen zu füllen. Sieyès und Ducos, im Vereine mit Cambacérès und Lebrun, wählten einunddreißig Senatoren nach ihrem, oder vielmehr seinem Gutdünken, und diese ergänzten sich dann auf die vorläufige Anzahl von sechzig. Einmal vollzählig, schritt dann der Senat zur Wahl der Tribunen und der Gesetzgeber, indes Napoleon die Mitglieder des neuen Staatsrats ernannte, der am 25. Dezember seine erste Sitzung hielt. Ein neues Regiment, welches viele Stellen zu vergeben hat, wird unter den Strebsamen, Ehrgeizigen, Habsüchtigen immer viel Anhang finden — ein Moment, welches Napoleon zur Befestigung seiner Herrschaft wohl zu nutzen wußte. Und der Herr von Frankreich ist er seither gewesen.

Das Manifest, welches am 15. Dezember 1799 der französischen Nation die Konsular-Verfassung empfahl, schloß mit den Worten: „Bürger! Die Revolution ist zu den Grundsätzen zurückgekehrt, von denen sie ausging; *sie ist zu Ende*“.

Das war die Frage.

Achtes Kapitel.

Krieg und Frieden.

Nein, die Revolution war nicht zu Ende. Napoleon konnte eine diktatorische Gewalt ohne Grenzen über Frankreich gewinnen, er konnte aus den Nationalvertretungen seinen Wünschen willenlos zustimmende Organe machen, er konnte die Republik schließlich zerstören und sein Selbstherrschertum an ihre Stelle setzen — die Revolution war doch nicht zu Ende. Sie hatte nur die Form verändert, sie war eine Metamorphose eingegangen, die Chemie würde es einen allotropen Zustand der Revolution nennen, was sich aus dem versiechenden Direktorium herausgebildet hat. Denn zwei ihrer allerwesentlichsten Eigenschaften sind von dem Konsulat festgehalten worden: das Prinzip der Gleichheit im Innern und der Grundsatz allseitiger Ausdehnung nach Außen. Die bürgerliche und soziale Ungleichheit, die trennenden Scheidemauern zwischen Klassen und Koterien waren durch die Revolution beseitigt worden, und das Konsulat hat sie nicht wieder aufgerichtet. Die „Freiheit" hatte das Volk selbst in den zehn Jahren seiner Herrschaft viel zu oft mißbraucht, um sie jetzt nicht gering zu schätzen; die „Brüderlichkeit" hatte durch tausendfältige Gewaltthat einen viel zu gehässigen Klang erhalten: die „Gleichheit" allein hatte noch Gewicht und Napoleon recht, wenn er wiederholt versicherte, was zu sehen die Bourbons zu blind gewesen waren, daß die Franzosen sich aus der politischen Freiheit viel weniger machten als aus der Gleichheit. Es war freilich nur die Gleichheit Aller unter Einem, aber es war doch auch nur Einer. Dieser selbst hatte sie schätzen gelernt, dort, wo sie dem kleinen Leutnant ohne Zukunft die Bahn zu hohen Zielen eröffnete, dort, wo sie dem Manne von unbedeutender Herkunft die Hand einer Frau aus hochadeliger Familie in die seinige legte, dort, wo kein anderer Titel als der

des Verdienstes ihm zur gebietenden Macht über ein großes und angesehenes Volk verhalf. — Das zweite revolutionäre Prinzip, welches das Konsulat konservierte, war das der Eroberung. Man hat vielfach das Streben nach der Universalherrschaft als eine Sache lediglich des napoleonischen Ehrgeizes hingestellt. Sowohl solche Schriftsteller, welche darin die ruhmwürdige Größe Bonapartes erkennen wollten, als andere, die darin seine verwerfliche Unersättlichkeit verurteilten, hielten dafür, daß dieser Drang nach Weltherrschaft ihm eigentümlich war und nur auf seine Rechnung allein zu setzen sei. Diese Anschauung trifft aber wohl kaum das Richtige. Denn schon seit dem Jahre 1792 waren die revolutionären Gewalthaber in Frankreich auf die Bahn nach der Weltherrschaft geraten. Allerdings sollte dies zunächst nur die Weltherrschaft der revolutionären Ideen, der Menschenrechte, die man die „allgemeinen“ nannte, sein. Als man dabei dem materiellen Widerstande der alten Staaten begegnete, bewältigte man ihn mit Heeren von Hunderttausenden von Enthusiasten für diese Grundsätze und drang weit in fremdes Gebiet vor, zur Freiheit aufrufend und zur Opposition wider die angestammte Gewalt. Wie Mohammed mit dem Schwerte seinen Glauben in die Welt trug, wie die Religiösen des sechzehnten Jahrhunderts für ihr Bekenntnis die Waffen erhoben, so stürmten die Gläubigen der neuen politischen Satzungen in die Nachbarländer, um zu bekehren indem sie eroberten. Als dann freilich die Frage auftauchte, ob das im Kriege Eroberte auch im Frieden zu behalten wäre, da wurde dieselbe nicht mehr durch ideale Erwägungen, sondern durch das materielle Bedürfnis entschieden: man konnte der finanziellen Not im eigenen Lande nur noch dann Herr zu werden hoffen, wenn man die Steuerkraft der Nachbarn heranzog, sei es, daß man sie einfach annektierte, sei es, daß man einen Kranz abhängiger Republiken an Frankreichs Grenzen schuf, auf die man einen Teil der Staatslast überwälzte. Wir haben gesehen, wie dieses Moment der Selbsterhaltung die revolutionäre Regierung im Jahre 1795

dazu bestimmte, Belgien einzuverleiben.*) Als damals jemand einen Preis ausschrieb für die beste Beantwortung der Frage, ob es Frankreich nützlich oder schädlich sei, sich bis an den Rhein auszudehnen, wurde der Betreffende von Regierungswegen im Moniteur als des Hochverrats verdächtig erklärt. So war die völkerbefreiende Theorie der Revolution zur völkererobernden Praxis geworden. Nun eroberte man nicht mehr, um zu befreien: man befreite nur noch, um zu erobern. „Wenn der Wohlfahrtsausschuß Frieden anbietet", schreibt Mallet du Pan im Oktober 1795, „so heißt das stets Unterwerfung. Sein unveränderliches Ziel ist, alle Staaten, die vor ihm die Waffen niederlegen, zu zwingen, seine „Alliierten" zu werden, d. h. seine Zinspflichtigen. Jene Fürsten zweiten Ranges, die durch Verträge oder Kapitulationen diesem Schicksale zu entgehen hoffen, verkennen aufs höchste den Charakter dieser Revolution." Es ist dasselbe System, welches wir Napoleon bis ins Jahr 1812 verfolgen sehen werden. — Der größte Widersacher der Ausdehnung Frankreichs war, wie zur Zeit Ludwig XIV., so auch jetzt wieder England. Beharrte jenes auf seiner Politik, zu der es durch den idealen Zweck der Revolution gedrängt und bei der es durch die materielle Notwendigkeit festgehalten worden war, so mußte auch Großbritannien bei seinem System des Widerstandes verbleiben, im Ozean die Franzosen durch seine Schiffe, auf dem Kontinent durch seine Alliierten zu bekämpfen. Darum war in Frankreich, nach Berichten aus jener Zeit, schon im Sommer 1796 nicht nur die Absicht, auf den britischen Inseln mit einem Heere zu landen, sondern auch die zweite, England zu vernichten, indem man seinen Waren die europäischen Häfen verschloß, deutlich hervorgetreten. Die Kontinentalsperre der napoleonischen Zeit war gleichfalls hier schon vorgebildet. — Aber auch Bonapartes orientalische Pläne hatten die Pariser Mächtigen schon vorgedacht. Zur selben Zeit, als man die Landung in England

*) Siehe oben, Seite 76.

plante, weit eher als Jener sich an Alexander erinnerte, beschäftigte man sich im Direktorium auch mit der Quelle des britischen Reichtums, mit Ostindien, und in einem Berichte Mallet du Pans vom 3. Juli 1796 heißt es: „Die Aktivität des Direktoriums kennt keine Grenzen mehr. Es wiegelt Persien auf, bearbeitet Konstantinopel und bevölkert Indien mit seinen Emissären.“ — Und ebenso finden wir die Politik gegen Deutschland schon in den neunziger Jahren Punkt für Punkt festgestellt, wie sie Napoleon später befolgt hat. Der Idee einer Säkularisation der deutschen Kirchenfürstentümer begegnen wir bereits bei den Girondisten, und in einem Elaborate Sieyès' im Jahre 1795 ist ein Plan der Entschädigung und Vergrößerung der weltlichen Reichsstände auf Kosten der geistlichen geoffenbart, wie er, nur mit wenig Änderungen, im Jahre 1803 wirklich durchgeführt wurde. Auch der Gedanke eines Bundes rheinischer Fürsten unter französischem Schutze, der 1806 praktisch werden sollte, begegnet uns in der Diplomatie des Direktoriums von 1798, und ebenso die Absicht, Preußen und Österreich so weit als möglich nach Osten zurückzudrängen, mit dem Zwecke, die Mündungen der Weser und Elbe unter Frankreichs Einfluß zu bringen und sie dem englischen zu entziehen. Sieyès nennt in einem seiner Berichte an das Direktorium aus Berlin vom Juli 1798 die deutsche Nordseeküste geradezu „den für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs, wenn man bedenkt, daß dann das Direktorium dem englischen Handel alle Märkte und alle Häfen des Kontinents verschließen könnte von Gibraltar bis Holstein, oder selbst bis zum Nordkap.“

Man sieht, schon die Revolution hatte ihrem Einfluß und ihrer Geltung die letzten Grenzen des Kontinents als Ziel gesetzt. Das war freilich ohne System und Methode — so wie sich auch in der innern Gesetzgebung ein Dekret regellos zum andern fügte — und es bedurfte eines Kopfes von überlegener Klarheit und praktischer Einsicht, um beides hineinzubringen. Hier erst beginnt der selbstthätige Anteil Bonapartes an der Politik der Revolution.

Bis dahin ist er nur ihr Schüler und Anwalt gewesen, soweit sein persönliches Interesse — und ein anderes kannte er nicht — sich mit ihr deckte. Sie hatte keine Grenzen; sein Ehrgeiz ebenso wenig. Um diesem zu genügen, wird er, wenn er in Frankreich das Heft in die Hand bekommt, den Dingen einfach ihren Lauf lassen und vor ihm sich der Prospekt auf eine Weltherrschaft öffnen, wie sie noch kaum eine Macht der Erde begründet hat. Er ist wie ein Schwimmer, dessen Ziel an der Mündung des Flusses liegt: er braucht sich nur in den Strom zu werfen, um es zu erreichen. Schon damals, als er mit Robespierre dem Jüngern den Offensivplan gegen Italien überlegte, hat er sein Reis in den aufgewühlten Grund der revolutionären Angriffspolitik gepflanzt, und es war darin zum stattlichen Baume gediehen. Er konnte diesen Boden nicht mehr verlassen ohne sich selbst mit den Wurzeln seiner Macht loszureißen.

Es giebt in der Geschichte Herrscher, deren Leben eine rührende Tragik einschließt. Aber es giebt auch tragische Völker, die an den Folgen einer einzigen großen Sünde jahrhundertelang kranken und siechen und deren Qual darum nicht geringer ist, weil sie sich auf Millionen verbreitet. Das Beispiel eines solchen Volkes liefert Frankreich. Es kann nichts Ergreifenderes geben, als diese Nation, so voll von Enthusiasmus für echt humane Güter, nach wenig Jahren schon bei dem grellen Widerspiel aller Humanität ankommen zu sehen, nach Frieden lechzend und zu dezennienlangem opfervollem Kriege verurteilt. Gleich als Robespierre's schreckliches Regiment zusammengebrochen war, hatte die Bevölkerung den Ruf nach Ruhe von außen her erhoben; sie hat ihn wiederholt, als das Direktorium den Konvent ablöste, als später Sieyès in die Regierung Aufnahme fand, heftete sich dieselbe Hoffnung an seinen Namen; und als jetzt Bonaparte ans Ruder trat, wandten auf ihn die Vielgetäuschten nochmals ihren Blick. Sollte es wieder vergebens sein?

Es ist behauptet worden, Napoleon hätte unter gewissen

einschränkenden Bedingungen sogleich im Jahre 1800 den Frieden schließen können. Wohl kaum. Denn seitdem das Direktorium sich gewöhnt hatte, einen Teil der Staatslasten auf die „befreiten" Nachbarn umzulegen und die Kontributionen im Feindeslande gleichsam als stehende Posten im Budget aufzuführen, war es dem mühseligen und langwierigen Geschäfte der Ordnung des Staatshaushaltes träge aus dem Wege gegangen. Jetzt hatte Napoleon mit festem Willen auch hierin bessere Ordnung geschafft. Aber mehr als die ersten Schritte dazu konnten in den wenigen Monaten seiner Herrschaft nicht geschehen sein. Noch hielt das Kapital zurück, noch war der Zinsfuß ein sehr hoher, noch waren die Steuereingänge nicht viel besser als in den letzten Jahren, und man mußte zu mancher gewaltsamen Maßregel die Zuflucht nehmen, um Geld zu beschaffen. Man war also, wenn der Staat überhaupt existieren wollte, vorläufig noch immer auf die Zuschüsse der Alliierten, auf die Brandschatzung in Feindesland verwiesen. Ein Friede aber hätte jetzt nichts anderes bedeutet, als das reiche Holland, die Schweiz, die eroberten deutschen Gebiete jenseits des Rheines, die Riviera, Malta, Ägypten und vor allem die Hoffnung auf die Kontributionen aufgeben und sich in die eingeengten Grenzen eines Landes zurückziehen, dessen Hilfsquellen zum guten Teile verschüttet oder noch unaufgeschlossen lagen, wo die entlassenen Heere nur das darbende Proletariat vermehrt hätten, und wo sich wahrscheinlich an dem Abstande zwischen der Not der Geringen und dem aus der Verlegenheit des Staates gesogenen Überfluß gewissenloser Emporkömmlinge der soziale Krieg erzeugt haben würde. Dazu kam, daß nicht alle Franzosen, die nach Frieden riefen, darunter den Frieden um jeden Preis verstanden, sondern einen Frieden, den nicht die Mißerfolge des letzten Jahres, wohl aber neue glänzende Siege diktierten, die der Name Bonaparte allein schon verbürgte. Es kam hinzu, daß namentlich die Armee nach Krieg und Sieg verlangte, um ihr Ansehen wieder zu gewinnen. Und endlich, und das war das Wesentlichste, der Erste

Konsul selbst bedurfte des Krieges zur Erhaltung und Befestigung seiner kühn eroberten Machtstellung. nach der alten Methode, welche die Parteien im Innern zum Gehorsam bringt, indem sie die Kräfte des Staates nach außen verwendet; er bedurfte des Krieges, um seiner Person neuen Glanz und Ruhm zu verschaffen und das Geflüster über das Mißgeschick von Akka und die ganze nutzlose Expedition in den Orient zum Schweigen zu bringen; er bedurfte seiner, um seinem maßlosen Ehrgeize genug zu thun, der nach der Herrschaft über Europa strebte, wie er nach der über Frankreich gestrebt hatte.

Es war darum auch nur zum Schein, wenn er am 25. Dezember 1799 an den König von England und an Kaiser Franz Briefe abgehen ließ, die, ohne jeden sachlichen Gedanken, bloß seine Friedensliebe ausdrückten und deshalb gar keine Berücksichtigung finden konnten. England hielt Malta und Ägypten blockiert, und der Fall dieser beiden französischen Positionen war nur eine Frage weniger Wochen, beide Erwerbungen aber für das britische Interesse viel zu wichtig als daß Pitt davon abgehen konnte. Er lehnte ab. Österreich hatte sich allerdings mit dem Zar entzweit. Nach den Siegen in Italien strebte Thugut nicht allein die alten lombardischen Gebiete, sondern auch die drei päpstlichen Legationen und Piemont zu erhalten, eine Absicht, die dem russischen Nachbar verdächtig wurde und welcher Suworow eigenmächtigen Widerstand entgegensetzte. Thugut erreichte, daß der verdiente General in die Schweiz kommandiert und der dort stationierende Erzherzog Karl, gegen dessen bessere Überzeugung, nach Süddeutschland befohlen wurde. Während dieser Dislokationsmärsche gelang es Massena einen Sieg über ein russisches Korps bei Zürich zu erfechten und mit ihm die ganze Schweiz wiederzugewinnen. Suworow zog nach Hause. In Ober-Italien war nun Österreich — bis auf die französischen Reste um Genua — alleiniger Herr der Situation und hoffte es zu bleiben. Daher antwortete, als der Brief Napoleons nach Wien gelangte, auch Thugut nicht zustimmend. Er

verlangte vorerst Sicherheit darüber, „ob der erste Konsul bis auf die wahren Ursachen des Krieges zurückgehen, ob er ihre Quelle für die Zukunft verstopfen und jenes Moment beseitigen wolle, womit eine falsche, für Frankreich selbst verderbliche Politik die Existenz der anderen Mächte bedroht hatte, ob ein Unterschied bestehe zwischen den Eröffnungen der neuen Regierung und denen der früheren, und ob der General Bonaparte die Geister in Frankreich zur Anerkennung der allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts bestimmen würde, welches allein die Nationen verbinde und sie wechselseitig ihren Frieden und ihre Unabhängigkeit achten lehre.“ Am 28. Februar antwortete Talleyrand darauf mit dem Vorschlage, auf der Basis des Vertrages von Campo Formio, dieses Denkmals der französischen Offensivpolitik, zu verhandeln, und Thugut wußte woran er war.

Wie wenig ernst es Napoleon mit seinen Friedensworten gewesen, zeigt der Umstand, daß er am selben Tage, von welchem jene Briefe datiert sind, die Soldaten Frankreichs mit den Worten ansprach: „Ihr habt Holland, den Rhein, Italien erobert und unter den Mauern des erschreckten Wien den Frieden diktiert. Jetzt gilt es nicht mehr eure Grenzen zu verteidigen, es gilt sich der feindlichen Staaten zu bemächtigen“. Und an die italienische Armee an der Riviera, die er neuestens dem Oberbefehle Massena's überantwortet hatte, erging eine Proklamation, welche die darbenden Krieger, ebenso wie die des Jahres 1796, auf die nächsten Siege vertröstete.*) Kurz, der Krieg war von

---

*) In diesem zweiten Manifest tritt so recht das unvergleichliche Geschick zu Tage, mit welchem Bonaparte den gemeinen Mann zu behandeln verstand. Eine Halbbrigade war mutlos geworden. „Sind sie denn alle tot — fragte er — die Tapfern von Castiglione, Rivoli und Neumarkt? Sie wären lieber zu Grunde gegangen, als ihren Fahnen untreu geworden, und hätten ihre jüngeren Kameraden mitgerissen zu Ehre und Pflicht. Soldaten! Eure Rationen seien euch nicht regelmäßig ausgeteilt worden, sagt ihr? Was hättet Ihr wohl getan, wenn Ihr euch, wie Rummer

allem Anfange bei Bonaparte beschlossene Sache, und alles, was er mit jenen beiden Schreiben an die Souveräne erreichen wollte, war, den Franzosen einen Beweis zu verschaffen, daß er es sei, der den Frieden wolle, und daß die Gegner es seien, die zum Kriege drängen.

Aber um gegen den äußern Feind vorgehen zu können, mußte man vorerst den innern besiegt haben. Noch war die Vendee im Aufstand. Da machte der glücklich vollendete Feldzug in Holland eine stattliche Armee von 30000 Mann frei, die Napoleon noch verstärkte, um einem Manifeste Nachdruck zu geben, welches die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen bei völliger Amnestie aufforderte, die Widerwilligen aber mit Vernichtung bedrohte. Der Erfolg war vollständig. Von allen Banden der Vendee wagten nur drei Widerstand und wurden zur Kapitulation gezwungen. Im Februar 1800 war die Provinz pazifiziert, und die Westarmee bekam eine neue Bestimmung.

Was die übrigen französischen Streitkräfte betraf, so waren die 120000 Mann unter Moreau in der Schweiz an Zahl den österreichischen in Schwaben gleich, die unter dem tapfern aber sonst wenig fähigen Kray standen — Erzherzog Karl hatte sich, krank und gekränkt durch Thuguts eigenwillige Ordres, vom Oberbefehl zurückgezogen. In Italien dagegen hatte Massena nur 30000 Mann den 80000 Österreichern unter dem alten, kränklichen, ehrenhaften aber bedächtigen Melas entgegenzusetzen. Um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, forderte der erste Konsul im Januar 1800 in aller Heimlichkeit den Kriegsminister Berthier auf, ein Reserveheer von 50—60000 Mann zusammenzubringen, dessen Grundstock die obenerwähnte Westarmee abgeben sollte. Dann entwarf er einen genialen Plan für den folgenden Feldzug:

4 und 22 von der leichten Infanterie und 18 und 32 von der Linie, inmitten der Wüste befunden hättet, ohne Brot, ohne Wasser, nichts zu essen als Pferdefleisch und Maultierbraten? „Der Sieg wird uns Brot geben", sagten jene, und Ihr, Ihr verlaßt Eure Fahnen! u. s. w."

Moreau sollte so bald als möglich bei Schaffhausen über den Rhein gehen, die Österreicher zurückdrängen, Massena sich Schritt für Schritt fechtend auf Genua zurückziehen, unterdessen wollte er selbst mit der Reserve über die Schweizer Alpen nach der Lombardei eindringen, dort dem österreichischen Heere, welches er zu überraschen hoffte, die Verbindungen mit der Heimat verlegen und dann den entscheidenden Schlag führen, oder es zur Kapitulation zwingen.*)

Von all diesen Absichten und Vorkehrungen ahnte man in Wien nicht das Geringste. Man hatte hier seinen eigenen Plan: Melas sollte die Riviera von den Franzosen so schnell als möglich säubern und dann ein abgetrenntes Korps von Süden her in die Schweiz dirigieren, während Kray im Norden die Stellung Moreau's angriff. Der betreffende Befehl wurde am 24. Februar an Melas erteilt, und die Aktion hätte anfangs März beginnen können, als sich Napoleon mit Moreau noch gar nicht über den Feldzug im Detail geeinigt hatte. Es wäre dann möglich gewesen, Massena schon Ende März in Genua einzuschließen, ehe noch seine Verstärkungen ankamen, ihn längstens anfangs Mai zur Übergabe zu zwingen und dann mit starken Kräften nach Norden zu rücken, wo man möglicherweise Napoleons Reservearmee noch auf dem Marsche begegnet wäre. So aber begann nach langem Zaudern Melas erst anfangs April den Kampf, gelangte erst am 21. dazu, Massena nach Genua hineinzujagen, und versäumte dann die beste Zeit mit der Verfolgung eines französischen Entsatzkorps. Thatsächlich stand er Mitte Mai

---

*) Bevor Napoleon diese Absicht faßte, hatte er die andere, in Italien die Dinge sich selbst zu überlassen, die Reservearmee mit der Moreauschen zu vereinigen, mit dieser Übermacht den linken Flügel Kray's zu umarmen ihn von seiner Verbindung abzudrängen und gerade auf Wien loszugehen — ein Manöver, welches später, 1805, glänzend gelungen ist. Wenn er von diesem Entwurf abging, so hatte das seinen Grund darin, daß Moreau mit seinem hochgradigen militärischen Ehrgeiz nicht als Unterfeldherr dienen wollte und Bonaparte noch Ursache hatte, ihn zu schonen.

mit 30000 Mann jenseits der französischen Grenze am Var, während sein Untergeneral Ott noch immer Genua mit 24000 Mann belagerte und im Norden in den Auslaufthälern der Alpen 17000 Mann in mehrere Detachements verzettelt standen. Günstiger konnte Napoleon die Umstände nicht antreffen. Und das war nötig für das kühngewagte Unternehmen.

Die Ausrüstung des neuen französischen Heeres hatte sich über Gebühr verzögert, da es bei der schlechten Wirtschaft der letzten Jahre am Notwendigsten fehlte. Moreau kam lange nicht zum Angriff. Die Zeit drängte, da Massena den Feind nur wenige Wochen festhalten konnte. So wagte denn, ohne Moreau's Offensive erst abzuwarten, Bonaparte den Marsch über Lausanne und den großen St. Bernhard an die Dora Baltea mit nicht mehr als 32000 Mann. Jener sollte sobald als möglich ein Korps über den Gotthard zur Unterstützung schicken. Am 14. Mai stiegen die ersten Kolonnen den Alpenpaß hinan, die Kanonen in Trögen oder Etuis von ausgehöhlten Baumstämmen nach sich ziehend, unter Schwierigkeiten, die ein solches Manöver mit sich bringt, aber sonst begünstigt vom Wetter und ohne ernsten Unfall. Am 22. Mai war die letzte Abteilung über der Höhe. Die Schutzvorkehrungen der Österreicher, die hier am wenigsten den Einbruch einer ganzen Armee vermutet hatten, waren geringfügig. Nur das uneinnehmbare Fort Bard machte Schwierigkeiten. „Da", erzählt einer der Grenadiere, „nahm der Konsul gar manche Priese und hatte viel zu thun mit seinem ganzen große Genie". Aber auch darüber kam man hinweg. Das Fort wurde von Infanterie und Reiterei umgangen, indes die Kanonen mit Stroh umwickelt, auf der mit Mist belegten Straße nächtlicher Weile darunter weggeschmuggelt wurden. Ende Mai ist eine kleine feindliche Schar aus dem Wege geworfen, Ivrea genommen und Napoleon im vollen Anmarsche auf Mailand, wo er am 2. Juni einzieht. Der Wurf war geglückt. Melas hatte zu spät von dem Einbruch der Franzosen Kenntnis erhalten und suchte nun in

Turin an Kräften zu sammeln, was möglich war, um durch den Rückzug über Alessandria, Piacenza, Mantua seine Verbindung mit der Heimat zu erhalten. Aber auch das sollte nicht mehr glücken. Melas gelangte nur bis nach Alessandria, in dessen Nähe die Entscheidung fiel.

Moreau hatte noch in der ersten Hälfte des Mai die Österreicher bei Stockach, Engen und Mösskirch besiegt und bis Ulm zurückgedrängt, und war nun in der Lage, Napoleon das verlangte Hilfskorps zuzusenden. Dasselbe traf in den ersten Junitagen bei der Reservearmee ein und brachte sie auf die Höhe von zehn Divisionen (ca. 60000 Mann.) Mit fünf derselben rückte Napoleon — immer in der Absicht, dem Feinde den Rückweg abzugewinnen — zwischen Piacenza und Pavia über den Po und erreichte nach einem siegreichen Gefechte mit Ott, der endlich Genua bewältigt hatte, bei Montebello am 12. Juni das Städtchen Tortona. Diese Truppen standen unter den Korpsführern Lannes, Victor und dem soeben aus Ägypten angelangten Desaix. Drei andere Divisionen hatte der Konsul an den Ticino und nach Piemont dirigiert, um ein Ausweichen Melas' nach Norden zu hindern; zwei weitere ließ er die Adda und das linke Poufer beobachten. Daß er auf dem Wege von Piacenza nach Tortona und darüber hinaus keinen ernsten Widerstand fand, machte ihn unsicher, wohin Melas, den er in Alessandria wußte, streben mochte. Denn daß dieser die mutige Absicht haben könnte, ihm die Stirne zu weisen und geradewegs durchzubrechen, traute er ihm nicht zu — mit den Geistern hatte sein Hochmut auch die Seelen seiner Gegner gering schätzen gelernt.

Die Flüsse Scrivia und Bormida laufen parallel nach Norden dem Po zu; an jener liegt Tortona, an dieser, einige Meilen westlich davon, die Festung Alessandria. Beide Städte verbindet die große Straße, die von Turin über Asti nach Piacenza und weiter nach Osten führt; zwischen beiden liegt, näher an Alessandria, das Dorf Marengo. Von Tortona nach Süden, von Alessandria nach Südosten, bei Novi sich verknüpfend, führt der

Weg nach Genua. Bis Marengo waren die beiden Korps von Lannes und Victor vorgedrungen, als schließlich Bonaparte die Ansicht faßte, der Feind könne sich nur gegen Novi gewendet haben, um ihm auszuweichen und eine feste Stellung bei Genua und die Hilfsmittel der englischen Flotte zu gewinnen. Darüber Klarheit zu erhalten, schickte er am 13. Juni Desaix mit einer Division in der Richtung auf Novi. Er selbst blieb mit einer anderen Division und den Konsulargarden in der Nähe von Tortona stehen.*) So war die Armee in drei Teile gespalten. Wenn jetzt Melas mit seinen konzentrierten 30000 Mann den Kampf begann, konnte derselbe übel genug für die Franzosen endigen

In der That, am Morgen des 14. Juni brach der österreichische Feldherr über die Bormida und drang in der Richtung auf Tortona vor. Bei Marengo traf er auf Lannes und Victor, warf sie aus dem Dorfe hinaus und brachte sie mit seiner Übermacht nach sechsstündigem Ringen zum Weichen. Jetzt wurde Napoleon gewahr, daß es sich hier um die entscheidende Aktion handle und welchen Fehler er begangen habe. Er kam eiligst mit der Reservedivision und den Garden auf das Schlachtfeld und brachte in den ersten Nachmittagsstunden das Gefecht zum Stehen. Aber nicht lange wogte der Kampf, so begann der Rückzug der Franzosen auf's neue und drohte regellos zu werden. Am Rande der Heerstraße saß Bonaparte und peitschte in nervöser Erregung mit der Reitgerte den Staub, durch den seine geschlagene Armee an ihm vorüberzog. Vergebens rief er die Soldaten an, stehen zu bleiben und auszuharren, da die Reserven kämen. Aber es war ein leeres Versprechen. An 7000 Mann waren schon gefallen oder verwundet und Desaix, die letzte Hoffnung des Tages, noch immer nicht erschienen. Kein Zweifel, die Österreicher hatten die Schlacht gewonnen. Des Sieges froh, mit geschulterten Gewehren, marschierten sie hinter den Franzosen drein auf dem Wege, den ihnen ihre Tapfer-

*) Die Garden zählten damals 1200 Mann, von denen jeder vier Feldzüge hinter sich haben mußte.

keit gebahnt. Melas selbst, leicht verwundet, hatte bereits den Befehl abgegeben und war nach Alessandria zurückgeritten. Da plötzlich kommt die frische Division Desaix' an; sie wirft sich mit Ungestüm auf die Marschkolonnen der bestürzten Gegner; Napoleon selbst macht noch einen letzten Versuch, dem Rückzug Einhalt zu gebieten; er gelingt; die Dragoner Kellermanns wenden sich in einer fürchterlichen Attaque gegen den nachrückenden Feind; dieser schwankt, weicht, und aus Verfolgern werden flüchtige Verfolgte. Die Schlacht, die um fünf Uhr verloren war, ist zwei Stunden später gewonnen. Verloren hatte sie Bonaparte, und kein echtes Urteil wird je anders lauten können; gewonnen ward sie durch den tapferen Desaix. Der hatte, als er Kanonendonner hörte, seinen Marsch unterbrochen und war, neuer Befehle gewärtig, stehen geblieben. So fand ihn Napoleons Bote, und so kam er noch zur rechten Zeit. Doch schon zu Beginn seines rettenden Eingreifens streckte ihn eine feindliche Kugel nieder; der Lorbeer des Tages wand sich um eine kalte Stirn. Napoleon hat es lange nicht verwinden können, daß er hier überrascht und die Schlacht ohne sein Zuthun gewonnen worden war. Wiederholt, und noch im Jahre 1805, ließ er offizielle Berichte über den Tag von Marengo zusammenstellen, bis endlich die echten Verdienste Desaix' und Kellermanns weit gegen die erlogenen des Chefgenerals zurücktraten. Und er fand Glauben damit, bis die übereinstimmenden Erzählungen von Augenzeugen die Fälschung erkennen lehrten.

Aber wenn auch der Sieg bei Marengo am 14. Juni 1800 nicht sein Werk gewesen war, so war es doch der ganze Feldzug, der den Gegner in so ernste Lage brachte, und die Folgen der Affaire kamen mit Recht ihm zu gute. Die Österreicher hatten über 9000 Mann verloren; an eine Wiederholung des Vorstoßes durften sie nicht denken. Melas bat um Waffenstillstand und freien Abzug, und am 15. Juni wurde eine Konvention unterzeichnet, in welcher er beides unter der Bedingung gewährt erhielt, daß er sich mit seinen Truppen hinter den Mincio zurückziehe und

alles Land westlich davon Napoleon überliefere. Die Frucht der Siege des Jahres 1799 war an einem Tage verloren gegangen. Die cisalpinische und die ligurische Republik erstanden wieder, und nur Toscana und Ancona behielten vorläufig noch österreichische Besatzung.

Napoleon hatte nach der Schlacht Massena den Oberbefehl übertragen und war nach Mailand gegangen, um den Kriegserfolg vor allem in klingende Münze zu wechseln. Die cisalpinische Republik wurde mit einer monatlichen Steuer von 2 Millionen, Piemont mit einer solchen von 1½ Millionen Franken bedacht, Domänen und Kirchengüter wurden eingezogen und versilbert, die Ernährung des Heeres verstand sich von selbst. Zugleich erging an Moreau, der unterdes noch weiter in Deutschland vorgedrungen war und München besetzt hatte, Befehl, auch seinerseits zu brandschatzen, und Süddeutschland mußte gleichfalls die feindliche Armee erhalten und überdies 40 Millionen bezahlen. War damit zunächst der finanzielle Zweck des Feldzuges erreicht, so ergab sich für Napoleon noch ein zweiter, persönlicher Erfolg. Seine Stellung in Frankreich war jetzt dauernd befestigt. Daß sie es vorher nicht gewesen war, erfahren wir aus gleichzeitigen Briefen und Aufzeichnungen. Die Frage, was geschehen sollte, wenn Napoleon in Italien das Leben oder vielleicht auch nur den Sieg verlor, hatte bei Talleyrand eine Gesellschaft zusammengeführt, die sie insgeheim diskutierte. Sieyès, Carnot, Lafayette, Fouché u. a. nahmen Teil. Man schwankte noch zwischen Carnot und Lafayette als künftigen Ersten Konsul, als die Nachricht vom Siege bei Marengo eintraf und die Beratung störte. Bonaparte kannte sie, und diese Kenntnis hat wohl nicht wenig dazu beigetragen, daß er schon im Juni den Kriegsschauplatz verließ und anfangs Juli wieder in Paris war, mit der festen Absicht, die Hauptstadt nicht sobald wieder zu verlassen, sondern vielmehr den Erfolg von Marengo zu einem raschen Frieden auszunützen.

Er hatte denselben in einem neuen Schreiben aus Mailand dem Kaiser Franz nahegelegt und darin wieder von den Bedingungen

von Campo Formio gesprochen. Aber noch war man in Wien nicht so weit, auf solcher Grundlage verhandeln zu müssen. Überdies hatte man sich kurz vorher der britischen Regierung für eine namhafte Geldunterstützung verpflichtet, bis zum Februar des nächsten Jahres keinen Separatfrieden mit Frankreich schließen zu wollen. Aber vielleicht ging Bonaparte von seinen Bedingungen ab und machte Vorschläge, für die sich auch England gewinnen ließ? In diesem Sinne wurde die kaiserliche Antwort an den Ersten Konsul abgefaßt, welche der österreichische General Graf Joseph St. Julien, der eben aus Italien angekommen war und den Brief Napoleons mitgebracht hatte, demselben übergeben sollte. Dieser fand den Konsul nicht mehr in Mailand und folgte ihm nach Paris. Hier aber machte Napoleon den Sendboten zum Gegenstande einer besondern Intrigue. Talleyrand mußte dem Grafen einreden, daß er zu Friedensunterhandlungen ausreichende Vollmacht habe und daß, wenn er sie nicht benütze, der Krieg sofort wieder ausbrechen würde. Und wirklich, ehe eine Woche verging, waren Präliminarien unterzeichnet, die, dem Briefe des Kaisers ganz entgegen, die Bedingungen von Campo Formio zur Grundlage nahmen, von den Engländern nicht nur garnichts wissen wollten, sondern denselben vielmehr alle österreichischen Küsten verschlossen.

Hatte Napoleon wirklich geglaubt, so leichten Kaufes zum Ziele zu gelangen? Er sollte es erst später, wenn auch nur um so sicherer, erreichen. In Wien lehnte man die Ratifikation der Präliminarien ab und rüstete zur Fortsetzung des Krieges nach Kräften. Neue Truppen wurden ausgehoben. Kray, der sich nicht bewährt hatte, wurde durch den blutjungen Erzherzog Johann ersetzt, der in seinen Memoiren erzählt, er habe erst kurz zuvor ein Pferd bepacken lernen, und der blindlings den Anordnungen seines Generalstäblers Lauer zu folgen und dessen haarsträubende Fehler mit seinem unschuldigen Namen zu decken hatte. In Italien wich Melas dem viel unfähigeren Bellegarde. Durch diese Veränderungen hatte sich der Zustand der Armee so wenig

gebessert, daß Kaiser Franz Ende September eine Verlängerung des im Juli mit Moreau geschlossenen Waffenstillstandes nachsuchen und mit der Räumung von drei der wichtigsten Festungen (Philippsburg, Ulm und Ingolstadt) und dem Rückzug hinter den Inn bezahlen mußte. Denn nur unter diesen Bedingungen durfte Moreau darauf eingehen Napoleon war über die Weigerung der Österreicher, seinen Präliminarfrieden anzunehmen, aufs höchste entrüstet gewesen und hatte sich nur mit Mühe durch Talleyrand beschwichtigen lassen. Auch nur das lebhafte persönliche Interesse, welches er jetzt an einem baldigen Beschluß der Feindseligkeiten hatte, ließ ihn zustimmen, daß ein österreichischer Diplomat nach Frankreich kam, um hier die neuen Grundlagen der Pazifikation zu beraten. Es war Cobenzl, der Unterhändler von Passariano. Damals, im Jahre 1797, hatte er geschickt genug für Österreich gehandelt. Jetzt, in Paris, verdarb er die Sache gründlich. Dem jähen Umschwung, wie ihn der Wechsel des Kriegsglückes herbeigeführt, vermochte sein sonst so gelenkiges Talent doch nicht zu folgen; er blieb bei Forderungen stehen, welche dem thatsächlichen Verhältnis der Kräfte nicht mehr entsprachen, und ging erst dann von ihnen ab, als Napoleon schon wieder zur Fortführung des Krieges entschlossen war. Vor allem trat hier wieder der große Gegensatz zwischen revolutionärer und konservativer Taktik zu Tage: Cobenzl, gebunden durch den Vertrag mit Großbritannien, forderte die Beiziehung eines britischen Diplomaten zur Verhandlung; Bonaparte dagegen drang auf eine Separatabkunft, um England von seinen Alliierten zu trennen, ihm den Kontinent zu verschließen und sich dann mit ihm allein zu messen. Cobenzl war dazu nicht ganz abgeneigt, aber nur wenn Frankreich einen hohen Preis und insbesondere in Italien zahlte. Die Eroberungspolitik des alten Österreich und die des neuen Frankreich trafen aufeinander und schlossen sich aus. Eine Lösung schien nur bei völliger Überwindung des einen Teils möglich. Napoleon, der über den Stand der österreichischen Streitkräfte genau informiert war,

entschied sich, sie herbeizuführen, und kündigte Ende November 1800 den Waffenstillstand. Wenn auch Cobenzl jetzt noch die Unterhandlungen mit Joseph Bonaparte in Lunéville an der französischen Grenze fortsetzte, die Entscheidung fiel nicht hier, sondern anderwärts.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, standen die Franzosen an der Isar. Die Österreicher hingegen hielten hinter dem breiten Inn in vorteilhafter Position. Wer diese geschickt zu benutzen wußte, konnte immerhin den Gegner länger beschäftigen als dem Machthaber an der Seine lieb war. Eben rüstete sich Moreau zu dem schwierigen Werke, einen Übergang zu suchen, als am 1. Dezember auf dem Wege nach dem Inn plötzlich sein linker Flügel angegriffen und zurückgedrängt wurde. Es schien unglaublich, daß der Gegner seine starke Stellung aufgegeben haben sollte; und doch war es so. Sofort ergriff Moreau den unerwartet ihm gebotenen Vorteil, zog bei Hohenlinden das Zentrum an den linken Flügel heran und erwartete nun seinerseits den Feind in starker Position. Die Österreicher kommen; sie werden von Moreau in der Front empfangen, indes zwei französische Divisionen sie umgehen und ihnen in den Rücken fallen; überrascht fliehen sie; kaum vermag der Erzherzog sich zu retten. Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) ist für Frankreich gewonnen, die Straße nach Wien frei. Am 25. Dezember schließt Moreau in Steyer einen Waffenstillstand ab, der den Frieden einleitet. Am 26. rückt im Süden der französische General Brune, der Massena im Oberbefehl abgelöst hatte, über den Mincio und wenige Tage später über die Etsch. Österreich samt seiner ausgreifenden Politik ist überwältigt.

In Lunéville hatten sich die Fortschritte der französischen Waffen rasch fühlbar gemacht. Cobenzl war endlich auf den Separatfrieden eingegangen, er wollte ihn sogar für das Deutsche Reich mit unterzeichnen, er wollte sich auch zu einer Teilung Italiens mit Frankreich verstehen, die Joseph Bonaparte vorgeschlagen hatte: aber die Ereignisse im Felde über-

halten alle diese Verabredungen. Wie dort das Heer, so wurde hier die Diplomatie Österreichs unaufhaltsam zurückgedrängt: im November hatte Cobenzl noch am Oglio als Grenze des österreichischen Gebietes in Italien gehalten, im Dezember war er bereits an den Mincio zurückgewichen, im Januar konnte er nur noch die Etsch behaupten. Als dann endlich am 9. Februar 1801 der definitive Friede unterzeichnet wurde, enthielt er für Österreich Bedingungen, die nicht nur dessen Eroberungspläne zunichte machten sondern auch seiner Großmachtstellung Eintrag thaten, während der Vertrag für Frankreich die Stabilierung des revolutionären Ausdehnungssystems bedeutete. Der Traktat von Campo Formio wurde darin bestätigt und überdies verschärft. Denn in Italien verlor nun auch der mit dem Wiener Hofe verwandte Großherzog von Toskana sein Land und sollte, so wie der Herzog von Modena durch den Breisgau, durch deutsches Gebiet entschädigt werden. Damit war Österreich sein letzter Stützpunkt in Mittelitalien entzogen und die Halbinsel vollständig dem Einfluß der Franzosen überantwortet. Aber auch in Deutschland trat dieser jetzt hervor. Wie in Rastatt festgestellt worden war, sollte nunmehr der Rhein in seinem ganzen Laufe die Grenze Frankreichs bilden und jeder weltliche Fürst, der auf dem linken Ufer des Stromes Land verloren hatte, auf dem rechten durch geistliches Gebiet Entschädigung finden. Damit war der alte Plan der Säkularisation wieder auf's Tapet gebracht und von Österreich, dessen Machtstellung in Deutschland gerade auf den geistlichen Fürsten beruht hatte, notgedrungen sanktioniert worden. Napoleon aber hatte durch den Vertrag das Recht erworben, über dessen Ausführung zu wachen, so daß die französische Einmischung in Deutschland vom Reichsoberhaupte selbst zugestanden worden war. An Schadloshaltung der Donaumacht durch bayrisches Gebiet bis zum Inn, welche der Vertrag von Campo Formio noch vorgesehen hatte, wurde jetzt nicht mehr gedacht. So war Österreich in Italien besiegt, in Deutschland bedroht, und von Eroberungen im Sinne Joseph II.

nicht mehr die Rede. Der Vertreter seines ausgreifenden Systems, Minister Thugut, fiel; Napoleon hatte es gefordert. Der deutsche Reichstag bestätigte am 6. März den Reichsfrieden.

Dieser Friede war aber nicht lediglich ein Erfolg der Waffen. Er war zugleich das Werk einer geschickten diplomatischen Aktion. Denn während die Heere noch im Felde standen, hatte Napoleon den Riß in der Koalition mit Glück zu erweitern, Rußland nicht nur völlig von Österreich zu trennen, sondern geradezu für sich zu stimmen gewußt. Noch vor der letzten Kampagne hatte er dem Zar die Freilassung der in den letzten Schlachten bei Zürich und in Holland zu Gefangenen gemachten Russen, etwa 7000 Mann, die er neu bekleiden und ausrüsten ließ, und überdies die Rückgabe der Insel Malta angeboten. Paul, der in dem starken General den Bezwinger der verhaßten Revolution zu sehen glaubte, war entzückt und jetzt ebenso sehr für Napoleon eingenommen als kurz vorher gegen das Direktorium *). Der Konsul hatte den Erfolg dieses Schrittes wohl berechnet. Malta konnte nicht mehr verpflegt und deshalb gegen die blockierenden Engländer wohl nur noch kurze Zeit gehalten werden. Kam es zur Übergabe, dann hatte er mit seinem Angebot den Erisapfel zwischen die zwei Verbündeten geworfen. Und so war es auch. Als am 5. September 1800 die französische Besatzung von Lavalette kapitulierte, und die Engländer, ohne Rücksicht auf die Rechte des Großmeisters, Besitz von der Insel nahmen, trennte sich der Zar von seinen Alliierten und bemächtigte sich aller britischen Schiffe in den russischen Häfen. Ja, er schloß mit Schweden, Dänemark und Preußen einen „Bund bewaffneter Neutralität“, gegen die Willkürlichkeiten Englands zur See. Napoleons Politik ist

*) Ob Napoleon wirklich — wie jüngst (Lalanne, Les derniers jours du Consulat, p. 4 f.) zu Tage kam — an Paul I. einen Brief geschrieben, in welchem er die Wiederherstellung der Bourbons versprochen und sich nur ein italienisches Fürstentum vorbehalten hat, bedarf erst noch weiterer Bestätigung.

immer dort am wirksamsten gewesen, wo ihm ein Staatswesen in der Person eines unbedingten Selbstherrschers verkörpert entgegentrat: er hat später mit Alexander I. das gleiche und gleich wirksame Spiel getrieben wie jetzt mit dessen Vater.

Zu gleicher Zeit suchte er Preußen für Frankreich und seine ausgedehnte Politik zu interessieren und es als Bundesgenossen zu erwerben. Darauf ging zwar König Friedrich Wilhelm III., der seit 1797 regierte, nicht ein, er blieb neutral, aber er verständigte sich doch mit Napoleon, indem er dessen Annäherung an Rußland vermittelte, der Gewinnung der Rheinlinie zustimmte und dafür von Frankreich die Zusage erhielt, daß Österreich im Frieden keinen Zuwachs in Deutschland, d. i. keinen Zoll bayrischen Gebietes erhalten sollte. So war es die Eifersucht gegen Österreichs Ausdehnung in Italien, was Rußland, die Eifersucht gegen österreichische Erwerbungen in Deutschland, was Preußen auf die Seite Napoleons trieb. Ihre Zustimmung zu den Erfolgen der revolutionären Eroberungspolitik verstärkte die Gewalt des Ersten Konsuls und ließ ihn Österreich zu größeren Opfern zwingen als ohne jene Unterstützung in seiner Absicht gelegen hätte. Das französische Übergewicht auf dem Kontinent war durch die maßgebenden Mächte selbst bestätigt worden.

Napoleon nutzte seine Erfolge, indem er alsbald den Kreis des französischen Machtgebiets umschrieb. Zunächst in Italien. Hier waren die cisalpinische und die ligurische Republik auf's neue anerkannt und garantiert worden. Die erstere hatte durch Modena und die Legationen einen erheblichen Zuwachs erhalten; in beiden standen französische Staatsmänner an der Spitze der Verwaltung; beide waren nur noch Dependenzen Frankreichs, und der Wille des Ersten Konsuls herrschte hier wie dort. Über das Schicksal des dazwischen liegenden Piemont und seines Königs war bis auf das in Frankreich einverleibte Savoyen noch nichts entschieden, aber niemand war in diesem Punkte in Zweifel. Die Erwerbung Toskana's benutzte Napoleon, um sich Spanien zu verpflichten und dessen Politik unter Frankreichs Direktion

zu nehmen. Er hatte es nach der Schlacht bei Marengo dahin gebracht, daß ein franzosenfeindliches Ministerium in Madrid fiel und der herrschsüchtige Geliebte der Königin, der Frankreich freundliche „Friedensfürst“ Godoy, die Geschäfte übernahm. Dieser Zweck war erreicht worden durch den Vertrag von Ildefonso am 1. Oktober 1800, welcher der mit dem bourbonischen Prinzen von Parma vermählten Tochter der Königin Toskana als „Königreich Etrurien“ in Aussicht stellte. Nach dem Lünéviller Frieden wurde die Sache perfekt, und Spanien erklärte sich seinerseits am 21. März 1801 bereit, nicht nur Parma und das dazu gehörige Elba dafür an Frankreich zu überlassen und Louisiana abzutreten, sondern auch — und darauf kam es Napoleon zumeist an — das mit England verbündete Portugal zum Abfall von seinem Alliierten und zur Fernhaltung aller englischen Schiffe von seinen Küsten zu zwingen. Ein spanisches, durch ein französisches Hilfskorps verstärktes Heer dringt über die portugiesische Grenze, und am 6. Juni 1801 ist König Johann VI. zum Frieden von Badajoz gezwungen, der seine Küsten den Engländern verschließt und den Franzosen 20 Millionen Franken einbringt.

Blieben in Italien noch Rom und Neapel übrig. Das Direktorium hatte seinerzeit in beiden Staaten Republiken errichtet. Sollte es wieder dazu kommen? Napoleon folgte zwar dem Zuge der Entwickelung, die Frankreich genommen hatte, aber doch unter Wahrung seiner Individualität und ihrer Entschließungen. Er war viel zu praktisch, um lediglich nach Grundsätzen der „Ideologen“, über die er offen spottete, zu handeln. Und daß ihm als autokratischen Herrscher an der Erhaltung der republikanischen Staatsform nicht viel gelegen sein konnte, ist klar genug. Er erreichte seinen Zweck auch ohne dies. Für Neapel war im letzten Kriege Rußland ganz besonders eingetreten, und der Erste Konsul mußte, mit Rücksicht auf den neugewonnenen Freund, das Königshaus der beiden Sizilien schonen. Am 18. März 1801 schloß er mit Ferdinand IV. den Frieden zu

Florenz ab. Darin sagte der König die Räumung des im Kriege besetzten Kirchenstaates durch die neapolitanischen Truppen zu und verpflichtete sich — und hier treffen wir wieder auf die zwei wesentlichen Punkte der ausgreifenden Politik des Konsulats — die englischen Schiffe von seinen Häfen auszuschließen und ein französisches Armeekorps in und um Tarent auf eigene Kosten zu verpflegen.

Auch der von den Neapolitanern verlassene Kirchenstaat kam nicht wieder unter französische Administratoren. Hier unterschied sich Napoleon am wesentlichsten von seinen Vorgängern in der Staatsgewalt. Er war nicht religiös und von allem positiven Glauben weit entfernt. Unter seinen Jugendschriften findet sich eine (wahrscheinlich nach Voltaires Muster) abgefaßte „Parallele zwischen Apollonius von Tyana und Jesus Christus", die er zu Gunsten des griechischen Weisen entschied.*) Aber die politische Bedeutung des Papsttums hat er darum doch nicht unterschätzt. Wir wissen, daß er im Jahre 1797 den Kirchenstaat gegen die Absicht des Direktoriums bestehen ließ. Der Grund lag darin, daß schon im Jahre zuvor die weitaus größte Mehrzahl der französischen Bevölkerung sich wieder offen zum katholischen Kirchenglauben bekannt hatte. „Man ist in Frankreich wieder römisch-katholisch geworden", hatte ihm im Dezember 1796 General Clarke mitgeteilt, „und vielleicht stehen wir auf dem Punkte, des Papstes selbst zu bedürfen, um die Revolution durch die Priester und das Landvolk, welches sie wieder beherrschen, zu schützen. Ihn jetzt stürzen, hieße das nicht, von unserer Regierung auf immer eine Menge von Franzosen trennen, die man sich doch erhalten könnte?" Napoleon war so sehr überzeugt

*) Als ihn später, im Jahre 1802, Lucian an die Abhandlung erinnerte, gebot er ihm, nicht davon zu sprechen, sie könnte, wenn sie bekannt würde, sein ganzes Friedenswerk mit der römischen Kirche zerstören. Unter den von Napoleon selbst verbrannten Schriftwerken aus seiner Jugendzeit befand sie sich nicht. Fréron hatte sie entlehnt und nicht wieder zurückgegeben.

von der Richtigkeit dieser Bemerkungen, daß er schon damals nach dem Frieden vom Februar 1797 den Papst dafür zu gewinnen suchte, daß er die Geistlichen zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze ermahne. Der 18. Fructidor störte diese Pläne. Jetzt, im Jahre 1800 lag das Motiv seiner Haltung Rom gegenüber gleichfalls in den inneren Zuständen Frankreichs, wo allenthalben in Paris und in der Provinz die Kirchen der Priester, die den Eid auf die Staatsgesetze geweigert hatten, voll besucht waren, während die der staatskirchlichen Geistlichkeit leer blieben. Napoleon würdigte diese Erscheinung nach Gebühr. Ein guter Teil des allgemeinen Hasses gegen die Direktoren hatte in deren Abneigung gegen das Religionsbedürfnis des Volkes gewurzelt. Ihn sollte dieser Haß nicht treffen. Er beschloß, mit dem Papste sich darüber zu vertragen. Bald nach dem Tage von Marengo ließ er Pius VII., der am 13. März 1800 in Venedig gewählt worden war, die Fortexistenz des Kirchenstaates — allerdings ohne die Legationen — ankündigen, wenn der heilige Vater zu einem annehmbaren Frieden zwischen Staat und Kirche in Frankreich die Hand bieten wollte. Pius ging gerne darauf ein, sandte seinen Staatssekretär Cardinal Consalvi nach Paris, und dort kam am 15. Juli 1801 ein Konkordat zustande, worin die Kirchengesetze von 1790 (neue Diözesaneinteilung, Wahl der Bischöfe und Priester durch die Gemeinden, Aufhebung des Cölibats) abgeschafft, der Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannt, andererseits dem Verlust der Kirchengüter zugestimmt und angenommen wurde, daß die geistlichen Würdenträger gleich staatlichen Beamten von der Regierung Besoldung erhalten sollten. Wenn Napoleon Pius VII. den Kirchenstaat zurückgab, so schien ihm dies kein Opfer, sondern vielmehr die Wahrung eines ganz besonderen Vorteils. Denn bei seiner Allgewalt in Italien geriet der Papst als weltlicher Fürst notwendig in Abhängigkeit von ihm und er erreichte damit, was Kaunitz, Joseph II. und Thugut mit ihren Ausdehnungsplänen auf der appenninischen Halbinsel vergeblich angestrebt hatten. Auf St. Helena sprach

er einmal über seine Haltung Rom gegenüber in dieser Zeit die merkwürdigen Worte: „Der Katholizismus erhielt mir den Papst, und bei meinem Einfluß und meiner Gewalt in Italien gab ich die Hoffnung nicht auf, diesen Papst früher oder später nach meinem Willen zu lenken. Und welcher Einfluß dann erst! Welche Handhabe gegen das übrige Europa!“

So hatte Napoleon nach dem Lunéviller Frieden seine dominierende Stellung im Westen Europas begründet. Aus Holland, Portugal und Italien flossen die Zuschüsse zu den französischen Finanzauslagen; allenthalben wurden französische Truppen, bis weit nach Deutschland hinein, auf Kosten der abhängigen Nachbarn ernährt; von Holland bis nach Sizilien war die Küste dem gewaltigen Feinde jenseits des Kanals und seiner Industriepolitik verschlossen. Ja, es gab einen Moment, wo die Überwältigung auch dieses Gegners in nicht zu großer Ferne zu stehen schien. Die verbündeten Dänen, Schweden und Russen rüsteten gegen England, und Zar Paul, in seinen phantastischen Ideengängen, projektierte sogar einen Landmarsch über Khiwa und Herat nach Indien, um dort den gemeinsamen Feind auf den Tod zu treffen. Es war ein Augenblick, in welchem die Pläne der Weltherrschaft deutlicher als je vor Napoleons Seele traten. Denn noch standen die Franzosen in Ägypten, noch konnten sie einen Schlag gegen die Pendschabländer unterstützen und ausbeuten.

Aber es war doch nur ein Augenblick.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März fiel der Zar, dessen despotischer Dünkel zu unerträglicher Grausamkeit gegen seine nächste Umgebung ausgeartet war, einer Palastrevolution zum Opfer, und sein Sohn gelangte als Alexander I. auf den Thron der Russen. Es wird erzählt, Napoleon sei bei dieser Nachricht in heller Verzweiflung gewesen. Mit den grandiosen Projekten war es nun fürs erste vorbei, denn alsbald vernahm man in Paris, daß Alexander die weggenommenen Schiffe der Engländer freigegeben und auf

die Großmeisterwürde des Johanniterordens, d. h. auf den Anspruch auf Malta, verzichtet habe. So war mit einem Male ein Ziel, welches die Freundschaft eines allerdings halb Gestörten so nahe hatte erscheinen lassen, wieder in's Weite gerückt, und Napoleon mußte darauf bedacht sein, sich einstweilen mit einer bescheideneren Summe von Vorteilen zu begnügen.

Da traf es sich, daß noch vor dem unvorhergesehenen Ende des Zars Pitt aus Gründen der innern Politik am 14. März 1801 von der Leitung der britischen Regierung zurückgetreten war und an seiner Stelle der friedliebende Addington das Ministerpräsidium übernommen hatte. Dieser bot jetzt die Hand zum Vergleich. Sollte Napoleon ablehnen? Mit jedem Tage wurde in Frankreich der Ruf nach Frieden lauter und konnte nicht mehr überhört werden. Das englische Erbieten wurde den Franzosen bekannt, und der Erste Konsul war nicht mehr, wie im Vorjahre, im Stande, seine Kriegspolitik mit dem Widerwillen Großbritanniens gegen jede Abkunft zu motivieren. Er ging auf Englands Vorschlag ein, wenn auch nur in der Absicht, die kampfesmüde Stimmung des Gegners nach Kräften auszunützen. Die Engländer hatten in dem langen Seekriege wertvolle Eroberungen gemacht, die Antillen mit Ausnahme von Guadeloupe, die Niederlassungen zu Pondichery und Chandernagor in Indien den Franzosen, Ceylon und das Kap der guten Hoffnung den Holländern, Trinidad den Spaniern abgenommen, im Mittelländischen Meere hielten sie Malta und Minorca in Händen, und Ägypten gelangte voraussichtlich bald in ihre Gewalt. Napoleon hielt sich, gestützt auf die Freundschaft der „Neutralen“, für stark genug, ihnen all das abzuhandeln. Da kam aber die entscheidende Nachricht aus Petersburg, der Zar sei tot, und bald darauf eine zweite aus Ägypten, General Menou, der an Stelle des inzwischen ermordeten Kleber die Franzosen kommandierte, sei bei Alexandrien geschlagen und in die Stadt geworfen worden. Nun zeigten wieder die Engländer ihrerseits weniger Neigung,

unter Opfern zum Frieden zu gelangen Die Unterhand-ungen wurden unterbrochen, und beide Teile trachteten durch kriegerische und diplomatische Erfolge einander überlegen zu werden. England betrieb seine Versöhnung mit dem neuen Zar and sandte ein Truppenkorps nach Ägypten, welches dort vereint mit den Türken die Franzosen zur Kapitulation zwingen sollte. Napoleon hinwieder trieb Spanien zur Eroberung Portugals an, um damit ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Engländern für den möglichst günstigen Frieden zu überlassen gedachte, wie er 1797 Venedig an Österreich überliefert hatte. Überdies war auch er bemüht, Alexander I. durch seinen bewährten Adjutanten Duroc in das französische Interesse zu ziehen. England reüssierte: in Ägypten wurde Kairo im Juni übergeben, und die Kapitulation Alexandriens war damit gewiß geworden; Frankreich scheiterte: denn die Spanier schlossen den erwähnten Separatfrieden mit Portugal ab, der dessen Selbständigkeit garantierte. Nun war es Napoleon, der die Wiederaufnahme der Unterhandlungen vorschlug. Nach Zugeständnissen von beiden Seiten wurden am 1. Oktober 1801 in London Präliminarien unterzeichnet, denen zufolge die Engländer von ihren Eroberungen nur das spanische Trinidad und das holländische Ceylon behalten, die Inseln und Häfen im Mittelmeer räumen und Malta an den Johanniterorden zurückstellen wollten, die Franzosen sich dagegen verpflichteten, Ägypten an die Türkei zurückzugeben, die Integrität Portugals zu garantieren und ihre Truppen aus dem Königreiche Neapel herauszuziehen.

Vielleicht wären die Bedingungen günstiger für England ausgefallen, wenn man mit der Unterzeichnung des Vertrages noch gewartet hätte. Denn kurz nachher traf die Kunde in Europa ein, Menou habe Alexandrien den vereinigten Engländern und Türken überliefern müssen. Mit dieser Kapitulation war Ägypten für Frankreich verloren und ein stolzer Traum Napoleons zu Ende. Dieser kam nicht wieder auf eine

Idee zurück, mit welcher er ein unbestreitbares Fiasco gemacht hatte. Er war nun endgiltig mit seinen Plänen auf das Festland von Europa zurückgeworfen. Aber war es nicht schon unendlich viel, England, den Staat, der seit einem Jahrhundert jeden Übergriff der französischen Macht auf dem Kontinent als eine offene Verletzung seiner Interessen mit aller Kraft bekämpft hatte, jetzt, wo Napoleon den Ehrgeiz Ludwig XIV. weit überholte, zur Zustimmung bewogen zu haben?

Am 11. Oktober 1801 wurde auch zwischen Frankreich und Rußland ein geheimer Vertrag unterzeichnet, der nicht weniger wichtig war und dessen Bestimmungen die nächste Zukunft Europas einschlossen: beide Mächte wollten die Entschädigungen der deutschen Fürsten in Gemeinschaft verteilen und ebenso die italienische Frage gemeinsam lösen, soweit sie nicht durch die Friedensschlüsse mit Rom, Österreich und Neapel bereits erledigt war. Zur selbigen Zeit wurde — am 9. Oktober 1801 — mit der Türkei ein Abkommen getroffen, welches alle früheren Verträge dieser Macht mit Frankreich wieder in Kraft setzte. Endlich war kurz vorher auch mit Bayern ein für den Kurfürsten vielverheißender Vertrag gemacht und damit die letzte kriegführende Macht beruhigt worden.

So scholl es Friede! von allen Seiten. Die Völker jubelten über das Ende des unerträglich gewordenen Kampfes. Napoleon hatte sich zu dem Ruhme des Kriegshelden noch den des Friedensstifters erworben und genoß in Frankreich wie außerhalb ein Ansehen ohnegleichen — in Frankreich, wo man die Hoffnung, die man bei seiner Rückkehr auf ihn gesetzt, erfüllt sah, und im Auslande, wo die Regierungen der alten Staaten in ihm den Bezwinger der Revolution begrüßten und die feste Erwartung hegten, er werde, mit dem Erreichten zufrieden, durch seine Macht die Ruhe Europas verbürgen. „Das ist kein gewöhnlicher Friedensschluß“ — äußerte der englische Premierminister Addington — „das ist eine wahrhaftige Versöhnung der beiden ersten Nationen der Welt.“ Und der britische Staatsmann Fox,

der in Paris Napoleon sah, kehrte voll Enthusiasmus für den großen Mann heim. Aber es fehlte doch auch schon damals nicht an schärfer blickenden Politikern, die nicht die gleiche vertrauensvolle Zuversicht hegten. Als am 27. März 1802 im Frieden zu Amiens die Präliminarien des französisch-englischen Traktats vom Oktober des Vorjahres definitiv unterzeichnet wurden, da riefen die Männer der Opposition im Londoner Parlamente mitten in den Jubel der Befriedigung hinein die warnenden Worte: „Wir haben Frankreich den Besitz Italiens und zugleich die Herrschaft über den Kontinent bestätigt". Ja, Napoleon selbst verdeckte nur wenig seine ehrsüchtigen Absichten. Ein paar Wochen nach der Schlacht bei Marengo sagte er in Paris dem preußischen Gesandten: „Ich wünsche den Frieden, um die gegenwärtige Regierung in Frankreich fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken." Das Wort war mehr als eine inhaltlose Deklamation. Was es eigentlich besagen wollte, erfahren wir aus einer offiziösen Broschüre „Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres VIII", die 1801 erschien und Hauterive, einen der trefflichsten Beamten des Ministeriums des Äußern, die rechte Hand Talleyrands, zum Verfasser hatte. Sie verfocht die folgenden Grundsätze: Als die Revolution ausbrach, sei das politische System von Europa lange schon erschüttert und nicht mehr wert gewesen, aufrecht erhalten zu bleiben, der Krieg Frankreichs mit den übrigen Staaten nur eine Folge dieser Zerrüttung. Sieger in diesem Streite, habe es Frankreich unternommen, und zum Teile schon ausgeführt, ein neues Bundessystem an die Stelle jenes erstorbenen Systems des Gleichgewichtes der Mächte zu setzen. Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte wie durch die Grundsätze seiner Regierung sei gerade Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer dieses neuen Staatenbundes von Europa bestimmt, und es liege im Interesse jeder der übrigen Mächte, sich vertrauensvoll jener Leitung zu überlassen.

Da war das Programm der Politik des neuen Frankreich unumwunden ausgesprochen. Es war im Grunde nur dasselbe der früheren revolutionären Regierung. Aber wenn der Konvent an eine Föderation von Republiken in Europa unter französischer Führung gedacht hatte, so war es Napoleon jetzt um die Befreiung der Völker viel weniger zu thun als um die Unterwerfung ihrer Fürsten unter die Hegemonie des von ihm regierten Staates. Es war durchaus zutreffend, was der geniale Publizist Gentz in seiner Beurteilung der Hauteriveschen Schrift den Staatsmännern des alten Systems schon 1801 zur Beherzigung empfahl: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß Frankreich durch seine Eroberungen auf allen Seiten seine Grenzen erweitert, die alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt und seinen Einfluß auf alle benachbarten Staaten in furchtbaren Proportionen vergrößert hat. Die Wahrheit ist, daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt, daß alles, was Frankreich umgiebt, entweder schon jetzt, wenngleich nicht dem Namen nach, doch in jeder wesentlichen Rücksicht, sein Gebiet und sein Eigentum ist, oder bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten Willensäußerung seiner Machthaber, in sein Gebiet verwandelt werden kann." Kein Zweifel, der Friede, der jetzt sich über Europa breitete, war keine Versöhnung der Völker, wie ihn die Selbsttäuschung kurzsichtiger Minister nannte, er war nur eine Etappe auf dem Wege nach der Universalherrschaft, auf dem Napoleon, gedrängt und selbstwillig zugleich, unaufhaltsam vorwärts strebte.

Wenn es aber bei ihm beschlossen war, die revolutionäre Politik nach außen festzuhalten, so entsteht hier die Frage, welche für den Geschichtsschreiber dieser Zeiten vielleicht die wichtigste ist: inwieferne konnte und mußte diese Politik auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse der übrigen Länder und Völker Europas Einfluß nehmen, die in ihrer inneren Struktur so verschieden waren von dem neuen Frankreich? Was die Revolutionsheere der neunziger Jahre in die Fremde

getragen hatten, war wenig sonst gewesen als Aufruhr und Unordnung, denn auch daheim gab es nur diese beiden. Werden auch Napoleons Armeen nichts anderes zu verbreiten haben? Das hing davon ab, ob es ihm wirklich gelang, im Innern dauerhafte Ordnung zu schaffen, aus dem Chaos der revolutionären Gesetzgebung die guten Früchte zu rechtlichem Genusse auszulesen und damit die zweite große Hoffnung zu erfüllen, die Frankreich bei seiner Wiederkehr auf ihn gesetzt. Er hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und er hat sie erfüllt — nicht, um die Franzosen glücklich zu machen, dazu hat er sie nie genug geliebt, sondern um dem Gebäude seiner weltumfassenden Herrschaft ein sicheres Fundament zu geben. Deshalb, und nur deshalb sollte Frankreich in sich stark, kräftig und reich werden, denn nur dann war es imstande, seiner Ruhmsucht die Opfer zu bringen, welche dieselbe heischte. Daß sich diese Opfer zum Zwecke eines welthistorischen Experimentes schließlich auf eine Million von Menschenleben beziffern und doch nicht zum Ziele führen würden, das hat allerdings zu Beginn der revolutionären Monarchie Napoleons weder er noch Frankreich geahnt. Freilich hatten auch seine Vorgänger in der Gewalt, Konvent und Direktorium, eine fast ebenso große Anzahl Franzosen in den Tod geschickt und dafür nicht einmal den Preis innerer Ordnung und Wohlfahrt bezahlt. Den wenigstens hat er voll entrichtet.

Neuntes Kapitel.

Das neue Frankreich und sein Monarch.

Napoleon hat das große Werk der Neugestaltung Frankreichs mit der Unterstützung einer größern Anzahl talentvoller und geübter Helfer durchgeführt, die teils im Staatsrate die neuen Maßregeln überlegten und zu Verordnungen und Gesetzen formulierten, teils als Minister und Generaldirektoren

diese Gesetze, nachdem dieselben die Kammern passiert hatten, pünktlich vollzogen. Der Staatsrat, der sich bis auf den heutigen Tag in Frankreich erhalten hat, lieferte dem ersten Konsul das richtige Bild der Situation, in der sich das Innere des Landes befand; er gab ihm die reiche Erfahrung an die Hand, welche sich begabte Männer nicht nur in den zehn bewegten Jahren der Revolution, sondern auch schon vorher, in den Ämtern des Königtums, erworben hatten; er machte ihm das praktische Verständnis derjenigen dienstbar, deren Anlagen für den innern Staatsdienst in der freien Luft der Revolution zu ebenso kräftiger Entwickelung gediehen waren wie das Feldherrngenie der Hoche und Bonaparte. Diese ersten Staatsräte sind es — die Boulay de la Meurthe, Roederer, Chaptal, Berlier, Duchatel, Defermon, Dufresne, Fourcroy, Cretet, Barbé-Marbois, Regnaud de Saint Jean d'Angély u. a. — auf welche die endliche Regelung der französischen Finanzen, die Reform der innern Verwaltung, die Abfassung systematischer Gesetzbücher, die Herstellung fester Einrichtungen in Kultus und Unterricht, kurz alle die nützlichen Werkstücke zurückzuführen sind, aus denen unter den Augen des kundigsten Meisters der wohnliche Bau des modernen Frankreich erstand. Nach ihrer politischen Vergangenheit waren sie durchaus ungleich. Es gab unter ihnen Royalisten (Dufresne), Girondisten (Defermon), radikale Konventsmitglieder (Fourcroy, Berlier), Gemäßigte der Direktorialzeit (Regnaud, Roederer), Verbannte des 18. Fruktidor (Portalis, Barbé-Marbois). So hatte sie Napoleon mit Absicht aus verschiedenen Lagern gewählt, damit sein Reformwerk ja nicht als Parteisache erscheine. Sie waren in Kommissionen der Finanzen, der Justiz, des Kriegs, der Marine, des Innern eingeteilt und berieten unter dem Vorsitze des Ersten Konsuls, der mit seinem starken Geiste bis ins Einzelne der Geschäfte eindrang und doch sich nicht darin verlor, sondern in jedem Augenblick in der Lage war, vom Standpunkte des Herrschers die Summe zu ziehen.

Die zweite Aufgabe der öffentlichen Verwaltung, die Aus-

führung der vom Staatsrate formulierten Gesetze und Konsularverordnungen, lag den Ministern ob, deren Maßnahmen ebenso unter der Aufsicht und Kontrolle Bonapartes standen, wie die Erwägungen und Beschlüsse des Conseil d'Etat. Wir kennen bereits die Männer, denen er die bei seinem Regierungsantritte vorhandenen sieben Portefeuilles anvertraute — sie sind oben genannt — auch hier, wie im Staatsrat, mit derselben Berücksichtigung verschiedener Parteien. Einmal sagte er zu seinem Bruder Joseph: „Welcher Revolutionär hätte nicht Vertrauen zu einer Ordnung der Dinge, wo Fouché Polizeiminister ist? und welcher Edelmann würde nicht hoffen, leben zu können unter dem ehemaligen Bischof von Autun? Der eine hält zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken. Ich öffne eine breite Gasse, in der Alle Platz finden.“ Einzelnen Ministerien wurden sogenannte „Generaldirektionen“ zugeordnet, eine Einrichtung, die gleichfalls im heutigen Verwaltungsorganismus Frankreichs noch erscheint, und zwar: für Brücken und Straßen, für öffentlichen Unterricht, für Kultus, für Kredit und Zahlungswesen (Trésor), Zölle, Domänen, Staatsschuldentilgung u. a. von denen einige bald selbständige Ministerien wurden.

Den Amtsverkehr zwischen dem Ersten Konsul und den Ministerien vermittelte das Staatssekretariat, an dessen Spitze seit 1799 und fast bis ans Ende der napoleonischen Regierung der treue und geschickte Maret stand, der, wie kein zweiter, die rasch hingeworfenen Gedanken Napoleons im Augenblick zu redigieren und seinen hastigen Diktaten prompt zu folgen verstand. Er war ein wirklicher Kabinettsminister, den aber die allseitige Überlegenheit des Regenten auf dem Niveau eines Sekretärs zu halten wußte. Aus dem Staatssekretariat gingen die unzähligen Zuschriften an alle möglichen Behörden und Personen hervor, welche heute die vielen Quartanten der Korrespondenz Napoleons füllen, Zeugen einer unermüdlichen Arbeitskraft bei Herr und Dienern.

Die von den Ministerien zur Ausführung übernommenen

Gesetze und Verordnungen wurden von diesen durch neugegründete Unterbehörden in die Departements geleitet. Am 17. Februar 1800 erschien das Gesetz, welches bis auf den heutigen Tag die Grundlage des französischen Verwaltungsapparates bildet. Nach demselben steht an der Spitze der Administration jedes Departements ein Präfekt, jedes Arrondissements ein Unter-Präfekt, jeder Gemeinde ein Maire — alle drei Kategorieen vom Chef der Regierung ernannt und dem Minister des Innern unterstellt. Während der Revolution hatte die Verwaltung der Provinz in den Händen gewählter Kollegien gelegen, was nicht nur zu Parteilichkeit und mannigfacher Unzukömmlichkeit, sondern gar bald zu ausgesprochenem Ungehorsam gegenüber der Zentralgewalt geführt hatte, so daß die Direktorialverfassung von 1795 die autonomen Gemeindemunizipalitäten ganz aufhob. Jetzt stellte Napoleon die Kommunal-Behörden wieder her, jedoch ohne die Wählbarkeit ihrer Funktionäre. Der Maire ist der vom Staate besoldete und bestellte Gemeindevorsteher, dem ein vom Präfekten aus den Listen ernannter Gemeinderat mit blos beratender Stimme zur Seite steht. In gleicher Weise hat der Unter-Präfekt einen Distriktsrat, der Präfekt die Generalräte neben sich, welche vom ersten Konsul ernannt werden, um die direkten Steuern des Departements zu verteilen, dessen Ausgaben zu votieren und die Bedürfnisse und Interessen desselben der Regierung namhaft zu machen. Es war ein streng zentralistisches System, eine Hierarchie — wie Napoleon selbst sagte — von lauter „Premier-Konsuln im Kleinen“, eine Büreaukratie, ähnlich derjenigen, welche unter Richelieu und Ludwig XIV. eingeführt worden war, nur mit dem entscheidenden Unterschiede, daß ihr Mechanismus jetzt weder durch die Vorrechte und Zollschranken der Provinzen, noch durch die Ausnahmestellung privilegierter Stände und Korporationen gehemmt und behindert wurde und daß sie nicht ein Volk regierte, welches die Freiheit mit einer theoretischen Sehnsucht begehrte, sondern eines, welches derselben recht praktisch überdrüssig geworden war.

Anfangs März 1800 wurden die ersten Präfekten ernannt, und ebenso wie Minister und Staatsräte mit absichtlicher Unparteilichkeit: der royalistische Graf Larochefoucauld erscheint neben dem Erzjakobiner Debry und dem Girondisten Doulcet de Pontécoulant. An Arbeit mangelte es keinem von ihnen. Noch im Jahre 1800 gehen keine Steuern ein, und man kennt kaum die Pflichtsumme des Departements. Den niedersten Beamten schuldet der Staat den Gehalt eines halben Jahres; einige von ihnen sterben Hungers. Auf dem flachen Lande herrscht eine Unsicherheit ohne gleichen. Die Landstraßen, in Verfall, sind der Tummelplatz zahlreicher Räuberbanden, die bis in die Nähe von Paris vordringen und deren Unthaten die Rapporte der Beamten füllen. In einem einzigen Departement (Vaucluse) werden im Jahre 1801 nicht weniger als 90 Raubmorde gezählt. Aus Furcht halten es viele Gemeinden mit den Briganten und gewähren ihnen Zuflucht. Und um nichts besser als auf dem Lande ist es in den Städten. „Keine Polizei“ — schreibt ein Staatsrat über Toulon — „keine Straßenlaternen, jede Nacht erbrochene Läden, kein Pflaster, keine Reinlichkeit, kein Brot in den Spitälern.“ Nur mit Mühe kann die neue Regierung ihrer wichtigsten Pflicht, Person und Eigentum der Staatsbürger zu schützen, genügen. Ausnahmegerichte, die man im Februar 1801 errichtete, und die bessere Ordnung der schon vom Direktorium reformierten Gendarmerie, deren Pflichteifer Napoleon dadurch hob, daß er einen verdienten General mit ihrem Kommando betraute, säubern endlich das Land von dem verbrecherischen Gesindel. Schon 1802 hört man nur noch selten von Mord oder Straßenraub. Für die Sicherheit in den Städten sorgte ein Gesetz vom 17. Februar 1800, welches in den Kommunen mit über 5000 Einwohnern Polizeikommissariate, in denen mit über 100 000 Polizeidirektionen errichtete. Paris hatte durch eine Verordnung vom 1. Juli 1800 einen eigenen Polizeipräfekten erhalten, dessen Wirkungskreis die Staats-, Sicherheits- und Gemeindepolizei zugleich umfaßte.

War auf solche Art für Leben und Gut der Bevölkerung Sorge getragen, so galt es daneben ihre Wohlfahrt zu fördern, oder vielmehr zu begründen. Sie war fast ganz dahin. Die finanziellen Gewaltmaßregeln der revolutionären Regierungen, der Krieg, welcher den Export verhinderte, die Papiergeldwirtschaft ohne Boden hatten die Industrie und den Handel untergraben. Ein Fabrikant, der vorher in Paris 60 bis 80 Arbeiter beschäftigt hatte, begnügte sich jetzt mit deren 10. Die ehedem blühende Spitzenindustrie im Norden, die Leinenindustrie in der Bretagne, die berühmte Papierfabrikation im Departement Charente waren so gut wie vernichtet und die Lyoner Seidenerzeugung auf die Hälfte der Gewerke eingeschrumpft. In Marseille bezifferte sich der Umsatz in Monaten nicht so hoch wie zu Beginn der Revolution in Wochen. Die Häfen, namentlich am Ozean, waren versandet, ihre Schutzwerke verfallen, ihre Bevölkerung verkommen. Was noch Handel trieb, trieb ihn an der Börse, wo die riesige und stets wechselnde Differenz der wirklichen und eingebildeten Werte zum Spiel herausforderte, oder wagte sich in Spekulationen für die Armeen, welche die Unternehmer und die bestochenen Offiziere bereicherten, natürlich auf Kosten des armen Mannes, den die gewissenlose Staatspolitik in Not und Tod verführte. Hier konnte nur eine völlige Umwälzung in der Finanzverwaltung der Regierung Achtung, ihren Kassen Geld, ihrem Kredit Ansehen und damit die Mittel verschaffen, die Lage des soliden Teiles der Bevölkerung radikal zu bessern.

Es ist ein überaus interessantes historisches Thema, wie sich Frankreich, welches unter der Herrschaft des Konvents und des Direktoriums in einem Meere wertlosen Papiergeldes unterzugehen drohte, doch wieder zu geordneten Wirtschaftszuständen und einer geregelten Valuta emporgearbeitet hat. Die Revolution hatte gesucht, dem durch die königliche Regierung in zahllosen Schuldtiteln erschöpften Staatskredit dadurch aufzuhelfen, daß sie die Kirchengüter und die liegenden Besitzungen der ausgewanderten Aristokraten als Staatsgut erklärte und An-

weisungen darauf als Wertzeichen in Umlauf setzte. Aber die liegenden Güter verloren in der allgemeinen Unsicherheit ihren Preis und blieben meist unverkäuflich, der Krieg, den man im Taumel einer unerprobten Freiheit an ganz Europa erklärt hatte, verschlang Unsummen, und so wurden auch jene Staatsnoten (Assignaten), die man immer wieder vermehrte, wertlos. Im Jahre 1795 stieg der Louisdor von 24 Franken auf 1800, im Februar 1796 auf 8137 Franken in Scheinen, so daß ein Livre Gold mit fast 340 Livres Papier bezahlt wurde. Das Direktorium half sich mit Gewaltschritten. Die 24 Milliarden Assignaten, die sich in Umlauf befanden, wurden im März 1796 eingezogen, und die Besitzer erhielten nur für das Dreißigstel sogenannte Territorial-Mandate, die aber auch wieder nichts weiter waren als Anweisungen auf die Staatsgüter; denn der Zwangskurs, den man ihnen mit auf den Weg gab, hielt sie nicht ab, schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen auf ein Zwanzigstel, im nächsten Jahre auf ein Hundertstel ihres Nennwertes zu fallen. Als endlich die Regierung den Zwangskurs aufzuheben genötigt war, verschwanden sie aus dem Verkehr. Sie hatten nur einer Anzahl Spieler dazu gedient, dem Direktorium im Laufe eines Jahres den größten Teil der Nationalgüter abzukaufen, so daß der Staat die meisten Domänen verloren und kaum ein Hundertstel ihres Wertes, der einige Milliarden betrug, an Geld in Händen hatte. Schmutzige Wucherer und leichtfertige Spekulanten hatten auf diese Weise die Güter der Klöster und der alten Standesfamilien an sich gebracht, ein Besitzwechsel, so rasch und durchgreifend, wie er weder vorher, noch selbst in dem zu ähnlichen Erscheinungen neigenden 19. Jahrhundert wieder vorgekommen ist.

Hatte man ursprünglich die Absicht gehabt, mit den Werten der Staatsgüter die französischen Schulden zu zahlen, so war davon unter solchen Verhältnissen natürlich nicht mehr die Rede. Schon im Jahre 1793 mußte der Konvent beschließen, die Staatsschuld als unkündbare 5%ige Rentenschuld in das „große

Buch der öffentlichen Schuld" einzutragen. Diese Zinsenrente war im Jahre 1797 auf über 250 Millionen Franken gestiegen, von denen freilich nur ein Viertel in barem Geld, der Rest in Bons auf die Nationalgüter, die sich durch die belgischen Klöster vermehrt hatten, gezahlt wurde. Gleichwohl war die Last noch viel zu drückend, und das Direktorium machte sich dadurch Luft, daß es nur ein Drittel der ganzen Staatsschuld im „großen Buch" behielt, die übrigen zwei Drittel aber den Gläubigern in Bons zurückzahlte. Da diese Bons, dem Kredit der Regierung entsprechend, noch im Jahre 1798 auf 1½% ihres Nennwertes fielen, so war die Abschreibung der Staatsschuld ein einfacher Bankrott gewesen, der den Gläubigern Frankreichs zwei Drittel ihrer Ansprüche raubte. Aber auch das dritte sogenannte „konsolidierte" Drittel wurde nicht in Metall, sondern wieder nur in Anweisungen ausbezahlt. Unter solchen Umständen mußte jegliches Vertrauen der soliden Geschäftswelt zum Staate schwinden. Die Bevölkerung antwortete mit Verweigerung der Steuerzahlung. Das Direktorium griff zu Zwangsanlehen. Im Jahre 1800 gab es Rückstände, die sich auf 1100 Millionen beliefen.

In diese Verhältnisse Ordnung zu bringen, erforderte einen eisernen Willen. Wir haben schon von den ersten Schritten des neuen Finanzministers Gaudin gehört: um ein Jahr lang überhaupt nur leben zu können, ging er noch den alten Weg teuerer Anlehen und Erpressungen bei den Nachbarn und machte einen Bankrott von 70 Millionen, indem er die Annahme der vom Direktorium den Lieferanten ausgefolgten Anweisungen an die Steuerkassen schlechtweg verbot. Aber während dieses einen Jahres wurde Abhilfe getroffen und die Wiederkehr solcher Zustände unmöglich gemacht. Am 24. November 1799 wurden „Direktionen der direkten Abgaben" in jedem Departement gegründet, wie sie heutzutage noch bestehen. Dann ward die Steuerverteilung, die bisher alljährlich geschwankt hatte, auf sichere Grundlagen gestellt. „Sicherheit

des Eigentums", sagte Napoleon, „giebt es nur in einem Lande, wo die Steuerquote nicht in jedem Jahre veränderlich ist". Er faßte die Katastralvermessung des Landes in's Auge. Im September 1801 wurden die Generaldirektionen der Zölle und des Grundbuchs gegründet, und die neugeordnete Administration der Waldungen hob das Erträgnis in einem Jahre auf nahezu das Doppelte des bisherigen. Und wie die Einnahmen und die Privatwirtschaft des Staates, die dem Finanzminister anvertraut waren, so wurden auch die Ausgaben und das Schuldenwesen durchaus reformiert und im September 1801 einem besondern „Schatzministerium" überantwortet, an dessen Spitze der Staatsrat Barbé-Marbois trat.*) Diesem Ministerium ward die Generaldirektion der Staatsschuldentilgungskasse (Caisse d'amortisation) unterstellt, die seit Juli 1801 der tüchtige Mollien verwaltete — ein Institut, welches zur Hebung des Staatskredits wohl mit das meiste beigetragen hat. An Staatsgütern hatte das Direktorium noch einen unverkauften Rest in Werte von 400 Millionen dem Konsulat hinterlassen. Anstatt sie, gleich seinen Vorgängern, zu verschleudern, suchte sie Napoleon besser zu verwerten Er wies neunzig Millionen davon der Amortisationskasse zu, welche sie allmählich zu veräußern und den Erlös zum Rückkauf von Staatsrente zu verwenden hatte um den Kurs derselben in der Höhe von 50 zu erhalten, zu der er nach dem Frieden von Lünéville emporgelangt war. Zu diesem Kurs konnte dann Napoleon neue Rente emittieren und so die aus früheren Jahren rückständigen Zinsen und schwebenden Schulden tilgen. Weitere 120 Millionen der Nationalgüter wurden mit ihrem Erträgnis der Unterrichtsverwaltung, 40 Millionen der Invalidenversorgung gewidmet und auf solche Weise das Budget entlastet. Der siegreiche Krieg ließ den größten Teil des Heeres in der

*) Diese Teilung der Finanzverwaltung unter zwei Ministerien hat sich bis 1815 erhalten. Napoleon hat sie zu rechtfertigen gesucht, indem er sagte, daß ihm ein einziger Minister nicht die Garantie biete, die er in der Kontrolle des einen durch den andern finde.

Fremde ernähren und erleichterte damit ebenfalls die Staatslast. Um die Industrie und den Handel zu unterstützen, ward am 18. Januar 1800 die Bank von Frankreich mit einem Kapital von 30 Millionen gegründet, an welchem der Staat mit 5 Millionen partizipierte, die er den Kautionen der Finanzbeamten entnahm. Dazu kamen Verordnungen über die Börse, die Wiederherstellung der durch die Revolution beseitigten Handelskammern, häufigere Landesausstellungen u. dgl. m. Nun konnte bei Vertrauen und gutem Willen der Bevölkerung das Gleichgewicht im Staatshaushalt und mit ihm der verlorene Kredit Frankreichs bald wieder hergestellt sein. Und da der Staat seine Schuldigkeit nach Kräften that, blieb auch das Volk nicht mehr dahinter. Die Steuern gingen pünktlich ein, und die finanziellen Unternehmungen der Regierung begegneten wieder der Beteiligung der soliden Geschäftswelt.

Aber dieser ganze Organismus wäre ohne dauerbaren Wert gewesen, wenn nicht zugleich die Rechte und Pflichten der Einzelnen untereinander endgiltig fixiert und männiglich bekannt geworden wären. Die Forderung eines Gesetzbuches, welches den durch die Revolution völlig veränderten Rechtszustand klar und sicher aussprach, war unabweislich. Bis zum Jahre 1789 hatte es in Frankreich kein einheitliches Recht gegeben: im Norden herrschte meist das seit dem 16. Jahrhunderte redigierte Gewohnheitsrecht (coutumes), im Süden mehr das römische Recht (droit écrit) vor, daneben gab es zahlreiche Lokalrechte. Noch vor der Revolution hatte der Kanzler Maupeou auf die Notwendigkeit einer Justizreform und einer Sammlung und Vereinfachung dieser vielfältigen Rechtssätze hingewiesen. Da kam aber der Umsturz und machte mit seinem obersten Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle“ der Mannigfaltigkeit des französischen Rechtslebens von selbst ein Ende. Die Verfassung vom Jahre 1791 versprach dann ein neues allgemeines Zivilgesetzbuch; im Jahre 1793 wurde das Versprechen wiederholt und auf ein ebenso allgemeines Kriminalgesetzbuch

ausgedehnt; aber noch im Jahre 1799 war es weder zu dem einen, noch zu dem andern gekommen, und in der Nachtsitzung des 10. November, in welcher Napoleon die Staatsgewalt überkam, wurde den beiden Kommissionen neuerdings die Abfassung eines Gesetzbuches aufgetragen Jetzt endlich setzte der starke Wille eines Einzelnen durch, was die Absicht Vieler nicht zu erreichen vermocht hatte. Am 12. August 1800 ernannte Napoleon ein Komité von drei hervorragenden Juristen: Tronchet, Bigot de Préméneu und Portalis (vom Rate der Alten) mit Malleville als Sekretär, um den Zivilkodex zusammenzustellen. Diese verteilten die Arbeit in Partieen unter sich, nahmen einen Entwurf Cambacérès' zur Grundlage, den dieser seinerzeit dem Konvent vorgelegt hatte, und waren schon nach vier Monaten mit ihrer Arbeit zu Rande. Dann wurde im Staatsrat die Vorlage beraten, wo die Juristen Boulay de la Meurthe, Berlier, Abrial, die Konsuln Cambacérès und Lebrun (ehedem Sekretär des Kanzlers Maupeou) dieselbe revidierten und Napoleon selbst nicht selten das Wort nahm und die Entscheidung herbeiführte. Zeugen wissen von seinen scharfsinnigen Bemerkungen und klaren Ansichten zu reden, unter die sich freilich auch manchmal eine recht unjuristische Auffassung mischte. Wir hören, daß die Einschränkung der ehelichen Scheidungsgründe, die Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder zu ernähren, u. a. von ihm ausging.

Noch im Jahre 1801 kam der Code in drei Abteilungen zustande. Manches darin war den alten „Coutumes", vieles dem römischen Rechte entnommen, so weit es sich mit dem revolutionären Gleichheitsprinzip vereinigen ließ. Dieses letztere aber dominierte das ganze monumentale Werk. Die Revolution hatte den Erbadel abgeschafft, der Code civil hat ihn nicht erneuert; sie hatte im Erbrecht die Gleichberechtigung unter Kindern verschiedenen Alters und Geschlechts zum Gesetz erhoben, und der Code civil hat dies anerkannt; sie hatte — allerdings nicht ohne Zögern — den Juden das volle Bürgerrecht erteilt, und der Code civil hat es rückhaltslos bestätigt; sie hatte die für alle Klassen und Kon-

fessionen gleichen Zivilstandsregister und die Zivilehe eingeführt, und der Code civil hat beides beibehalten; sie hatte die Ehe als auflösbar erklärt, und der Code civil hat dies ebenfalls gethan. Aber während Nationalversammlung und Konvent nur einzelne Teile des Privatrechtes bearbeitet hatten, war das Konsulat darüber hinaus zu einem alle bürgerlichen Verhältnisse umfassenden Rechtssysteme fortgeschritten. Das bleibt das unbestreitbare Verdienst des Ersten Konsuls von Frankreich, und darum führt das französische Zivilgesetzbuch mit Recht den Namen „Code Napoleon."

Und ebenso kam man auch auf den Gebieten des Kriminalrechtes, des Prozesses und des Handelsrechts zu abschließenden Kodifikationen,*) Werke, auf deren Inhalt hier nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden kann, von deren Wert aber der weite Umkreis ihrer Geltung zeugt. Denn nicht Frankreich allein sollten diese Gesetzbücher dienen: überall, wohin die Macht Napoleons gelangte, trug sie das neue Recht mit sich, und als später eine Zeit kam, in welcher das französische Volk wieder auf seine alten Grenzen eingeschränkt wurde, blieben seine Gesetze als dauernde Zeichen seiner ehemaligen Größe zurück. Bis auf den heutigen Tag gilt der Code Napoleon in Rheinpreußen, Rheinbayern, Rheinhessen und mit geringer Abweichung im Großherzogtum Baden, in Holland, Belgien, Italien ꝛc. Bis auf unsere Tage hatte sich der französische Strafprozeß mit seinem öffentlichen und mündlichen Verfahren und seinen Geschworenen in den rheinischen Landen erhalten. Noch heute gilt der Code de commerce in Belgien und Italien, in Griechenland und den Donaufürstentümern, und hat fast überall, wo Handelsgesetze entstanden, als Muster gedient. Und mit den Gesetzbüchern

*) Die Beratungen über den Code pénal und den Code d'instruction criminelle begannen im März 1801 und waren im Jahre 1810 vollendet. Die Zivilprozeßordnung (Code de procédure civile) kam 1802 zum Entwurf, 1806 vor den gesetzgebenden Körper, und trat 1807 in Wirksamkeit. Das Handelsgesetzbuch (Code de commerce) wurde von 1801 bis 1807 beraten und war von 1808 ab giltig.

gingen auch die Grundsätze der Gleichheit in die Fremde, auf denen sie basierten, und es vollzog sich ein Prozeß von Kulturübertragung, welcher in kurzer Zeit, und trotz aller Reaktion dagegen, das Aussehen einer Welt verändern sollte. Wer möchte den Mann klein nennen, dessen kräftige Faust hier den Hebel regierte?

Von Recht und Wohlfahrt der gegenwärtigen Generation wandte Napoleon sich der Bildung und Erziehung des kommenden Geschlechtes zu. Wie auf allen Gebieten, so hatte auch auf demjenigen des öffentlichen Unterrichts die Revolution zwar Unbrauchbares zu beseitigen und gute Prinzipien aufzustellen, aber nur wenig Festes und Dauerbares zu schaffen gewußt. Ihr Axiom der Gleichheit war schon durch die Verfassung des Jahres 1791 auch auf die Schulbildung angewendet worden: „Es wird ein öffentlicher Unterricht organisiert werden, gleich zugänglich für jedermann, und unentgeltlich für die allen Menschen unentbehrlichen Disziplinen.“ Aber trotz trefflicher Elaborate Talleyrands und Condorcets kam es lange nicht zu einem umfassenden Gesetz. Erst im Oktober 1795 erschien eine neue Unterrichtsordnung mit Primärschulen für die Gemeinden, Zentralschulen für die Departements und Fachschulen nach zehn verschiedenen Berufsrichtungen. Aber noch im Jahre 1800 waren die Primärschulen sehr selten, fehlten Schüler und Lehrer, und der berichtende Staatsrat schlug geradezu vor, den Unterricht an denselben den Pfarrern zu übergeben. An den Zentralschulen, wo es weder Prüfungen noch Diplome gab, wurden — das lag im brüsken Charakter der Zeit — nur die mathematischen und technischen Vorträge zur Not besucht, die anderen fanden keine Zuhörer. Und ähnlich war es mit den Fachschulen. Die wichtigen Schöpfungen des Konvents aus dem Jahre 1794 konnten in der aufgeregten Zeit nicht Leben und Wirkung gewinnen. Die „Polytechnische Schule“ hatte nur wenig Schüler, die „Normalschule“, zur Vorbildung fürs Lehrfach, bestand kein Jahr lang, die „Medizinische Schule“ war nicht viel mehr als die alte Fakultät

und harrte noch ihrer Reorganisation, das „Gewerbemuseum" (Conservatoire des arts et métiers), welches dem Anschauungsunterrichte für die Arbeiter dienen sollte — ein Gedanke des Philosophen Descartes im 17. Jahrhundert — befand sich bis auf die letzte Zeit des Direktoriums in verwahrlostem Zustande. So blieben auch hier Riß und Ausbau Sache des Konsulats.

Noch im Dezember 1799 wurde eine besondere Sektion für „Wissenschaften und Künste" im Ministerium des Innern eingerichtet, welche sich zwei Jahre später zur „Generaldirektion des öffentlichen Unterrichtes" ausgestaltete. Am 1. Mai 1802 erschien dann ein neues Schulgesetz: Primärschulen in jeder Landgemeinde unter Aufsicht des Unterpräfekten, deren Lehrer vom Maire ernannt wurden; Sekundärschulen in den Departementalstädten unter Aufsicht des Präfekten, die auch von Privaten nach dem Gutachten der Regierung gegründet und gehalten werden konnten; 32 Lyceen mit klassischem und realem Unterricht, wohin die besseren Schüler der Sekundärschulen aufstiegen und von wo ein Fünftel derselben nach Ablauf der Studienzeit in die Spezialhochschulen übertrat.*) Zur Überwachung des ganzen Unterrichtswesens wurden Inspektoren ernannt, und um die neue Ordnung rascher Leben gewinnen zu lassen, verlieh die Regierung an nicht weniger als 6400 Schüler Freiplätze, darunter an 2400 Söhne verdienter Beamten und Militärs. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach zwei bis drei Jahren waren 4500 Elementarschulen in Thätigkeit, daneben über 750 Sekundärschulen mit 50000 Schülern, und 45 Lyceen. Mit diesen Gesetzen hatte Napoleon nicht so sehr die rückhaltlose Pflege des Wissens im Auge, als vielmehr die Absicht, sich leidlich unterrichtete und gut gehorsame Unterthanen zu erziehen, deren Bildung just nicht bis zur un-

*) Solcher Fachschulen kannte das Gesetz vom 1. Mai 1802 neun: 1. Jura, 2. Medizin, 3. Naturwissenschaften, 4. mechanische und chemische Technologie, 5. höhere Mathematik, 6. Geographie, Geschichte und politische Ökonomie, 7. Zeichnende Küste, 8. Astronomie, 9. Musik und Kompositionslehre.

befangenen Kritik seiner Regierungshandlungen emporzureichen brauchte. Als Fourcroy, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes, ihm 1802 einen vielfältig gegliederten Schulplan überreichte, da wies er denselben als viel zu umfassend zurück und bemerkte: „Ein bischen Latein und Mathematik, mehr braucht man nicht.“ Doch hat er wieder andererseits der Gelehrsamkeit und ihren Vertretern seine Achtung nie versagt. Er liebte es vielmehr, wie mit den Größen der Kunst, so mit denen der Wissenschaft zu verkehren und hat nie aufgehört, durch Ehren und Würden diejenigen auszuzeichnen, die sich seine Achtung durch ihr Talent und ihre Kenntnisse erworben hatten. Schon im Jahre 1800 sind von den sechzig Senatoren siebzehn Mitglieder des Instituts, und als am 19. Mai 1802, um das Verdienst um den Staat sei's im Militär, sei's im Zivile, anzuerkennen, die „Ehrenlegion erstand, machte Napoleon den Naturforscher Lacépède zum Großkanzler des neuen Ordens.*)

Zu diesem Systeme der Zusammenfassung aller Staatskräfte paßte es schlecht, daß noch immer ein Teil der Franzosen durch das Gesetz von der Heimat fern gehalten wurde. Es waren dies teils jene Emigranten, welche schon am Beginne der Revolution freiwillig Frankreich verlassen, teils solche, die später vor den Schreckensmaßregeln und Drohungen der radikalen Gewalten die Flucht ergriffen hatten. Noch unter dem Direktorium war das Gesetz erneuert worden, welches ihre Heimkehr mit dem Tode bestrafte. Napoleon, um keinem Zweifel in die Stärke seines neuen Regi-

*) Nach dem Gesetze vom Jahre 1802 hatten die Mitglieder der Legion bei ihrem Eintritt unter anderm auf ihre Ehre zu schwören, daß sie jeden Versuch, das feudale Regiment mit seinen Attributen und Titeln wiederherzustellen, bekämpfen wollten. Die Abzeichen der Legionäre waren den treuen Republikanern ein Dorn im Auge, und Napoleon bekam Vorstellungen darüber zu hören. „Ich bezweifle — antwortete er — daß es jemals Republiken gab ohne derlei Distinktionen. Man nennt das ein „Kinderspielzeug“ (hochets), ja wohl, aber mit Kinderspielzeug lenkt man die Männer.“

ments Raum zu lassen, kam davon zurück. Die Sache war nur dadurch schwierig, daß die Güter der Emigranten unterdessen vom Staate konfisziert und verkauft worden waren und die neuen Besitzer aus der Rückkehr der früheren Eigentümer für ihr Gut Besorgnis schöpften. Dennoch wurde das Vorhaben, Schritt für Schritt vorwärts gehend, ausgeführt. Im März 1800 erschien zuerst ein Edikt, welches die Emigrantenliste schloß und die Regierung ermächtigte, jene Ausgewanderten von derselben zu streichen, die darum ansuchten und auf jeden Anspruch auf ihr früheres Eigentum verzichteten. Dann, nach dem Friedensschluß mit den auswärtigen Mächten, im April 1802, wurde eine allgemeine Amnestie gewährt, jedoch auch wieder mit dem Vorbehalte, daß die neuen Gutsbesitzer ungeschädigt bleiben sollten. Kaum war dieses Gesetz erlassen, so kehrten nicht weniger als vierzigtausend Familien nach Hause zurück. Damit und mit der Beilegung des heimischen Schismas durch das Konkordat war die Neuorganisation Frankreichs im wesentlichen beendet.

Nicht ohne namhaften Widerspruch war das Werk durchgeführt worden. Das immer deutlicher hervortretende Selbstherrschertum Napoleons fand in den Kammern und außerhalb derselben seine Gegner. Das waren zunächst die liberalen Konstitutionellen, welche, geführt von Benjamin Constant, dem intimen Freunde der Staël, im Tribunat wie in der Gesellschaft der absolutistischen Tendenz des Ersten Konsuls entgegentraten und diesen, da sie auch dessen nützliche und notwendige Schöpfungen, wie die finanziellen und judiziellen Gesetze angriffen, nur auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter trieben. Daneben die unversöhnlichen Jakobiner und Terroristen, die in geheimen Zusammenkünften, wie Fouché durch seine Agenten erfuhr, auch vor der Idee, Bonaparte zu töten, nicht zurückscheuten. Endlich die starren Royalisten, die nach wie vor treu zu Ludwig XVIII. hielten und Napoleon als ein Hindernis auf ihrem Wege haßten. Diese Letzteren führten aus, was die Jakobiner nur geplant hatten. Als am Abend des 24. Dezember 1800 der Erste Konsul

zur Oper fuhr, wurde er in der kleinen Straße St. Nicaise von einer explodierenden Höllenmaschine (einem mit Pulver, Kugeln und Feuerwerkskörpern angefüllten Faß) bedroht, die mehreren Passanten das Leben raubte, ihn selbst aber unversehrt ließ. Man hielt anfangs die Unthat für das Werk der Radikalen, und Napoleon ließ, mit Zustimmung von Senat und Staatsrat, hundertdreißig derselben zu martervoller Deportation verurteilen. Erst später kam man den wirklichen Thätern auf die Spur, von denen aber die Mehrzahl bereits entkommen war und nur zwei hingerichtet werden konnten. Die Terroristen jedoch wurden gleichwohl deportiert, „denn“ — wie Fouchés meinte — „es handle sich nicht bloß darum, das Vergangene zu strafen, sondern vor allem die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten.“

Damit war Napoleon bei der Willkür angelangt. Willkür war es schon gewesen, als er im Januar 1800 von dreiundsiebzig politischen Zeitungen nicht weniger als sechzig unterdrückte und jede Neugründung eines Journals verbot.*) Und Willkür war es wieder, mit der er sich im Jahre 1802 der Opposition im Tribunat erwehrte. Als diese Versammlung den Code civil in einzelnen Teilen ablehnte, an denen er selbst mitgearbeitet, dachte er, da die Regierung nicht das Recht hatte, die Kammern

---

*) Dieses Dekret war ein übler Dank, den Napoleon jenen Zeitungen abstattete, die er erst noch vor vier Jahren, als er in den italienischen Krieg zog, aufgefordert hatte, „über ihn und nur über ihn zu schreiben“, und die in der That zu seinem Ruhme das ihrige beigetragen hatten. Es war aber nur der erste Schritt auf dem Wege, der ihn schon drei Jahre nachher zur faktischen Wiederherstellung der Zensur geführt hat. Eine Verordnung vom 27. September 1803 lautete: „Um die Freiheit der Presse zu sichern (!) wird hinfür keine Buchhandlung mehr irgend ein Werk verkaufen ohne dasselbe vorher einer Revisionskommission unterbreitet zu haben, die es zurückstellen wird, sofern kein Grund zur Zensur vorliegt.“ Und ähnliches war bezüglich der neu aufzuführenden Theaterstücke befohlen worden. Was den Ersten Konsul in seinem Vorgehen gegen die Journale ermutigte, war, daß das für den innern Frieden besorgte Publikum selbst die Maßregelung der meist streitsüchtigen und vielfach korrupten Presse nicht gerade ungerne sah.

aufzulösen, anfänglich geradezu an einen Gewaltstreich, ließ sich aber von Cambacérès zu einem konstitutionell scheinenden Umweg bereden. Der Artikel 38 der Verfassung des Jahres VIII bestimmte, daß von 1802 ab alljährlich ein Fünftel der Mitglieder des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers erneuert werde. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Da die Verfassung aber nichts näheres bestimmte, wie die Erneuerung vor sich zu gehen habe, so ließ man nicht das Los über diejenigen entscheiden, welche auszutreten hatten, wie es in der Ordnung gewesen wäre, sondern gewann den Senat dafür, nicht nur das neue Fünftel zu ernennen, sondern auch die Ausscheidenden zu bestimmen. Der Senat, von der gefürchteten Ungnade Napoleons bedroht, gehorchte, und Tribunat und Gesetzgebender Körper waren von den mißliebigen Elementen, den Benjamin Constant, Chénier, Chazal, Daunou u. A. gereinigt. (Januar 1802.) In ihre Stellen traten durchaus gefügige Elemente ein, welche all den heftig bekämpften Gesetzentwürfen und anderen, die bisher noch gar nicht vorgelegt worden waren, wie die Verfügung über die Emigranten, das Konkordat, die Ehrenlegion, ohne Widerspruch zustimmten.

Napoleon aber erwartete von den neuen Kammern noch mehr. Seine Gewalt war ihm noch lange nicht ausgedehnt genug. Daß er der Konstitution gemäß nur auf zehn Jahre erwählt war, stimmte wenig zu seinen weitreichenden Plänen. Darum haßte er auch die Verfassung des Jahres 1799, wie er aus einem ähnlichen Grunde die des Jahres 1795 gehaßt hatte. Herrschen wollte er über Frankreich, herrschen wie die anderen Souveräne über ihre Staaten herrschten, nicht eingeschränkt und gedemütigt von einem winzigen Paragraph, der seinem stolzen Wahn ein Ziel setzte, das sich auf die Minute berechnen ließ. Je leidenschaftlicher er aber diese Absicht hegte, um so sorgfältiger verbarg er sie, bis es, Ende März 1802, zum Abschluß des Definitivfriedens mit England gekommen war und er, gestützt auf seine nun noch gesteigerte Popularität, etwas davon durchblicken lassen

konnte. Aber die Mehrheit des Senats verstand ihn schlecht, wenn sie beschloß, dem Chef der Regierung als Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat, das Premier-Konsulat um weitere zehn Jahre zu verlängern. Napoleon war entrüstet. Er wollte heftig werden und ablehnen, als Cambacérès — nach anderen Lucian — auch hier einen Ausweg fand: den Appell an die Nation. Er antwortete daher den Senatoren, er dürfe ihr Anerbieten nicht annehmen, ehe er das Volk befragt habe, welches ihn seinerzeit mit der höchsten Gewalt ausgestattet. Nur war die Frage die er an das Volk richtete, von dem Votum des Senats gewaltig unterschieden, denn sie lautete: „Soll Napoleon Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein und das Recht haben, seinen Nachfolger zu bestimmen?“ Und wieder stimmte seine Rechnung. Vierthalb Millionen Ja — einigen Tausend Nein gegenüber — tönten als Antwort zurück. Nun wußte auch der Senat, woran er war. Er beeilte sich, dem Auserwählten des Volkes den Dank der Nation zu überbringen und in einem Senatskonsult vom 4. August 1802 den Gewaltkreis des Ersten Konsuls weit auszudehnen. Von jetzt ab hatte dieser ausschließlich das Recht, Verbrecher zu begnadigen, die Verträge mit den fremden Mächten zu ratifizieren und Senatoren zu ernennen. Und was namentlich die letzte Befugnis besagen wollte, das wird klar, wenn man vernimmt, zu welcher Bedeutung der Senat selbst emporstieg: er konnte in eigenen Beschlüssen (Senatskonsulten) die Konstitution interpretieren, sie verbessern oder ganz suspendieren, die beiden Kammern auflösen, Richtersprüche kassieren, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährdeten — und alles das auf den Wink desjenigen, der jetzt uneingeschränkt Frankreich regierte. Die Monarchie war perfekt. „Von nun ab“, sagte Napoleon, „steh ich auf der gleichen Höhe mit den anderen Souveränen, denn im Grunde sind sie es ja auch nur auf Lebenszeit. Es ist nicht gut, daß die Autorität eines Mannes, der die Politik von ganz Europa lenkt, schwankend sei oder es auch nur scheine.“ Wenn er sich nach weiteren zwei

Jahren die Kaiserkrone von Frankreich aufs Haupt setzen wird, ist sie nur das äußere Zeichen einer Macht über die er schon jetzt verfügte.

Was den entscheidenden Schritt Bonapartes zur Alleinherrschaft begünstigt hat, das war sein heimlicher Bundesgenosse vom 18. Brumaire: die parteilose öffentliche Meinung. All ihre Sympathieen gehörten dem Manne, der die Anarchie getötet, Ordnung und Wohlstand gestiftet und mit aller Welt Frieden gemacht hatte. Und ganz besonders das letzte Moment gab den Ausschlag. Aber wie wenig kannten die Franzosen denjenigen, dessen schrankenloser Gewalt sie das Schicksal ihres Landes anheimstellten! Er war kein Mann des Friedens. Gewiß, er hat mit eisernem Fleiße und einer Energie ohne Gleichen Frankreich wieder tüchtig und stark gemacht; aber nicht für die Ruhe, sondern für den Kampf um den Preis einer Herrschaft weit über seine Grenzen hinaus.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Von den älteren Werken über die Jugend Napoleons sind durch das von ihnen benutzte Quellenmaterial besonders drei bemerkenswert: Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte (1840), Libri, Souvenir de la jeunesse de Napoléon (1842); Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon I. jusqu'à l'age de 23 ans (1851). Alle drei nicht ohne Voreingenommenheit für ihren Helden. Vom entgegengesetzten Standpunkte: Lanfrey, Histoire de Napoléon I. (auch in deutscher Übersetzung), für die Jugendzeit nicht gründlich genug. Ein erster Versuch, über Bekanntes hinauszukommen: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire, Jena 1877, (eine neue, leider unveränderte Ausgabe, Leipzig (1883); ein zweiter: Jung, Bonaparte et son temps (1769—1799) d'apres les documents inédits (Par. 1880—81), welcher durch authentische Mitteilungen aus dem Pariser Kriegsarchive Ordnung in die chronologische Verwirrung bei Coston und seinen Benutzern brachte. Über die Abstammung der Bonaparte: Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte IV. Die in der Erzählung erwähnten Mitschüler Napoleons sind Bourrienne, der in seinen Mémoiren (1. Bd.) von jener Zeit berichtet, und ein zweiter, der unter der Chiffre „C. H." im Jahre 1797 Some account of the early years of Buonaparte at the military school of Brienne veröffentlichte. Über den Knaben berichten auch die Memoiren Lucians (herausgegeben von Jung, Paris 1882, 1. Band). Napoleons eigene Äußerungen über seine Jugendjahre u. a. bei Mme. de Rémusat, Mémoires I. 267 ff., in den Aufzeichnungen von Las Cases und Montholon auf St. Helena und bei Antommarchi, Les derniers moments de Napoleon.

Was insbesondere den Geburtstag Napoleons betrifft, so ist noch bei dessen Lebzeiten die Meinung aufgetaucht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. (Vergl. d. Artikel „Bonaparte" in Michauds Biographie univer-

selle.) Jüngst hat Böhtlingk dieselbe wiederholt, ohne zureichende Gründe. Erst Jung brachte wichtige Einwendungen gegen den 15. August 1769 vor. Er produzierte nämlich einen Auszug aus den Standes-Registern von Corte, nach welchen ein „Nabulione Buonaparte“ am 8. Januar 1768 getauft worden ist. Dasselbe Dokument erscheint dann fast unverändert, nur mit dem wenig italienisch klingenden Namen „Joseph“ vor Nabulione als Taufschein des Bruders im Archive von Ajaccio. Endlich macht Jung den Trauungsschein Napoleons geltend, worin der 5. Februar 1768 als Geburtstag des Bräutigams angeführt wird. Mit diesen Belegen an der Hand sucht er wahrscheinlich zu machen, daß Napoleon der älteste, 1768 geborene Sohn Carlos sei, und daß der Vater seinen Taufschein mit dem Josephs vertauscht habe, um für Jenen das zur Aufnahme in die Schule von Brienne erforderliche Alter — nicht mehr als zehn Jahre — nachweisen zu können. Dagegen läßt sich jedoch manches einwenden: 1) liegt im Pariser Archive des Kriegsministeriums ein am 21. Juli 1771 verfaßter Taufextrakt, nach welchem an diesem Tage ein „am 15. August 1769“ geborener Sohn Carlo Buonapartes „Napoleone“ getauft wurde. 2) hat Carlo im Juli 1776 für seine beiden ältesten Söhne um Freiplätze in königlichen Militärschulen gebeten. Er mußte damals das Alter der Knaben genau angeben und Auszüge der Taufscheine beilegen; und in der That findet sich im Kriegsarchiv ein am 23. Juni 1776 beglaubigter Taufextrakt für den „am 15. August 1769“ geborenen Napoleone. Die Erledigung seines Gesuches dehnte sich Jahre lang hinaus; die Kriegsbehörde zog Erkundigungen ein, verlangte den Adelsnachweis u. dgl. Darüber kam das Jahr 1779 heran, in welchem, den Statuten gemäß, nur noch einer der Knaben, d. i. der 1769 geborene, Aufnahme finden konnte. Wo und wie sollte nun der Vater, während sein Gesuch mit den Beilagen bei der Behörde lag, Gelegenheit gefunden haben, den Taufschein Napoleons für den Josephs einzuschieben, d. h. die beiden Dokumente zu fälschen? Vorher aber, im Jahre 1776, war für einen solchen Tausch gar kein zwingender Grund vorhanden. Man entschied dann endlich in Paris nach den vorliegenden Taufextrakten, wählte den einzig berechtigten jüngeren Knaben aus und behielt dessen Geburtsdokument zurück. Dieser war eben Napoleon, und darum befindet sich dessen Taufextrakt heute noch bei den Akten. Vergl. über die Anciennetät Josephs auch die von Jung herausgegebenen Mémoiren Lucian Bonapartes im 2. Bande. Jung selbst hat übrigens seine Ansicht nicht ohne Reserve ausgesprochen.

Zum zweiten Kapitel. Über die korsischen Unternehmungen Napoleons hauptsächlich Jung in seinem Buche über Napoleon und in seinem anderen Werke: Lucien Bonaparte et ses mémoires 1775—1840. Paris 1882. Bd. 1 u. 2. Danach ist Böhtlingks geistvolle Darstellung im Einzelnen zu be-

richtigen. Der 1. Band von Lucians Memoiren bietet interessantes Detail über Paoli und die entscheidenden Vorgänge auf Korsika, über Napoleons Stellung in seiner Familie, seine wiederholt geäußerte Idee in Indien englische Dienste zu nehmen u. dgl. Überdies vergl. man die für das erste Kapitel genannten älteren Werke, insbes. Coston.

Zum dritten Kapitel. Die unter den Auspizien Napoleon III. herausgegebene Correspondance de Napoléon I. tritt hier als Quelle ein. Sie beginnt mit Briefen aus dem Spätherbste des Jahres 1793, vor der Eroberung von Toulon. Man weiß, daß die Korrespondenz Napoleons vor ihrer Veröffentlichung einer eingehenden Sichtung unterzogen wurde, und seitdem, 1856, will das Gerücht von vernichteten Papieren des ersten Kaisers nicht mehr zum Schweigen kommen. Die Lücken der Sammlung lassen sich übrigens zum Teil aus den Memoiren Josephs Bonapartes (herausgegeb von Du Casse), Bourriennes und nach den Mitteilungen Costons und Jungs ergänzen. Als Quellen gehören überdies hierher: die der Schwester Robespierres zugeschriebenen Denkwürdigkeiten, diejenigen Marmonts, Doulcet Pontécoulants und die Memoiren der Herzogin von Abrantès (Gemahlin Junots). Für die Abwandlung der französischen Parteipolitik: Sybels Geschichte der Revolutionszeit, Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, H. Taine, Les origines de la France contemporaine, 4. Bd. Die jüngst von André Michel veröffentlichte Correspondance de Mallet du Pan avec la Cour de Vienne, 1794–1798, (2 Bde.) weiß aus den Vendémiairetagen über Bonaparte nicht mehr zu sagen, als daß er ein „Corse terroriste“ war. Es scheint danach sein Name doch erst durch den italienischen Feldzug in weitere Kreise gedrungen zu sein.

Zum vierten Kapitel. Über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Cirkel: Goncourt, Histoire de la société française sous le Directoire, und vor allem die grundlegenden und von den Franzosen lange Zeit nicht genug geschätzten Werke „Tableaux de la révolution Française“ und „Pariser Zustände während der Revolutionszeit“ des deutschen Gelehrten Adolph Schmidt, auf dessen Mitteilungen sich heute diejenigen französischen Schriften aufbauen, welche, wie Taine u. a. die Revolutions-Legende erschüttern. Über Josephine: Napoléon I. et Joséphine, Lettres authentiques. 2 Bde. Paris 1833; ferner die Mémoires sur Joséphine et ses contemporains des Fräulein Ducrest. Der erste im Text mitgeteilte Brief Josephinens an eine Freundin ist in diesen Denkwürdigkeiten enthalten und seine Echtheit kaum anzufechten. Nicht ebenso die des zweiten. Man vgl. übrigens: Aubenas, Histoire de l'impératrice Joséphine, 2 Bde. Par. 1858—59 (apologetisch), danach und nach später veröffentlichten Quellen: J. de Saint-Amand, La jeunesse de l'impératrice Joséphine. (Par. 1884); mehr redselige Belletristik als exakte Geschichtschreibung. Auch der Artikel „Joséphine“ in Michauds Biographie

universelle verdient Erwähnung. Die 1820 u. 1827 erschienenen Memoiren Josephinens sind unecht. Die Briefe, in denen sich Napoleon über Josephinens Untreue beklagt, fehlen in der Correspondance. Der im Text zitierte an Joseph ist nur teilweise von Coston und in den Mémoires du Roi Joseph, vollständig erst von Pertz in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1861, S. 221, und in der Revue historique X. 98 veröffentlicht worden.

Zum fünften Kapitel. Für die Geschichte der Feldzüge von 1796—97 ist die Korrespondenz Napoleons Hauptquelle. (Vergl. Descoubès, La correspondance militaire de Napoléon I. im Journal des sciences militaires. Janvier 1878.) Dazu die Memoiren der Generale, besonders Marmonts u. Massena's. Neben den älteren fachmännischen Darstellungen von Jomini, Rüstow, Lossau jüngst: Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr, I. Band, Berlin 1885. Hierzu die kleine Schrift von Malachowski, Über die Entwicklung der leitenden Gedanken zur ersten Kampagne Bonaparte's. Vortrag, Berlin 1884. Eine umfassende, auf gründlicher Durchforschung des Materiales im pariser Kriegsarchiv beruhende Darstellung der Kriegsereignisse dieser Jahre steht noch aus. — Für die Vorgänge in der Hauptstadt im Zusammenhang mit denen im Felde vergl. man die Memoiren Carnot's, die übrigens sehr wenig verläßlichen Laréveillère-Lépaux', (Auszüge aus den letzteren in der Revue historique X), die Denkwürdigkeiten sowie die Korrespondenz Mallet du Pans, die Memoiren Bourrienne's u. Matthieu Dumas; dazu die Journale „Moniteur“ u. „Redacteur“ (letzteres das Organ des Direktoriums). Von wissenschaftlichen Darstellungen grundlegend: Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit IV (der neuen Ausgabe von 1882), dazu mit neuen Aufschlüssen: Jung, Bonaparte &c. III.; mit neuen Gesichtspunkten: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, II, und Taine, Les origines de la France contemporaine, IV. Über die auswärtige Politik insbesondere die Aufsätze A. Sorel's in der „Revue historique“, vornehmlich im 17. und 18. Bande und im Novemberhefte 1885.

Zum sechsten Kapitel. Über Napoleons Haltung im Winter 1797 auf 1798 bis zur Abreise nach Toulon sind wir leider nur ungenügend unterrichtet. Die Memoiren Barras' sind noch nicht veröffentlicht. Das Erscheinen derjenigen Talleyrands ist erst für 1888 in Aussicht gestellt. Die bereits bekannt gewordenen Laréveillère-Lépaux' haben sich als unzuverlässig erwiesen. Doch sind wir darum nicht ganz ohne Quellen: die Erinnerungen Mathieu Dumas', Miot de Melito's, Bourrienne's, die vor kurzem von P. Bailleu veröffentlichten Berichte des preußischen Gesandten Sandoz-Rollin aus Paris, die erwähnte Korrespondenz Mallet du Pan's nach Wien enthalten viel Unterrichtendes. Die Lücken, welche diese Quellen offen ließen, haben Hüffer (der Rastatter Kongreß, 2 Bde.), Jung

(Bonaparte et son temps, vol 3) und **Böhtlingk** (Napoleon Bonaparte ꝛc. 2. Bd.) mittelst archivalischer Studien auszufüllen gesucht. Namentlich der letztere ist dabei sehr scharfsinnig zu Werke, nur in manchen Punkten weit über das wissenschaftlich Zulässige hinaus gegangen. Dahin rechne ich vor allem die Behauptung, Bonaparte habe sich nicht damit begnügt, die ausgreifende, das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes erschütternde Politik des Direktoriums für sich auszunutzen indem er seine ehrgeizigen Pläne darauf baute, sondern sei selbst der Veranstalter dieser Politik und damit der wahre Urheber des Krieges von 1799 gewesen. Auch Böhtlingk's Ansicht, Napoleon habe mit Bernadotte im Einverständnis die Wiener Affaire herbeigeführt, entbehrt ebenso der giltigen Beweise, wie seine „Hypothese", Jener habe auch beim Rastatter Gesandtenmord seine alles verwirrende Hand im Spiele gehabt. Vergl **Wegele**, „Zur Kritik der neuesten Litteratur über den Rastatter Gesandtenmord" in der Histor Zeitschr, 1881, und **Böhtlingk**,"Napoleon Bonaparte und der Rastatter Gesandtenmord, Leipzig 1883. Wenn wir nicht irren, hat sich Böhtlingk von Napoleons Worten und Ideen verführen lassen, seinen Thaten einen viel größeren Rahmen zu geben, als dieselben in jener Zeit auszufüllen vermochten Man braucht seine Thatkraft nicht zu unterschätzen, und dennoch soweit gehende Vermutungen nicht zu wagen. Für die ägyptische Expedition sind vor allem die „**Correspondance de Napoleon I.**" im 4. u. 5. Bde., die „**Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoleon Bonaparte**" und die „**Lettres from the Army of Bonaparte in Egypt**", Lond. 1798—1799 wichtig. Dazu die Memoiren von **Bourrienne**, **Marmont**, **Duroc**, **Lavalette**, **Beauharnais** (Napoleon's Stiefsohn, der den Feldzug mitmachte), **Frau v. Rémusat** und die von **Gopčević** in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", 1880, Bd. 35 und 36 verwerteten Aufzeichnungen eines französischen Stabsoffiziers. Dazu die von **Nicolas** veröffentlichten Briefe Nelsons. Von geschichtlichen Darstellungen neben den angeführten Werken von **Sybel**, **Hüffer**, **Jung**, **Böhtlingk**, insbesondere: **Boulay de la Meurthe**, Le directoire et l'expédition d' Egypte 1885, wodurch **Meneval**, Sur le retour du Géneral Bonaparte d'Egypte („Spectateur militaire" 1840, 15. Mai) außer Kurs gesetzt ist. Dazu **Wilson**, History of the british expedition to Egypte, Lond. 1803, **Ernouf**, La vie de Kleber, 1867. Eine Schrift von **Jomard**, Souvenirs sur Gaspard Monge et ses rapports avec Napoléon, Paris, 1853 (angeführt bei Masson, Le Département des Affaires étrangères pendant la révolution, S. 428), war mir weder in Wien noch auf den Bibliotheken von Dresden und Berlin erhältlich. Auch **Desgenettes**, histoire medicale de l'armée d'Orient (2. édit. 1830) blieb mir unzugänglich. Darin wird erzählt, daß Napoleon im Hospital zu Jaffa wirklich 25 bis 30 Pestkranken Opium habe reichen lassen,

und daß einige von diesen, die das Gift wieder von sich gaben, dem Tode entronnen seien.

Zum siebenten Kapitel. Über die französische Politik von 1799: Sybel, Geschichte der Revolutionszeit V. 2., Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte, Lanfrey, Histoire de Napoléon I. 2. Band; die Depeschen Sandoz-Rollins bei P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, I., die Briefe des schwedischen Gesandten Brinkmann bei Léouzon-Leduc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein et du Baron Brinkmann (Paris, 1881). Über die inneren Zustände Frankreichs: Taine, Les origines de la france contemporaine IV. Felix Rocquain, L'état de la france au 18 brumaire (Paris, 1874). Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire, I. Bd. Über den Staatsstreich: Die Memoiren Lucians in der neuen Ausgabe von J. Jung (Lucien Bonaparte et ses mémoires I. Paris, 1882), diejenigen Gohiers, Marmont's, Joseph Bonaparte's, Bourrienne's, der Rémusat, das Memorial von St. Helena, der „Moniteur" des Jahres VIII, Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement parlementaire. V., und die jüngst von Ludovic Lalanne herausgegebenen, dem gelehrten Fauriel zugeschriebenen Aufzeichnungen: „Les derniers jours du Consulat", Paris, 1886, I. Abteilung: „Esquisse historique des pronostics de la déstruction de la République à dater du 18 brumaire".

Zum achten Kapitel. Über den Krieg von 1800: Die Correspondance de Napoléon I 6. Bd, die Memoiren der Generale Kellermann, Victor, Marmont und Massena, die Aufzeichnungen eines Soldaten in „Les cahiers du capitaine Coignet", Paris 1883. Historische Darstellungen bei Sybel im V. Bande, bei Jomini, Histoire des guerres de la Révolution, und bei York, Geschichte der Kriege Napoleon I. 1. Bd. Über die Schlacht bei Marengo: die Darstellung in der „Österr. militär Zeitschrift von 1823" und den Aufsatz „Zum 80. Jahrestage der Schlacht bei M." in den „Jahrbuchern für die deutsche Armee und Marine" 36. Bd. Über die nächsten Folgen der Entscheidungsschlacht vergl. meinen Aufsatz: „Die Mission des Grafen St. Julien im Jahre 1800", in „Historische Studien und Skizzen" S. 179—209 (1885). Zur Affaire von Hohenlinden: Tessier, La bataille de H. et les premiers rapports de Bonaparte avec le Général Moreau in „Revue historique" IX. nach den Memoiren des beteiligten Generals Decaen. Zur diplomatischen Geschichte ist Hauptquellenwerk: Du Casse, Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortfontaine, de Lunéville et d'Amiens, Paris 1855, 3 Bde. Dazu die Darstellungen bei Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe, I., Sybel V., Lanfrey III, Thiers II u. III. Für Einzelnes: Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert II Band (dazu Lalanne, Les derniers jours du

Consulat, S. 4 u. 5); Baumgarten, Geschichte Spaniens I. und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien, in „Histor. Zeitschrift“, 40 Bd. Noorden, Der Rücktritt des Ministeriums Pitt 1801, in „Histor. Zeitschrift“ 9. Bd. Aus der reichen Litteratur über das Konkordat: Ranke's Aufsatz über Consalvi im 40. Bde. der sämtlichen Werke, Boulay de la Meurthe, La négociation du concordat im „Correspondant“ von 1881, 1882 und Lucian im 2. Bde. seiner Memoiren (Edit. Jung).

Zum neunten Kapitel. Über die Staatsreform im Ganzen: Felix Rocquain, L'état de la france au 18. Brumaire; Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. Bd. 1—3. (Dazu Barni, Napoléon et son historien M. Thiers, auch in deutscher Übersetzung, Leipzig 1870); Lanfrey, Histoire de Napoléon I. 2. Bd.; A. E. Blanc, Napoléon I. ses institutions civiles et administratives, Paris 1880, (einseitig und panegyrisch, im Thatsächlichen übersichtlich). Über die Verwaltungsorganisation: Locré, Procès-verbaux du Conseil d'État I. Aucoc, Le conseil d'État avant et depuis 1789. Zur Vergleichung mit den heutigen Verhältnissen: Aucoc, Conférences sur l'administration et le droit administratif. Paris 1869. Alph. Bertrand, L'organisation française. Paris 1882. Über die Finanzreform: die Memoiren von Gaudin, Herzog von Gaëta, desselben Notice historique sur les finances de la france 1800—1814, Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public, Bosse, Übersicht der französischen Staatswirtschaft, 1806—1807. Über die Justizreform: Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung in Frankreich. Sevin, Etude sur les origines révolutionnaires des codes Napoléon, nouv. édit. Paris 1879. Troplong, De l'esprit démocratique dans le code civil. (Auszüge daraus bei Sévin.) Über die Unterrichtsreform: Hahn, Das Unterrichtswesen in Frankreich mit einer Geschichte der Pariser Universität, I. Bd., Breslau 1848, P. Dupuy, L'école normale in Revue internationale de l'enseignement supérieur, 1883. Über die Bewältigung der parlamentarischen Opposition: Thibaudeau, Mémoires sur le Consulat, Frau von Staël, Considérations sur la révolution française, 3 Bde. Lalanne, Les derniers jours du Consulat. Vgl. auch Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis z. Sturze d. französischen Kaiserreichs. 6. Bd. u. Laboulaye, Benjamin Constant. Über die Zensur: Welschinger, La censure sous le premier empire. 1882. Über die Verschwörungen: Fescourt, Histoire de la double conspiration de 1800 und die Memoiren des Generals Rapp. Die 1828 erschienenen Denkwürdigkeiten Fouché's sind unecht.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXVII. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,

Professor an der deutschen Universität Prag.

Zweiter Band:

Napoleons Kampf um die Weltherrschaft.

Prag. F. Tempsky

Wien. F. Tempsky

Leipzig. G. Freytag.

1889.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorwort.

Der Autor hat einen zwiefachen Irrtum zu bekennen. Er hatte seinerzeit gehofft, der zweite Band dieser Lebensgeschichte werde bald nach dem ersten erscheinen und mit ihm das Werk abgeschlossen werden können, und nun sind mehr als zwei Jahre verflossen, seitdem der erste Teil in die Welt ging, und der zweite enthält noch gar nicht den Schluß der Erzählung, sondern muß einem dritten die Schilderung von der Erhebung Europas und dem Ende des Imperators überlassen. Hierüber sei ein Wort zur Rechtfertigung gestattet.

So groß die Litteratur über die in diesem Bande abgehandelten Vorgänge ist, sie läßt doch der selbständigen Forschung noch viel Aufgaben zu lösen übrig, und die Arbeit — das ergab sich in ihrem Verlaufe dem Schreiber dieser Zeilen — muß immer von neuem auf die Quellen zurückgehen. Bedenkt man nun, daß gerade während der letzten zwei Jahre ein überaus reiches urkundliches Material und just über die Zeit der napoleonischen Vorherrschaft zur Veröffentlichung gelangte, so begreift man, daß ein Autor, der sich gerne seiner Gewissenhaftigkeit freuen möchte, nur zögernd sein Buch entläßt. Wie leicht kann dasselbe nicht schon durch eine Publikation vom nächsten Tage — die Memoiren Talleyrands, Pasquiers, Constants u. a. stehen in Aussicht — Berichtigungen erfahren! Läßt sich hiermit das verspätete Erscheinen, wenn auch nur zur Not, entschul-

digen, so wird der größere Umfang vielleicht durch die Erwägung gerechtfertigt werden können, daß es nicht immer in die Hand des Verfassers gegeben ist, über die räumliche Ausdehnung seines Werkes von vornherein zu entscheiden, vorausgesetzt, daß er das Interesse seines Publikums unverrückt im Auge behält. Denn es kann doch nicht bloß schriftstellerischer Willkür überlassen bleiben, über einen großen Gegenstand wenig und über einen kleinen viel zu schreiben, hier Unbedeutendes, nur weil es der Vorliebe des Autors und einiger Kenner begegnet, in unverdienter Breite darzulegen, dort Wichtiges zu unterdrücken oder in verwirrter Gedrängtheit zum Vortrage zu bringen. Da muß es Grenzen und Gesetze geben, denen sich keiner entringen darf, ohne seinen Zweck zu schädigen, und die Sorge für die litterarische Ökonomie wird stets eine der wichtigsten sein müssen.' Was nun insbesondere die historische Darstellung betrifft, so scheint das Maß dafür in dem Entscheidenden zu liegen. Nur das wirklich Entscheidende in der Vergangenheit der Menschheit ist deren ewiges Gedächtnis wert, in ihm liegt die Summe geschichtlichen Erkennens, welche Gemeingut nichtgelehrter Kreise zu werden verdient, und vielleicht darf hier der Satz ausgesprochen werden, daß sichere Auffindung, anschauliche Mitteilung und richtige Beurteilung des Entscheidenden erst den Prüfstein dafür abgeben, ob ein Historiograph seinen Beruf, für weitere Kreise einer gebildeten Nation verständlich Geschichte zu schreiben, erfaßt und erfüllt, oder nicht. Wenn nun der Verfasser dieses Buches, trotz solcher Ansicht, dennoch den ursprünglich bemessenen Raum überschritten hat, so war es, weil er sich im Fortgange seiner Studien überzeugte, daß die Darlegung der Fülle entscheidender und daher wissenswerter Vorgänge gerade in der Zeit von 1802 bis 1810, als Napoleon einen unerschöpflichen Reichtum an Plänen und Künsten des Krieges und der Politik aufwandte, um der Welt Herr zu werden, sich nur auf Kosten gründlicher Deutlichkeit und lebensvoller Klarheit noch weiter einschränken ließe als dies hier geschah.

Im Ganzen sind Ton und Fassung des zweiten Bandes dieselben wie im ersten. Nur wird eine größere Anzahl von Noten unter dem Texte auffallen. Der Autor hat sie nicht unterdrücken zu sollen gemeint, nicht, weil er die Selbständigkeit seiner Forschung durch sie zu dokumentieren wünschte, sondern lediglich um die fortlaufende Erzählung nicht übermäßig zu belasten und ermüdend zu machen anstatt anregend. Einige Beigaben aus ungedruckten Quellen — u. a. der Wortlaut der Tilsiter Allianz — werden dem Buche und seiner Bestimmung keinen Eintrag thun.

Wien, im März 1888.

August Fournier.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die letzten Jahre des Konsulats. Der Kaiser.

Der allgemeine Friede des Jahres 1802 brachte Frankreich Glück und Ansehen. Zahllose Fremde pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte. Der Mittelpunkt der Welt schien an die Seine verlegt, wo sich nun ein geordnetes Leben in Arbeit und geselliger Freude entfaltete. Das war nicht mehr der tolle Rausch, wie in der ersten Zeit des Direktoriums, wo Jeder froh des überstandenen Schreckens, doch unsicher noch dem kommenden Tag entgegensah, sondern maßvoll friedliches Genießen, nicht mehr das dreiste Spiel um unsauberen Gewinn, sondern geordnete Werkthätigkeit und ehrenwerter Erwerb. Das gemäßigte bürgerliche Element, welches Napoleon im Vendémiaire so erbarmungslos zusammenkartätscht hatte, daß ihm die düsteren Bilder, wie er versicherte, noch fortwährend seine Träume störten, fühlte sich jetzt unter seinem Regimente sicherer als je zuvor, und die ungerechten Deportationen jakobinischer Abgeordneter hatten — wie sie sollten — die Überzeugung verbreitet, daß der Mann, der seit dem Brumaire das Steuer führte, mit dem Konventgeneral von 1795 nichts mehr gemein habe. Die Anhänger des Königtums waren in großer Anzahl heimgekehrt und zum Teil auch wieder in den Besitz ihrer Habe gelangt. Die sogenannten „neuen Reichen", die sich durch Agiotage und Speku-

lation zu Herren weitläufiger Staatsgüter gemacht hatten, wurden allmählich in ihrem Eigen sicher, als sie Napoleon von der Rolle eines Monk sich immer weiter entfernen sahen. So wünschten die Einen seine persönliche Macht, um gegen die Ausschreitungen der Revolution, die Andern, um gegen die Wiederkehr der Bourbons gesichert zu sein, Alle, um ungestört zu arbeiten und zu genießen. Was wollte es diesen mächtigen materiellen Kräften und Interessen gegenüber sagen, wenn eine Anzahl treugesinnter Republikaner den Verlust ihrer uneingeschränkten politischen Selbstbestimmung beklagte, oder wenn die adelsstolzen Kreise des Faubourg Saint-Germain lieber einem legitimen König als einem Emporkömmling mit schlechten Manieren unterthan sein wollten? Der großen Menge des Volkes war die Politik zur Last geworden, und sie ertrug willig den Zwang der neuen Regierung, welche Ordnung schuf und verbürgte. Unbedingtes Vertrauen in den Sieger nach Außen und Innen charakterisiert die Periode des Konsulats. Die absolute Gewalt des Einen war jetzt ebenso populär, wie „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" Aller ehevor. Der neue Monarch von Frankreich konnte daraufhin viel, sehr viel wagen. Nur daß er schließlich zu viel gewagt, hat ihn vor seinem Ende vernichtet.

Wer Paris zu Beginn des Konsulates verlassen hatte und nach ein paar Jahren wiederkehrte, wie z. B. der Staatsrath Miot von Melito, staunte über die inzwischen eingetretenen Veränderungen Er fand allenthalben die letzten Reste der revolutionären Zeit getilgt. An die Stelle der bürgerlich-militärischen Kleidung, welche am Schluß des Jahrhunderts Mode gewesen, war die Tracht des alten Regimes getreten, statt des Säbels trug man wieder den Paradedegen, statt der Stiefel Strümpfe und Schnallenschuhe. Nur die heimgekehrten Aristokraten behielten — um ihre Verarmung auffällig zu machen — die egalitäre Gewandung mit Frack und Pantalons bei. Man sprach sich nicht mehr mit „Bürger" sondern mit „Herr" an, ja, der offizielle

Almanach von 1803 schrieb den Titel „Madame“ statt „Citoyenne“ geradezu vor. War auch noch der revolutionäre Kalender im Gebrauch, so war doch schon statt des Dekadi der alte Sonntag wieder in seine Rechte getreten, und man versäumte nicht — und der Premierkonsul am wenigsten — an diesem Tage der Messe beizuwohnen. Die Straßen hatten ihre republikanischen Namen gegen die früheren vertauscht, das Palais d'Egalité hieß wieder Palais Royal, die Place de la Révolution wieder Place Louis XV. In der Modelitteratur wurden die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Frankreich, Voltaire und Rousseau, verleugnet, weil man in ihnen die geistigen Urheber des Umsturzes erblickte.

Am größten aber erschien der Unterschied gegen zuvor in der nächsten Umgebung Napoleons. Die Tuilerien, welche er im Januar 1800 als Regierungspalais bezogen, hatten sich in das Hoflager eines Souveräns umgewandelt. Da fand man jetzt eine strenge Etiquette, einen disziplinierten Hofstaat. Die Frauen, denen die Demokratie keinerlei politische Geltung eingeräumt hatte, erhielten nun eine solche: Josephine hatte ihre Audienztage wie ihr Gemahl. Alles, bis auf die Namen „Konsul“ und „Republik“, war monarchisch, persönlich, auf eine einzige herrschende Individualität konzentriert. Freilich war an diesem Hofe, wo man — auf Kommando — die Sitten des alten Königtums wieder einführte und mit Vorliebe weltgewandte Aristokraten als Palastbeamte anstellte, gar Vieles, was an das brüske Emporkommen des Herrn erinnerte. Da gab es Leute, die der spöttische Talleyrand mit der Bemerkung charakterisierte, sie verstünden nicht, auf Parquett einher zu gehen: linkische Offiziersfrauen von unbedeutender Herkunft und ohne alles Ansehen, Generale, mehr dressiert als erzogen, scheu und unterthänig dem aus Nervosität und Berechnung gemischten Eigenwillen eines Mannes gehorchend, der es zu seinem Grundsatz machte, den Eifer durch die Furcht zu spornen. Napoleons Herrschsucht duldete keinen

Widerspruch, wie sein Wesen überhaupt keine Schranken kannte, selbst die nicht, denen alle Welt sich fügte. „Ich bin nicht ein Mensch wie ein Andrer", sagte er, „und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich." Soll er doch die Mißachtung dessen, was Anderen heilig war, so weit getrieben haben, daß ihn die eigene Gattin der Blutschande mit seinen Schwestern zeihen durfte. Er selbst war in seinem Gemüte düster geblieben, wie wir ihn früher kannten. Seine Erfolge hatten aus dem Träumer keinen frohen Mann gemacht. Durch sein Wesen ging jetzt ein Zug der Trauer, der in späteren Jahren einem herben Mißmut weichen sollte. „Ich bin nicht geschaffen zum Vergnügen", pflegte er zu sagen, und was wir von seinen Zerstreungen wissen, beweist vollauf seine Worte. „Man sah ihn" — erzählt Frau von Rémusat, die seit 1802 bei Josephinen die Stelle einer Palastdame bekleidete — „am Rauschen des Windes sich begeistern, hörte ihn mit Enthusiasmus vom Brüllen des Meeres reden, ja, er war sogar manchmal versucht, nächtlichen Geistererscheinungen nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen und neigte zum Aberglauben. Wenn er des Abends sein Arbeitszimmer verließ und in den Salon seiner Gattin eintrat, ließ er nicht selten die Kerzen mit weißen Schleiern umhüllen, gebot Schweigen und gefiel sich dann im Erzählen oder Anhören von Gespenstergeschichten, oder ließ sich langsam und leise tönende Musik von italienischen Sängern vortragen, die nur wenige, kaum berührte Saiteninstrumente begleiteten. Da sah man ihn in träumerisches Brüten versinken, während Jedermann still auf seinem Platze blieb. Aus diesem Zustande, der ihm eine Art Erleichterung zu gewähren schien, erwachte er dann in der Regel heiterer und gesprächig."

Seit den Attentaten hatte sich Bonaparte von der Außenwelt immer mehr abgeschlossen. Nur bei der Musterung der Truppen im Hofe der Tuilerien war es möglich, sich ihm zu nähern und Bittschriften zu überreichen. Sonst fuhr er stets nur

unter starker Bedeckung berittener Garden durch die Stadt, und sein regelmäßiger Besuch im Theater erheischte einen besonderen Überwachungsapparat, in den sogar die ersten Coulissen, denen er gegenüber saß, einbezogen wurden; sie waren mit Gardisten besetzt. Draußen in Malmaison durchschritten starke Patrouillen die Alleen, und niemals kehrte der Konsul nach Paris zurück, ohne daß die Polizei vorher die Straßen, die er passieren mußte, durchforscht hätte. Ein tiefes Mißtrauen erfüllte ihn gegen Jedermann. Zuweilen wurde er selbst für die Minister unzugänglich, denen dann irgend ein junger Flügeladjutant seine Befehle zu überbringen hatte. Da er selbst jede seiner Handlungen wohl berechnete, spürte er auch bei Anderen stets nach Zweck und Kalkül ihres Benehmens. Nichts leuchtete ihm so sehr ein, als Machiavell's Sentenz, man müsse mit seinen Freunden immer in dem Gedanken leben, daß sie unsere Feinde werden können. Hochherzigkeit war ihm fremd. Edle Motive setzte er bei niemandem voraus. Als einmal seinem Sekretär Bourrienne die verlorene Taschenuhr wieder gebracht wurde, war er von diesem Akte von Ehrlichkeit so überrascht, daß er den Finder vom Militärdienste befreite und für dessen Familie sorgte. Und nicht anders als mit der Redlichkeit hielt er es mit der Wahrheit, die zu sagen, nach seiner Meinung, nicht immer zuträglich sei. So verließ er sich auch durchaus nicht auf die offizielle Polizei allein, sondern hatte neben dieser, insbesondere als Fouché 1802 seines Ministerpostens verlustig ging, noch verschiedene geheime Polizeibüreaus, die von ergebenen Generalen: Duroc, Savary, Davoût, Moncey, Junot u. a. geleitet wurden und sich gegenseitig überwachten.

Am Hofe Bonaparte's war es Josephine, die Aristokratin von Geburt, welche den französischen Adel mit der Konsularregierung verband. Durch sie und ihre früheren Beziehungen wurde jetzt mancher alte Name mit der Gegenwart versöhnt und mit seinen Interessen an die neue Staatsgewalt geknüpft. Dagegen markierten die Brüder Joseph und Lucian gewisse re-

publikanische Neigungen, die aber nicht tief genug wurzelten, um nicht schließlich von dem energischen Willen des Cäsars überwunden zu werden. So war es wenigstens bei Joseph. Lucian, der sich als Gesandter am Madrider Hofe ein großes Vermögen erworben hatte, überwarf sich mit Napoleon, weil er, anstatt der verwitweten Königin von Etrurien die Hand zu reichen, eine bürgerliche Ehe einging und dieselbe, trotz allem Einspruch des Bruders, nicht lösen wollte, was ihm schließlich die Verbannung aus Frankreich eintrug. Es gefiel ihm hinterher, sich mit seiner demokratischen Gesinnung zu drapieren. Der dritte Bruder, Ludwig, hatte, auf Josephinens Betreiben, die schöne Tochter derselben, Hortense Beauharnais, geheiratet. Die Verbindung, von beiden Seiten widerwillig eingegangen, war keine glückliche und zeigte deutlich die Feindseligkeit, die zwischen den beiden Familienparteien, den Bonaparte und den Beauharnais herrschte. Die Ursache dieses Zwistes lag in Josephinens Unfruchtbarkeit, welche den Stiefkindern Napoleons eine Bedeutung einräumte, die den Bonaparte unbequem war und ihrem Ehrgeize widerstrebte. Thatsache ist, daß die Geschwister des Konsuls, Lucian voran, schon jetzt von Scheidung sprachen, und daß Josephine in ihrer Besorgnis sogar die Fürsprecherin der Bourbons wurde. Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, lebte zu dieser Zeit in Nordamerika ein ziemlich leichtes Leben und heiratete dort die schöne Elisa Patterson in Baltimore, die er später in Europa, auf höheren Befehl, wieder verließ. Er war zu einer großen Stellung in der Marine bestimmt, sollte es aber noch weiter bringen. Von den Schwestern des Gewaltigen war die älteste, Elisa, seit 1797 mit Pascal Bacciochi, einem französischen Offizier von italienischem Adel, vermählt, dem im Jahre 1803 das Kommando des Forts St. Jean in Marseille übertragen wurde. Sie hatte gute schöngeistige Anlagen und versammelte mit Lucian in Paris einen Kreis angesehener Litteraten um sich, von denen sie Fontanes und Chateaubriand bei Napoleon empfahl und emporbrachte. Die schöne aber leichtfertige Pauline

hatte den General Leclerc geheiratet, der in St. Domingo mit Tausenden seiner Landsleute dem gelben Fieber erlag. Als sie dann anfangs 1803 von dort nach Frankreich heimkehrte, fand sich alsbald in dem Fürsten Borghese ein neuer Freier. Die ehrgeizige Karoline, seit 1800 die Gattin des Reitergenerals Murat, den sie geistig weit überragte, war eine der eifrigsten Intriguantinnen gegen die Beauharnais. Mutter Lätitia lebte jetzt in ihrem eigenen Palais in der Hauptstadt, sonnte sich im Glanze ihres Sohnes, ohne aber als erfahrene Frau seinem Glücke so unbedingt zu vertrauen, daß sie nicht die Gunst der Verhältnisse zur Erwerbung reicher Fonds für mögliche schlimmere Tage ausgenutzt hätte. Sie war sich völlig gleich geblieben. Auch ihren korsischen Dialekt hatte sie beibehalten, was Napoleon ihr ernstlich übelnahm, denn er wollte durch nichts an seine fremde Herkunft erinnern. Nützlicher erwies sich ihm Onkel Fesch, der ehemalige Abbé und Magazinverwalter der italienischen Armee. Ein geistliches Mitglied in der Familie war dem Konsul, nachdem er seinen Frieden mit der Kirche gemacht hatte, von nicht geringem Werte. Fesch mußte die weggeworfene Soutane wieder aufnehmen und ward bald nach Abschluß des Konkordates Erzbischof von Lyon und Kardinal.

Dies war der Hof des Mannes, der — wie er sagte — die Politik von ganz Europa lenkte. Und darin lag keine Übertreibung. Er lenkte sie in der That, bereit, wo immer sich ein Widerstand zeigen würde, denselben mit den Waffen niederzuschlagen. Er hatte den allgemeinen Frieden geschlossen, weil er ihn für seine persönliche Geltung benötigte, ihn dauernd zu erhalten, lag weder in dem revolutionären Systeme, das er zu dem seinigen gemacht hatte, noch in seiner eigensten Neigung. Es ist uns von vertrauenswürdiger Seite ein Gespräch überliefert, welches er mit einem Staatsrat führte, kurz bevor er die konsularische Gewalt auf Lebenszeit übertragen erhielt. Der Staatsrat vertrat die Meinung, für Frankreichs Wohl sei die Er-

haltung der Ruhe in Europa vor allem Andern erforderlich, worauf ihm der Konsul mit der Frage entgegnete, ob er denn nicht an die Feindschaft der Mächte glaube, die jetzt den Frieden unterzeichnet hätten. Und als Jener zugeben mußte, daß England, Österreich u. a. auch weiterhin Frankreichs Gegner bleiben würden, sagte Napoleon: „Nun gut, ziehen Sie daraus die Konsequenzen. Wenn diese Staaten stets den Krieg in petto haben, um ihn eines Tages zu erneuern, dann ist es besser, es kommt früher als später dazu. Denn mit jedem Tage verblaßt ihre Erinnerung an ihre letzten Niederlagen, während das Prestige unserer Siege mit jedem Tage sich verringert. Aller Vorteil ist also auf ihrer Seite.*) Halten Sie doch nur fest, daß ein Premierkonsul in Nichts diesen Königen von Gottes Gnaden gleicht, die ihre Reiche wie ein ererbtes Gut betrachten. Ihnen kommt das Herkommen zugute, während es bei uns ein Hindernis ist. Von seinen Nachbarn gehaßt, gezwungen, in seinem Innern verschiedene Klassen Übelwollender im Zaume zu halten und zugleich so vielen äußeren Feinden zu imponieren, bedarf der französische Staat glänzender Thaten, und deshalb des Krieges. Er muß von allen Staaten der erste sein oder zugrunde gehen. Ich werde den Frieden ertragen, so lange ihn die Nachbarn zu bewahren wissen werden, aber ich werde einen Vorteil darin sehen, wenn sie mich zwingen, zu den Waffen zu greifen, ehe sie gerostet sind. Zwischen alten Monarchien und einer neuen Republik wird stets ein kriegerischer Geist herrschen. In unserer Lage seh' ich jeden Friedensschluß nur als kurzen Waffenstillstand an und halte mich während

*) Wie richtig dieser Gedanke war, ersehen wir aus einer jüngst veröffentlichten Depesche des englischen Gesandten Withworth vom 1. Dez. 1802. „Jedes neue Friedensjahr“, heißt es da, „wird, während es die Konsularregierung schwächt, Kraft und Mut denjenigen verleihen, deren Zweck und Interesse es ist, dieselbe zu stürzen. Thatsächlich unterhalten wir mittelst des Friedens einen Kriegszustand gegen diese Regierung, entschiedener und ihr gefährlicher als offene Feindseligkeit.“

meiner Amtszeit für bestimmt, fast ohne Unterbrechung zu kämpfen."

Wer diese Sätze aus dem Sommer 1802 aufmerksam liest — sie mögen nun wirklich mit solchen Worten gesprochen worden sein oder nicht — der wird daraus entnehmen, daß Napoleon das im Jahre 1801 durch Hauterive verkündete Programm der Vorherrschaft Frankreichs mit bewaffneter Hand durchführen wollte. Aber war dies wirklich sein einziger Zweck? handelte es sich ihm wirklich nur, wie er sagte, darum, dem französischen Staate die Hegemonie zu verschaffen? oder lag seine Absicht tiefer, als daß er sie einem Mitgliede des französischen Staatsrates offenbaren durfte? Vielleicht hat er schon jetzt den heimlichen Gedanken gefaßt, den er zwei Jahre später in einem vertrauten Kreise aussprach: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den Einen zum König von Italien, den Andern zum König von Bayern, Diesen zum Landammann der Schweiz, Jenen zum Erbstatthalter von Holland macht, und ihnen sämtlich zugleich kaiserliche Hofämter als Oberstmundschenken, Oberstohofmarschällen, Oberstjägermeistern, Oberstküchenmeistern u. s. w. verleiht. Man wird vielleicht sagen, daß dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts absolut Neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muß man zu Vergangenem zurückkehren." Man sieht, so sehr er es gerade während des Konsulates liebte, sich als Franzose zu geben, er war es nicht. Wäre er Franzose gewesen, er hätte sich begnügt, Frankreich die erste leitende Stelle unter den Mächten zu verschaffen. Aber das war es eben, daß er keinen französischen Patriotismus und keinen französischen Ehrgeiz besaß, daß er, seitdem er sein kleines Vaterland verloren, keine nationalen Schranken für sein Streben mehr kannte, welches allerdings riesengroß war, weil es die Welt umfaßte, und doch wieder un-

endlich klein, weil es nur der engen Ehrsucht eines Einzelnen diente.*)

Wer so fest und bestimmt den Kampf will, der wird ihn auch haben, ohne sich gerade als Angreifer zu bekunden. Und in der That, Napoleons Eroberungen im Frieden haben den Krieg auf's wirksamste vorbereitet und ihn schließlich auch herbeigeführt.

Schon im Herbste des Jahres 1801, nachdem die mit England abgeschlossenen Präliminarien und der Vertrag mit Rußland den allgemeinen Frieden zu Stande gebracht hatten, war Bonaparte rastlos thätig gewesen, aus dem Ruhebedürfnisse der Völker Nutzen zu ziehen und Erwerbungen zu machen, die sein System bedingte. Denn das war das Ergebnis des letzten Ringens, daß die zeitweilige Erschöpfung der europäischen Staaten die Störung des Gleichgewichtes zu Gunsten des Siegers zuließ. Vor allem war es ihm darum zu thun, die innerhalb des französischen Machtzirkels gelegenen Länder durch ihre innere Organisation seiner Gewalt noch unmittelbarer zu Gebote zu stellen. Denn die meisten derselben hatten noch streng republikanische, der Direktorialkonstitution Frankreichs nachgebildete Verfassungen und bildeten mit ihren stets schwankenden Parteiregierungen keine ganz zuverlässigen Werkzeuge. Darum galt es, diese Verfassungen, der neuen französischen Konstitution von 1799 entsprechend, umzugestalten.

---

*) Daß Napoleon wirklich schon 1802 Europa nicht für Frankreich, sondern für sich allein zu erobern gedachte, deutet Lucian in seinen Memoiren (Edition Jung II. 165) zu dem genannten Jahre an: „Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, mein Bruder habe auch nur ein einziges Mal wider Willen Krieg geführt. Ich wußte in dieser Beziehung zu genau, was er im Grunde dachte, und insbesondere in der Zeit, von der ich spreche. Es war ein Gedanke, viel mehr ehrgeizig als patriotisch, der ihm den Krieg zum persönlichen Bedürfnis machte."

So geschah es zunächst in Holland. Im Einvernehmen mit dem Gesandten der batavischen Republik ward in Paris ein neues Staatsgrundgesetz ausgearbeitet, welches die fünf Direktoren durch einen Präsidenten, der den alten Titel eines „Großpensionärs" führte, und die beiden Kammern durch einen gesetzgebenden Körper von Abgeordneten mit eingeschränkter Kompetenz ersetzte. Dieses neue Statut wurde dem Lande durch das eigene von Frankreich gewonnene und von französischen Truppen aufs kräftigste unterstützte Direktorium aufgenötigt (17. Oktober 1801). Bei einem Plebiscit stimmten 50 000 Holländer dagegen; der Rest schwieg. Dieses Schweigen ward von Napoleon als Zustimmung und die neue Konstitution als ein Willensakt des batavischen Volkes ausgegeben — nur um der Form zu genügen, denn es stand im Artikel 11 des Friedens von Lunéville: „daß die kontrahierenden Mächte sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, ligurischen, helvetischen und cisalpinischen Republik garantieren und den betreffenden Völkern die Freiheit zusichern, sich jene Regierungsform zu geben, die ihnen gutdünkt."

Ähnlich wie in Holland lagen die Dinge in Cisalpinien. Auch hier gab es noch eine republikanische Direktorialverfassung, auch hier sollte dieselbe verändert werden, indem die Staatsgewalt aus den beratenden Körperschaften völlig in eine einheitliche Exekutive überging, die dann viel leichter von Paris aus zu lenken war als die flüssige Masse der Parteien in den Kammern. Schon im September 1801 hatte Napoleon mit einigen lombardischen Vertrauensmännern sich besprochen, dann von Maret nach seinen Angaben eine Konstitution ausarbeiten lassen und nach Mailand geschickt, damit sie dort insgeheim durchberaten werde. Danach sollte auch hier ein einzelner Präsident an die Spitze der Regierung treten. Das Mailänder Gouvernement ging auf Alles ein und bat nur, Bonaparte möge auch die geeigneten Personen für die Staatsämter bestimmen. Dieser suchte wieder dem erwähnten Luneviller Artikel entsprechend zu handeln, indem er die hervorragendsten Vertreter der drei

verfassungsmäßigen Volksklassen: des Grundbesitzes, der Gelehrten und der Kaufleute (possidenti, dotti, commercianti) nach Lyon einlud, wo dann, im Einvernehmen mit ihnen, die hohen Stellen besetzt wurden, mit Ausnahme einer einzigen, der des Präsidenten. Diese hatte Napoleon für sich selbst im Auge. Talleyrand mußte die Sache arrangieren. Der kluge Minister benutzte den Anlaß einer Revue über die heimgekehrten ägyptischen Truppen, welche den größten Teil der Fremden an sich lockte, um den in der Stadt verbliebenen Rest der Abgeordneten, ungefähr ein Drittel, zu versammeln und eine Probewahl vornehmen zu lassen, und gab, als dieselbe auf Melzi d'Eril fiel, den Italienern zu verstehen, daß sie noch eine weit bessere Entscheidung treffen könnten. Sie begriffen und beschlossen, Napoleon die Präsidentschaft anzubieten; Melzi sollte Vicepräsident werden. Am 26. Januar 1802 erklärte sich der Erste Konsul von Frankreich dazu bereit. Seine erste Amtshandlung war, daß er den Staatsnamen in „Italienische Republik“ veränderte — ein sehr geschickter Zug, denn schon hatte das Wort Alfieri's von der „Italia virtuosa, magnanima, libera et una“ zahllose Herzen begeistert. Es konnte scheinen, als läge in dem erwählten Namen ein ganzes großes Programm nationaler Einheit und Unabhängigkeit. Und wer hatte mehr die Macht, dasselbe durchzuführen, als der Sieger von Marengo?

Aber damit war es doch nichts weiter als bloßer Schein. Das bewies das Schicksal Piemonts aufs deutlichste. Dieses Land lag vor den Thoren Frankreichs und bildete gleichsam die Brücke zur lombardischen Republik. Seit dem Siege über die Österreicher hatten es die Franzosen besetzt gehalten und auch nach dem Frieden von Lunéville nicht geräumt. Solange Paul I. von Rußland lebte, der u. a. für die legitime Herrschaft des Königs von Sardinien das Schwert gezogen, ließ es Napoleon noch bei der bloßen Okkupation bewenden, um den neugewonnenen Freund nicht zurückzuscheuchen. Kaum aber war der Zar tot, so beauftragte er alsbald den General Jourdan

— den Jakobiner vom 18. Brumaire, der nun dem neuen Monarchen gefügig diente — den Piemontesen zu verkünden, daß ihr Land eine französische Militärdivision bilden und in sechs Präfekturen eingeteilt werde. Gerade so hatte ehevor der Konvent die Annexion der deutschen Rheinländer eingeleitet. Mit der formellen Einverleibung zögerte der Premierkonsul, bis der Definitivfriede mit England geschlossen war. Während der Verhandlungen über denselben gab er seinem Bevollmächtigten die strikte Instruktion, keinerlei Einmischung der britischen Macht in die kontinentalen Fragen zu dulden. Und in der That, Großbrittannien, in seinem unabweisbaren Bedürfnis nach einer wenn auch nur kurzen Frist der Ruhe, brachte dieses Opfer: der Vertrag von Amiens enthielt kein Wort zu Gunsten des Königs von Sardinien. Kaum hatte sich Napoleon nach dieser Seite gesichert, so schritt er auch schon zur förmlichen Besitznahme. Am 4. September 1802 erklärte ein Pariser Senatskonsult Piemont als französische Provinz mit sechs Departements, von denen eines den stolzen Namen Marengo führte.

Am Wiener Hofe herrschte die tiefste Bestürzung über das rasche Ausgreifen der französischen Staatsgewalt in Italien. „Wie soll" — schreibt der österreichische Minister des Äußern, Graf Ludwig Cobenzl, der Nachfolger Thuguts, an den Gesandten in Paris — „wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?" Der „reißende Strom" sollte noch lange nicht anhalten. Da war im Süden von Piemont die ligurische Republik, das Landgebiet der alten Dogenstadt. Auch ihre Verfassung war unzeitgemäß geworden, und am 26. Juni 1802 überbrachte der französische Gesandte in Genua, derselbe Salicetti, den wir aus Napoleons früheren Jahren kennen, einen in Paris verfertigten Konstitutionsentwurf, den die Regierung dankbar entgegennahm, während sie den Genuesen erklärte: „Dem, der Europa den Frieden gab, kam es zu, auch unserer Republik

eine neue Gestalt zu geben." Ebenso hatte die kleine Republik Lucca schon vorher, im Dezember 1801, von den Tuilerien ihre Verfassung erhalten, mit einem Gonfaloniere an der Spitze, der, ähnlich dem holländischen Präsidenten, rasch wechseln mußte, um nicht zu nachhaltiger Geltung zu gelangen, indes der eigentliche Regent der politische Agent Frankreichs war. Und nicht minder abhängig von Frankreich war das Königreich Toskana-Etrurien, wo Napoleon durch seine Generale Clarke und Murat den jungen unfähigen König und nach dessen Tode im Jahre 1803 die Königin bevormunden ließ und selbst das Detail der Armeeverwaltung festsetzte Endlich wurde im August 1802 das von Spanien abgetretene Elba zur französischen Provinz erklärt, nachdem die Engländer die Insel verlassen hatten. Um auch hier den Schein zu wahren, als handelte er durchaus im Sinne der Bevölkerung, ließ der Konsul eine Deputation von Portoferrajo nach Paris kommen, dieselbe durch den Minister des Innern bewirten, jedem Einzelnen ein paar tausend Franken verehren, worauf sie in einer präparierten Rede das Glück ihrer Mitbürger über die Vereinigung mit Frankreich ausdrückte.

So stand im Hochsommer 1802 ganz Oberitalien bis auf das österreichische Venezien, teils direkt teils mittelbar, unter dem Szepter Frankreichs. Um eine möglichst ungestörte und zureichende Verbindung mit diesen Territorien herzustellen, genügte Piemont allein nicht. Napoleon hatte im letzten Feldzuge die Kommunikation über die Schweizer Alpen schätzen gelernt und gedachte, da doch sein Sinn auf Erneuerung der Feindseligkeiten stand, sich dieselbe dauernd zu sichern. Er verlangte deshalb von der Helvetischen Republik die Abtretung des Walliser Gebietes, durch welches die Straße über den Simplon führte, gegen Überlassung des Frickthales, das ihm Kaiser Franz im Lünéviller Frieden abgetreten hatte. Aber die Walliser wollten von einer Einverleibung in Frankreich nichts wissen, und Napoleon war klug genug, nicht darauf zu bestehen. Er pflegte nie einen Umweg zu scheuen, wenn etwas auf gerader Straße

nicht zu erreichen war. So begnügte er sich auch jetzt damit, daß Wallis von der Schweiz losgetrennt wurde und eine besondere Republik unter einem eigenen Präsidenten bildete. (30. August 1802). Von wirklicher Unabhängigkeit war hier nicht die Rede, denn gleich der zweite Artikel der Konstitution stellte den ganzen Freistaat unter den „Schutz" der französischen und italienischen Republik, während ihn der Artikel 7 der Mühe überhob, seine Pässe selbst zu überwachen, und Artikel 9 den Wallisern geradezu verbot, irgend eine nach Außen führende Straße ohne Frankreichs Zustimmung zu eröffnen. Aber auch die übrige Schweiz ward nicht minder abhängig von dem westlichen Nachbar. Schon das Direktorium hatte Helvetien als Mittelglied zwischen seiner italienischen und seiner rheinischen Position nicht entbehren können, und Napoleon durfte, wenn er die Offensivstellung der Revolution behaupten wollte — und er konnte nicht anders — nicht darauf verzichten, das Bergland zu dominieren. Darum war es auch zur Zeit des Konsulats ziemlich die allgemeine Ansicht in Europa, er werde sich, wie in der Lombardei, so auch hier an die Spitze der Regierung stellen, und man erzählt, es habe dies wirklich eine Zeitlang in seinem Sinne gelegen. Dem stand aber einmal der Vertrag von Lunéville entgegen, welcher die formelle Unabhängigkeit der Schweiz garantierte, und zweitens die Mahnung Rußlands, der Konsul möge die Selbständigkeit seiner Nachbarn respektieren und damit die Befürchtungen Europas zerstreuen. In der That gab Napoleon seine Absicht, die schweizerische Präsidentschaft zu erwerben, auf, sicherte sich aber seinen Machteinfluß dadurch, daß er den Zwiespalt zwischen den aristokratisch-patriarchalischen Föderalisten und den freigesinnten Zentralisten zunächst durch die Entfernung seiner Truppen bis zum offenen Kampfe anwachsen ließ, um dann als Interessent und bewaffneter Vermittler aufzutreten. Schon hatten die Altföderalisten bei England und Österreich Succurs erbeten, schon war ein englischer Agent in Bern angelangt, um hier im

antifranzösischen Sinne zu wirken, als jener plötzlich dazwischenfuhr. Er ließ neuerdings 30000 Mann unter General Ney einmarschieren, entbot eine Abordnung von fünfzig Vertretern des Schweizerlandes zu sich nach Paris und oktroyierte ihnen eine Mediationsakte. Dieselbe trug beiden Parteien Rechnung: den Föderalisten, indem sie jedem Kanton seine eigene Verfassung gab, den Fortschrittsmännern, indem sie das Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger aufrecht erhielt. Eine von den Kantons beschickte Tagsatzung mit einem Landammann als Vorsteher hatte die Geschäfte des Bundesstaates nach Außen zu führen. (19. Februar 1803). Mit diesem klugen Schachzug erreichte der Konsul, daß die Schweiz während der ganzen Zeit seiner Regierung Frankreichs im Innern ruhig, jedem fremden Bemühen unzugänglich und nur dem französischen Einfluß unbedingt ergeben blieb.

So sehen wir Napoleon über die eine der natürlichen Grenzen Frankreichs, die Alpen, weit hinausschreiten. Wird er die zweite, den Rhein, respektieren?

In Deutschland war, wie nach dem Frieden von Campo Formio, so auch nach dem von Lünéville, die Frage der Entschädigung jener Fürsten, die auf dem linken Rheinufer ihr Gebiet entweder ganz oder teilweise an Frankreich verloren hatten, unentschieden geblieben. Damals hatte sie der Rastatter Kongreß zu lösen, dessen Abmachungen dann der erneuerte Krieg außer Kraft setzte. Jetzt kam man wieder darauf zurück. In Rastatt war bestimmt worden, daß die beschädigten weltlichen Fürsten durch geistliches Territorium auf dem rechten Ufer schadlos gehalten werden sollten. Der Lünéviller Friede bestätigte dies. Die Absicht, welche Napoleon dabei befolgte, war durchaus die der Revolution, welche die politische Geltung der toten Hand in Frankreich vernichtet hatte und den Grundsatz allgemeiner Säkularisation von Kirchengut über die Grenze trug. Dort, in Deutschland, gab es geistliche, also undynastische Fürsten, die kein Familieninteresse bewog, gleich den weltlichen Reichsständen nach möglichster Unabhängigkeit und Souveränetät

ihres Hauses zu streben. Sie waren deshalb stets feste Stützen des feudalen Kaisertums gewesen, und ihr katholischer Charakter hatte sie auf der Seite Österreichs und seines Herrschergeschlechtes festgehalten. Wurden nun diese Fürstentümer unter den weltlichen d. i. dynastischen Reichsständen aufgeteilt, so erlitt die alte Reichsverfassung eine Erschütterung, das Kaisertum verlor seine unbedingten Anhänger, die trennende Tendenz überwog, und an die Stelle eines Reiches trat als Resultat dieser Umwälzung im besten Falle ein Staatenbund. Dann allein konnte die Reichskonstitution zur Not aufrechterhalten werden, wenn eben nur soviel kirchliches Staatsgut verweltlicht wurde, als zur Entschädigung der zu Schaden Gekommenen nötig war und nicht mehr; sie mußte aber fallen, wenn sämtliche geistliche Fürstentümer säkularisiert wurden. Die revolutionären Regierungen Frankreichs hatten prinzipiell den letzteren Standpunkt eingenommen. Im Jahre 1795, als man in Paris einen Augenblick lang an einen allgemeinen Friedensschluß dachte, ist er im Wohlfahrtsausschuß des Konvents von Sieyès vertreten worden, dessen Projekt der völligen Aufteilung deutscher geistlicher Fürstentümer unter die weltlichen später ohne Zweifel Napoleon und seinen Ministern vorgelegen hat.*) Damals hatte der berühmte Abbé den Grundsatz geltend gemacht, die deutschen Hauptmächte, Österreich und Preußen, seien so weit als möglich vom Rheine zu entfernen und hier nur kleinere Staaten zu dulden, die gegen die Übergriffe Jener bei Frankreich, dem sie treu anhängen würden, Schutz fänden. Hierzu aber seien die geistlichen Fürstentümer, meinte Sieyès, nicht geeignet, da sie, als Wahlfürstentümer ohne Hausinteresse, keine dauernde Anhänglichkeit verbürgten. Deshalb müßten sie verweltlicht werden, wie man schon im westfälischen Frieden einen Teil säkularisiert hatte.

*) Es wird einmal des Näheren dargethan werden müssen, wieviel von der auswärtigen Politik des Konsulats und des Empire gerade auf Sieyès zurückzuführen ist.

War dies der französische Gesichtspunkt, so war derjenige der beiden deutschen Hauptmächte demselben nicht geradezu entgegengesetzt. Was Preußen betraf, so hatte gerade die Säkularisation des westfälischen Friedens die Macht Brandenburgs wesentlich verstärkt; die Vergangenheit dieses Staates beruhte also auf demselben Prinzip, welches jetzt die Revolution verkündete. Und überdies hatte Preußen jetzt ein Interesse den depossedierten Erbstatthalter von Holland auf deutschem Boden zu entschädigen. Was hinwieder Österreich anging, so hatte dieses schon im Frieden von Campo Formio ein geistliches Fürstentum — das Erzbistum Salzburg — für sich gefordert und Frankreich geradezu die Befugnis eingeräumt, ihm dazu zu verhelfen.*) Im Vertrage von Lunéville ward dann festgesetzt, daß auch der Großherzog von Toskana in Deutschland seine Entschädigung finden solle, wozu neuerdings Salzburg und Berchtesgaden bestimmt wurden. Es überwog eben in Wien das österreichische Staatsinteresse über das deutsche Reichsinteresse, wie schon früher einmal unter Joseph II., der Plan einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Fürstenmacht Deutschlands aufgetaucht war. So traf bei keiner der deutschen Großmächte das Problem auf prinzipiellen Widerstand und das war ein entscheidendes Moment. Ein zweites lag darin, daß die Angelegenheit gar keine rein deutsche mehr war. Dadurch, daß man nichtdeutsche Fürsten — Toskana und Holland — auf deutsches Gebiet verwies und sich hierüber in internationalen Verträgen einigte, machte man das deutsche Entschädigungsgeschäft zu einer allgemein europäischen Angelegenheit. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die französische Macht, welche sich den ersten Platz im Völkerkonzert erobert hatte, darauf den wesentlichsten Einfluß nahm und die Angelegenheit nicht auf dem Regensburger Reichstage sondern in den Tuilerien entschieden wurde. Die einzelnen deutschen Dynasten drängten sich zu direkten

*) Artikel 5: „Die französische Republik wird ihre guten Dienste verwenden, damit der Kaiser in Deutschland das Erzbistum Salzburg ꝛc. erlange."

Verhandlungen mit dem Ersten Konsul. Das war ein Buhlen und Werben um das Wohlwollen Talleyrands und seiner Beamten, ein Bieten und Kaufen um Gunst und Gewähr, ein schimpflicher Handel, in welchem für ein paar Fetzen Landes des Reiches Würde und das Ansehen der Nation dahingegeben wurden. Da ward zuerst am 20. Mai 1802 ein Separatvertrag zwischen Frankreich und Würtemberg abgeschlossen, welcher diesem Staate eine bedeutende Vergrößerung durch geistliches Gebiet in Aussicht stellte, womit — da das würtembergische dem russischen Herrscherhause verwandt war — Alexander I. für die Sache gewonnen werden sollte. Am 23. Mai folgte dann ein ebensolcher Vertrag mit Preußen, welcher Friedrich Wilhelm III. gleichfalls eine weitreichende „Entschädigung" mit geistlichen Gütern zusprach.*) Am 24. wurde in Paris ein Traktat mit Bayern unterzeichnet, und bald nachher folgten Abmachungen mit Baden und Hessen. Auf Grund dieser Übereinkommen entstand dann in Paris der umfassende Entwurf einer allgemeinen Säkularisation, welcher nur das Erzbistum Mainz noch bestehen ließ, und am 3. Juni 1802 erwarb Napoleon Rußlands Zustimmung und Zusage, diesem Entwurf auf dem Regensburger Reichstage mit Frankreich gemeinsam zur Annahme verhelfen zu wollen.

Österreich hatte man absichtlich im Dunkeln gelassen. Sein Gesandter erfuhr die Thatsache der Verständigung mit Rußland und den Entschädigungsplan erst aus dem Moniteur. Kaiser Franz widersetzte sich. Er that es nicht, weil er an der Spitze des Reiches stand und dessen Verfassung und Ansehen gegen fremde Einmischung zu wahren hatte, sondern weil der preußische Gewinnstanteil zu groß, der österreichische zu klein bemessen worden war. Aber es half doch nichts, daß seine Truppen das Bis-

*) Von dem in diesem Vertrage namhaft gemachten geistlichen Territorien finden sich Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Essen, Werden, Quedlinburg schon in dem Sieyès'schen Entwurf von 1795 als preußischer Anteil.

tumsgebiet von Passau besetzten, welches Bayern erhalten sollte. Die deutschen Fürsten hatten nun einmal gemeinsame Sache mit Frankreich gemacht und Napoleons kategorische Aufforderung zwang den Wiener Hof zum Rückzug Derselbe mußte sich bequemen, zu Salzburg und Berchtesgaden für Toskana noch Brixen und Trient und ein Stück des Bistums Eichstädt zu empfangen', dafür aber in einem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 alle die in Oberitalien getroffenen Veränderungen gut zu heißen. Unterdessen gelangte in Regensburg der französisch-russische Entschädigungsentwurf zur Annahme und am 25. Februar 1803 in einem Hauptrecеß zum Abschluß. Die weltliche Gewalt der geistlichen Fürsten Deutschlands hörte auf zu existieren; die alte Reichsverfassung war in ihren Grundvesten erschüttert.

So hatte Napoleon auch die Völker jenseits des Rheines sein politisches Gewicht fühlen lassen und die kleinen deutschen Nachbarstaaten, insbesondere des Südens, in eine gewisse Abhängigkeit von seinem Systeme gebracht. In dem diplomatischen Feldzuge, den er gegen Österreich geführt, war er durchaus Sieger geblieben: der Donaustaat war vollständig isoliert, und der Dezembervertrag von 1802 bezeichnete seine entschiedene Niederlage. Wenn jener jetzt in seiner Verfolgung der besiegten Macht innehielt, so war es nur, weil er durch eine neue Verwicklung nach anderer Seite abgelenkt wurde.

Der Friede von Amiens mit England hatte allerdings einen Zustand geschaffen, der es gestattete, die Waffen für eine Frist beiseite zu legen, aber er hatte keine dauernde Ruhe verbürgt Wir kennen die Stimmen, die sich gegen denselben im britischen Parlament erhoben und nachdrücklich betonten, daß man Napoleon Italien und damit die Herrschaft über den Kontinent eingeräumt habe. Während das englische Volk, erschöpft von dem langen kostspieligen Kriege, den Präliminarfrieden vom Oktober 1801 mit Jubel begrüßt hatte, begegnete es dem

definitiven Abschluß desselben im März 1802 bereits mit weit weniger Enthusiasmus. Aus guten Gründen. Denn die Hoffnung der Engländer, die Kampfesruhe für ihren Handel ausnützen zu können, erwies sich schon nach wenig Monaten als Täuschung. Napoleon war nicht nur nicht auf den gewünschten Handelsvertrag eingegangen, sondern hatte vielmehr, auf die Hebung der französischen Industrie bedacht, die britischen Waren von den Häfen Frankreichs und der von diesem abhängigen Staaten, Hollands und Italiens, durch hohe Zölle ferngehalten. So kam es, daß Fabrikanten und Kaufleute jenseits des Kanals sich den Krieg wünschten, der ihren Interessen doch noch immer förderlicher gewesen war, als dieser Friede, der sie ruinierte. Und wie sollte das erst werden, wenn es dem Konsul gelang, das Föderativsystem Frankreichs noch weiter zu erstrecken und damit das Marktgebiet Englands auf dem Kontinent immer mehr einzuschränken? Im Jahre 1798 hatte er durch seine ägyptische Expedition das Kolonialwesen Englands bedroht, jetzt that er mit dessen Industrie dasselbe. Wie dort, so war es auch hier eine Lebensfrage für den Inselstaat, das Ausgreifen des Rivalen nicht zu dulden und sein Übergewicht nach Kräften zu mindern.

Napoleon seinerseits war von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches mit England überzeugt, wenigstens hat er schon im Mai 1802 zu dem österreichischen Gesandten in diesem Sinne gesprochen, aber er hielt das Friedensbedürfnis des englischen Volkes, das sich beim Vertragsabschluß weder der Holländer noch der Italiener angenommen hatte, für ein so intensives, daß er doch auf eine längere Zeit der Ruhe von dieser Seite rechnete. Wenigstens hat er einen umfassenden ökonomischen Plan in's Werk zu richten begonnen, der nur unter solcher Voraussetzung gelingen konnte. Derselbe bestand in einer ausgedehnten Kolonialpolitik, die sich einerseits insbesondere auf St. Domingo, andererseits auf die Antillen und das von Spanien abgetretene amerikanische Territorium von Louisiana stützen sollte. Hier wie dort ergaben sich Schwierigkeiten.

Zur Zeit des letzten Krieges hatte auf St. Domingo ein begabter Neger, Toussaint Louverture, als General der Schwarzen sich hervorgethan und den Engländern so entschiedenen Widerstand geleistet, daß sie abziehen mußten, hatte dann selbst die Herrschaft an sich gebracht und ein straffes aber tüchtiges Regiment begründet. Nach der Verfassung, die er der Insel gab, sollte Frankreichs Oberherrlichkeit nur rein formell erhalten bleiben, während er selbst — man sieht, Napoleon machte bereits Schule — als Präsident auf Lebenszeit unabhängig regieren wollte. St. Domingo erblühte unter ihm. Die von der Sklaverei befreiten farbigen Einwohner hielt seine Autorität zur Arbeit an; die Freigebung des Handels brachte dem Lande reichlichen Gewinn. Dies alles war aber mit Napoleons Kolonialplänen — die Talleyrand inspiriert haben mag — durchaus unvereinbar. Der Konsul verwarf deshalb die Verfassung und sandte seinen Schwager Leclerc mit einer Armee von 25 000 Mann hinüber, um die kommerzielle Abhängigkeit der Insel von Frankreich wieder herzustellen. Diese Armee, welcher Napoleon den entfernten Wirkungskreis unter einem verderblichen Klima anwies, war wohl, nebenbei gesagt, nicht ohne Absicht aus denjenigen Truppenkörpern erwählt worden, die im letzten Kriege unter Moreaus Oberbefehl gestanden hatten und zu dessen und des republikanischen Systems treuesten Anhängern gehörten. Da Leclerc, gleich dem nach Martinique entsandten Richepanse, auch die Aufgabe hatte, die Sklaverei der Schwarzen wiedereinzuführen, widersetzte sich Toussaint mit seinen Negern und konnte nur mit großer Mühe von den Franzosen, die hier Wunder an Mut und Ausdauer verrichteten, gegen das Versprechen einer Amnestie zur Ergebung genötigt werden. Aber die Expedition mißlang dennoch. An jedem Tage wurden Hunderte der Tapferen vom Fieber hinweggerafft, so daß Leclerc im Juli 1802, nach sieben Monaten Aufenthaltes, nur noch 8000 Mann besaß. Er fürchtete einen neuen Anschlag Toussaints, der seinen Generalsrang behalten

hatte, und riet Napoleon, denselben nach Frankreich kommen und dort festnehmen zu lassen. Das geschah, und Ende März 1803 endete Toussaint im Fort Joux als ein Opfer des rauhen Himmels und einer schonungslosen Behandlung. Aber auch Leclerc starb jenseits des Ozeans am Fieber dahin, und sein Nachfolger konnte, trotz bedeutender Verstärkungen, die Gewalt Frankreichs nicht befestigen, noch im Jahre 1803 haben die Franzosen die Insel gänzlich verlassen müssen. Und ebenso kam auch die zweite Stütze der napoleonischen Kolonialpolitik ins Schwanken: die Vereinigten Staaten von Nordamerika legten gegen die Ausbreitung der Franzosen in Louisiana ein drohendes Veto ein. Und endlich trübte sich nun auch der Friede mit England rascher als Napoleon vorausgesetzt hatte und raubte seinem Plane die allerwesentlichste Grundlage, die sichere Kauffahrt auf dem Ozean.

Während der Expedition nach St. Domingo, im Laufe des Jahres 1802, hatte die öffentliche Meinung in England immer entschiedener gegen Frankreich Stellung genommen, so zwar, daß sich schließlich auch das friedliebende Ministerium Addington dem Drucke nicht mehr entziehen konnte. Noch waren die Bestimmungen des Vertrages von Amiens nicht alle erfüllt, noch lag ein wichtiges Pfand in den Händen der Briten: die Insel Malta, die wertvolle Etappe auf dem Wege nach Indien. Angesichts der Übergriffe Frankreichs auf dem Kontinente säumte man, das Eiland — wie versprochen war — dem Johanniterorden zurückzustellen, und sah vielmehr eine erwünschte Kompensation für Napoleons Ausbreitung in dessen Besitz. Was den Fall noch schwieriger machte, war, daß englische Journale in beißenden Ausfällen die Person des französischen Machthabers angriffen und die Londoner Regierung dessen Forderung, diese journalistische Hetze nicht zu dulden, mit dem Hinweis auf die gesetzliche Freiheit der Presse in England ablehnen mußte. Es war eine feindselige Spannung, die mit jedem Tage wuchs. Napoleon ist rasch entschlossen. Er wird zunächst drohen. Ließ sich die fremde Macht

einschüchtern, so erreichte er damit, daß sein Prestige in Frankreich und Europa nur um so höher stieg; wollten aber die Engländer den Krieg, dann freilich mußte das Kolonialprogramm fallen gelassen werden, aber dann winkte doch auch — da Großbritannien nicht ohne Bundesgenossen bleiben würde — die Aussicht auf einen vorteilhaften Landkrieg, an den, wie wir sahen, der Premierkonsul fortwährend dachte.*)

Ein Anlaß fand sich, als England im Herbste 1802 wegen der durch Ney's Einmarsch verletzten Neutralität der Schweiz Beschwerde führte. Da diktierte Napoleon seinem Minister des Auswärtigen eine Instruktion für den Gesandten Otto in London in die Feder, welche seine ganze künftige Politik im Keime zeigt. Mit der Schweiz sei es beschlossene Sache. Er werde nicht dulden, daß sich in den Alpen britische Söldlinge festsetzen. Drohe man jenseits des Kanals mit Krieg, so entstehe die Frage, von welcher Art derselbe sein würde. Ein bloßer Seekrieg hätte für England, der geringen Beute wegen, wenig Wert. Es würde allerdings die französischen Häfen blokieren, aber zugleich auch selbst blokiert werden, da sofort nach Ausbruch der Feindseligkeiten alle Küsten von Hannover bis Tarent von französischen Truppen bewacht würden. Und wie, wenn der erste Konsul die Flachschiffe aus Flandern und Holland herbeizöge und Transportmittel für hunderttausend Mann herstellte, um England in steter Angst vor einer immerhin möglichen, ja wahrscheinlichen Invasion zu erhalten? Wollte andererseits das Londoner Kabinett den Kontinentalkrieg wieder entzünden, dann würde es nur Napoleon zwingen, Europa zu erobern. „Der Premierkonsul ist erst dreiunddreißig Jahre alt“, heißt es am Schlusse, „er hat vorerst nur Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, in wie kurzer Zeit er, einmal dazu gedrängt, das Antlitz Europas zu

*) Schon im Mai 1802 hatte er dem österreichischen Gesandten angekündigt, daß ein Bruch mit England notwendig einen Krieg auf dem Kontinent mit sich bringen würde.

verändern und das abendländische Kaiserreich wiederzuerwecken im Stande wäre?" (23. Oktober 1802). Der Gesandte brachte all dies nur sehr abgeschwächt in London zum Ausdruck, und der Friede blieb fürs Erste noch erhalten. Talleyrand und die übrigen Minister, ebenso die Brüder Napoleons, waren durchaus für die Vermeidung des offenen Kampfes. Nur der Konsul ließ sich durch die fortwährende Weigerung Malta zu räumen, und den herausfordenden Ton der englischen Blätter zum Kriege bewegen. Er gab seine Kolonialpolitik wirklich auf und drängte nun selbst zur Entscheidung Er ließ jetzt einen Bericht seines Generals Sebastiani, den er in geheimer Mission nach Ägypten geschickt hatte, im Moniteur abdrucken, worin gesagt war, daß die Engländer auch Alexandrien noch nicht geräumt hätten, daß aber bei den Feindseligkeiten zwischen Türken und Mameluken, die jetzt dort herrschten, 6000 Franzosen hinreichen würden, das Land auf's neue zu gewinnen. Wenn dieser Bericht veröffentlicht worden war, um England zu reizen, so erreichte er vollkommen seinen Zweck.*) Der Gedanke, die Straße nach Indien neuerdings gefährdet zu sehen, war den Briten unerträglich, und an eine Herausgabe Maltas ihrerseits nun erst recht nicht mehr zu denken. Aber Napoleon ging noch weiter. In dem Jahresberichte, den er im Februar 1803 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, war vom Kampfe der beiden englischen Parteien, der friedlichen gegen die franzosenfeindliche, die Rede, und wie Frankreich auf den Sieg der letzteren mit einer halben Million Streiter vorbereitet sein müsse. England allein allerdings — hieß es darin — sei Frankreich nicht gewachsen. Durch diese neue Geringschätzung war der britische Nationalstolz aufs Tiefste gekränkt. Georg III.

*) Daß dies die Absicht war, bezeugt Sebastiani selbst, indem er später erzählte, der Konsul habe, nachdem er ihm seinen Rapport vorgetragen, ausgerufen: „Nun, das wird hoffentlich genug sein, um John Bull zum Kriege zu treiben. Ich für mein Teil furchte ihn nicht." So Lucian in seinen Mémoiren II. 165.

stellte ein Ultimatum, welches u. a. die Entschädigung des Königs von Sardinien, die Räumung Hollands und der Schweiz durch die Franzosen forderte. Es ward abgelehnt. Mitte Mai 1803 verließen die beiderseitigen Gesandten die Residenzen. Der Krieg war erklärt.

Die Feindseligkeiten hatten mittlerweile bereits begonnen. Schon seit Wochen vorher machte England auf alle französischen Kauffahrer, die des Friedens froh ausgelaufen waren, Jagd, und Napoleon antwortete darauf mit der Verhaftung aller Engländer, die sich in Frankreich aufhielten. Bald nachher blokierten britische Geschwader die französischen Häfen, und nun begann der Konsul sein Kampfprogramm, wie er es in jener Instruktion an Otto aufgestellt hatte, Punkt für Punkt auszuführen. Es bestand, wie wir wissen, vornehmlich aus drei Aktionen: einmal seinerseits England zu blokieren, indem man dessen Schiffen die Kontinentalküste „von Hannover bis Tarent" durch die französische Macht unzugänglich machte; zweitens durch die Ansammlung eines Expeditionsheeres am Kanal mit einer Invasion zu drohen; drittens, falls es der britischen Macht gelingen sollte, einen Koalitionskrieg auf dem Festlande zu entzünden, das Festland sich dienstbar zu machen, soweit die Waffen reichten. Dieses Programm ward noch besonders dadurch illustriert, daß der Konsul jetzt den Festtag der Jungfrau von Orleans wieder aufleben ließ, um den Chauvinismus gegen den alten Feind zu nähren.

Noch im Mai ließ er ein Armeekorps in das zu Englands Staatsgebiet gehörige Hannover einrücken, wo die kurfürstlichen Truppen sich ohne viel Widerstand zu einer Kapitulation bequemten. Durch diese Okkupation wurden den feindlichen Schiffen die Mündungen der Weser und Elbe versperrt und dem britischen Handel die wichtigste Verbindung mit Norddeutschland benommen. Bald äußerten sich die Folgen. „Sie haben" — schreibt Napoleon an General Mortier — „England einen herben Schlag versetzt; schon haben viele Häuser falliert." Er ermahnt ihn, persönlich darüber zu wachen, daß keine britische Waren-

sendung Durchgang finde. Bald darauf, im Juni, rückte ein anderes Armeekorps unter St. Cyr ins Königreich Neapel ein und besetzte — traktatwidrig — die Häfen von Tarent, Brindisi und Otranto.

Damit waren die beiden Endpunkte des Kordons fixiert, und nun ward, was dazwischen lag, eng und fest an Frankreichs Politik gebunden. Zunächst die batavische Republik. Sie wurde vertragsweise genötigt, eine französische Truppe von 18 000 Mann zu ernähren und eine eigene von 16 000 Mann beizustellen, außerdem noch fünf Linienschiffe und hundert Kanonenschaluppen für den Seekrieg zu liefern. Dafür garantierte ihr Napoleon die Integrität und stellte ihr den Wiedergewinn aller Kolonien, die im Kriege verloren gehen sollten, und unter günstigen Umständen auch den von Ceylon in Aussicht (25. Juni 1803). Dann wurde die Schweiz zu Frankreichs Vorteil verpflichtet. Eine Offensiv- und Defensivallianz mit dem mächtigen Nachbar legte ihr die Steuer einer Armee von 16 000 Mann auf, die, wenn Frankreich angegriffen würde, bis auf 28 000 Mann erhöht werden sollte, d. h. ein großer Teil der Wehrkraft des Landes wurde einem durchaus fremden Interesse dienstbar. Endlich wurden auch Spanien und Portugal herangezogen. Mit Spanien war es zu einer nicht unbedeutenden Differenz gekommen. Als Napoleon nämlich im Frühling 1803 seine Kolonialpolitik definitiv aufgab, erwog er, daß ihm nun das von Karl IV. erworbene und von den Vereinigten Staaten angestrebte Louisiana nur zur Last sein würde und ließ dem Präsidium von Nordamerika den Kauf der Landschaft anbieten, der dann wirklich um den Preis von 80 Millionen Franken zustande kam. Nun hatte sich aber Spanien das Vorrecht der Wiedererwerbung Louisiana's in seinen Verträgen mit Frankreich vorbehalten, und in Madrid erzeugte Napoleons Rechtsverletzung so tiefe Aufregung, daß der Friedensfürst Godoy an Widerstand gegen den Nachbar dachte, namentlich als der Konsul jetzt statt der seit 1796 vereinbarten fünfund-

zwanzig Schiffe und 28000 Mann, welche der Madrider Hof im Kriegsfalle für Frankreich bereit zu halten hatte, hohe Geldsubsidien, 6 Millionen Franken per Monat, verlangte und diese Forderung durch ein bei Bordeaux gesammeltes Heer unterstützte. Aber Bonaparte ließ sich keinen Widerspruch bieten. Er verklagte den Friedensfürsten bei seinem Könige und vermied sogar nicht, auf das anstößige Verhältnis desselben zu dessen Gemahlin hinzudeuten. Das Mittel half. Der Minister demütigte sich, und am 19. Oktober 1803 kam der Vertrag nach Napoleons Wunsche zu stande. Damit war Spanien in die Reihe von Englands Feinden eingetreten und mußte es erfahren, daß das britische Kabinett ihm im Jahre 1804 offen den Krieg erklärte. Natürlich konnte Portugal von alledem nicht unberührt bleiben. Es wurde genötigt, sich von Frankreich seine Neutralität für eine Million Franken monatlich zu erkaufen. Im Februar 1804 ward auch Genua die Verpflichtung auferlegt, dem gewaltigen Nachbar für dessen Kriegszwecke 6000 Matrosen zu steuern.

Während der Konsul auf diese Weise die „Blokade“ Englands ins Werk richtete, sammelte er an den Gestaden des Kanals bei Boulogne eine imposante Armee, die er vortrefflich ausrüstete und — sei es zur bloßen Demonstration, sei es in wirklicher Absicht — für den Übergang nach England exerzierte; flache Transportboote wurden in großer Anzahl gebaut, die Feldsoldaten im Matrosendienste geübt. Es war ein kolossaler Apparat, der hier zum Schrecken John Bull's entfaltet wurde. Aber er sollte fürs Erste noch nicht in Aktion treten. Der äußere Feind war eben nicht der einzige, gegen den Napoleon zu kämpfen hatte. Im Innern von Frankreich erstand ihm ein anderer, der mit Armeen und Flotten nicht zu bekriegen war. Wider ihn wendet er sich jetzt. Er wird ihn bezwingen und mit seinem Genie des Emporkommens den niedergeworfenen Gegner als Piedestal zu neuer Größe benützen.

Nachdem die Partei der Jakobiner durch die Ächtungsdekrete von 1801 auf den Tod getroffen worden war, gab es nur noch zwei politische Gruppen, die das herrschende System persönlicher Regierung und den, der es vertrat, mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgten: erstens die gemäßigten Republikaner, die Bourgeois vom 13. Vendemiaire, die in dem General Moreau ihren Führer hatten, und zweitens die ins Ausland vertriebenen Ultra-Royalisten, welche in der Vendéer Kapitulation von 1800 nur einen Waffenstillstand erblickten, den sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen entschlossen waren. Die Letzteren hatten in England ihr Hauptquartier, in Karl von Artois, dem Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., ihren obersten Chef, in Pichegru, Dumouriez u. a. ihre aktivsten Agenten. Diese beiden Parteien waren während des Friedens ruhig verblieben. Jetzt, nach dem Wiederausbruch des Krieges schöpften sie neue Hoffnung. Ja, es bildete sich nun sogar eine wenn auch nur äußerliche Verbindung zwischen ihnen: Pichegru kam nach Paris und näherte sich Moreau. Diesem, der nicht zu umgehen war, sollte zu einer vorübergehenden Machtstellung verholfen werden, damit er dann die Rolle Monks spiele und den Bourbons den Weg zur Heimkehr bahne. Das Komplott gründete sich auf die Voraussetzung, daß es möglich sein werde, Napoleon zu beseitigen. Man wollte ihn jetzt sicherer treffen als an jenem Weihnachtsabend in der Rue St. Nicaise, wo die Höllenmaschine ihr Ziel verfehlte. Zu diesem Ende kam auch Georges Cadoudal, einer der Feldherren der Vendéer, insgeheim nach Frankreich, um hier mit vertrauten Parteigängern, die der langjährige Bürgerkrieg zu wahren Banditen der Politik herangebildet hatte, das Attentat auszuführen. Sie wollten in hinreichender Anzahl den Premierkonsul, wenn er, von seinen Garden umgeben, durch die Stadt fuhr, offen anfallen, ihn festnehmen — der Moniteur versicherte: töten — und mit ihm sein Regiment stürzen. Einzelne englische Minister waren in den Plan eingeweiht und billigten ihn,

wenigstens soweit es galt, den verhaßten Feind zu Fall zu bringen. Aber Napoleon war gewarnt. Seine Londoner Agenten hatten ihm den Anschlag verraten, ehe noch einer der Verschworenen französischen Boden betreten hatte. Als diese dann ankamen wurden sie einzeln verhaftet, und man erfuhr — nicht ohne Anwendung zwingender Mittel — den ganzen Umfang der Verschwörung. Auch Moreau ward festgenommen. Nach einem langwährenden Prozeß wurde Cadoudal mit einer Anzahl seiner Helfer erschossen; Pichegru fand man in seinem Gefängnis erwürgt; Moreau, dessen Einverständnis zwar mit Diesem, aber nicht mit Cadoudal erwiesen werden konnte, ward nach einer von Napoleon erzwungenen Revision des gefällten Spruches zu zwei Jahren Gefängnis, später zur Verbannung nach Amerika verurteilt. Das Entscheidende war, daß die bourbonische Sache kompromittiert erschien und daß Moreau, der einzige gefährliche Rivale des Ersten Konsuls, durch seine wenn auch noch so lose Verbindung mit den Verschwörern seine Geltung in der Armee verlor, während Napoleons Popularität durch die Gefahr, die ihm gedroht, bei der parteilosen Bevölkerung nur noch erhöht wurde.

Aber er selbst vernichtete einen Teil dieses günstigen Eindrucks durch eine That, die jeder Rechtfertigung spottet. Cadoudal hatte im Verhör ausgesagt, daß die königlichen Prinzen von Frankreich um den Anschlag wußten und bei dessen Ausführung anwesend sein wollten. Er hatte damit Artois gemeint, der in der That im Einverständnis war und sein Erscheinen in Paris in Aussicht gestellt hatte. Daraus ging allerdings hervor, daß einzelne Mitglieder des Hauses Bourbon mitschuldig an dem Attentate waren. Aber nicht alle, nicht z. B. die Condé's, welche die Verschwörung mißbilligt und jede Beteiligung abgelehnt hatten. Zu diesem Zweige des bourbonischen Stammes zählte als letzter Sproß der junge Prinz von Enghien. Den hatte die Liebe zu seiner Base Charlotte von Rohan in das badische Ettenheim geführt, welches

noch zu dem Sprengel des Kardinals Rohan gehörte und diesem Kirchenfürsten und seiner Nichte seit der Revolution als Wohnort diente. Der Prinz lebte hier von einer englischen Pension, für die er jetzt, wo der Krieg entbrannte, entweder jenseits des Kanals zu fechten oder auf dem Kontinente nützlich zu sein wünschte, etwa in der Weise, daß er aus den unzufriedenen Elementen, die sich immerhin im Elsaß und in den dortigen Garnisonen zeigten, ein Freikorps bildete. Das Anerbieten ward von der britischen Regierung abgelehnt, und Enghien mußte sich in seinem Exil mit Unthätigkeit bescheiden. Da traf es sich, daß England, wie in der Schweiz, so auch in Süddeutschland, durch geheime Agenten gegen Frankreich wühlen ließ, worüber in Paris übertriebene Berichte einliefen. Eine solche Nachricht nun brachte den jungen Condé in Beziehung zu diesen Emissären, unter denen man u. a. den gefürchteten Emigranten Dumouriez entdeckt haben wollte. Daraus schloß Napoleon, daß auch Enghien dem Komplott gegen seine Person nicht ferne stehen könne, und faßte den Gedanken, sich — da er Artois' nicht habhaft werden konnte — seiner zu bemächtigen. Daß er zu diesem Behufe in einen fremden Staat einbrechen und die Gesetze des Völkerrechtes verletzen mußte, galt ihm wenig. Mitte März 1804 ging General Ordener mit ein paar hundert Dragonern über den Rhein, nahm den Prinzen, der sich just zur Jagd anschickte, fest und brachte ihn nach Straßburg, von wo er sofort nach Paris eskortiert wurde.

Unterdes ward hier in einem engen Rate das schließliche Schicksal des Gefangenen erwogen. Napoleon äußerte die Absicht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, Cambacérès mahnte hiervon ab, Lebrun äußerte sich ausweichend, Talleyrand und Fouché aber rieten dringend zu, und so blieb der Konsul dabei, obgleich er sich aus den Papieren des Prinzen überzeugen konnte, daß derselbe zu den Verschwörern in keinerlei Beziehung stand, und der verhaßte „Dumouriez" sich in einen nebensächlichen „Thumery" verwandelte; er blieb dabei,

lediglich in der Absicht, einen Bourbon zu opfern, um die übrigen von weiteren Angriffen abzuschrecken. Noch am Abende der Ankunft Enghiens in Vincennes wurden die sorgfältig ausgewählten Beisitzer eines Militärgerichts dahin berufen. Der Angeklagte ward einem Verhör unterzogen, in welchem er jeden Zusammenhang mit Pichegru und den Anderen in Abrede stellte, dagegen aber, stolz auf der Wahrheit bestehend, erklärte, er habe allerdings seit dem Wiederbeginne des Krieges englische Dienste nachgesucht und am Rhein eine Rolle zu spielen gehofft, und daß er früher gegen Frankreich gekämpft, sei männiglich bekannt. Dies genügte den Richtern, um einen Spruch zu fällen, von dem sie wußten, daß er ihrem Herrn gefallen würde — nicht ganz ohne einen Schein von Recht, da die Revolution in jeder ihrer Phasen den offenen Kampf eines Franzosen gegen sein Vaterland mit dem Tode bedroht hatte und das betreffende Gesetz noch in Kraft bestand. Mit Bezug hierauf war es wohl auch, wenn Napoleon auf die Bitten seiner Gattin um Milde für den Gefangenen erwiderte: „Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution, und ich werde sie aufrecht erhalten.“ Kaum hatten die Obersten des Kriegsgerichts das Urteil unterzeichnet, so ward noch im Dunkel derselben Nacht — es war der 20. März 1804 — der Prinz in den Schloßgraben hinabgeführt, dort vor ein zubereitetes Grab gestellt und von einem Peloton Gendarmen erschossen. Nach allen authentischen Berichten starb der letzte Condé als ein wahrer Held.*)

---

*) Einen Augenblick vor seinem Ende hatte er mit seinem letzten Gruß einen Ring und eine Haarlocke dem kommandierenden Offizier für die Prinzessin Rohan eingehändigt. Man hat diesen Wunsch des Verurteilten unerfüllt gelassen. Die Reliquien blieben bei den Akten des Prozesses im Pariser Polizeiarchive liegen, bis diese in den fünfziger Jahren auf Befehl Napoleons III an die kaiserliche Kanzlei übergeben wurden. Seitdem sind die Faszikel verschollen. (Lalanne, Les derniers jours du Consulat p. XII.)

Stummes Entsetzen folgte der Unthat. Ein Glied der Familie, die Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, war in Frankreichs Hauptstadt auf den Wink eines Fremdlings verurteilt und hingerichtet worden. Also waren die Blutgerichte der Schreckenszeit auch jetzt, unter diesem Regimente, welches doch sonst so vortreffliche Gesetzbücher abzufassen wußte, noch nicht zu Ende? Und wenn noch der Prinz wirklich mit den Verschwörern gegen das Staatsoberhaupt im Bunde gestanden hätte, man würde sein Los begriffen haben. Aber dies war nicht der Fall. Man hatte ihn erst rauben müssen, um ihn zu töten. Und auch nicht etwa in der Hitze blind leidenschaftlicher Empörung über die verbrecherischen Anschläge war die That befohlen worden, sondern nach langsam ruhiger Erwägung, wie ein Staatsakt. Mit den Worten: „meine Politik“ glaubte Napoleon jeden Einwand gegen seine Strenge zurückzwingen zu können und kennzeichnete diese Politik, indem er sagte: „Wenigstens sollen sie sehen, wessen wir fähig sind, und werden uns künftig in Ruhe lassen.“ Aber es gelang ihm nicht, irgendwen zu überzeugen. Selbst diejenigen Kreise, welche die Rücksicht auf materielle Vorteile eng an ihn band, blieben nicht unempfindlich. An der Börse fiel die Rente um ein Beträchtliches, und der Konsul mußte Millionen aufwenden, um den Kurs zu stützen und das Aufsehen zu verringern. Man hatte ihm bisher, neben der Achtung für sein Genie, noch mannigfache Sympathie entgegengebracht. Diese entzog man ihm jetzt und ertrug fortan sein Regiment lediglich aus Berechnung. Er konnte nur noch auf Gehorsam, nicht mehr auf Neigung zählen, und auch darauf nur solange, als die Franzosen ihre Interessen durch ihn noch immer am besten gewahrt glaubten. Diesen Glauben allerdings hat die Bluthat von Vincennes nicht zu tilgen vermocht. „Der Prozeß Moreau und vor allem der Tod Enghiens brachten die Gefühle in Aufruhr, aber sie erschütterten nicht die Meinungen“, erzählt die Rémusat in ihren Mémoiren, und der preußische Gesandte am Pariser Hofe, Lucchesini, dessen

vortrefflicher Bericht über diese Vorgänge kürzlich bekannt geworden ist, sagt darin: „Wenn der französische Nationalcharakter nicht zu allen Zeiten seinen Handlungen mehr den Stempel der Lebhaftigkeit als den der Beständigkeit aufgedrückt hätte, man könnte meinen, der Erste Konsul habe durch den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien ein großes und wichtiges Stück von dem Vertrauen, dem Enthusiasmus, der Ergebenheit und Neigung eingebüßt, auf denen seine gegenwärtige Autorität beruht und auf die seine künftige Würde sich gründen soll. Aber vielleicht kennt er die Franzosen besser als sie selbst sich kennen; vielleicht hat ihn das Beispiel des Kardinals Richelieu — der einen Montmorency hinrichten ließ — gelehrt, daß in Frankreich gerade die kühnsten Staatsstreiche die oberste Gewalt eher befestigen als erschüttern."

Die Vermutung des Diplomaten war keine ganz unrichtige. Wir kennen Napoleons Streben nach der Monarchie in jeder seiner Phasen. Vor zwei Jahren hatte er sich noch mit dem Konsulat auf Lebenszeit begnügt. Aber es war nicht seine Meinung gewesen, dabei stehen zu bleiben. Schon im Mai 1802 wußte der österreichische Gesandte nach Hause zu berichten, es solle ihm die höchste Gewalt für die Dauer seines Lebens als einem „Kaiser der Gallier" übertragen werden, und genau zur selben Zeit meldete der Geschäftsträger Preußens, der Konsul habe nicht nur die Absicht, seinen Titel zu ändern sondern auch die souveräne Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Im März 1803 notierte der Engländer Jackson Ähnliches in sein Tagebuch, und von da ab tauchte die Idee des „Empire des Gaules" nicht mehr unter. Napoleon selbst spielte hier die gleiche Rolle wie bei den früheren Gelegenheiten. Er wollte auch jetzt wieder gesucht sein. Und auch jetzt wieder fand sich ein geeigneter Vermittler. Fouché, der den Verlust des einträglichen Polizeiministeriums noch nicht verschmerzt hatte, hoffte es zurückzuerhalten, wenn er den geheimen Wunsch des Premierkonsuls in Erfüllung brachte. Die Konspiration gegen denselben und den

in seiner Person bedrohten inneren Frieden lieferte die passende Handhabe. Aus den Provinzen, von Korporationen u. s. w. waren zahllose Glückwunschadressen eingetroffen, und Fouché einigte sich auf Grund dieser Kundgebungen mit einer Anzahl von Senatoren über eine neue Verfassungsänderung, die herbeizuführen der Senat seit 1802 bekanntlich das Recht hatte. Auf diese Körperschaft hatte die Gefahr, in der der Konsul geschwebt, den tiefsten Eindruck gemacht. Ein Umsturz hätte die Senatoren offenbar um ihre einträglichen Stellen gebracht, indem er sie der korrumpierenden Freigebigkeit Napoleons beraubte. Und zu dieser eigensüchtigen Erwägung gesellte sich eine zweite. Es war nicht zu leugnen: ein Staatsstreich und der damit verbundene Unfriede im Innern war viel leichter möglich, solange das herrschende System nur auf zwei Augen stand und es nur eine einzige Person aus dem Wege zu räumen galt. Anders wurde die Sache, wenn man dasselbe erblich machte, so daß sogleich ein legitimer Nachfolger in die Stelle Napoleons eintreten und dessen Maximen weiterführen konnte, denn dann verbürgte diese Erblichkeit allein schon eine größere Stabilität, indem sie weitere Attentate als erfolglos und unfruchtbar verhinderte. Die Vererbung der revolutionär-monarchischen Gewalt war also ebenso eine Forderung des allgemeinen Interesses wie des besonderen Vorteils der Senatoren, und darum wurde ihre Gesetzerklärung auch durch die Unthat von Vincennes nicht verhindert, darum stand kaum acht Tage nach dem unseligen Vorgang eine Senatsdeputation vor dem Ersten Konsul und sprach ihn mit den Worten an: „Sie haben eine neue Ära gegründet, Sie müssen sie verewigen. Der Erfolg ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits diese große Idee beschäftigt hat, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und vergißt an nichts. Aber zögern Sie nicht länger. Die Zeitumstände und Ereignisse, die Verschwörer und die Ehrsüchtigen, die Unruhe, welche alle Franzosen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umstände meistern, die Ehrsüchtigen entwaffnen, ganz

Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude festigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern gegeben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Staatsbürger spricht."

Die Senatoren hatten Recht. Als ihr Vorgehen bekannt wurde, fand es viel mehr Beifall als Widerspruch. „Nicht, daß irgend ein Affekt von Neigung die neue Erhöhung Napoleons und seiner Familie begünstigt hätte", sagt Miot von Melito, „nein; er war zu keiner Zeit weniger geliebt als jetzt. Aber das Bedürfnis nach innerer Ruhe und Beständigkeit war so dringend, die Zukunft so beunruhigend, die Furcht vor dem Terrorismus so groß, die Rückkehr der Bourbons, die so viel zu rächen hatten, so drohend, daß man gierig alles ergriff, was diese Gefahren beschwören konnte, gegen die man auf andere Weise sich nicht zu schützen wußte." *)

Aber Napoleon war nicht damit zufrieden, daß ihm die neue Würde vom Senate übertragen wurde. Dafür war die Abhängigkeit dieser Körperschaft von der Regierung viel zu offenkundig. Er wollte sie von denen angeboten erhalten, die ehedem die Monarchie bekämpft hatten. Sein Kalkül war ohne Zweifel der, hiermit jeder Opposition von vornherein vorzubeugen und zugleich eine Verwechselung seines Herrschertums mit dem der Könige von Frankreich unmöglich zu machen, denn er konnte doch nicht

---

*) Miot begegnet sich hierin mit anderen Zeugen. „Man erwartet allgemein dieses Ereignis," schreibt der preußische Gesandte nach Hause, „und so ansehnlich auch die Zahl der Unzufriedenen mit diesem Unternehmen sein mag, welches den Wünschen der Royalisten ebenso entgegen ist wie den Grundsätzen der Republikaner, so werden doch Paris und Frankreich in diesem Falle kaum ihre wahren Gefühle äußern. Man will allenthalben Ruhe haben, man wünscht Garantien für die gegenwärtigen Besitzverhältnisse, die Aussicht auf eine ungestörte Zukunft. Die neue Ordnung der Dinge läßt sie hoffen."

gut heute einen der Bourbons töten, um morgen selbst als Usurpator ihres Erbes aufzutreten. Vom Tribunat sollte die Sache ausgehen. Ein Mitglied desselben, Curée, dem man Aussicht auf einen der reich dotierten Plätze im Senat eröffnete, ward gewonnen, um folgenden, im Kabinett des Konsuls formulierten Antrag zu stellen: 1) Napoleon Bonaparte werde als Kaiser mit der Regierung der französischen Republik betraut; 2) die Kaiserwürde werde erblich erklärt für seine Deszendenten. Ein zweiter Tribun, der ehedem am 18. Fruktidor exiliert worden war, hatte diesen Antrag zu unterstützen. In der Sitzung vom 30. April 1804 brachte Curée sein Anliegen vor, und es fand sich nur ein einziger Mann, der dawider sprach: Carnot; alle Anderen stimmten dafür. Auch der Gesetzgebende Körper wurde in aller Eile zu einer außerordentlichen Session vereinigt und gab ein gleiches Votum ab. Darauf ward eine neue Konstitution in einem Regierungskomité, in welchem neben den Konsuln auch Talleyrand und Fouché saßen, unter der Direktion Napoleons entworfen, dann im Staatsrat durchgesprochen und endlich dem Senate zur Beschlußfassung übermittelt. Mit allen gegen vier Stimmen — diejenige Sieyès' war darunter — nahm dieser in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1804 die Vorlage an, „da das Interesse des französischen Volkes diesen Schritt erheische", und überbrachte die jüngste Verfassung Frankreichs dem Ersten Konsul nach Saint Cloud, wo sie noch am selben Tage als Staatsgrundgesetz verkündigt wurde. Die Republik hatte einen Kaiser.

Die Konstitution vom Jahre XII war keine, welche der monarchischen Gewalt Schranken zog. Das war auch bei ihrer Abfassung gar nicht beabsichtigt gewesen oder doch nur überaus schüchtern im Senate vorgebracht worden. Das Hauptgewicht lag eben auf der Erblichkeit der obersten Staatsgewalt. Dem Kaiser, der selbst keine Kinder hatte, wurde das Recht eingeräumt, Kinder oder Enkel seiner Brüder an Kindesstatt anzunehmen, auf die dann die Herrschaft überging. Falls es an

natürlichen oder adoptierten Söhnen Napoleons mangeln sollte, hatten ihm seine Brüder Joseph und Ludwig und deren Deszendenten in der Kaiserwürde zu folgen. Dieselben wurden als französische Prinzen erklärt. Die Zivilliste des Imperators blieb in der Höhe der königlichen Verfassung von 1791, d. i. mit jährlich 25 Millionen Franken bemessen. Den kaiserlichen Thron umgaben sechs Großwürdenträger, welche die nämlichen Ehren wie die Prinzen genießen und wie diese mit „Hoheit“ und „Monseigneur“ angesprochen werden sollten: der Großwahlherr (Grand électeur), der Reichserzkanzler (Archichancelier d'Empire), der Staatserzkanzler (Archichancelier d'Etat), der Erzschatzmeister (Architrésorier), der Konnetable und der Großadmiral. Daran schlossen sich die Großoffiziere des Kaiserreichs, d. i. sechszehn Marschälle und und eine Anzahl Zivilgroßbeamter; sie sämtlich waren, gleich den sechs Großwürdenträgern, Mitglieder des Senats. Neben diesem Herrenhause blieben noch der Gesetzgebende Körper und das Tribunat bestehen. Ja, der Erstere erhielt sogar die verlorene Sprache wieder, von der er aber nur im Schoße dreier Sektionen (der juridischen, administrativen und finanziellen), in die er sich zu teilen hatte, und bei verschlossenen Thüren Gebrauch machen durfte. Das Volk vernahm keinen Laut davon.

Kurz nach der Verkündigung der Verfassung erfolgten die Ernennungen. Die beiden Konsuln Cambacérès und Lebrun wurden Großwürdenträger, und zwar der Eine Reichskanzler, der Andre Erzschatzmeister. Bruder Joseph ward zum Großwahlherrn, Ludwig zum Konnetable erhoben. Talleyrand, der am Zustandekommen des neuen Statutes einen hervorragenden Anteil genommen, hatte sich gleichfalls auf eines der Erzämter Hoffnung gemacht, schon weil mit demselben eine drittel Million Franken jährlichen Gehaltes verbunden waren, aber er täuschte sich. Er blieb Minister des Äußern, und eine Ministerstelle war mit einem Erzamt unvereinbar. Fouché dagegen ward belohnt, wie er es gewünscht: er wurde wieder

Polizeiminister und stand fortan unter den Räten des Kaisers in erster Reihe. Vierzehn Generale wurden zu Marschällen von Frankreich ernannt: Jourdan für seinen Sieg bei Fleurus 1794, Berthier für seine Leistungen als Generalstabschef, Massena für Rivoli, Zürich und Genua, Lannes und Ney für unterschiedliche Aktionen, Augereau für Castiglione, Brune für die Affaire am Helder 1799, Murat für seine Direktion der Kavallerie, Bessières für sein Kommando der Garden, Davoat für seine Thaten in Ägypten, ferner Bernadotte, Soult, Moncey und Mortier.

Und wie der Staat, so wurde auch der Hof des neuen Kaisers mit hohem Glanze ausgestattet. Da gab es einen Großalmosenier (Fesch), einen Obersthofmarschall (Duroc), einen Oberstkämmerer (Talleyrand), einen Oberstjägermeister (Berthier), einen Oberststallmeister (Caulaincourt), einen Oberstceremonienmeister, und daneben eine schier endlose Schar von Palastpräfekten, Hofdamen und niederen Hofchargen. Mit der größten Vorliebe suchte Napoleon für diese Stellen Namen von altem Klange zu gewinnen. Und mit Erfolg. Sprossen edler Familien drängten sich herzu. Man findet einen Salm, einen Arenberg, einen Larochefoucauld, einen Montesquiou am Hofe des kleinen Kadetten von Brienne, der ehemals die Zielscheibe des hochadeligen Spottes gewesen war. Nun hat er ihnen verziehen, freilich erst, nachdem er ihr unumschränkter Herr geworden war. Besondere Wichtigkeit unter den obersten Hofämtern gewann das des Ceremonienmeisters. Napoleon verlieh es gleichfalls einem bekehrten Emigranten, dem Herrn von Ségur, der früher Ludwig XVI. am russischen Hofe vertreten hatte. Ségur mit seinen Erfahrungen aus dem alten Hofleben war bald eine der gesuchtesten und geplagtesten Persönlichkeiten. Denn die Etiquette wurde jetzt ein förmliches Studium in den Tuilerien. Man schlug gewaltige Bände über das Ceremoniel unter Ludwig XIV. nach, machte Auszüge daraus und veranstaltete förmliche Generalproben. Madame Campan, ehedem erste

Kammerfrau der Marie Antoinette, jetzt Vorsteherin eines Mädcheninstitutes, wurde zu Hofe geholt und zu Rate gezogen. Natürlich fehlte es in der Hauptstadt nicht an verstohlenem Spott und allerlei Witzeleien über das neue Kaisertum des Emporkömmlings. Man sagte sich u. a.: die Freiheit sei in Paris nur flüchtig erschienen, bei der Barrière de l'Enfer hereingekommen und bei der Barrière du Trône wieder entwischt. Ein Sarkast ersann eine Karrikatur, welche eine stadtbekannte Frauensperson darstellte, die für den Diebstahl eines Diadems verurteilt worden war; jetzt appelliert sie an den neuen Kaiser mit der Frage, ob ein solches Verbrechen auch wirklich Strafe verdiene, und bittet ihn um Revision ihres Prozesses. Aber das waren vereinzelte Stimmen, die wenig Widerhall fanden. Als man dem französischen Volke die Frage vorlegte, nicht ob Napoleon Kaiser sein — das schien sich von selbst zu verstehen — sondern ob die kaiserliche Würde in seiner Familie forterben solle, antworteten nur dritthalbtausend Stimmen mit Nein gegen vierthalb Millionen mit Ja.*)

So hatte sich Frankreich für die Erblichkeit und Dauer der revolutionären Monarchie mit allen ihren Konsequenzen erklärt. Nun, die wichtigste dieser Konsequenzen war der Krieg. In der Verfassung des Jahres 1804 fällt ganz besonders der Unterschied zwischen „Empire“ und „Etat“, „Reich“ und „Staat“, ins Auge. Allerdings, was der französische Staat war, das wußte man; seine Grenzen hatte die Revolution mit Alpen, Rhein und Pyrenäen umschrieben. Aber wie groß war das napoleonische Reich? wo lagen dessen Grenzen? und hatte es überhaupt welche? Diese Unbestimmtheit verbürgte den Krieg statt des sehnlich begehrten Friedens. So lange das Kaiserreich währen wird, wird es kämpfen, und wenn es nicht mehr siegt, wird es verschwinden. Als das neue Staatssiegel angefertigt werden

---

*) So der „Moniteur“. Ein nicht uninteressantes Detail ist, daß von zweihundert Pariser Advokaten nur drei mit „Ja“ votierten.

sollte und man nach einem Wappentier für dasselbe suchte, wurde von der betreffenden Kommission „ein ruhender Löwe“ in Vorschlag gebracht. Napoleon strich die Worte dick durch und schrieb mit seiner hastigen Hand darüber: „ein Adler im Flug!“

Zweites Kapitel.

Der Krieg von 1805.

Wenige Wochen nach seiner Erhöhung zum Kaiser begab sich Napoleon in's Lager von Boulogne, um hier an Offiziere und Soldaten, die sich in den letzten Kriegen hervorgethan hatten, Kreuze der Ehrenlegion zu verteilen. Er schmückte den gemeinen Mann wie den, der ihn kommandierte, mit demselben Ordenszeichen, eine überaus geschickte Maßregel, die das revolutionäre Moment der Gleichheit wahrte und zugleich dem Ehrgeiz auch des Geringsten schmeichelte. Man muß es in den Heften des Kapitäns Coignet, der als Troupier das Kreuz erhielt, nachlesen, welchen Stolz die populäre, von der gesamten Bevölkerung respektierte Dekoration erzeugte. Dieser Stolz drängte fortan in der Armee jede andere Empfindung zurück. An die Stelle des Freiheitsenthusiasmus, der die Soldaten der Revolutionsjahre belebt hatte, trat nunmehr die Ruhmesliebe und das Streben, sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu werden. Und wie den Mann in Reih' und Glied, so heftete Napoleon auch die Befehlshaber an seinen Willen. Jetzt war es, wo er zu ihnen zum ersten Male vom „Kaisertum Europa“ sprach, in welchem die einzelnen Länder seinen Generalen als Lehen zufallen sollten, mit einer glorreichen Perspektive auf Pracht und Reichtum. Nur auf sie kam es an, ob sie ihm und sich dazu verhelfen wollten. Und sie wollten. Auf solche Weise ist die republikanische Armee kaiserlich geworden, und treu kaiserlich wird sie bleiben, so lange dem „kleinen Korporal“ noch ein Strahl seiner

Ruhmessonne leuchtet. „Dieser große Apparat von Kräften“ — sagte in diesen Tagen Joseph Bonaparte zu dem preußischen Gesandten — „stets in der Hoffnung auf neue Lorbeeren und Reichtümer erhalten, das ist es, was die wahre Macht und Sicherheit meines Bruders ausmacht.“

Die Armee an der Nordküste, eine der schönsten und besten, die Napoleon jemals zur Verfügung waren, stand unter den Marschällen Bernadotte, der Hannover okkupierte, Ney, Soult, Davoat, Augereau und dem Divisionär Marmont. Die Infanterie ward fortwährend auf den Flachbooten für den Seedienst eingeübt, und Alles schien darauf hinzudeuten, daß England, welches seit Wiederbeginn der Feindseligkeiten die französische und holländische Handelsmarine und die Kolonien schwer getroffen hatte, dafür im eigenen Lande gezüchtigt werden sollte. Es gab Stimmen im Heere, die das Unternehmen als überaus gewagt bezeichneten, andere dagegen und, wie Marmont meint, die meisten hielten es für ausführbar. Die entscheidende Frage aber war doch die, ob Napoleon im Ernste den Übergang nach Britannien plante, oder ob er, wie es in der Instruktion an Otto vom Oktober 1802 hieß, England nur „in steter Angst“ vor einer Invasion erhalten wollte Die letztere Annahme ist nicht ohne starke Stütze. Wir wissen, wie gerne er im Jahre 1798 diesem Unternehmen — seiner unendlichen Schwierigkeiten halber — aus dem Wege gegangen war. Er hatte diese Schwierigkeiten gewiß auch jetzt vor Augen. Einmal äußerte er sich zu seinem Bruder Joseph, er selbst denke gar nicht daran, die Landung zu unternehmen, sondern wolle Ney damit betrauen, und denselben auch nicht nach Alt-England sondern nach Irland schicken. In seinen Briefen herrscht über die Zeit, welche der Übergang in Anspruch nehmen würde, die größte Unsicherheit. Als ihm Fulton sein Dampfschiffprojekt anbot, das ihn von Wind und Wetter unabhängig und den Engländern auf ihrem eigenen Elemente überlegen gemacht hätte, wies er ihn, ohne nähere Prüfung der Sache, einfach als „Charlatan“ ab

Endlich hat er selbst in späterer Zeit versichert, es sei mit der Landung niemals ernst gemeint gewesen. Dazu findet sich in den Aufzeichnungen scharfsichtiger Zeitgenossen — der Rémusat, Miot's von Melito, des Generals Hulot, der Diplomaten Lucchesini und Metternich — mehr als ein Zeugnis des Zweifels, daß der mit rethorischem Pomp angekündigte und mit aller möglichen Sorgfalt vorbereitete Plan wirklich zur Durchführung bestimmt war. Thatsache ist, daß derselbe vom Herbst 1803 auf den Frühling 1804, dann wieder auf den Herbst dieses Jahres verschoben wurde, um auch da nicht ins Werk gerichtet zu werden.*) Immerhin aber war auch so schon ein doppelter Zweck erreicht. Zum Ersten gelang es wirklich, die Engländer in Furcht zu setzen. Ein Heer von Freiwilligen ward von ihnen auf die Beine gebracht und für den Verteidigungskrieg mit großen Kosten eingeübt; die Küste wurde befestigt; ein Teil der britischen Flotte blieb an den Kanal gebunden. Zum Zweiten aber war es Napoleon unter dem Vorwande einer Landung möglich geworden, ein gewaltiges Heer zu sammeln, um es im gegebenen Falle auf dem Festlande zu verwenden. In einer Staatsratssitzung im Januar 1805, wo das Finanzgesetz zur Besprechung kam, gab der Kaiser folgende Erklärung ab: „Seit zwei Jahren hat Frankreich die größten Opfer gebracht. Ein allgemeiner Krieg auf dem Kontinente würde keine größeren erheischen. Ich habe jetzt die stärkste Armee, eine vollständige Militärorganisation, und befinde mich bereits zur Stunde in der Verfassung, in die ich mich sonst im Kriegsfalle erst zu versetzen hätte. Um aber in Friedenszeiten so viel Kräfte ansammeln zu können — 20 000 Artilleriepferde und vollständige Trains — bedurfte es eines Vorwandes, welcher gestattete, all dies herbeizuschaffen und zu vereinigen,

---

*) Lucchesini z. B. schreibt am 17. Mai 1804: „Ich kann es nicht oft genug wiederholen, unter den gegenwärtigen Umständen ist der Kontinentalkrieg der geheime Wunsch des ersten Konsuls. Er entbindet seine in der mit allzuviel Lärm verkündeten Landung kompromittierte Ehre.“

ohne daß die übrigen Kontinentalmächte Verdacht schöpften. Diesen Vorwand nun lieferte das Projekt der Landung in England. Vor zwei Jahren konnte ich noch nicht so zu Ihnen sprechen, aber es war doch immer mein einziger Zweck. Ich weiß wohl, daß es dreißig Millionen beim Fenster hinauswerfen heißt, wenn man so viel Bespannung in Friedenszeiten unterhält. Aber dafür hab' ich nun auch zwanzig Tage vor allen meinen Feinden voraus und werde einen Monat früher im Felde stehen, ehe Österreich auch nur seine Artillerie gerüstet haben wird"*.) Waren dies die militärischen Vorbereitungen zu dem längst geplanten Kontinentalkriege, welches waren die diplomatischen? Nun, gleich die ersten politischen Schritte Napoleons, nachdem der Zwist mit England entbrannte, waren durchaus offensiver Natur. Die Besetzung des deutschen Kurfürstentums Hannover bedeutete im Grunde den Friedensbruch mit dem deutschen Reiche, und wäre dieses Reich nicht in der Auflösung begriffen gewesen, es hätte schon dieserhalb zum offenen Kampfe kommen müssen. So aber war Deutschlands Oberhaupt gegen solche Angriffe, die nicht Österreich unmittelbar berührten, unempfindlich geworden. In Preußen hatte wohl Minister Haugwitz geraten, den Franzosen in der Okkupation zuvorzukommen, aber die anderen Räte des Kabinetts und die Königin Louise waren dawider gewesen, und Friedrich Wilhelm III. selbst erklärte nicht eher aus seiner Neutralität herauszugehen bis nicht ein preußischer Unterthan auf preußischem Boden getötet würde. Es gab zwar noch ein deutsches Reich, aber längst keine deutsche Politik mehr.

Von entscheidenderen Folgen als der Einmarsch in Hannover war die Besetzung Neapels. Sie berührte Rußland, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Einmal hatte sich der Konsul in dem Geheimvertrage vom 11. Oktober 1801 verpflichtet,

---

*) Miot von Melito, der die Rede mit angehört hat, citiert sie in seinen Memoiren (II. 268).

das Reich der Königin Karoline unangetastet zu lassen; diese Bestimmung hatte er nun verletzt. Ein Zweites war, daß die Okkupation von Tarent nicht nur den Engländern auf Malta, sondern auch den Russen auf Corfu Schach bot, wo deren Truppen seit dem Kriege von 1799 stationierten. Endlich zum Dritten hatte die französische Position in der Adria noch eine besondere Tragweite, da sie Napoleons orientalische Pläne unterstützte, die denen des Zarenreichs geradezu entgegenliefen. Auch hier ist es nur die Fortsetzung der Politik des Direktoriums, dessen geheime Verbindungen mit den aufrührerischen Elementen auf der türkischen Halbinsel den letzten Krieg mit Rußland herbeiführen halfen. Auch jetzt wissen die Diplomaten von Absichten Napoleons auf Morea zu melden, und das war nicht unrichtig, denn wir kennen z. B. seinen Brief an den Marineminister Decrès vom 21. Februar 1803, worin er Auftrag giebt, ein Schiff mit Waffen und Munition für die aufständischen Sulioten und andere mit den Türken in Fehde liegende Bewohner des Peloponnes auszurüsten. In Ragusa hatte ein französischer Konsul Befehl, den Bischof von Montenegro für eine gewisse Summe zu gewinnen, damit er die Berge und die Bocche in die Hände der Franzosen liefere, ein Plan, der im Juni 1803 von Österreich entdeckt und nach Rußland berichtet wurde, wo Alexander die Politik Katharinens wieder aufgenommen hatte und sich nun von Napoleons Machinationen empfindlich getroffen fühlte. Die Folgen zeigten sich alsbald Der Konsul, der nicht mit dem Zaren zu brechen, sondern demselben von vornherein eine neutrale Haltung zuzuweisen gedachte, hatte ihn in seinem Streite mit England zum Schiedsrichter gewählt. Der Zar aber, der freie Hand behalten wollte, war hierauf nicht eingegangen, sondern hatte nur seine Vermittlerdienste angeboten. Die Bedingungen jedoch, die er im August 1803 in Paris und London beantragte, zeigen schon deutlich seine Entfernung von Frankreich an. Er verlangte zwar die Räumung Malta's durch die Engländer, wofür die-

selben die Insel Lampedusa bekommen würden, zugleich aber auch die Räumung Hannovers, Hollands, der Schweiz, Ober- und Unteritaliens durch die Franzosen, die nur Piemont behalten, dafür aber den früheren König dieses Landes endlich entschädigen sollten. Das war ein Programm offenbaren Widerstandes gegen die Übergriffe Napoleons. Dieser weigerte denn auch die Annahme der Bedingungen, worauf der russische Gesandte Markow Paris verließ. Der Bruch zwischen den beiden Mächten war entschieden.*)

Schon bei der ersten Trübung des Verhältnisses zu Frankreich hatte Rußland Schritte gethan, um Österreich und Preußen für sich zu gewinnen. Zunächst ohne Erfolg. Preußen blieb aus den bekannten Ursachen neutral und ließ sich erst im folgenden Jahre (24. Mai 1804) zu einem Defensivbündnis mit dem Zaren herbei, und nur für den Fall, wenn Napoleon über Hannover hinausgehen oder Preußen direkt angreifen sollte. Daß beides nicht geschah, suchte Friedrich Wilhelm in Paris zu erreichen und erhielt es dort auch zugesichert (1. Juni 1804). Österreich hinwieder war durch die letzten Kriege zu sehr geschwächt, um so bald an neue Kämpfe zu denken. Man begrüßte zwar in Wien die Wendung in der russischen Politik mit

---

*) Obgleich die wahre Ursache des Zerwürfnisses seit Jahren bekannt ist, begegnet doch noch in neuesten Werken die Meinung, Alexander I. sei aus Entrüstung über die Hinrichtung Enghiens des Korsen Feind geworden. In den jüngst veröffentlichten Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski nun, der im Jahre 1804 russischer Minister des Auswärtigen war, findet sich ein Aktenstück, welches das damalige orientalische Programm Rußlands deutlich macht: „Die türkischen Länder in Europa werden aufgeteilt in kleine Staaten, die unter einander einen Bund bilden, auf welchen der Zar unter dem Titel Kaiser oder Protektor der Slawen oder des Orients einen entscheidenden Einfluß hat. Bedürfte man Österreichs Zustimmung hierzu, so wäre dieselbe durch Türkisch-Kroatien, einen Teil von Bosnien und der Walachei, Belgrad und Ragusa zu erkaufen. Rußland selbst erhielte die Moldau, Cattaro, Corfu, vor allem aber Konstantinopel und die Dardanellen samt den naheliegenden Häfen.“

Freuden, war aber durchaus nicht gewillt, sich zu einer offensiven Haltung gegen Frankreich verleiten zu lassen, sondern that vielmehr ein Übriges an Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gegen Napoleon, um ihm gewiß jeden Vorwand zu einer feindseligen Aktion zu rauben. Gleich bei Beginn des anglofranzösischen Krieges hatte Franz II. seine Häfen den Schiffen beider Staaten verschlossen und damit ganz besonders die Engländer getroffen. Frau von Staël, der Feindin Napoleons, wurde der Aufenthalt in Österreich verweigert. Desgleichen dem Prinzen von Enghien, der im Winter 1803 auf 1804 über Wien nach England reisen wollte. Man verbot Bücher, die den Herrscher von Frankreich angriffen. Man untersagte den französischen Emigranten das Tragen bourbonischer Orden und verwehrte ihnen, sich auf weniger als fünfzig Meilen der französischen und der schweizer Grenze zu nähern. Als die süddeutschen Fürsten gegen die Reichsritterschaft vorgingen, und diese dagegen Schutz bei Österreich suchte und wirklich eine Verstärkung der kaiserlichen Truppen in den Vorlanden erlangte, forderte Frankreich kategorisch die Sistierung dieser Maßregel, und das wiener Kabinett gab augenblicklich nach. Als bei der Gefangennahme Enghiens das deutsche Reichsgebiet verletzt wurde, that Kaiser Franz erst auf Rußlands Betreiben einen lahmen Schritt, und als dann der Prinz hingerichtet wurde, fand man in Wien nur, daß es in der Politik „harte Notwendigkeiten“ gebe, und erklärte die Angelegenheit als eine intern französische. Auch der Kaisertitel Napoleons wurde willig anerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß dieser seinerseits ein neugeschaffenes Kaisertum Österreich (11. August 1804) gutheißen, dessen Gleichstellung mit Frankreich aussprechen und dem Kaiser Franz II. als Oberhaupt des deutschen Reichs in der politischen Rangordnung den Vortritt lassen sollte. Nach einigem Zögern fügte sich Napoleon. Er wußte selbst am besten, wie kurze Zeit dem deutschen Kaisertume noch zu existieren vergönnt war, und wie um zu zeigen, welch geringen Wert dieses formale Zugeständnis habe, ging er da-

mals — es war im September 1804 — über Belgien nach Aachen, um hier, in der alten Pfalz Karls des Großen, unter seinen deutschen Unterthanen Hof zu halten und deren Huldigung zu empfangen. Klang es nicht wie eine Insulte gegen Österreich, von dem Monarchen, der jetzt noch die Krone des Karolingers auf dem Haupte trug, zu verlangen, daß er sein Anerkennungsschreiben gerade hierher schicke? Aber Österreich brachte dem Frieden auch dieses Opfer. Sein Abgesandter fand sich pünktlich in Aachen ein.

Solcher Gefügigkeit gegenüber war alles Drängen der Russen und Engländer ohne Erfolg. Vergebens wies jetzt Friedrich Gentz neuerdings auf den revolutionären, erobernden Charakter der französischen Politik hin, und daß auch das Empire wieder nur die Revolution in anderer Form bedeute. Denn nicht im Gegensatze zu den Umsturzgewalten habe Napoleon seine neue Würde erlangt, sondern durch sie allein. Er habe sich nicht von der Armee zum Kaiser proklamieren lassen, sondern seine Erhebung auf die revolutionäre Volkssouveränität gegründet, sodaß es geradezu die Revolution sanktionieren heiße, wenn man das neue Kaisertum anerkenne. Dagegen sei der äußerste Widerstand und vor allem ein enges Zusammengehen Österreichs und Preußens geboten. Aber zu solcher Anschauung der Dinge raffte man sich in Wien fürs Erste noch nicht auf. Man wollte es zufrieden sein, wenn nur Frankreich nicht spezifisch österreichische Interessen verletzte. Die Besetzung Hannovers mochte immerhin Preußen Verlegenheiten bereiten, man gönnte sie dem alten Widersacher. Und wenn Rußlands orientalische Pläne gestört wurden, so war das am Ende auch Österreichs Nachteil nicht.

Aber diese neutrale Ruhe sollte dem wiener Hofe doch nur noch kurze Zeit erhalten bleiben. Bald nach seiner Erhebung zum Kaiser griff Napoleon den österreichischen Interessenbereich direkt an, und zwar dort, wo die Donaumacht seit jeher am empfindlichsten war, in Italien. Noch besaß Österreich Land im Norden der Halbinsel, und jeder neue Übergriff daselbst war

eine Bedrohung desselben. Nun war Folgendes geschehen. Noch im Mai 1804 hatte der neue Imperator von Frankreich zu dem Geschäftsträger des italienischen Freistaates gesagt, er könne fortan füglich nicht gut zugleich Kaiser und Präsident einer Republik sein, wenn er auch fortfahren wolle, dieser Republik die Wohlthat seiner Regierung zu erhalten, die Consulta in Mailand möge sich die Sache überlegen und ihm ihre Vorschläge senden. Diese Nachricht hatte Melzi in Mailand dem österreichischen Gesandten mitgeteilt, und nun fragte man sich in Wien, was Napoleon wohl mit Italien vorhabe. Man war bald im Klaren, daß es sich auch hier um die Gründung einer Erbmonarchie handle, durch welche der italienische Staat fester noch und dauerbar an Frankreich gekettet werden sollte. Das war aber durchaus gegen die Politik Österreichs, welches keineswegs für alle Zukunft auf den Wiedergewinn seiner Geltung auf der Halbinsel verzichten wollte. Es hatte allerdings in jenem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 die lebenslängliche Präsidentschaft Napoleons anerkannt; dabei konnten seine Zukunftspläne noch bestehen; die Gründung einer Dynastie Bonaparte in Italien aber mußte sie vernichten. So sehr war man in Wien von der Sache berührt, daß Cobenzl das weitere Schicksal der Republik geradezu als den Probierstein bezeichnete, woran man Napoleons Absichten erkennen werde: zerstöre er die Unabhängigkeit des lombardischen Staatswesens, dann werde er sich auch ganz Italien unterwerfen, auf Nord- und Süddeutschland greifen, Morea und Ägypten erlangen wollen. Diese Sorge war es, die jetzt Österreich aus seiner Ruhe aufscheuchte und näher an Rußland herantrieb, dessen Unterstützung man im Falle der Not nicht entraten wollte. Am 6. November 1804 schlossen die beiden Mächte einen Vertrag ab, der zwar einen durchaus defensiven Charakter trug und nur dann in Kraft treten sollte, wenn sich Frankreich noch weitere Übergriffe, sei es in Deutschland, in Italien oder im Orient erlaubte, der aber dann im Falle eines gemeinsamen Sieges Österreichs Ausdehnung bis zur Adda, die Rückkehr der Erzherzöge nach Tos-

kana und Modena und die Restauration des Königreichs Piemont feststellte und das ehedem so strittige Objekt der päpstlichen Legationen dem Übereinkommen der beiden Kontrahenten anheimgab. Um gegen einen Überfall sicher zu sein, wurden, unter dem Vorwande eines Sanitätskordons, die österreichischen Garnisonen im Venezianischen verstärkt.

Während sich so die Ostmächte gegen Frankreichs weiteres Ausschreiten rüsteten, schickte sich in Rom Papst Pius VII. an, zur Krönung Napoleons nach Paris zu reisen. Diese Feierlichkeit hatte dem Kaiser notwendig geschienen, um seiner selbstgefügten Hoheit in den Augen der Welt Glanz und Herrlichkeit zu verleihen. Nur widerstrebend und nach längerem Verhandeln über die Eidesformel hatte sich der Statthalter Christi zu der beschwerlichen Winterfahrt entschlossen, um denjenigen zu salben, der noch vor kurzem eines blutigen Frevels beschuldigt worden war. Was Pius bestimmte, war wohl Furcht und Hoffnung zugleich: die Furcht, durch eine Weigerung den Gewaltigen zu erzürnen und am Ende des Kirchenstaates verlustig zu gehen, und die Hoffnung, neuen Erwerb zu finden, vielleicht die längstgewünschten Legationen zurückzubekommen und Europa zu zeigen, wie der mächtigste unter seinen Herrschern, der Koranheld von 1798, vor dem römischen Bischofe das Knie bog. Auch die Mehrheit des Kardinalkollegiums, der geniale Staatssekretär Consalvi mit ihr, war für die Reise gewesen, und noch im November 1804 traf der Papst in Paris ein. Hier machte er allerdings sofort die Wahrnehmung, daß Napoleon jedes geringste Zeichen von Unterordnung ängstlich vermied.*) Nur in einem Punkte fügte

*) Savary erzählt in seinen Memoiren, der Kaiser habe sogar bei der Fahrt mit dem Papste von Fontainebleau nach der Hauptstadt, den rechten Platz im Wagen eingenommen, und Lanfrey hat dies für seine Biographie acceptiert. Andere Quellen aber erzählen das Gegenteil. Consalvi in seinen Denkwürdigkeiten spricht nur allgemein von „kleinen Rücksichtslosigkeiten“ Napoleons gegen seinen Gast, die demselben jede Illusion einer überragenden Stellung benehmen sollten.

er sich. Josephine, die sich schon längst vor der Scheidung fürchtete, hatte dem Papste mitgeteilt, daß sie mit Napoleon bloß durch eine Zivilehe verbunden sei, und von ihm die Zusage erlangt, er werde ihre Krönung an die Bedingung der vorausgegangenen kirchlichen Trauung knüpfen. Die Kaiserin hoffte auf diese Weise ihren Gemahl unauflöslich an sich zu ketten, eine Hoffnung, die sich späterhin als trügerisch erweisen sollte. Für den Augenblick aber hatte sie erreicht, daß wirklich der Ehebund am Tage vor der großen Zeremonie von Fesch insgeheim eingesegnet wurde. Am 2. Dezember fand dann die Krönung des Kaiserpaares im Dome von Nôtre-dame statt. Es wurde bemerkt, daß Napoleon den Papst auf sein Erscheinen warten und sich dann nicht von ihm mit der goldenen Lorbeerkrone schmücken ließ, wie verabredet war, sondern daß er sie selbst, ehe Pius danach langen konnte, ergriff und auf sein Haupt drückte. Auch in dieser Äußerlichkeit gönnte er Niemandem Raum über sich. Der Papst sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Rolle, die er in Paris spielte, that seinem Ansehen eher Eintrag, als daß sie dasselbe förderte. Er erreichte zwar, daß die französischen Bischöfe, welche den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus geleistet hatten und darum als Häretiker galten, unter den römischen Primat zurückkehrten; aber von seinen übrigen Forderungen wurde nur eine ganz nebensächliche, die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders, gewährt und bestimmt, daß vom 1. Januar 1806 ab die revolutionäre Tagesbezeichnung aufzuhören habe. Die päpstlichen Heiligen und ihre Feste traten in Frankreich wieder in Geltung. Napoleon hatte nichts dagegen. War doch auch sein Vorbild, Karl der Große, unter ihnen.

Jetzt, nachdem der päpstliche Segen das Kaiserreich vervollständigt hatte, mußte endlich auch die italienische Frage entschieden werden. Daß die Republik als ein Königreich unter französische Oberleitung kam, war auch den Italienern recht; nur sollte der Tribut an Frankreich wegfallen, vom Staatsgebiete nichts entfremdet werden und die französische Beamten-

schaft einer einheimischen Platz machen. Napoleon dachte anfänglich, dieses Vasallenkönigtum seinen Brüdern Joseph oder Ludwig zu übertragen. Aber Beide weigerten sich, da sie auf ihre Rechte an den französischen Thron nicht Verzicht thun wollten; sie, die noch vor zehn Jahren um ihr täglich Brot verlegen waren, wiesen jetzt eine Krone von sich. Erbost über diesen unerwarteten Widerstand, entschloß sich der Kaiser, selbst den Titel eines Königs von Italien anzunehmen und einen Vizekönig anstatt seiner dort regieren zu lassen. Den Posten sollte Eugen von Beauharnais bekleiden, der jetzt, gleich Murat, zum kaiserlichen Prinzen und Großwürdenträger von Frankreich erhoben wurde. Dieser Plan ward einer Anzahl italienischer Delegierter, die nach Paris gekommen waren, mitgeteilt, worauf dieselben am 5. März 1805 Napoleon in aller Form die Herrschaft antrugen. Am Tage darauf verkündete dieser dem Senate, daß er dieselbe annehme, und am 26. Mai krönte er sich selbst im Dome zu Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien. Er soll damals mit auffallend drohender Stimme die alte Formel gesprochen haben: „Gott gibt sie mir; weh dem, der dran rührt!“

Da war nun geschehen, was man in Wien gefürchtet. Denn darüber bestand dort kein Zweifel, daß Napoleon den Namen „Italien“ viel weiter faßte, als die cisalpinischen Grenzen reichten. Er ging jetzt doppelt rücksichtslos gegen jedes österreichische Interesse vor. Schon wenige Wochen nach der Krönung in Mailand verlieh er die Territorien von Piombino und Lucca seinen Schwestern, führte in Parma und Piacenza das französische Gesetzbuch ein, und hob endlich — was die größte Wirkung in Europa that — die Selbständigkeit der ligurischen Republik auf, indem er Stadt und Land Genua kurzweg in Frankreich einverleibte. Das Alles war dem Vertrage vom 26. Dezember 1802, zu dem sich Österreich hatte bequemen müssen, durchaus entgegen, die Errichtung des Königreichs Italien und dessen Verbindung mit Frankreich überdies eine fla-

grante Verletzung des Friedenstraktats von Lunéville, welcher bestimmt hatte, daß die österreichischen und französischen Staatsgebiete durch Zwischenstaaten getrennt bleiben sollten. Nun begann Franz II. nicht mehr bloß für seine künftige Geltung in Italien, sondern für den Rest seines gegenwärtigen Besitzes, für Venedig zu fürchten. Und in der That trafen Nachrichten aus Mailand ein, Napoleon plane auch die Erwerbung dieses Landes und wolle die Donaumacht zur Entschädigung auf Serbien und Bosnien verweisen. Als Antwort auf den österreichischen Sanitätskordon wurden bei Verona und bei Alessandria je 30 000 Franzosen angesammelt, die zum Kriegsspiel die Schlachten bei Castiglione und Marengo wiederholten. Einem österreichischen General, der ihn zu begrüßen kam, antwortete der Kaiser mit einer Anspielung auf die austro-russische Verbindung und fügte hinzu, daß er den Krieg nicht scheue, da er ihn zu führen wisse.

Während so Napoleon Österreich in Italien herausforderte, waren auf der andern Seite Russen und Engländer auf's eifrigste bemüht, Kaiser Franz in den Krieg zu drängen. In England hatte im Jahre vorher, 1804, das Defensivministerium Addington einem Offensivministerium Pitt weichen müssen, dessen nächster Plan auf das Zustandebringen einer Koalition gegen Frankreich gerichtet war. Bald fand sich das britische Kabinett mit Schweden zusammen, wo in Gustav IV. einer der erbittertsten Feinde Napoleons regierte, und kurz nachher mit Rußland in einem Allianzvertrage vom 11. April 1805, welcher eine allgemeine Erhebung der Kontinentalstaaten gegen das Imperium des Korsen zur Basis hatte. Österreich und Preußen sollten zum Beitritte bewogen werden. Der Versuch mit Preußen mißlang: Friedrich Wilhelm hielt den Frieden in Norddeutschland durch den Defensivvertrag vom 24. Mai des Vorjahres hinlänglich gesichert, einen Angriff auf Frankreich lehnte er ab, ja, er ließ sich sogar, durch Hardenberg verleitet, in Verhandlungen mit Napoleon ein, welche die Erwerbung Hannovers zum Zwecke hatten. Mit Österreich dagegen

gelang die Absicht. Allerdings war es auch für diese Macht eine harte Zumutung, ihre bisherige Defensivstellung mit der Offensive gegen Napoleon zu vertauschen. Denn die österreichische Armee zählte damals kaum mehr als 40000 Mann unter den Waffen und keine einzige vollständig bespannte Batterie, von den schlechten Finanzen ganz zu schweigen. Erzherzog Karl, der einzige erprobte Feldherr, über den der Staat verfügte, hatte gerade jetzt, in der kritischen Zeit, mit einer Armeereform im großen Stile begonnen, die eine Reihe von Friedensjahren erheischte, und riet dringend vom Kriege mit einem Manne ab, dessen Superiorität im Felde er rückhaltlos anerkannte. Aber England und Rußland suchten in Wien die Bedenken zu beschwichtigen, Ersteres indem es reiche Geldunterstützung anbot, Letzteres indem es durch seine Armee die österreichischen Streitkräfte zu verstärken und Preußen, wenn es sein mußte auch wider dessen Willen, fortzureißen versprach. Beide jedoch kamen erst zum Ziele, als Pitt erklärte, die englischen Subsidien stünden nur für einen Krieg zur Verfügung, der noch im Jahre 1805 eröffnet werde, und als Alexander I. drohte, sich gänzlich zurückzuziehen, wenn man noch länger zögere. Es war wie ein diplomatischer Überfall, der das wiener Kabinett vor die Alternative stellte, entweder mit Hilfe eines großen Mächtebundes seine italienischen Positionen, vielleicht sogar bayrisches Land und, wenn Preußen sich dauernd widersetzte, auch Schlesien zu gewinnen — oder diesen starken Rückhalt zu verlieren und Napoleons Angriffen isoliert preisgegeben zu sein. In dieser Zwangslage entschied sich Franz II. am 7. Juli 1805 für den Beitritt zur Koalition und gab Befehl mobil zu machen. General Mack, der für ein organisatorisches Genie galt und sich im Gegensatze zu Erzherzog Karl unterwunden hatte, Österreichs Armee binnen der entsprechenden Zeit schlagfertig herzustellen, erhielt den Auftrag dazu. So war der Kampf auf dem Festlande beschlossene Sache. England hatte den Krieg, der ihm die Sorge vor der französischen Invasion abnahm, Rußland hatte den Krieg, der Napoleons Absichten vom Orient

ablenkte, Frankreich hatte den Krieg, den sein Herrscher herbeisehnte, um das gefährliche Landungsprojekt gegen einen unfehlbaren Triumph einzutauschen, Österreich hatte nichts als seine sanguinischen Hoffnungen auf Sieg und Ländergewinn.

Die Verhandlungen Englands mit den Kontinentalmächten waren dem Kaiser der Franzosen nicht verborgen geblieben. Um im kommenden Kriege ja nicht als Angreifer zu erscheinen, hatte er im Januar 1805 ein Schreiben an Georg III. gerichtet, welches zum Frieden mahnte und in Inhalt und Absicht demjenigen glich, mit dem er den Krieg von 1800 einzuleiten wußte.*) Die Antwort lautete, England müsse sich erst mit den Festlandstaaten verständigen, mit denen es vertrauliche Beziehungen habe. Damit war der Koalitionsplan offenbar geworden. Überdies hatte Pitt im Februar vom Parlamente sechstehalb Millionen Pfund für geheime Zwecke — es war die Unterstützung Österreichs — verlangt und erhalten. Napoleon konnte also sicher sein, daß der Kontinent sich gegen ihn bereite. Trotzdem liest man in seiner Korrespondenz, daß er es für die Mitte August auf eine Landung in England mit Hilfe der kombinierten spanischen und französischen Flotten abgesehen hatte. Oder war dies nur Täuschung? etwa in der Absicht, Großbrittannien bis zum letzten Augenblick in Angst zu erhalten und Österreich in Sicherheit zu wiegen? Wir wollen sehen.

Am 16. Juli ließ der Kaiser dem Admiral Villeneuve befehlen, sich mit der spanischen Eskadre in Ferrol zu vereinigen, die Geschwader von Rochefort und Brest an sich zu ziehen und, so lange die Gelegenheit günstig — Nelson war nach Westindien gelockt worden — im Kanal zu erscheinen. Dieser Brief enthielt einen sehr bemerkenswerten Zusatz: der Admiral solle, falls seine Situation sich durch unvorhergesehene Zufälle verändert haben würde, lieber nach Cadix zurückgehen.**) Am

*) Siehe Bd. I. S. 191.

**) Die Stelle lautet wörtlich: „Wenn infolge von bestandenen Gefechten, von wichtigen Teilungen der Kräfte oder anderen Zufällen, die wir nicht vor-

20. Juli bekam Berthier die Weisung, für alle Fälle die Einschiffung eines Teiles der Boulogner Armee vorzubereiten. Aber sonderbar, fast zur selben Zeit begann Napoleon den Krieg mit Österreich systematisch zu forcieren. Schon am 2. August meldet der preußische Gesandte Lucchesini, daß die französischen Zeitungen gegen Österreich und Rußland mit Schimpf losziehen und daß der Kaiser — wie er längst vermutet — den Festlandskrieg zu provocieren scheine. Dies war richtig, denn am Tage darauf ließ Napoleon durch seinen Gesandten in Wien die Forderung stellen, Franz II. solle die in Venedig und Tirol garnisonierenden Truppen in ihre Kantonnements nach Böhmen und Ungarn zurückziehen, sonst werde er nicht glauben, daß er mit Frankreich in Frieden bleiben wolle. Dieses Ansinnen ward einige Tage später in stärkeren, am 13. August aber in den stärksten Ausdrücken wiederholt. An eben diesem Tage schrieb Napoleon an Talleyrand, er sei entschlossen, Österreich anzugreifen und vor dem November in Wien zu sein, um dort den Russen entgegenzutreten, es wäre denn, daß die Wiener Regierung seiner Forderung, abzurüsten, genüge. In zwei Wochen müsse er darüber Sicherheit haben, sonst — dies solle der Minister dem österreichischen Gesandten mitteilen — werde der Kaiser Franz das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern.*)

herfehen können, Ihre Situation wesentlich verändert ist . . . in diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten wird, wünschen wir, daß Sie nach der Deblokierung der Geschwader von Rochefort und Ferrol lieber im Hafen von Cadiz ankern".

*) In diesem Briefe heißt es u. a.: „Die Auseinandersetzung, die Herr von Larochefoucauld (der französische Gesandte am Wiener Hofe) in Wien hatte, und meine erste Note (vom 3.) haben die Frage in Fluß gebracht die Note, die ich Ihnen kürzlich schickte (vom 7.), hat dieselbe fortgesetzt, und diese, die ich Ihnen heute sende (vom 13.), wird sie zum Abschluß bringen Sie wissen, daß es zu meinen Grundsätzen gehört, denselben Weg einzuhalten, den die Dichter gehen, um zu einer dramatischen Lösung zu gelangen. Ungestüm führt nicht zum Ziel".

Die vierzehn Tage, welche dem wiener Kabinett am 13. August als Frist gesetzt worden waren, flossen dahin, aber Villeneuve erschien nicht im Kanal. Er hatte wirklich die erwarteten Hindernisse auf seinem Wege gefunden und sich ermächtigt geglaubt, nach Cadix zurückzugehen. Napoleon affektierte den höchsten Zorn über dieses Gebahren seines Admirals. In Wahrheit konnte es ihn nicht überraschen, sondern nur befriedigen. Gleich am Tage, nachdem Villeneuve's Meldung eingelaufen war, am 23. August, befahl er Talleyrand, das Kriegsmanifest gegen Österreich vorzubereiten. Der Grundton desselben sollte sein, daß Kaiser Franz seine Truppen just zu der Zeit nach Tirol und Italien geworfen habe, als die französischen Streitkräfte eingeschifft wurden, um England anzugreifen. Das war nun allerdings Lug und Trug, denn die österreichischen Rüstungen datierten schon seit Monaten und waren auch schon so lange von Napoleon beobachtet worden, während die Einschiffung der Boulogner Armee erst im August — die letzten Ordres datierten vom 20. bis 22. — verfügt wurde. Übrigens hatte er schon um die Mitte Juli mit Preußen darüber verhandelt, daß die Truppen Friedrich Wilhelms die seinigen in der Okkupation von Hannover ablösen sollten, was nur beweist, daß er schon damals den Marsch nach Osten kalkulierte. Ist man da nicht versucht zu meinen, Napoleon habe das ganze Manöver der Einschiffung nur ersonnen, um seiner Anklage gegen Österreich eine scheinbare Basis zu geben und in seinem Manifeste sagen zu können, die Wiener Politik habe ihn von seinem großen Unternehmen gegen England abgehalten und ihn gezwungen, sie dafür zu befehden? Am Abende des 27. August unterzeichnete der Kaiser die offiziellen Marschordres, welche die gesamte Armee nach Osten dirigierten. Schon drei Tage zuvor, am 24. hatte Marmont den geheimen Befehl erhalten, in Eilmärschen auf Mainz zu marschieren. Das Lager von Boulogne ward aufgehoben. Der Krieg auf dem Festlande hatte begonnen.

Man hat bis auf die jüngste Zeit herab nach den Mitteilungen des Generals Daru erzählt und geglaubt, Napo-

leon habe erst nach dem Eintreffen der Villeneuveschen Meldung den Gedanken des Kontinentalkrieges gefaßt und den Plan des Feldzugs wie in einer plötzlichen Inspiration als Extempore in einem Zuge diktiert. Das gehört mit zur Legende. Jahrelang war der Kampf vorhergesehen und die Art seiner Durchführung gewiß reiflich erwogen und festgestellt. Gleichwohl ist Napoleons Voraussicht und Berechnung auch in diesem Falle staunenswert. Denn er sollte Recht behalten: der November 1805 hat ihn wirklich im Herzen Österreichs angetroffen und der Gegner in der That das Weihnachtsfest nicht in seiner Residenzstadt gefeiert. Es hat wohl kaum jemals einen Mann gegeben, der seine Kräfte an denen der übrigen Welt mit so viel Präcision zu messen verstand. Man hat hierin etwas Dämonisches zu erblicken gemeint. Doch nein, Napoleon bildete keine Ausnahme vom Menschlichen. In ihm waren nur gewisse menschliche Eigenschaften zu einer ungewöhnlichen Potenz entwickelt, was seiner Persönlichkeit etwas Überragendes, Gigantisches verlieh. Er konnte noch sehen, wo Anderen längst der Blick sich trübte, und was der Menge als ein Chaos dünkte, das stellte seinen Augen sich in deutlicher Entwirrung dar. General Rapp erzählt in seinen Denkwürdigkeiten folgende bezeichnende Geschichte: Eines Tages wollte Kardinal Fesch dem Kaiser Vorstellungen über seine Politik machen. Aber er hatte kaum ein paar Worte gesprochen, so führte ihn Napoleon ans Fenster und fragte ihn: „Sehen Sie diesen Stern?“ Es war am hellen Mittag. „Nein“, antwortete Jener. „Gut denn, so lange ich der Einzige bin, der ihn erblickt, werd' ich meinen Weg gehen und keinerlei Bemerkungen dulden.“ So zog er fest und sicher, meist unentdeckt und unbeirrt, seine Linien in die Zukunft.

Während die französische Armee in möglichster Stille und in Gewaltmärschen, die selbst unter Napoleons Führung bisher unerhört waren, an den Rhein zog, bereitete sich auch Öster-

reich zum Waffengange vor und trat am 3. September 1805 mit einer kriegerischen Erklärung gegen Frankreich auf. An diesem Tage bedeutete Minister Cobenzl dem französischen Gesandten, man sammle seine Kräfte, „um einen Zustand in Europa herstellen zu helfen, der den Verträgen entspreche, die Frankreich völkerrechtswidrig gebrochen habe.“ Am 8. September gingen die Truppen des Kaisers Franz über den Inn. Man sollte nun meinen, Österreich hätte die Stärke der Armee von Boulogne genau gekannt und erwogen, daß dieselbe den kürzesten Weg einschlagen und daher Deutschland der Hauptschauplatz des Krieges sein werde. Statt dessen hatte man in Wien, auch militärisch genommen, nur Italien vor allem im Auge. Noch im Juli war für die Führung der österreichischen Streitkräfte ein von Erzherzog Karl entworfener Kriegsplan angenommen worden, wonach man drei Armeeen (in Italien, in Tirol und am Inn) aufstellen und die Operationen mit der stärksten derselben, der italienischen, beginnen wollte. Diese, von Karl befehligt, sollte sich in der Lombardei festsetzen, während die deutsche, mit den Russen vereint, in Süddeutschland, die dritte unter Erzherzog Johann durch die Schweiz vorzugehen hätte. Im Besonderen beschloß man, so rasch als möglich durch Bayern bis über die Iller hinaus zu dringen, um den Krieg in fremdes Land zu tragen und sich der Truppen des franzosenfreundlichen Kurfürsten Max Joseph zu versichern, im übrigen aber keine Affaire zu wagen, ehe die Russen herangekommen waren, und sich in solchem Falle eher wieder hinter den Inn zurückzuziehen. Die Russen sollten einer Militärkonvention zufolge in drei verschiedenen Armeeen nach Österreich aufbrechen, und zwar in der Weise, daß die Tête der ersten in der Stärke von über 50000 Mann am 16. Oktober den Inn erreichen konnte. So war an dem entscheidenden Punkte die Disposition der Kräfte schon durch deren Trennung eine ungenügende. „Österreich“ — sagt Erzherzog Johann, der an den Beratungen teil genommen, in seinen Denkwürdigkeiten — „rechnete auf die in Marsch befindlichen russischen Hilfstruppen, und wohl wissend,

bis wann dieselben an dem Inn sein konnten, beachtete es nicht diese Zeit, während welcher der rastlos thätige Gegner mit seinen beweglichen, gut gerüsteten Streitkräften erscheinen konnte." War dies ein Hauptfehler, so war es ein zweiter, daß nicht der Feldherr, welcher bereits wiederholt auf deutschem Boden Siege über die Franzosen errungen, die deutsche Armee kommandierte, sondern daß Erzherzog Karl nach Italien ging, während dort Mack als Generalquartiermeister des Kaisers die Operationen leiten sollte. Der junge Erzherzog Ferdinand von Modena-Breisgau war dabei lediglich der Repräsentant Franz II. und hatte sich den Anordnungen Macks unbedingt zu fügen. Napoleon kannte diesen fahrigen, von Selbstüberschätzung strotzenden Mann, der sich in maßloser Verblendung jedem Gegner überlegen glaubte und jetzt, seines organisatorischen Geschickes halber, das unbedingte Vertrauen seines Monarchen besaß: er hatte ihn nach dem neapolitanischen Feldzuge von 1799 als Kriegsgefangenen zu Paris kennen gelernt und sich über ihn zu Bourrienne geäußert: „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und voll Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer guten Generale geschickt würde; er würde schöne Dinge sehen. Er ist übermütig, und das sagt alles. Gewiß, es ist einer der untauglichsten Menschen, die es giebt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat." Nun stand der Geringfügige dem Gewaltigen selbst gegenüber.

Mack ging von der Voraussetzung aus, die Franzosen würden ein starkes Heer an der Küste des Kanals zurücklassen, um gegen eine Landung der Engländer geschützt zu sein, während eine andere Armee in Frankreich selbst verbleiben müßte, um einer drohenden revolutionären Bewegung vorzubeugen; Napoleon würde daher in Deutschland nicht stark auftreten und auch nicht vor Ankunft der Russen auf dem Schauplatze er-

scheinen können.*) Auf diese Schlüsse bauend eilte er mit rasch zusammengescharten, halb kompletten, schlecht ausgerüsteten Truppen vorwärts, um vielleicht noch vor dem Aufmarsch des Feindes in Frankreich einfallen zu können. Er hatte nach Napoleons Beispiel beschlossen, die Armeeen durch Requisitionen zu ernähren, was von vornherein eine ungeheure Verwirrung erzeugte, und wenn das Vorrücken über den Inn, hinter welchem Fluß man am besten stehen geblieben wäre um die Ankunft der Russen abzuwarten, in der Absicht beschlossen worden war, die bayrische Hilfe zu erwerben, so erwies sich dies als Täuschung. Kurfürst Max Joseph, der durch Verwandtschaft an Rußland, durch sein Interesse aber an Frankreich gebunden war, ließ sich nach einigem Schwanken von diesem gewinnen, zog seine Truppen vor den Österreichern zurück, schloß eine Allianz mit Napoleon ab und ward dann von den herbeikommenden Franzosen aufgenommen. Damit war der Plan der Österreicher gescheitert. Dennoch aber drängte Mack vorwärts, um die Illerlinie zu gewinnen und dieselbe zu befestigen, da er annahm, der Feind würde durch den Schwarzwald avancieren. Als Erzherzog Ferdinand am 19. September den Oberbefehl übernahm, fand er das Gros seines an 60 000 Mann starken Heeres zwischen dem Inn und München auf dem Marsche, während ihm sichere Nachrichten meldeten, Napoleon sei mit der ganzen Küstenarmee, 150 000 Mann stark, von Boulogne abgegangen und könne am 10. Oktober an der Iller anlangen. Das war nun alles ganz anders, als Mack vorausgesetzt hatte. Unter solchen Umständen durften die Österreicher nicht weiter vorgehen, sonst trennten sie sich noch mehr von den nachrückenden Alliierten und

---

*) Die Engländer planten in der That eine Landung in Quiberon und baten sich den österreichischen General Radetzky als Generalstabschef aus. Die unzutreffende Nachricht von einer Gährung in Frankreich gegen Napoleon war längst durch ihre Agenten verbreitet worden. Nach Radetzky's jüngst veröffentlichten Memoiren soll dieselbe Macks übereiltes Vordringen mit veranlaßt haben.

wurden in ihrer Vereinzelung überwältigt. Das erkannte der Erzherzog sehr wohl und ließ die Armee Halt machen. Mack jedoch erwirkte von Kaiser Franz, der für kurze Zeit bei den Truppen erschien, daß der Haltebefehl zurückgenommen wurde, und in der letzten Septemberwoche hatte er wirklich die Hauptmacht an der Iller vereinigt, um sich entweder auf Ulm, wenn der Feind von Stuttgart heranrückte, oder auf Memmingen zu stützen, wenn er von Straßburg durch den Schwarzwald kam. Daß die in Hannover und Holland stationierten Franzosen, wenn sie nur nach Süden marschierten, schon seine Rückzugslinie bedrohen mußten, kam ihm nicht in den Sinn.

Zur selben Zeit, als die Österreicher sich an der Iller sammelten, ging die Hauptmasse der Truppen Napoleons zwischen Kehl und Mannheim über den Rhein. Fast lautlos waren sie auch in den Nächten marschiert. Von ihren Bewegungen Nachricht zu geben, ward den Journalen strengstens verboten. Es waren fünf Kavalleriedivisionen, die Murat befehligte, und vier Armeekorps, die von Ney, Lannes, Soult und Davoût kommandiert wurden. Zwei andere, unter Marmont und Bernadotte, kamen von Norden her nach Würzburg. Ein siebentes Korps unter Augereau bildete die Reserve im Elsaß. Süddeutsche Hilfstruppen vermehrten das Heer um 28 000 Mann. Im Ganzen standen Napoleon über 200 000 Krieger zu Gebote, eine glänzende Armee, die er sich nicht genug zu loben wußte. Die Korpsführer waren meist so jung wie er, Davoût ein Jahr jünger, Marmont sogar erst einunddreißig Jahre alt, doch alle kriegserfahren und dem Manne, der sie führte, durchaus ergeben. Von der „Großen Armee“ getrennt, sollte die „italienische“ unter Massena's Kommando selbständig operieren. Kaum hatte der Kaiser durch den Feldtelegraphen und gute Spione erfahren, daß Mack auf Ulm marschiere, während die Russen noch bei weitem nicht den Inn erreicht haben, so beschloß er, sich links vom Schwarzwald vorbeizuziehen, die Donau unterhalb Ulm zu überschreiten, sich so zwischen die Österreicher und ihre Ver-

bündeten zu legen und Beide einzeln zu schlagen. Murat mit der Kavalleriereserve hatte durch Scheinanstalten im Schwarzwald die Täuschung Macks zu unterstützen, als kämen die Franzosen von daher, und so den Vormarsch der vier Korps am linken Ufer der Donau zu maskieren. Mit der größten Präcision ward das Manöver durchgeführt. Am 7. Oktober sind die Korps von Davoat, Soult, Lannes und Ney in einer Linie, die von Heidenheim bis Öttingen reicht, an der Donau angelangt, Bernadotte hat von Würzburg den geraden Weg durch das preußische Fürstentum Ansbach auf Ingolstadt genommen, Marmont steht westlich davon bei Neuburg. Zwei Tage später ist die Armee über den Strom gerückt und marschiert nun von Osten her gegen Ulm. Nur Bernadotte und Davoat bleiben zur Beobachtung der Russen, die übrigens noch nicht in Sicht sind, zurück. Auf daß der Feind nicht nach Tirol entwische, hat Soult mit seinem Korps Memmingen wegzunehmen.

Diese Bewegungen sind Mack nicht unbekannt geblieben. Durch den Doppelspion Schulmeister, der in den Napoleonskriegen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ward er davon in Kenntnis gesetzt. Anstatt nun aber anzunehmen, daß die französische Armee aus sei, ihn zu fangen, wiegte er sich in dem „kompletten Traume", wie er selbst später die verrückte Vorstellung nannte, Napoleon wäre auf dem Rückzuge nach Frankreich begriffen, wohin ihn die Revolutionsgefahr und die Besorgnis vor der Landung der Engländer abriefen.*) Die österreichischen

---

*) Die oft wiederholte Ansicht, Schulmeister habe Mack zu der Annahme vom Rückzug des Feindes nach Frankreich verführt, ist als falsch erwiesen. Die Unzufriedenheit der Franzosen mit Napoleon war in österreichischen Regierungskreisen eine fixe Idee von politischem Gewicht. (Cobenzl an Kutusow, 12. Oktober 1805, bei Angeli, Ulm und Austerlitz, Milit. Z. 1878, 302). Schulmeisters Berichte waren gut. Erst als ihn Mack nach Stuttgart sandte, „um über die Revolution der Franzosen gegen ihren Kaiser Erkundigungen einzuziehen", gab der schlaue Mann die österreichische Partei verloren und diente fortan dem Gegner allein.

Truppen, meinte er, könnten unter solchen Umständen nichts besseres thun als in Ulm konzentriert stehen bleiben und die vorbeieilenden Franzosen in der Flanke belästigen und verfolgen. Napoleon verfolgen! ein Mack! und mit einer Armee, die seine Hast das Wichtigste entbehren ließ, die durch forcierte Hin- und Widermärsche fast alle Resistenzfähigkeit eingebüßt hatte, die nur geringfügige Reserveartillerie mit ganz ungenügender Munition besaß und von deren Regimentern einzelne durchgängig barfuß marschierten und bloß über ihre Taschenpatronen verfügten! Es half nichts, daß Erzherzog Ferdinand, welcher Not und Gefahr zu würdigen wußte, wider diesen dünkelhaften Einfall sprach, nichts, daß alle Untergenerale sich dagegen verwahrten; Mack blieb hartnäckig dabei, die französische Armee sei auf dem Rückzug. Wie die Finger einer greifenden Hand krampften sich unterdes die einzelnen napoleonischen Korps um den Feind, jede vorgeschobene Abteilung desselben auf Ulm zurückwerfend und schließlich die Stadt beschießend und zur Übergabe auffordernd. Kaum daß es dem Erzherzog gelang, sich auf eigene Faust mit zwei Bataillons und elf Eskadronen über Göppingen nach Nördlingen und weiter nach Böhmen durchzuschlagen. Nun erst erwachte Mack aus seinem Traume. Am 16. Oktober erklärte er sich zu Unterhandlungen bereit, und am 17. waren dieselben abschlossen. Wenn binnen einer Woche — lauteten die Bedingungen — kein Ersatz kommt, ist die Armee von Ulm kriegsgefangen mit Ausnahme ihrer Offiziere, die auf Ehrenwort frei ausgehen; ein Thor wird den Franzosen geöffnet, damit sie eine Brigade in die Festung legen. Aber als ob es der Verwerflichkeit noch nicht genug wäre, ließ sich Mack in einer Besprechung mit Napoleon dahin bringen, daß die Kapitulation schon am 20. Oktober perfekt wurde. An diesem Tage legten drei österreichische Korps, jetzt noch 23000 Mann, vor dem Feinde die Waffen nieder. „Die Schande, die uns erdrückt“ — schrieb der österreichische Hauptmann de l'Ort in sein Journal — „der Kot, der uns bedeckt ist unauslöschbar. Während

die Bataillone die Waffen strecken, unterhält sich Napoleon in der einfachsten Kleidung in der Mitte seiner gestickten Marschälle mit Mack und mehreren unserer Generale, die er, nachdem sie defilierten, zu sich berufen hat. Der Kaiser in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einen eingedrückten Hut ohne Unterscheidungszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer sich wärmend, sprach mit Lebhaftigkeit und gab sich ein gutmütiges Aussehen." Er hatte einen fast unblutigen Sieg errungen. „Ich habe meinen Zweck erreicht", schrieb er Tags vorher an Josephine, „ich habe die österreichische Armee durch bloße Märsche zerstört". In der That, außer dem Kienmayer'schen Korps, welches an den Inn marschierte, außer den Verstärkungen, die aus Tirol herangerückt waren und nun wieder dahin zurückwichen, und der kleinen Abteilung, mit welcher der Erzherzog entflohen war, hatte Österreich auf diesem Schauplatz Alles verloren.*)

Natürlich wirkte die Katastrophe von Ulm auf die anderen Armeeteile zurück. Erzherzog Karl sah sich genötigt, seine feste Stellung hinter der Etsch aufzugeben, um seine Truppen möglichst intakt aus Italien wegzubringen. Ein glücklicher Schlag gegen Massena bei Caldiero, am 30. und 31. Oktober, gestattete ihm, den Rückzug in aller Ordnung, wenn auch nicht ohne erhebliche Verluste, auszuführen und sich bei Marburg mit dem Erzherzog Johann, dessen Verbleiben in Tirol ebenfalls unmöglich wurde, am 20. November zu vereinigen. So hatte das Schicksal Mack's den ganzen österreichischen Kriegsplan umgeworfen: aus der Offensive ward Kaiser Franz in die Defensive gedrängt, und all

*) Mack hat sich später zu rechtfertigen gesucht: das Verhalten des Erzherzogs, das seiner Generale, die Verletzung des ansbachischen Gebietes seitens der Franzosen trügen die Schuld. Aber die Untersuchung hat bald die Hinfälligkeit dieser Ausflüchte und in ihm allein den Schuldigen erkannt. Er verlor Rang und Ehren und für zwei Jahre die Freiheit. Die Geschichtsschreibung hat dieses verdammende Urteil voll bestätigt.

seine Hoffnung beruhte zunächst nur noch auf den Russen, da Erzherzog Karl dreimal so weit von der Hauptstadt entfernt war als der Feind und sich seiner Subsistenz wegen der ungarischen Grenze nähern mußte. Es war ein hartes Schicksal, sich mit fremden Truppen verteidigen zu müssen. Und sehr innig war der Bund mit Rußland schon deshalb nicht, weil Alexander das Streben der Österreicher nach der Beherrschung Italiens im Grunde ebenso perhorrescierte wie es Paul I. verurteilt hatte. Doch hielt jetzt die gemeinsame Gefahr die Alliierten noch aneinander fest.

Fast zur selben Zeit aber, als die Koalition gegen Frankreich auf dem Kontinent einen so harten Stoß erlitt, errang sie auf dem Meere einen ewig denkwürdigen Sieg. Villeneuve war seit August mit der vereinigten französisch-spanischen Flotte in Cadix stehen geblieben, unablässig von Napoleons Ungnade verfolgt. „Villeneuve", hatte dieser an den Marineminister geschrieben, nachdem er von Boulogne bereits aufgebrochen war, „ist ein Elender, den man mit Schande forttreiben sollte; ohne Kombinationsgabe, ohne Mut, ohne Interesse für das Allgemeine, würde er alles opfern, um nur seine Haut zu retten." Wir wissen, wie wenig echt dieser Zorn und wie froh der Kaiser innerlich war, von dem Landungsprojekt endlich losgekommen zu sein. Daß er einen Unschuldigen zum Sündenbock wählte, war seiner harten Seele gleichgiltig. Jetzt befahl er dem Admiral, den er doch hätte absetzen müssen, wenn dessen Schuld wirklich so groß gewesen wäre, aus Cadix auszufahren, zur Unterstützung Saint Cyr's nach Neapel zu steuern und auf dem Wege die Engländer in jedem Falle, wo er ihrer Schiffszahl überlegen war, anzugreifen. Eine Vorstellung Villeneuve's, daß sich seine Eskadre im schlechtesten Zustande befinde, daß namentlich die spanischen Schiffe zum großen Teile mit Matrosen bemannt seien, die nie ein Seemanöver mitgemacht hatten, und daß daher die Chancen im Gefecht die unglücklichsten wären, hatte keinen Erfolg. Er mußte auslaufen und sich alsbald zur Schlacht

bereiten, da Nelson seinen dreiunddreißig Linienschiffen nur siebenundzwanzig entgegenstellte. Freilich waren dies vortrefflich gerüstete Fahrzeuge, mit erfahrenen Leuten bemannt, die dem Kommando des genialsten Admirals der ersten seefahrenden Nation unterstanden. Der Ausgang war nicht zweifelhaft. Nelson änderte die hergebrachte Taktik des Angriffs, was Villeneuve zwar bemerkte, aber mit seinem schlechten Material nicht parieren konnte, und so ging die Seeschlacht beim Kap Trafalgar am 21. Oktober 1805 für Napoleon verloren. Von den französischen Schiffen gerieten achtzehn in die Hände des Feindes, elf flüchteten nach Cadiz zurück, die anderen suchten das Weite, um schließlich ebenfalls gefangen zu werden. Mehr als siebentausend Franzosen waren in dem furchtbaren Kampfe gefallen, die Engländer hatten kaum das Drittel verloren, darunter aber freilich einen Mann, der mehr als eine Flotte aufwog: Nelson selbst. Villeneuve sollte ihm bald nachfolgen. Von der Wut seines Monarchen gepeinigt, der ihm seinen eigenen Irrtum nicht verzeihen konnte, gab er sich — aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt — den Tod. Wir hören, daß der Kaiser an den 21. Oktober nie erinnert sein wollte, und daß die Opfer dieses Kampfes bei ihm nur ein ungnädiges Gedächtnis fanden. Freilich war bei Trafalgar auch mehr entschieden worden als eine Schlacht. Das Geschick eines ganzen Weltteils hing davon ab, daß die Engländer nunmehr endgiltig ihre unbedingte Herrschaft zur See behaupteten und von einem direkten Angriff auf ihr Land kaum noch die Rede sein konnte.

Dadurch war der Erfolg von Ulm getrübt. Es bedurfte neuer Siege, um den Glanz des Empire wieder herzustellen. Napoleon, der noch nichts von der Niederlage seiner Flotte wußte, zog jetzt eilig den Russen nach, die zwar am Inn angekommen waren, sich hier mit dem Kienmayer'schen Korps vereinigt, bei der Nachricht vom Schicksale Mack's aber sofort den Rückzug angetreten hatten. Er hoffte, der Feind werde sich ihm an der Traun oder an der Enns stellen; hier wollte er ihn schlagen.

dann im Triumph auf die Hauptstadt losgehen und dort den Frieden diktieren. Kutusow jedoch, der Führer der Russen, den Kaiser Franz zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, trachtete in erster Linie danach, sich auf die heranrückende zweite russische Armee unter Buxhoewden zurückzuziehen; er ließ sich nicht erreichen und wich schließlich über die Brücke bei Krems auf das linke Donauufer aus, um von hier nordöstlich über Znaim nach Brünn zu gehen. Murat war mit der Kavallerie dem Gegner am nächsten geblieben, von seinem Schwager unablässig zur Eile getrieben. Daß er nun dem Feinde nicht aufs andere Ufer folgte, sondern nach Wien weitereilte, zog ihm bittere Vorwürfe zu. Vom Stifte Melk aus schrieb ihm Napoleon am 11. November: „Sie haben die Ordre empfangen, den Russen auf der Ferse zu bleiben. Ich suche mir vergebens, Ihr Verhalten zu erklären. Sie haben mich um zwei Tage gebracht und nur an den Ruhm gedacht, in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt." Der Kaiser sah zugleich eine jenseits des Stromes ungedeckt marschierende Division unter Mortier gefährdet, die in der That noch am selben Tage bei Dürrnstein von den Russen nahezu aufgerieben wurde. Daß zur gleichen Zeit ein österreichisches Korps unter Merveldt, welches sich bei Steyer von Kutusow getrennt hatte, um die Alpeneingänge zu decken, von Davoût in der Nähe von Leoben getroffen und in einem fluchtartigen Rückzuge nach Graz gejagt wurde, war kein Ersatz.

Aber Napoleon wußte die neue Sitution dennoch zu nützen. War Murat nun einmal im Marsch auf Wien, dann sollte er sich dort des Flußüberganges versichern und, von zwei Armeekorps gefolgt, nordwestlich nach Znaim rücken, um Kutusow so den Weg nach Mähren zu versperren. Da Eile Not that, war viel daran gelegen, zu verhindern, daß die Wiener die Taborbrücke abbrachen. Dieser Aufgabe zeigte sich Murat durchaus gewachsen. Am 13. rückte er in die Stadt ein und marschierte alsbald durch dieselbe nach der Brücke, die in drei Absätzen die Arme des Stromes

überspannte. Die Garnison war unter dem Kommando eines Fürsten Auersperg aufs andere Ufer gezogen. Sie hatte die Weisung, beim ersten Herannahen der Franzosen die mit Brandstoff belegten Joche sofort in Flammen zu setzen. Nun wußte aber Murat dem Befehlshaber vorzuspiegeln, es seien Waffenstillstandsunterhandlungen zum Abschluß gelangt und der Friede in nächster Aussicht, und Auersperg und seine Offiziere, Kienmayer ausgenommen, glaubten den Versicherungen des Feindes umsomehr, als General Bertrand sein Ehrenwort dafür in die Schanze schlug. Die Brücke wurde nicht abgebrannt, die Franzosen überschritten sie, und nur mit Mühe rettete der österreichische General für seine Truppen die Möglichkeit, auf der Brünner Straße fortzumarschieren

Die Angaben Murats waren blos eine Kriegslist gewesen. Zwar hatte Kaiser Franz am 3. November Unterhandlungen eröffnet; dieselben waren aber an den Forderungen Napoleons: Abtretung Venetiens, Tirols und Vorderösterreichs gescheitert, und die Hoffnung der Österreicher beruhte wieder nur darauf, daß Kutusow seine Vereinigung mit der zweiten Kolonne bewerkstelligen und dann durch einen entscheidenden Schlag den Feind zum Nachgeben zwingen möchte.

Für Napoleon dagegen kam Alles darauf an, den Russen, dem eine französische Heeresabteilung folgte, indes Murat mit den Korps von Davoat und Lannes gegen seine rechte Flanke operierte, zwischen zwei Feuer zu bringen. Das schien gelingen zu sollen und man glaubte, vor der Entscheidung zu stehen. Kutusow, der seine Lage deutlich erkannt hatte, war in Gewaltmärschen weitergegangen, aber infolgedessen bedurften seine Truppen notwendig ein paar Ruhetage. Er hatte allerdings vor den nachrückenden Franzosen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, dagegen stand vom Süden her die Gefahr in unmittelbarer Nähe. Diese mußte beschworen werden. Er sendete seinen Unterfeldherrn Bagration mit einigen tausend Mann auf die Straße, welche Murat heranzog, um ihn

aufzuhalten und so die Rast und den Weitermarsch der Hauptarmee zu decken. Nördlich von Hollabrunn traf Murat, der momentan nur einen Teil des Lannes'schen Korps bei sich hatte, auf den Gegner, glaubte die feindliche Hauptmacht vor sich zu sehen und wollte nicht angreifen, ohne sich verstärkt zu haben. Um die hierzu nötige Zeit zu gewinnen, schlug er zum Schein einen Waffenstillstand vor, auf welchen Antrag Kutusow, dem nichts gelegener kam, nach absichtlichem Zögern einging. Es ward in der That ein Dokument verfaßt, in welchem sich der Russe — ebenso zum Scheine — verpflichtete, aus Österreich abzumarschieren, sobald Napoleon den Vertrag ratifiziert haben würde. Der Russe hatte seine Rasttage gewonnen. Als Napoleon dann in Schönbrunn die Sache erfuhr, war er außer sich über die gelungene List des Feindes, der jetzt unter Zurücklassung Bagrations bereits nach Norden entkommen war, um sich bei Porlitz vor Brünn mit der wiener Garnison und bei Wischau mit der zweiten russischen Armee zu vereinigen. Was half es nun, daß Bagration von Murat am 16. November mit großer Übermacht besiegt und zum Rückzuge gezwungen ward? Nein, der Name Hollabrunn sollte nicht auf dem Pariser Arc de triomphe stehen.

Napoleon hatte seine Aufgabe nicht gelöst. Kutusow war entwischt und konnte jetzt unter den Kanonen von Olmütz Verstärkungen abwarten, die General Essen schon ziemlich nahe herangebracht hatte, während eine Abteilung von 45 000 Mann unter General Bennigsen auf Breslau im Anmarsch war. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps gesammelt, welches gleichsam den rechten Flügel der russisch-österreichischen Aufstellung bildete. Erzherzog Karl marschierte auf Marburg mit der Absicht, über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Außerdem hatte sich auch die politische Stellung der Verbündeten wesentlich gebessert. Preußen schien endlich doch noch gewonnen. Der rücksichtslose Durchzug der Franzosen durch das ansbacher Gebiet hatte plötzlich die Gesinnung Friedrich Wilhelm III. geändert. Man

hatte seine Neutralität verletzt und ihn selbst in dem Meisterwerke seiner Politik — dafür hielt er sie — gekränkt. Er gab jetzt dem Andringen Rußlands, welches für seine Truppen Passage begehrte, nach und ließ sich vom Kaiser Alexander, der Ende Oktober nach Berlin kam, zwar nicht zur augenblicklichen Teilnahme am Kriege — davon hielt ihn Hardenberg zurück — wohl aber zu einem Abkommen bereden. Darin ward Preußen die Aufgabe, von Napoleon die Freiheit Neapels, Hollands, der Schweiz, die Trennung der italienischen von der französischen Krone, die Entschädigung des Königs von Sardinien, kurz die Einschränkung des französischen Expansivsystems zu fordern und im Falle der Ablehnung mit 180 000 Mann der Koalition beizutreten (3. November 1805). Graf Haugwitz wurde zu Napoleon geschickt, um die Sache anzubringen. Bis Mitte Dezember konnte sie entschieden sein und die kriegsgerüstete preußische Armee einschreiten. Für die kämpfenden Russen hatte dieser Vertrag den großen Vorteil, daß sie sich, in Mähren geschlagen, nach Schlesien ziehen und dort von etwa 50 000 Mann aufgenommen werden konnten.

Man sieht, die Lage Napoleons war nicht günstig. Er hatte in Wien den Frieden zu diktieren gehofft und nun seine Operationslinie weit über seine Absicht verlängern und, um seine Flanken zu decken, viel von seinen Truppen detachieren müssen. Ney war nach Tirol, Marmont nach Steiermark, Davout an die ungarische Grenze, Bernadotte gegen Böhmen marschiert, und nur die Korps von Murat, Lannes und Soult standen zu seiner momentanen Verfügung. In dieser Situation, die er voll würdigte, erfuhr er von der Schwenkung Preußens und von der verlorenen Schlacht bei Trafalgar und mußte nun ernstlich darauf bedacht sein, durch Teilung der feindlichen Kräfte sich Erleichterung zu verschaffen. Trotz der Weigerung Franz II., Frieden unter den früher erwähnten Bedingungen zu schließen, hatte er doch nicht alle Beziehungen zu dem feindlichen Hauptquartier abgebrochen, nach der Einnahme Wiens sich sogar

neuerdings an den Kaiser von Österreich gewendet, und jetzt mit dem Erfolge, daß der österreichische Diplomat Stadion sich mit dem General Gyulai in sein Hauptquartier nach Brünn begab, um dort einen Vertrag zu bereden. Sie hatten die Aufgabe mit dem preußischen Unterhändler Haugwitz, der jetzt mit beabsichtigter Langsamkeit herankam, zusammen zu wirken. Da ist es nun vom höchsten Interesse zu sehen, wie Napoleon diese Kooperation zu stören weiß. Er sendet zuerst die österreichischen Abgesandten zu Talleyrand nach Wien, unter dem Vorgeben, er selbst werde dahin kommen; unterdes läßt er Haugwitz in Iglau aufhalten; und zur selben Zeit schickt er seinen Generaladjutanten Savary zu Alexander I., der bei seiner Armee angelangt war, um Waffenstillstand und eine Unterredung zu verlangen, in welcher er — wie er dem Adjutanten des Zaren andeutete — Rußland die Türkei preisgeben wollte. Ging Alexander darauf ein und machte er Frieden, dann konnte Österreich aufs Äußerste bedrückt werden, wenn nicht, dann mußte man allerdings mit dieser Macht auf neuer Basis unterhandeln. Das Letztere geschah. Der Zar blieb fest, und am 30. November erklärte Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand, er solle von Österreich nicht mehr ganz Venetien und Tirol, sondern nur die Kreise von Legnano und Verona für das Königreich Italien, Augsburg, Eichstädt, den Breisgau und die Ortenau für die süddeutschen Alliierten fordern. Aber auch Stadion blieb fest; wenigstens wollte er nicht ohne Haugwitz' Mitwirkung unterhandeln. Dieser hinwieder, dem von seinem Könige der mündliche Auftrag geworden war, unter allen Umständen den Frieden zu bewahren, und der in Brünn die Vorbereitungen zu einem Zusammenstoß bemerkt hatte, wollte offenbar erst dessen Ausfall kennen und ging nicht aus sich heraus.

Aber während so Napoleon vergeblich nach einer Verbesserung seiner Lage trachtete, half ihm der Feind selbst aus der Verlegenheit. Er hatte es mit seinen eingeschränkten Kräften nicht gewagt, den Russen über Brünn hinaus zu folgen und sie in ihrer

sicheren, durch einen festen Platz gedeckten Position anzugreifen. Aber die Russen thaten, worauf er nimmer gehofft hätte: sie kamen zu ihm. Zu ihrem Unheil hatte sich der Zar an die Spitze des Heeres gestellt. Der junge Fürst brannte vor Ehrgeiz und drängte nach dem Ruhme, einen Bonaparte im Felde besiegt zu haben. Er wünschte die Offensive zu ergreifen, während doch das einzig Richtige darin lag, die Defensive so lange zu behaupten bis die Verstärkungen herankamen, die Erzherzöge näher rückten, Preußen in Aktion trat. Es fehlte zwar nicht an abmahnenden Stimmen im Hauptquartier der Verbündeten, aber doch auch wieder nicht an solchen, die zurieten. Kutusow war für weiteres Zaudern, aber doch zu viel Hofmann, um dem Wunsche seines Herrn entschieden entgegenzutreten; froh, die Verantwortung los zu sein, fügte er sich. Unter Denen, die Alexanders Absicht unterstützten, war insbesondere der als Generalstabschef ihm zugeteilte österreichische Oberst Weyrother, ein zweiter Mack an Ehrsucht und Verblendung. Seine Meinung war, gegen den Feind vorzugehen, dessen rechte Flanke zu gewinnen und ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden. Das hätte vielleicht später, wenn Erzherzog Karl in der Nähe stand, von Erfolg sein können. Jetzt war es zum Mindesten verfrüht. Weyrother aber drang auf Entscheidung und entwarf im heimlichen Verständnis mit Alexander — Kaiser Franz, der sich auch beim Heere befand, erfuhr nichts davon — einen Plan zur Schlacht.

Auf der andern Seite konnte Napoleon kein wichtigeres Interesse haben als die Verbündeten möglichst bald zu schlagen, ehe die russischen Verstärkungen ankamen, ehe Erzherzog Karl weiter nach Norden rückte und Preußen sich, wie nun auch er befürchtete, zur That entschloß.*) Mit um so größerem Staunen vernahm er, daß der Feind seinen Wünschen entgegenkam. Als er

*) „Bonaparte's Interesse erheischte, keine Zeit zu verlieren, das unsrige, Zeit zu gewinnen. Er hatte alle Gründe, eine Entscheidungsschlacht zu wagen, wir, eine solche zu vermeiden. Ew. Majestät wird sich erinnern, daß ich damals in diesem Sinne wiederholt Vorstellungen machte, und sie auch

am 27. November durch einen Deserteur von dessen Vormarsch hörte, wollte er vorerst gar nicht daran glauben. „Berthier" — erzählt Ségur in seinen Memoiren — „hielt dies für so unwahrscheinlich, daß er den Boten festzunehmen befahl, bis eine Ordonnanz von Soult die Nachricht bestätigte." Nun ließ Napoleon mit beabsichtigter Eilfertigkeit seine Avantgarde vor den Russen sich zurückziehen, um diese noch sicherer zu machen, und nahm zwischen Brünn und Austerlitz zu Seiten der Straße und südlich bis Sokolnitz und Telnitz seine Aufstellung. Dann zog er rasch alle erreichbaren Truppen an sich; Davout und Bernadotte wurden herzu kommandiert, und der Letztere stand schon am 1. Dezember bei dem Kloster Raigern.*) Dann entwarf auch er den Plan zur Schlacht. Die Bewegung des Feindes gegen seinen rechten Flügel war ihm nicht lange verborgen geblieben; auf sie baute er sein Kampfprojekt. Keine gewöhnliche Schlacht (bataille ordinaire) wollte er gewinnen, wie er seinen Generalen sagte, sondern eine entscheidende Aktion sollte es werden, die dem Gegner nicht gestattete sich zurückzuziehen und aufs neue zu sammeln; denn jeder geordnete kampffähige Rückzug der Russen konnte ihm, da er seine Situation nicht besserte, verderblich werden. Er wird deshalb nicht die gesicherte Position auf dem Plateau von Pratzen einnehmen, die sich ihm darbietet, sondern dieselbe dem Feinde überlassen, wird sogar seinen rechten Flügel provocierend vorschieben und die Flanke desselben exponieren, damit Alexander in seiner Absicht, denselben zu umgehen, bestärkt und bewogen werde, weit auszugreifen und dementsprechend sein Zentrum zu schwächen; dann wird er dieses dünne

---

jedem mitteilte, der mich hören wollte. Man mußte den Feind durch kleine Kämpfe ermüden, das Gros der Armee außer seinem Bereiche halten, Ungarn gewinnen und sich mit dem Erzherzog in Verbindung setzen". (Czatorysk an K. Alexander im April 1806.)

*) „Wenn Sie eine Schlacht liefern wollen" — äußerte der Kaiser einmal um diese Zeit — „dann sammeln Sie alle ihre Kräfte; vernachlässigen Sie nicht eine einzige; ein einziges Bataillon entscheidet manchmal den Tag".

Zentrum durchbrechen und den Kampf damit entscheiden. Mit unendlicher Befriedigung sieht er wirklich schon am 1. Dezember die Russen zu dem Umgehungsmanöver Anstalten treffen. „Das ist ein jämmerliches Vorgehen!“ ruft er vor Freuden zitternd und in die Hände klatschend seiner Umgebung zu. „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ Und in der That, am 2. Dezember 1805 sah noch die „Sonne von Austerlitz“ die Vernichtung des alliierten Heeres. Der Vorstoß gegen dessen Zentrum, welches man von aller Kavallerie entblößt hatte, war von Soult mit großer Kraft unternommen worden und vollständig gelungen. Die feindliche Linie war zerrissen, der linke Flügel ganz abgetrennt und in Deroute, der rechte auf Austerlitz zurückgeworfen. Die Russen hatten an 20000, das österreichische Korps unter Liechtenstein an 6000 Mann eingebüßt. Jene, von ihrer Rückzugslinie nach Olmütz abgeschnitten, aller Artillerie, Munition und Bagage verlustig, bewegten sich regellos auf der Straße nach Göding und Holitsch „Es gab weder Regimenter noch Armeekorps mehr beim Heere der Verbündeten“, berichtet Czartoryski, „sondern nur noch Horden, die ohne Ordnung marodierend davongingen. Auf dem Wege nach Holitsch hörte man in den Dörfern nur wüstes Schreien der Leute, die im Weine ihr Mißgeschick zu vergessen suchten.“

Eine der glänzendsten Schlachten war für Frankreich gewonnen.*) „Soldaten!“ — wandte sich der Sieger an seine Truppen

*) Militärische Schriftsteller datieren seit Austerlitz eine neue Epoche in der Geschichte der Schlachtenkämpfe. Jomini sagte, die großen Feldschlachten unserer Tage schrieben sich von 1805 her, und ein neuerer Erzähler der Napoleonskriege führt den Gedanken folgendermaßen aus: „In dieser ersten napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich alle jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von denjenigen des fridericianischen Zeitabschnittes unterscheiden. In den Letzteren wurde die gesamte Armee einheitlich in Bewegung gesetzt, sie konnte und mußte während des ganzen Verlaufes der Schlacht manövrierfähig in der Hand des Führers bleiben. Wurde ihr festes Gefüge an einer Stelle gebrochen, so war sie geschlagen. In der neueren Schlacht

— „ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt. Als das französische Volk mir die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, da vertraute ich auf Euch, damit derselben für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr in meinen Augen einzig Wert verleiht. Wenn hier alles, was unseres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heischt, erreicht sein wird, will ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort sollt ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird Euch mit tausend Freuden wiedersehen, und falls nur Einer von Euch sagt: „Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen", wird Jeder sofort erwidern: „Hier steht ein tapferer Mann".

Napoleon hatte Recht. Der Sieg vom 2. Dezember war kein „gewöhnlicher", er bedeutete den Frieden. Wir sahen, wie er kurz zuvor seiner gefährlichen Position entsprechend, die Friedensbedingungen herabgemindert hatte: jetzt war die Lage der Dinge gänzlich verändert. Am 3. Dezember schon schreibt er an Talleyrand nach Wien: „Alle Unterhandlungen sind null und nichtig, da sie offenbar nur eine Kriegslist waren, um mich einzuschläfern. Sagen Sie Herrn von Stadion, daß ich mich durch diese List nicht habe täuschen lassen und daß jetzt, wo die Schlacht verloren ging, auch die Bedingungen nicht mehr dieselben sein können."

Im Hauptquartier der Alliierten einigte man sich dahin, daß Kaiser Franz vom Sieger eine Unterredung begehren und Waffenstillstand fordern solle. Dem Ansinnen wurde willfahrt, und am 4. Dezember fand bei Nasiedlowitz, auf der Straße

---

kann das Zentrum durchbrochen werden, während die umfassenden Flügel den Sieg erringen, kann ein Flügel vernichtet werden, während der andere den Feind erdrückt, ja, in einer gut geleiteten Schlacht wird man immer auf einem Teile des Schlachtfeldes dem Gegner einen solchen Erfolg einräumen, um dafür auf dem zur Entscheidung gewählten Punkte mit Übermacht auftreten zu können." (Yorck I. 241.)

zwischen Austerlitz, wo Napoleon residierte, und Holitsch, wohin sich die verbündeten Monarchen zurückgezogen hatten, die Besprechung wirklich statt. Viel Unrichtiges ist über dieselbe verbreitet worden. Der Franzosenkaiser benahm sich durchaus nicht, wie erzählt ward, brüsk und unhöflich, sondern sehr artig und zuvorkommend. Er war bereit, die verlangte Waffenruhe zu bewilligen, wenn die Russen sofort in ihre Heimat zurückkehren wollten. Auch über den Frieden sprach man. Wollte auch Rußland jetzt gleich denselben mit abschließen — allerdings unter der Bedingung, daß es den Engländern sein Gebiet versperrte — so sollte Österreich jede Landabtretung erlassen werden, wenn nicht, so würde ein Separatabkommen der Donaumacht den Verlust Venedigs an das Königreich Italien und Tirols an Bayern auferlegen. Die letztere Bedingung — bezüglich Tirols — ließ Napoleon auf Franzens Andringen fallen. Von der Entrevue heimgekehrt, verständigte der Kaiser von Österreich alsbald seinen Verbündeten von den Forderungen des Siegers, aber auch davon, daß er breit sei, weiter zu kämpfen, wenn ihm Rußland zur Seite bleiben wolle. Dazu jedoch war Alexander durchaus nicht zu bewegen. So leichtsinnig er die Gefahr herausgefordert hatte, so wenig war er danach geartet, sie in ihren Folgen zu bestehen. Aber auch auf den Frieden unter der angegebenen Bedingung wollte er nicht eingehen, da die englische Zufuhr für Rußland eine Lebensfrage bedeutete. So blieb denn nur noch übrig, daß er die Trümmer seiner Armee in Sicherheit brachte. Er ließ dem Kaiser Franz antworten, er solle nicht mehr auf ihn rechnen, und reiste am 6. Dezember ab. Am selben Tage wurde der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet.*)

*) Noch in neuesten Darstellungen findet man die Angabe, Österreich habe sich alsbald nach der Schlacht von Rußland getrennt, während doch der Zar es war, der seinen Alliierten im Stiche ließ. Dies bezeugen selbst Quellen, die aus dem russischen Lager stammen, wie J. de Maistre und Czartoryski. Dem dreisten Bavonnese, den die Russen später ganz offiziell gegen

In den Unterhandlungen über den Frieden hatte Österreich jetzt außer seinen eigenen Kräften nur noch den guten Willen Preußens in Rechnung zu bringen. Aber auch dieser sollte ihm entgehen. Vorsorglich hatte Napoleon in den Vertrag über den Waffenstillstand die Bedingung aufgenommen, daß während desselben fremde Truppen den österreichischen Boden nicht betreten durften, und dann sofort die Unterhandlungen mit Haugwitz allein aufgenommen. Wenn Dieser nun seiner geheimen Instruktion, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, treu bleiben wollte, so konnte von dem Ultimatum, das er zu überreichen hatte, nicht weiter die Rede sein. Andererseits ließ jetzt Napoleon die Neutralität Preußens gar nicht mehr gelten, sondern forderte ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit dieser Macht, demzufolge Friedrich Wilhelm das rechtsrheinische Cleve, die Festung Wesel und das Fürstentum Neufchâtel an Frankreich, die Markgrafschaft Ansbach an Bayern abtreten, das okkupierte Hannover behalten, dessen Küsten den Engländern verschließen und das neue „Königreich" Bayern in dem Umfange anerkennen sollte, den es durch österreichische Abtretungen erreichen würde. Das unterschrieb Haugwitz am 15. Dezember 1805, und damit hatte Österreich auch den preußischen Rückhalt verloren. Nun war es isoliert dem Willen des Siegers preisgegeben.

Da war es nun die Frage: ob Napoleon selbst jetzt den Frieden herbeiführen oder ob er, die Gunst der Verhältnisse nützend, Österreich weiter noch bekriegen, weiter noch besiegen und dessen Macht für immer lahmlegen wollte. In seiner militärischen Umgebung fanden sich Stimmen genug — namentlich die des eigennützigen Murat — welche der zweiten Ansicht das Wort redeten. Talleyrand dagegen war durchaus anderer Meinung. Der gewinn-

die Österreicher erhoben, sie hätten sich bei Austerlitz nicht gut geschlagen, ist Napoleon im Moniteur mit beißender Ironie entgegengetreten. „Die das Schlachtfeld gesehen haben" hieß es darin „werden bezeugen, daß es dort, wo der Hauptstoß stattfand, mit Österreichern bedeckt war, während anderorten nur russische Tornister lagen.

gierige Mann, dem bei einem Übereinkommen reicher Geldertrag sicher war, wußte den Kaiser zur Beendigung des Krieges zu überreden, den er übrigens selbst widerraten hatte. „Sie erniedrigen sich" — so sprach er zu Napoleon — „wenn Sie nicht anders denken als Ihre Generale. Sie sind zu groß, um nur Soldat zu sein." Das verfing. Napoleon erklärte sich bereit Frieden zu schließen, und die Unterhandlungen nahmen ihren Fortgang. Nur von milden Bedingungen wollte er nun nichts mehr wissen. Als Fürst Johann Liechtenstein, der neue Unterhändler des Kaisers von Österreich, in Brünn eintraf, verlangte Jener nicht mehr bloß das italienische Gebiet von Venedig, sondern Venedig in derselben Ausdehnung, wie es 1797 an Österreich gekommen war, d. h. samt Istrien und Dalmatien. Bald nachher schlug er das Versprechen in den Wind, welches er Franz II. auf der Austerlitzer Landstraße gegeben hatte, und begehrte Tirol für Bayern. Kurz darauf heischte er auch das Innviertel und Österreichs Zustimmung zur Vertreibung des Königshauses von Neapel. Vor der großen Schlacht hätte er sich mit 5 Millionen Gulden Kriegsentschädigung begnügt, jetzt forderte er 50 Millionen Franken, von denen er sich nur mit Mühe zehn Millionen abmarkten ließ. „Jede Stunde", schreibt Liechtenstein aus Preßburg, wo er seit dem 20. Dezember mit Talleyrand unterhandelte, „bringt neue Forderungen". Bei Kaiser Franz in Holitsch herrschten Verwirrung und Kleinmut. In der Verzweiflung dachte man sogar daran, nochmals die Waffen zu ergreifen.*) Aber Erz-

*) Napoleon hat später im Gespräche mit dem bayrischen Minister Montgelas erklärt, „daß seine Armee, durch ihre Siege geschwächt, sich zwischen der Festung Olmütz, deren Belagerung zur Winterszeit und bei der Nähe der feindlichen Truppen kaum zu unternehmen war, und der volkreichen, übelgesinnten, schwer zu beherrschenden Hauptstadt Wien in einer sehr unvorteilhaften Lage befand, daß sohin deren Stellungen unsicher und schlecht unterstützt erschienen, umsomehr als Rußland, noch immer feindlich gesinnt, seine Streitkräfte jeden Augenblick wieder vorrücken lassen konnte, daß endlich auch Preußen zwar einen Vertrag unterzeichnet aber noch nicht ratifiziert hatte und durch seine Verbindung mit den beiden Kaisern die

herzog Karl, der sogleich nach Ulm der Meinung gewesen war, daß Österreich nur noch mit der Feder Erfolge erringen könne, riet auf's Dringendste davon ab, und Franz fiel ihm bei. Minister Cobenzl, den die öffentliche Meinung als das Hindernis der Verständigung bezeichnete, mußte demissionieren, und Graf Stadion trat an seine Stelle. Bald darauf ward am 26. Dezember in Preßburg der Friede unterzeichnet.*) Ehe derselbe ratifiziert wurde, sollte Erzherzog Karl in einer persönlichen Begegnung mit Napoleon mäßigere Bedingungen erwirken. Die Entrevue fand statt, aber sie ergab kein Resultat, und am Neujahrstage 1806 setzte Österreichs Monarch seinen Namen unter einen der drückendsten Verträge, die diese Macht je geschlossen. Kaiser Franz gab heraus, was er im Frieden von Campo Formio als venezianisches Staatsland mit allen Dependenzen erhalten hatte: Venedig, Istrien Dalmatien und Cattaro wurden mit dem Königreich Italien vereinigt. Nur widerwillig hatte ihm Napoleon Triest übrig gelassen, welches er, wie Joseph wissen wollte, sich als Stützpunkt einer neuen Unternehmung gegen Ägypten und Indien dachte. Österreich stimmte all den Veränderungen und Anstalten jetzt in Piemont, Genua, Parma, Lucca und Piombino zu, es erkannte die Kurfürsten

---

größten Verlegenheiten hätte bereiten können, so daß man bei richtiger Erwägung der Verhältnisse sich habe Glück wünschen müssen, daß der Wiener Hof so wenig beharrlichen Widerstand geleistet und so begierig nach Beendigung des Krieges getrachtet habe" (Montgelas, Denkwürdigkeiten (1887) S. 124.) Daß es damals wirklich in Wien gährte, berichtet auch Radetzky in seinen Erinnerungen.

*) Wenn in den neuesten österreichischen Geschichtswerken der 27. Dezember als Vertragsdatum genannt wird, so ist dies schlechtweg unbegreiflich. Zur Charakteristik Napoleons diene folgende Stelle aus seinem Briefe vom 25. Dezember 1805 an Talleyrand, in welchem der Minister angewiesen wird, am folgenden Tage zu unterzeichnen. „Ist dies nicht möglich, so warten Sie und unterzeichnen erst am Neujahrstage. Denn ich habe meine Vorurteile und möchte gerne, daß der Friede von der Erneuerung des gregorianischen Kalenders datiere, von dem ich hoffe, daß er mir ebensoviel Glück bringen wird wie der bisherige".

von Bayern und Würtemberg als Könige an und überließ dem Ersten Tirol mit Vorarlberg, Brixen und Trient, Passau und Eichstädt, Burgau und Lindau und kleinere Grafschaften und Besitzungen, dem Zweiten fünf Donaustädte mit ihren Gebieten, die Grafschaften Hohenberg und Nellenburg und einen Teil des Breisgaues. An Baden kam ein anderer Teil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Mainau. Der König von Bayern sollte Würzburg an den Kurfürst-Erzherzog von Salzburg abtreten, der dieses Gebiet an Österreich weiter zu geben hatte.

So war die Donaumacht aus Italien und Deutschland hinausgedrängt, während sich Frankreichs Machtgebiet im Süden bis an die Länder des Balkangebietes erstreckte; sie verlor über 1100 Quadratmeilen Gebietes, über dritthalb Millionen Seelen, an 14 Millionen Gulden jährlicher Einnahmen. Und für diesen ungeheueren Verlust empfing sie so gut wie keine Entschädigung. In diesem Punkte war nun allerdings Talleyrand nicht eines Sinnes mit seinem Herrn gewesen. Er hatte der Schonung Österreichs das Wort geredet und schon bei Beginn des Feldzugs an Napoleon geschrieben: „Heutzutage sind die Türken nicht mehr furchtbar für Europa. Sie haben vielmehr alles für sich selbst zu fürchten. Aber an ihre Stelle sind die Russen getreten. Österreich ist immer noch das sicherste Bollwerk, das Europa ihnen entgegenzusetzen hat, und gegen sie muß man es jetzt kräftigen“. Er brachte später, während der Friedensunterhandlungen, die Moldau, die Walachei, Bessarabien und das nördliche Bulgarien zur Schadloshaltung des wiener Hofes in Vorschlag. Aber er drang nicht durch, nicht bei den Österreichern, die darin richtig nur den Anstoß zu Streit und Hader mit Rußland erblickten und auf ihre mitteleuropäische Großmachtstellung doch noch nicht endgiltig verzichten wollten, und nicht bei Napoleon, zu dessen Plänen es gehörte, dereinst auch die Zarenmacht unter sein Szepter zu beugen. Denn das war eben die weite Kluft, die ihn von Talley-

rand wie von allen patriotischen Franzosen trennte, daß Diese zwar ein starkes, nationales, vorherrschendes Frankreich wünschten, daneben aber doch noch ein System gegengewichtiger Mächte zuließen, während Jener in ganz Europa nur noch seine eigenste Domäne erblickte. In Frankreich war die Revolution erloschen, und für ihre erobernden Tendenzen gab es dort keine Sympathien mehr; in Europa aber lebte sie fort; allerdings nur in einer einzigen Person, diese jedoch vermaß sich mit starken Kräften der Herrschaft über den ganzen Erdteil.

Drittes Kapitel.

Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen.

Die Schlacht am 2. Dezember 1805 ist eine der vier Bataillen, die für das Herrscherleben Napoleons vor den übrigen von Entscheidung waren. Hatte ihm der Tag von Marengo die Gewalt über Frankreich gesichert, so befestigte der von Austerlitz sein Übergewicht in Europa; dieses sollte er erst wieder bei Leipzig, jene bei Waterloo endgiltig verlieren. In Mähren hatte einen Augenblick lang sein ganzer Plan einer persönlichen Weltregierung auf dem Spiele gestanden. Denn was die gelungenen Rückzugsmanöver der Russen in Frage stellten, war vor allem sein Ansehen bei der Armee, mit der allein er seinen Traum verwirklichen konnte. Das geniale Manöver von Ulm, die Überrumpelung von Wien und die Wegnahme der Donaubrücken waren doch nur Prämissen gewesen, zu welchen der Schluß noch fehlte, und schon machten sich im Heere kritische Stimmen hörbar. Da kam der Sieg, den unvergeßliche Thorheit dem Korsen aufnötigte, und beseitigte alle Gefahr, die seiner Geltung gedroht. Und nicht bloß bei den Truppen, auch bei der französischen Nation daheim hat der Triumph über den Feind die öffentliche Meinung auf's neue dem Kaiser gewonnen. Dort

in Frankreich, war kein Krieg unpopulärer gewesen als dieser. Mit schlecht verhehltem Verdruß hatte man beim Beginn desselben die harte Durchführung der Militärkonskription ertragen; bald darauf waren durch eine ernste Finanzkalamität die kaum entschlafenen Zweifel wiedererweckt worden, ob das herrschende System und der Mann, der es repräsentierte, auch wirklich dauerhaften Schutz der realen Interessen verbürgten; man begann sich des Unternehmens gegen St. Domingo wie eines Abenteuers zu entsinnen, welches 50 000 Mann und 60 Millionen Franken gekostet hatte; man erwog den Verlust, den der Orienthandel durch den Seekrieg erlitt, und berechnete den Ausfall der französischen Bilanz, der sich aus der raschen Okkupation der Kolonieen durch die Engländer ergab; ja selbst den eifrigsten Wortführern der durch Napoleon geschaffenen Ordnung wurde eine Regierung Josephs, wenn Jener im Felde sein Ende finden sollte, ein nicht ganz unsympathischer Gedanke. Aber all' diese Bedenken kamen zum Schweigen, als man von den schnellen Schlägen und dem rasch erkämpften Frieden hörte. Das französische Volk besaß zu viel Stolz und Eitelkeit, um sich nicht des Mannes als des Seinigen zu freuen, der Königen gebot, Könige schuf und Könige vernichtete, und der den Namen Frankreichs höher hob als dies bisher irgend einem seiner Herrscher gelungen war. „Die Franzosen" — erzählt ein Augenzeuge — „fortgerissen von der Kunde solcher Siege, die, da sie den Krieg beendeten, nichts zu wünschen übrig ließen, fühlten ihre Begeisterung auf's neue erwachen, und man hatte nicht nötig, die öffentliche Freude anzuordnen. Die Nation fühlte sich Eins mit den Erfolgen ihrer Krieger, und die Mehrheit des Volkes adoptierte die Thaten seines Monarchen". Die Staatskörperschaften priesen Napoleon mit den überschwänglichsten Worten: sein Ruhm habe alle andern unsterblichen Namen verdunkelt, die Bewunderung müsse schamrot werden über ihre bisherigen Objekte 2c.

Als so das französische Volk dem Sieger entgegenjubelte, war es in einem zwiefachen Irrtume befangen. Einmal ahnte

es nicht, daß der Kaiser längst den Krieg auf dem Kontinent geplant, den Feldzug reiflich überdacht, den Kampf selbst herbeigeführt hatte, sondern glaubte wirklich, was dessen gehorsame Organe verkündeten, daß er der Bedrohte, er der Angegriffene gewesen, und bewunderte die rasche Kunst, mit der er sich des europäischen Komplottes zu erwehren gewußt. Der zweite Irrtum war, daß die Franzosen Napoleon noch für ihren Kaiser hielten, der den Feind Frankreichs schlug, um dem Lande links des Rheins Ehre, Vorteil und Ruhe zu sichern, während er Frankreichs Kaiser längst nicht mehr war. Wer Napoleons geheime Absichten vor dem Feldzuge kennt, den wird es nicht überraschen, zu hören, daß er aus seinen Siegen noch ganz anderen Gewinn schlug als bloß den, die Macht des französischen Staates zu erhöhen und diejenige Österreichs einzuschränken, einen Gewinn, der sich nur unter dem Gesichtspunkte eines Kaiserreichs erfassen läßt, das sich nicht an die gallischen Grenzen gebunden hielt.

In den Unterhandlungen mit den Geschäftsträgern der Donaumacht war vor der Schlacht bei Austerlitz einmal von Neapel die Rede gewesen. Nach derselben wurde dieser Gegenstand nicht mehr berührt. Napoleon hielt sich jetzt für stark genug, auch ohne die Zustimmung des Wiener Hofes seine Absichten auf ganz Italien weiter zu verfolgen. Und kaum war in Preßburg der Friede unterzeichnet, so verkündete auch schon am nächsten Tage ein einfacher Armeebefehl — wie bezeichnend! — daß die Dynastie Bourbon im Königreiche Neapel aufgehört habe zu regieren. Zu diesem Vorgehen hatte allerdings der neapolitanische Hof selbst die Handhabe dargeboten. Von Engländern und Russen gedrängt, hatte Königin Karoline sich entschlossen, Alles an Alles zu wenden, ihr Frankreich im August gegebenes Versprechen, neutral bleiben zu wollen, beiseite zu setzen und russischen und britischen Truppen den Hafen ihrer Hauptstadt zu öffnen. Das war mitten im Kriege geschehen, und Napoleon konnte immerhin das Kriegsrecht für sich aufrufen, wenn er jetzt Massena mit starken Kräften über die neapolitanische Grenze sandte.

Das Entscheidende war, daß der Sieg von Austerlitz auch hier sein Gewicht fühlbar machte. Denn der Zar, noch immer unter dem Eindrucke seiner Niederlage, rief seine Truppen aus Neapel nach Korfu zurück, und seinem Beispiele folgend räumten auch die Engländer den Hafen, um nach Sizilien zu steuern, und überließen diejenigen, welche vertrauensvoll ihr Geschick in ihre Hände gelegt, dem Belieben des erbitterten Gegners. Ein Schreiben, in welchem sich die Königin dem Kaiser unterwarf und seiner Gnade empfahl, erfuhr keine Antwort, und Mitte Februar 1806 ergriff Joseph Bonaparte, der sich beim Heere eingefunden hatte, zunächst als kaiserlicher Statthalter Besitz von der Residenz, aus welcher die legitime Herrscherfamilie kurz zuvor geflüchtet war. Wenige Wochen später, noch im März, waren die bourbonischen Truppen, die auf der Halbinsel Widerstand leisteten, besiegt und nur Sizilien noch in der Gewalt Karolinens und der Engländer. Am 30. März 1806 that Napoleon dem Senate schriftlich seinen Entschluß kund, seinen Bruder Joseph zum Monarchen von Neapel und Sizilien zu erheben. Daß dies die Einbeziehung des Landes in den napoleonischen Machtkreis bedeutete, ging aus dem Schriftstücke selbst hervor, welches die Bestimmung enthielt, der neue König beider Sizilien solle französischer Großwürdenträger bleiben. Was wollte dem gegenüber das Versprechen sagen, daß die beiden Kronen, die französische und die neapolitanische, nie auf einem Haupte zusammentreffen dürfen?*)

Zugleich mit diesem Dekrete erhielt der Senat noch einige andere zugestellt, welche italienische Territorien betrafen. Eines derselben handelte von der Einverleibung des venezianischen Landes in das Königreich Italien. Ein zweites hatte die Zuweisung des Fürstentums Guastalla an die Fürstin Borghese und ihren

---

*) Auch als jetzt Bruder Ludwig und Schwager Murat europäische Monarchen wurden, behielten sie gleichwohl ihre französische Großwürde bei, d. h. sie blieben Unterthanen desjenigen, der da Kaiser der Franzosen hieß

Gatten zum Gegenstande. Wieder andere aber offenbarten eine ganz besondere Entschließung des Staatsoberhauptes. Napoleon gründete nämlich im Bereiche der neu eroberten venezianischen Länder zwölf Titularherzogtümer: Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo, desgleichen im Königreiche Neapel vier: Gaëta, Otranto, Tarent und Reggio, im Fürstentume Lucca eins, in Parma und Piazenca drei. Zur Dotation dieser Titellehen (Titres) sollte ein Fünfzehntel der Staatseinnahmen jener Landschaften dienen. Außerdem reservierte sich Napoleon dreißig Millionen Franken venezianischer und vier Millionen lucchesischer Domänen, zwölfhunderttausend Franken Rente, die ihm das Königreich Italien, und eine Million Rente, welche ihm Neapel zu steuern hatten. Diese Titellehen und diese Fonds waren dazu bestimmt, hervorragende Dienstleistungen zu belohnen. Wer mit Jenen begabt wurde — wir werden die Namen noch kennen lernen — erhielt damit zwar keinerlei Standesvorrechte übertragen, wohl aber ward ihm Erblichkeit von Titel und Einkommen im Mannesstamme seiner Nachkommenschaft zugesichert. Dieses neue Lehensystem hatte mit dem alten, überwundenen, kaum mehr als den Namen gemein, und man würde Unrecht thun, es damit zu verwechseln. Wichtig jedoch war das internationale Moment, welches darin zu Tage trat, daß nämlich Angehörige eines Staates mit ihren Ansprüchen in einen anderen versetzt werden, daß französische Marschälle und Beamte einen Rechtsanteil an italienischen — und bald auch an polnischen und deutschen — Staatseinkünften erwerben konnten, ein neuer Beweis, daß die Idee des Empire längst den Boden Frankreichs verlassen hatte. „Unser Land“, schreibt die Rémusat an derselben Stelle, wo sie von dem neuen Adel spricht, „erschien Napoleon nur mehr als eine große Provinz des Reichs, welches er seiner Gewalt zu unterwerfen entschlossen war.“

Nirgends aber trat der Reichsgedanke deutlicher zu Tage als in dem Verhalten gegen den Papst. Nach der Vertreibung des

legitimen Königshauses aus Neapel war das ganze italienische Festland dem Willen des Eroberers unterthan, bis auf den Kirchenstaat. Aber es fehlte bald nicht an Anzeichen, daß auch mit diesem keine Ausnahme gemacht werden würde; schon die Verleihung der neapolitanischen Fürstentümer Ponte Corvo und Benevent an französische Würdenträger — an Bernadotte und Talleyrand — ohne alle Rücksicht auf des Papstes Oberlehnsherrlichkeit über dieselben, ließ darauf schließen. Nun fragte es sich, ob sich Pius in die Rolle eines napoleonischen Lehenkönigs, wie Bruder Joseph, finden werde oder nicht. Im ersteren Falle war ein Fortbestehen der weltlichen Souveränetät des Papstes noch denkbar, im letzteren fiel sie voraussichtlich dem Weltsysteme des Stärkeren zum Opfer. Schon daß im jüngsten Kriege Pius unbedingte Neutralität für sich beansprucht und, als die Franzosen, dieselbe nicht achtend, im Vorbeimarsch nach Neapel Ancona besetzten, hiergegen Protest erhoben hatte, bewies, daß er sich nicht als gefügiges Werkzeug des Korsen wollte finden lassen. Er machte vielmehr geltend, daß die politische Unparteilichkeit ihm, als dem Vater aller Gläubigen, zur Pflicht werde. Dazu kam, daß Napoleon vom Papste die kirchliche Auflösung der Ehe seines jüngsten Bruders Jérôme mit jener Amerikanerin Patterson verlangt und Pius sich dessen, mit dem Hinweis auf das Trienter Konzil, geweigert hatte (Juni 1805). All dieser Widerspruch des Kirchenfürsten, dem er, ungleich seinen republikanischen Vorgängern, genug weit entgegengekommen zu sein glaubte, reizte den Kaiser. Nach seinem Siege über die Koalition ließ er in Rom erklären: Er habe Ancona besetzt, weil die militärischen Kräfte des römischen Stuhls nicht ausgereicht hätten, es gegen Engländer oder Türken — Protestanten und Ungläubige waren damit bezeichnet — zu halten, und weil er, Napoleon, sich als den Schutzherrn der Kirche betrachte. Als dann Pius noch immer nicht verstehen wollte, sondern mit salbungsvoller Milde in den Worten die päpstlichen Legationen für seine guten Dienste bei der Krönung ansprach, wurde er noch deutlicher. In einem

Schreiben vom 13. Februar 1806 sagt er: „Ganz Italien wird meinem Gesetze unterthan sein. Ich werde an die Unabhängigkeit des heiligen Stuhls nicht rühren, aber nur unter der Bedingung, daß Ew. Heiligkeit mir in weltlichen Dingen die gleichen Rücksichten zollt, wie ich ihr in geistlichen. Ew. Heiligkeit ist allerdings der Souverän von Rom, aber ich bin dessen Kaiser". Und an Fesch, der seinen Willen bei der Curie zu vertreten hatte, läßt er die Weisung ergehen, er solle die Austreibung aller Angehörigen Englands, Rußlands, Schwedens und Sardiniens und die Schließung der römischen Häfen für die Schiffe dieser Mächte fordern; Joseph sei angewiesen, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen; der römische Stuhl solle sich überhaupt gar nicht mehr mit Politik befassen, er werde ihn gegen alle Welt beschützen. „Sagen Sie ihnen," heißt es weiter, „daß ich die Augen offen halte und mich nur so weit bethören lasse, als es mir gefällt; sagen Sie, daß ich Karl der Große bin, ihr Kaiser, und daß ich als solcher behandelt sein will". Miot von Melito, der sich zu jener Zeit in der Umgebung Josephs befand, erzählt, Napoleon sei in seiner Korrespondenz mit dem Bruder über seine wahren Zwecke aus sich herausgegangen. Er habe an eine Romfahrt gedacht, um sich zum Kaiser des Abendlandes krönen zu lassen, wobei der Papst seine weltliche Herrschaft völlig einbüßen, nur die oberste geistliche Gewalt behalten und mit ein paar Millionen Franken jährlicher Rente abgefunden werden sollte. Das sei vertraulich in Rom mitgeteilt worden; die Kardinäle aber hätten sich dagegen erklärt und beschlossen, eher zu sterben als unter solchen Bedingungen zu leben. All das blieb streng geheim. Nur auf jenen zweiten Brief antwortete Pius, Napoleon wäre zwar Kaiser von Frankreich, aber nicht römischer Kaiser, und eine so enge Verbindung mit ihm, wie er sie heische, würde dem römischen Stuhle in anderen Ländern den Gehorsam rauben. Nur daß er seinen Staatssekretär Consalvi, den Jener als die Seele des Widerstandes bezeichnet hatte, fallen ließ, war ein Zugeständnis, welches der Papst dem Be-

dränger machte. Die Spannung blieb und hat später zum Bruche geführt. Vorläufig ließ sich der Imperator den Ausbau seines Systems nach anderer Richtung angelegener sein.

Da war Holland. Dieser Staat hatte, einmal unter französischen Einfluß geraten, dieselben Veränderungen in seiner inneren Konstitution durchzumachen gehabt, wie Frankreich selbst. Schließlich haben wir die batavische Republik bei einer Art konsularischer Verfassung mit einem Großpensionär an der Spitze ankommen sehen. Im Kriege stand sie schon seit dem Juni 1803 an Frankreichs Seite. Zwei Jahre später, als die Hauptarmee unter Napoleon im Osten focht, erhielt dessen Bruder Ludwig die Aufgabe, das Land gegen Engländer und Schweden zu verteidigen. Es kam nicht zur Aktion, die Schlacht von Austerlitz machte sie überflüssig, und Ludwig kehrte nach Paris zurück — nicht zur Zufriedenheit des kaiserlichen Bruders, der auch für ihn einen Thron, und just den holländischen, im Auge hatte. Schon im Januar 1805 war im Haag das Gerücht verbreitet gewesen, der französische Kaiser habe die Absicht, in Holland die Monarchie wieder einzuführen. Diesem Gerüchte hatte Ludwig, der hier so wenig wie in Italien König zu werden Lust empfand, durch sein Bleiben keine Nahrung geben wollen. Napoleon aber ließ derlei Widerreden seiner Brüder jetzt nicht mehr gelten. Die Landesverweisung Lucians stand als ein warnendes Exempel vor ihren Augen; zwischen ihr und dem unbedingten Gehorsam hatten sie zu wählen. Ludwig wählte, wie Joseph, schließlich den Gehorsam und erklärte sich zur Übernahme der holländischen Krone bereit. Und die Holländer? Mit denen ging man durchaus expeditiv zu Werke. Wer sich über Recht und Verträge erhaben genug fühlt, um sie zu verachten, der hat sich nur noch mit Schein und Vorwand abzufinden. Der Großpensionär Schimmelpenninck hatte erfahren, was man in Paris plante, und eine Deputation holländischer Notablen — den Admiral Ver Huell an der Spitze — dorthin gesendet, um die Gefahr abzuwenden. Am 14. März 1806 schrieb Napoleon darüber

an Talleyrand: „Ich sah diesen Abend Ver Huell. Um es kurz zu sagen, ich habe die Frage folgendermaßen eingeschränkt: Holland ist ohne Exekutivgewalt, es muß eine solche bekommen, ich werde ihm den Prinzen Ludwig geben; man wird einen Vertrag machen, durch den die Religion des Landes respektiert erscheint, der Prinz behält die seinige, jeder Landesteil desgleichen; die gegenwärtige Konstitution bleibt aufrecht, nur daß an die Stelle des Großpensionärs ein König tritt; alle Staatsgeschäfte nach Außen und im Innern werden im Namen des Königs geführt. Machen Sie mir einen Entwurf und lassen Sie die Sache im Haag durch eine geschickte Person betreiben. Das ist bei mir beschlossene Sache — dies oder die Einverleibung in Frankreich. Geschieht es nicht, so werde ich ihnen beim Friedensschluß keine der an England verlorenen Kolonieen zurückstellen lassen, im andern Falle aber außer den Kolonieen auch noch Friesland zuwenden. Kein Augenblick ist zu verlieren." Was konnte es da den Abgesandten helfen, wenn sie auf den Junivertrag vom Jahre 1803 hinwiesen, worin ihnen Napoleon für ihre Unterstützung in seinem Kriege feierlich den Wiedergewinn ihrer Kolonieen in Aussicht gestellt, ja, unter günstigen Verhältnissen, sogar Ceylon versprochen hatte? Was konnte es helfen, wenn sie den Traktat vom Jahre 1795 geltend machten, dessen erster Artikel lautete: „Die französische Republik erkennt die Republik der Generalstaaten als freie und unabhängige Macht an und garantiert ihr diese Freiheit und Unabhängigkeit?" Napoleon blieb bei seinem Willen; er drohte, als man im Haag durchaus nichts von der Monarchie wissen wollte und die Verhandlungen sich zu dehnen anfingen, mit ernsteren Maßregeln, bis die Holländer nachgaben. Dasselbe Volk, welches vor Zeiten sein Land zur Wüste gemacht hatte, um es vor der Gier Ludwig XIV. zu retten, fügte sich jetzt ohne Widerstand. Der holländische Staatsrat autorisierte den Großpensionär zu einem Vertrage mit Frankreich, welcher Ludwig die Krone Hollands übertrug (24. Mai 1806) und am 5. Juni erklärte eine

Deputation in den Tuilerien, man habe „nach reifer Überlegung“ erkannt, daß in Hinkunft dem Lande eine konstitutionelle Monarchie am nützlichsten sein werde, und bitte, der Prinz möge dieselbe begründen. Der Kaiser erwiderte die feierliche Ansprache mit ebenso feierlichen zustimmenden Worten, und die Welt war wieder um einen König reicher. Nach der Audienz allerdings warf Napoleon die Maske ab und ließ seinen kleinen Neffen, Ludwigs Sohn, vor der Kaiserin und ihren Damen die Fabel „Von den Fröschen, die einen König haben wollten“: hersagen. Was verdienten diese Völker auch besseres, als den Hohn dieses solitären Emporkömmlings, der keinem von ihnen zugehörte und sie doch alle bezwang?

Auch den Deutschen blieb die Schmach nicht erspart, in der Reihe der dienstbaren Völkerschaften des Korsen zu stehen. In dem Briefwechsel des Letzteren mit dem Papste ist viel von Deutschland die Rede, und man empfängt den Eindruck, der Schreiber habe sich nicht anderes, denn als Herrn auch dieser Nation gefühlt. In jenem Briefe vom 13. Februar 1806 z. B. macht er den Ratgebern des Kirchenoberhauptes den Vorwurf, sie seien schuld, daß Deutschland in der religiösen Anarchie verharre. „Wenn sich Ew. Heiligkeit dessen entsinnen wollte“ — heißt es darin — „was ich in Paris zu ihr sagte, so wäre die Religion in Deutschland organisiert und nicht in dem schlechten Zustande, in welchem sie sich befindet“. Es war derselbe Brief, in welchem Napoleon sich als Kaiser von Rom bezeichnete, als Kaiser des Abendlandes, als Karl der Große, der doch auch über fränkische, italienische und deutsche Lande sein Szepter geschwungen hatte. Aber war es denn auch anders? Wie unterthänige Gefolgschaften waren im Jahre 1805 die süddeutschen Fürsten in den Heerbann des Fremden eingetreten, der ihnen Schutz und Vorteil in Aussicht stellte und sie gegen das eigene Reichsoberhaupt führte, das solchen Schutz nicht mehr zu leisten im stande war und eher auf Schwächung als auf Stärkung der weltlichen Reichsstände

abzielte. Als dann Friede wurde, lohnte Napoleon seine deutschen Anhänger mit Vergrößerung ihrer Länder, Erhöhung ihrer Fürstenwürde und mit Verleihung der „Souveränetät". Da stand es im 14. Artikel des Preßburger Vertrages zu lesen: „Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Würtemberg und Seine Hoheit der Kurfürst von Baden werden auf den ihnen zuerteilten Territorien, wie in ihren alten Staaten, volle Souveränetät und alle daraus entstehenden und ihnen vom Kaiser der Franzosen gewährleisteten Rechte genießen, genau so wie der Kaiser von Deutschland und Österreich und der König von Preußen in ihren deutschen Ländern. Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich wird der Ausführung ihrer folgegemäßen Willensakte weder als Oberhaupt noch als Mitstand des deutschen Reiches irgend welches Hindernis bereiten." Gewiß, von dieser Seite waren sie nun sicher. Aber um so drückender ließ sich bald das Gewicht des dominierenden Einflusses von Westen her verspüren. Als der König von Bayern einmal — es war im Februar 1806 — bescheidene Einwendungen dagegen wagte, daß seine Truppen außer Deutschland ziehen und der französischen Armee in Italien zugeteilt werden sollten, mußte er sich die beschämende Zurechtweisung gefallen lassen: er möge sich doch nicht einbilden, daß Bayern aus Rücksicht für ihn zum Königreiche erhoben worden sei, diese Erhebung sei lediglich ein Ausfluß des französischen Systems. So war, was nach der einen Seite als Souveränetät bezeichnet wurde, nach der andern hin nichts weiter als Vasallität.

Um aber diesen Zustand permanent zu erhalten und sich des Anhangs seiner deutschen Gefolgsleute dauernd zu versichern, wählte Napoleon zwei Mittel. Das erste bestand darin, daß er die Familien der süddeutschen Fürsten mit der seinigen verknüpfte. Er hatte schon im Jahre 1804, bald nach seiner Erhöhung zum Kaiser, an eine Verbindung mit den alten deutschen Regentenhäusern gedacht und damals die Verehelichung seines Stiefsohnes Eugen mit der bayrischen Prinzessin Auguste am

kurfürstlichen Hofe in Vorschlag gebracht. Ja, wir erfahren aus den jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten des bayrischen Ministers Montgelas, daß er schon zu jener Zeit in München ein Schutz- und Trutzbündnis angetragen und Max Joseph die Königswürde in Aussicht gestellt habe, wenn diese Verbindung — offenbar ein Herzenswunsch Josephinens — zustande kam. Damals ging man bayrischerseits nicht geradezu darauf ein, lehnte auch nicht ab, sondern vertagte die Angelegenheit. Aber gleich nach der Eröffnung der Preßburger Konferenzen lenkte Napoleon darauf zurück. Man konnte nun in München zwar zögern aber nicht mehr ablehnen, und am 14. Januar 1806 fand die Vermählung des Vizekönigs statt. Um dieselbe Prinzessin hatte sich früher der Erbprinz von Baden beworben; dieser erhielt jetzt die Hand von Josephinen's Nichte Stephanie zugesagt, welche diese Ehe nur ungerne einging und sich schwer von Paris trennte, wo das Gerücht sie dem Herzen des Kaisers nahe stellte.*) Und auch mit dem dritten süddeutschen Hofe ward schon seit Oktober 1805 eine Familienallianz in's Auge gefaßt und verabredet: Jérôme sollte Katharina, die einzige Tochter des Königs Friedrich von Würtemberg zur Ehe nehmen, ein Projekt, welches dann im Jahre 1807, als der junge Bonaparte selbst König geworden war, zur Ausführung gelangte.

Der zweite Behelf, das westliche Deutschland dauernd an seinen Willen zu knüpfen, war Napoleon durch die Entwürfe der früheren Regierung an die Hand gegeben. Er bestand darin, die süd- und mitteldeutschen Staaten in einem besonderen, von Preußen und Österreich unabhängigen Bunde zu vereinigen und denselben vertragsmäßig Frankreichs Führung unterzuordnen. Dies war eine alte französische Idee, welche schon im 17. Jahrhunderte Gestalt

*) Hat sich doch bis auf die neueste Zeit die Vermutung erhalten, Kaspar Hauser, der rätselhafte Findling, sei ihr und Napoleons Sohn gewesen.

gewonnen hatte; die Revolution machte sie dann zu der ihrigen. Im Jahre 1798 ist in der Korrespondenz zwischen Talleyrand und Sieyès wiederholt von einem solchen dritten, von Frankreich geleiteten deutschen Staate, der zu gründen wäre, die Rede. Als später Napoleon das deutsche Kirchengut nach seinem Belieben verteilte, kam er mit Talleyrand wieder darauf zurück. Beide hatten dann im Oktober 1804 Zusammenkünfte in Mainz mit dem einzigen der geistlichen Kurfürsten, der sich aus der allgemeinen Säkularisation gerettet hatte, mit dem Erzbischof Dalberg. „Sie haben ihm dargelegt" — schreibt der bayrische Minister Edelsheim an den russischen Botschafter in Wien — „wie, da Frankreich es nicht dulden könne, daß Österreich und Preußen die anderen deutschen Fürsten und Staaten in jedem Augenblicke an ihrem Besitze schädigen, es von der größten Notwendigkeit sei, einen festen und imponierenden Bund gegen dergleichen Unternehmungen zu gründen, einen Bund, welchen mit Ausschluß der beiden genannten Mächte die übrigen Reichsstände zu bilden hätten und welcher nötigenfalls 150 000 Mann stellen könnte. Sollten die Fürsten blind genug für ihr eigenes Interesse sein und sich nicht über die Sache verständigen können, so würde Napoleon das ganze Land zwischen dem Rhein und Österreich dem Kurfürsten von Bayern übertragen, da er lieber mit drei Mächten zu thun haben wolle, als mit diesen kleinen, unnützen und durch ihre Uneinigkeit ohnmächtigen Staaten".

Nun, man kann den verschiedenen „kleinen, unnützen Staaten" manchen Vorwurf machen, nur den nicht, daß ihre Fürsten „für ihr Interesse blind" gewesen seien. Als daher später der Sieger von Austerlitz sein Ansinnen erneuerte, war Kleindeutschland bereit, sich finden zu lassen. Ja, es kam sogar entgegen. Im April 1806 richtete Dalberg ein Schreiben an Napoleon, welches uns zum Teile auch des Letzteren Andeutungen in seinen Briefen an Pius VII. verstehen lehrt. „Die achtungswerte deutsche Nation", heißt es darin,

„seufzt in dem Elend der politischen und religiösen Anarchie; seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!“ Und wie dachte sich dies Dalberg? Die Beseitigung der religiösen Anarchie sah er in einer deutschen Nationalkirche unter seinem Oberhirtentum und brachte Napoleon wirklich dahin, daß er an Fesch nach Rom schrieb, man werde, wenn der Papst nicht nachgebe, die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands mit Dalberg als Primas ordnen. Und die weltlichen? Da wünschte der Kurerzkanzler, wie er an den französischen Gesandten Hédouville schreibt, „daß das occidentalische Weltreich wieder auflebe im Kaiser Napoleon, sowie es war unter Karl dem Großen, zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und Deutschland“. Nun, mehr wollte vorläufig auch Napoleon nicht. Er ließ durch Talleyrand und Labesnardière den Entwurf einer Bundesverfassung ausarbeiten und am 12. Juli 1806 durch die Gesandten der einzelnen Staaten, die dazu beitraten, unterzeichnen. Wie vor vier Jahren, so buhlten auch jetzt wieder deutsche Sendlinge in Paris um des Ministers Gunst und Rücksicht und boten mit vollen Händen Geld für eine Frist politischen Daseins, das der Ehre entbehrte. Nicht Alle mit Erfolg. Denn als die Urkunde unterschrieben war, fand sich, daß eine lange Reihe bisher reichsunmittelbarer Fürstentümer und Grafschaften in den Gebieten der Bundesfürsten aufgegangen, mittelbar gemacht, „mediatisiert“ worden war, d. h. ein fremder Herrscher hatte, ohne jeglichen Rechtstitel, bloß nach seinem Belieben, in Deutschland eine Anzahl politischer Existenzen vernichtet, zu Gunsten Anderer, deren Abhängigkeit von seinem Willen er damit erkaufte. Unter den Bevorzugtesten waren Bayern, Würtemberg und der neue „Großherzog“ von Baden, waren Nassau, Hessen-Darmstadt und Dalberg, der nunmehrige „Fürst-Primas“, dem Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main in den Schoß fielen. Außer Diesen umfing der Bund noch einige kleinere Fürstentümer, die sich durch Bestechung oder sonst erreichte Gnade vor der Mediation bewahrt hatten, wie

Arenberg, Liechtenstein, Salm, Hohenzollern, v. d. Leyen. Der Kurfürst von Hessen blieb außerhalb der Vereinigung. Dafür trat in dieselbe ein neuer Souverän ein: der Herzog, oder jetzt vielmehr „Großherzog“ von Cleve und Berg, jener von Preußen und Bayern im Vorjahre abgetretenen Länderstriche, die Napoleon im März 1806 seinem Schwager Murat übertragen hatte. Diese Fürsten erklärten sämtlich in den beiden ersten Artikeln der Bundesakte, daß sie sich mithin für immer vom Gebiete des Römischen Reiches deutscher Nation trennen, als „Rheinische Bundesstaaten“ eine besondere Konföderation bilden und der alten Reichsgewalt keinen Anspruch mehr auf sich einräumen wollten; sie seien unabhängig von fremden Mächten, nur Frankreich ausgenommen, dessen Kaiser als Protektor des Bundes die Aufnahme neuer Mitglieder in denselben zu bestimmen, den Fürst-Primas zu ernennen und die Rüstung der Bundestruppen anzubefehlen habe. Jeder Bundesfürst hatte ein bestimmtes Kontingent zu stellen: Bayern 30 000, Würtemberg 12 000, Baden 8000, Darmstadt 4000, Berg 5000, Nassau mit den kleineren zusammen 4000 Mann, eine Streitkraft, über welche Napoleon fortan in seinen Kriegen unbedingt verfügte, denn der 35. Artikel bestimmte, daß zwischen dem französischen Kaiserreiche und den Staaten des Rheinbundes eine Allianz aufgerichtet sei, wonach „jeder Kontinentalkrieg, den eine der Vertragsmächte zu bestehen habe, allen anderen gemeinsam ist“.

So hatte sich die militärische Stärke des Eroberers um eine Armee, sein politisches Machtgebiet um ein Terrain von dritthalbtausend Geviertmeilen und acht Millionen Seelen vermehrt. Am 1. August 1806 erfolgte von Seiten des Rheinbundes und seines Protektors auf dem Reichstage in Regensburg die Mitteilung der Bundesurkunde und die Erklärung, daß man das alte Reich als nicht mehr bestehend ansehe.

—

Es entstand nun die Frage, welche Stellung die beiden deutschen Großmächte zu dieser neuen Gestaltung der Dinge nehmen würden. Noch war Österreichs Herrscher zugleich auch Kaiser von Deutschland und die Auflösung des Reichs ohne sein Vorwissen beschlossen worden. Allerdings hatte man in Wien auf die tonlose Würde längst kein Gewicht mehr gelegt, seitdem im Jahre 1802 fremder Einfluß in deutschen Dingen geltend und, mit deutscher Hilfe, dem kaiserlichen überlegen geworden war, und so eifrig man den Krieg um Italiens willen betrieben hatte, Deutschlands wegen hätte man sich nicht so leicht zu Kampf und Streit verstanden. Dazu war im Preßburger Frieden, insbesondere in dem citierten Artikel 14, indirekt schon die Abdankung des deutschen Kaisers ausgesprochen worden, und wenn der Wiener Hof noch immer damit zögerte, so war es, weil er sich den Verzicht auf die Reichskrone durch irgendwelche Kompensation abkaufen zu lassen gedachte. Aber Napoleon wollte nicht kaufen, er forderte vielmehr kategorisch von dem österreichischen Gesandten Vincent in Paris, daß sein Herr ohne weiteres resigniere und den Rheinbund anerkenne. Und ehe noch ein Delegierter des Wiener Kabinets, der darüber zu unterhandeln hatte, in Paris anlangte, war hier die Bundesakte schon unterzeichnet und somit die österreichische Politik vor ein fait accompli gestellt. Franz II. konnte nicht anders als durch seinen Gesandten in Regensburg eine vom 6. August 1806 datierte Note übergeben lassen, des Inhaltes, daß er die Bande, die ihn bisher mit dem deutschen Reiche verknüpften, als gelöst betrachte und seine Krone niederlege. Das alte deutsche Reich war nicht mehr.

In dem erwähnten Gespräche mit Vincent hatte Napoleon einen scharfen und drohenden Ton angeschlagen: sein Heer stehe bereit, um Augenblicks seinen Forderungen Nachdruck zu geben und Österreich zu überschwemmen. Und diese Worte waren nicht leerer Schall. Denn die siegreiche Armee war nach dem Feldzuge keineswegs nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte nicht einmal Österreich völlig geräumt, sondern hielt noch immer

die Grenzfestung Braunau stark besetzt. Das Letztere aus einem Grunde, der in den großen allgemeinen europäischen Verhält-hältnissen beruhte. Wir wissen, wie sehr Rußland durch die französischen Intriguen im adriatischen und jonischen Meere, welche die seinigen störten, gegen Napoleon aufgebracht worden war. Daß Dieser sich im Preßburger Frieden neben Istrien auch noch Dalmatien und Cattaro zusprechen ließ, nährte am Zarenhofe die Besorgnis vor seinen Absichten im Orient, und wenn die Russen Neapel verließen, so thaten sie es, um Korfu desto fester bewahren und den französischen Einfluß von der Balkanhalbinsel ferne halten zu können. Dem gleichen Zwecke diente es, wenn ein in der Adria kreuzendes russisches Geschwader Befehl erhielt, die Bocche von Cattaro zu besetzen. Der Termin der Übergabe derselben an die Franzosen sei verstrichen, hieß es, man müsse nunmehr diese Küste nicht mehr für österreichisch sondern für französisch, d. i. feindlich ansehen, und der österreichische Befehlshaber übergab den Platz an die Russen. Napoleon war außer sich hierüber, hielt sich an seinen Vertrag mit dem Wiener Hofe und forderte von diesem, daß er den Feind vertreibe um ihm die Bucht zu überliefern; erst bis dies geschehen sein würde, wolle er Braunau räumen und seine Truppen aus Deutschland entfernen. Was auch Österreich an Worten aufwandte, um Rußland zum Verlassen der Bocche zu bewegen, es fruchtete nichts, und nur leere Ausflüchte tönten aus Petersburg zurück. Napoleon aber hielt unterdessen thatsächlich Süddeutschland besetzt, was die Durchführung des Rheinbundprojektes nicht wenig beschleunigte.

Das Wichtige an dieser militärischen Okkupation Süddeutschlands war, daß durch sie nicht Österreich allein, sondern auch die zweite deutsche Großmacht, der Staat der Hohenzollern, im Schach gehalten wurde. Wir haben Preußen dort verlassen, wo Haugwitz, der engherzigen Friedensliebe seines Herrn zu dienen und den durch die Schlacht von Austerlitz geschaffenen Verhältnissen entsprechend, den Schönbrunner Allianzvertrag vom

15. Dezember 1805 abschloß. Diese Abkunft hatte ihre schlimmen Seiten. Einmal erschien Preußen, indem es sich Napoleon „zu Schutz und Trutz" verpflichtete, allzusehr als Parteigänger Frankreichs, was seiner europäischen Stellung Eintrag that; dann aber mußten aus der sofortigen Übernahme Hannovers in die preußische Verwaltung notwendigerweise Verwickelungen mit England entstehen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, schlug Haugwitz selbst nach seiner Heimkehr dem Könige vor, den Traktat nicht dem vollen Wortlaute nach, sondern verändert zu ratifizieren, wonach das „Offensiv- und Defensivbündnis" in eine einfache „Allianz" verwandelt werden und Hannover erst nach dem Frieden Frankreichs mit England an Preußen übergehen, inzwischen aber von demselben nur okkupiert bleiben sollte. Man wollte sich auf diese Weise zwar die Erwerbung des welfischen Kurstaates sichern, ohne deshalb in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden. In der That ging Haugwitz mit dem so modifizierten Bündnisvertrage nach Paris ab, und daheim zweifelte Minister Hardenberg um so weniger an der Annahme desselben durch Napoleon, als gerade in diesen Tagen — es war die zweite Hälfte Januar 1806 — ein Brief Talleyrands an den französischen Gesandten Laforêt in Berlin eintraf, der von der Bereitwilligkeit des Kaisers sprach, sich mit Preußen zu verständigen. Ja, er gab auf diesen Brief hin sogar den Rat, abzurüsten, was auch wirklich mit dem größten Teile des preußischen Heeres geschah. In Paris aber gingen die Dinge doch anders als man erwartet hatte Napoleon war weit davon entfernt, auf die berliner Modifikationen einzugehen, sondern beabsichtigte, Preußen völlig an seine Seite zu ziehen, um das Gewicht dieser Macht beim künftigen Friedensschluß mit England in die Wage zu legen. Darum weist er nicht nur den veränderten Vertrag zurück, sondern erklärt nun auch das Abkommen vom 15. Dezember, da es nicht binnen der gesetzten Frist ratifiziert worden sei, für null und nichtig und nötigt anstatt dessen dem Unterhändler eine andere Urkunde auf,

die zwar nicht mehr die Worte „Schutz- und Trutzbündnis", wohl aber viel härtere Bedingungen enthielt als der Schönbrunner Vertrag: Preußen sollte jetzt zu Neufchâtel auch noch Valengin abtreten, auf jede Schadloshaltung für das an Bayern überlassene Ansbach verzichten, nach wie vor die Integrität der Türkei anerkennen und verteidigen, sofort Hannover als sein Eigen betrachten und überdies die Nordseehäfen und Flußmündungen, auch den Hafen von Lübeck, den Engländern verschließen. Das war ein gefährliches Dokument, denn wenn die Verteidigung der Türkei unendlich leicht einen Zwist mit Rußland herbeiführen konnte, so bedeutete die Hafensperre unwiderruflich den Krieg mit England. Gleichwohl unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag am 15. Februar 1806 und Friedrich Wilhelm III. weigerte sich nicht, ihn anzunehmen. Mit seinen Truppen auf dem Friedensfuß, angesichts des in Süddeutschland angesammelten französischen Heeres, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.*)

Was geschehen mußte, geschah. In England, wo man früher die Besetzung Hannovers durch Preußen ohne Zeichen der Feindschaft hingenommen hatte, erzeugte jetzt die Schließung der Häfen in der Elbe, Weser und Ems eine ungeheuere Erregung. Ohne förmliche Kriegserklärung ließen die britischen Minister, der Zustimmung des Parlaments von vornherein sicher, gleich in den

*) Ein österreichischer Offizier, der damals in geheimer Mission in Süddeutschland reiste, schreibt am 31. März 1806 aus München: „Übrigens scheint die musterhafte Stellung der französischen Armee gegen Preußen nicht genug bemerkt worden zu sein. Bonaparte zog, indem die beiden Endpunkte der Armee zwischen Austerlitz und Bregenz standen, sich in seitwärts marschierenden Kolonnen aus Österreich zurück. Durch die Bewegung Augereaus (auf Frankfurt) erhielt die Armee auf einmal die drohende Stellung, die Frankfurt zum Mittelpunkte und die Oberpfalz und die Weser zu Endpunkten hatte und im Besitze aller Flüsse und Höhen gegen Preußen war. Es war berechnet, in zehn Märschen in Berlin zu sein, und sie zählten bloß zwischen Würtemberg und Breslau auf eine Schlacht. Preußen, das während dieser Märsche mit Unterhandlungen hingehalten wurde, fühlte zu spät seine Lage und war genötigt, alle Bedingungen zu unterschreiben".

ersten Apriltagen 1806 alle preußischen Kauffahrer — es waren einige hundert — in den Häfen mit Beschlag belegen und eröffneten die Jagd darauf auf offener See. Dies allein war schon ein Schaden von vielen Millionen für Preußen, von dem weit empfindlicheren Verlust abgesehen, den der schlesische Handel durch die Sperrung der nordischen Seehäfen unfehlbar erleiden mußte. Außerdem geriet Schweden, von England dazu angeeifert, in Krieg mit Preußen. Und all diesen Nachteil um Hannovers willen, dessen Besitz doch noch nicht so sicher stand, wie die Franzosenfreunde in Berlin annahmen. Wie, wenn sich z. B. England und Frankreich miteinander verglichen? Sollte dann die Rücksicht auf Preußen Napoleon abhalten, den Kurstaat wieder zurückzugeben, wenn der Friede daran hing? Und es hatte den Anschein, als ob es zu einem solchen Vergleiche kommen sollte.

Die Siege des Imperators hatten begreiflicherweise in London eine tiefe Verstimmung erzeugt. Pitt sah mit wahrem Herzenskummer den Frieden mit Österreich, die Heimkehr der Russen den Zerfall der Koalition, die im Grunde sein Werk gewesen war, und sein kranker Körper erlag völlig unter den unerwarteten Schlägen; am 23. Januar 1806 ist er verschieden. Als kurz vor seinem Ende sein Blick auf die Karte von Europa fiel, befahl er dieselbe aufzurollen, denn man werde sie vor Ablauf der nächsten zehn Jahre nicht wieder gebrauchen können. Wie ein Seher ging der geniale Mann von dannen. Das Ministerium Grenville, welches auf ihn folgte, erhielt in James Fox als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ein franzosenfreundliches Element. Wir haben diesen Mann bereits als Enthusiasten für den Helden des 18. Brumaire kennen gelernt. Jetzt näherte er sich in etwas abenteuerlicher Weise der Pariser Regierung, indem er dieselbe auf ein (wahrscheinlich von ihm erfundenes) Komplott gegen das Leben des Kaisers aufmerksam machte. Napoleon nahm gerne den Vorwand für bare Münze und ließ Fox verbindlich antworten. Bald darauf erhielt Lord Seymour

Graf von Yarmouth, einer der in Paris bei Beginn des Krieges festgehaltenen Engländer, von dem Londoner Kabinett den Auftrag, in Besprechungen mit Talleyrand einzutreten. Dazu kam es im Juni 1806. Dem Sieger von Trafalgar war, wenn man von ihm die Rückgabe seiner Eroberungen forderte, Malta nicht mehr gut vorzuenthalten, und Napoleons Minister bot es denn auch dem Engländer geradezu an, und obenein — als ob es nie einen preußisch-französischen Allianztraktat gegeben hätte — die Rückkehr Hannovers unter die angestammte Herrschaft. Auch Sizilien sollte seinem bourbonischen Könige bleiben, wenn England Joseph's Regiment in Neapel anerkennen wollte.

Von alledem erhielt man in Berlin für's Erste keine Kunde. Dennoch konnte der König sein Mißtrauen gegen den Alliierten nicht unterdrücken, der ihm so harte Bedingungen gestellt hatte. Er suchte Halt und Unterstützung bei Rußland. Herzog Karl von Braunschweig ward in geheimer Mission nach Petersburg geschickt, um dort vor allem zu erreichen, daß Alexander I. die Integrität der Türkei zu achten versprach, damit man nicht am Ende gegen ihn kämpfen müsse. Aber eine solche Zusicherung war nicht zu gewinnen. Nur soweit näherte man sich, daß die beiden Souveräne Erklärungen tauschten, nach welchen sich der Zar verbindlich machte, alle seine Kräfte für die Behauptung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des preußischen Staates zu gebrauchen, während Friedrich Wilhelm versprach, gegen Rußland nicht Krieg zu führen, wenn ein solcher etwa aus einem Angriffe Frankreichs auf die Türkei entstehen sollte (1. Juli 1806). Die sicherste Garantie für Preußens Ruhe hätte allerdings in einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland gelegen. Und es schien wirklich, als ob es dazu kommen sollte. Denn Alexander hatte von Verhandlungen Napoleons mit England gehört und wollte nicht, wenn sich die Beiden vertrugen, isoliert im Kriege gegen den Gewaltigen übrig bleiben. Darum ging der russische Geschäftsträger Oubril nach Paris und schloß dort in der That am 20. Juli 1806 einen Separatvertrag ab,

der den Russen auferlegte, Cattaro zu verlassen und sich auf die jonischen Inseln zurückzuziehen, wogegen Frankreich binnen drei Monaten Deutschland räumen und auch die jüngst okkupierte Republik Ragusa wieder freigeben wollte. Beide Teile anerkannten die Unabhängigkeit und Integrität der Pforte. Der König Ferdinand sollte für Neapel und Sizilien durch die Balearen entschädigt werden. Dieser Vertrag, der an denjenigen erinnert, zu dem einst der Graf St. Julien beredet worden war, bedurfte nur noch der Ratifikation des Zaren.

Aber trotz all dieser Unterhandlungen sollte es doch weder mit Rußland noch mit England zum Frieden kommen. Denn kaum war der russische Sendbote in Paris angelangt, um zu einem Vergleiche die Hand zu bieten, so nahm Napoleon dem Engländer gegenüber ein Zugeständnis nach dem andern zurück und bestand endlich auch auf der Abtretung Siziliens an Joseph. Das machte Fox stutzig, und als vollends die Rheinbundsakte zu Tage trat, welche dem französischen Übergewichte auf dem Kontinente und mit ihm der französischen Konkurrenz ein neues Terrain überantwortete, zog er sich allmählich ganz zurück, und die Unterhandlungen verliefen im Sande. Bald starb auch er, und mit ihm so ziemlich der einzige versöhnliche Mann, auf den Napoleon jenseits des Kanals noch rechnen konnte. In ganz Brittannien fand er fortan keinen mehr.

Und zur selben Zeit gewann auch in Rußland die Kriegspartei wieder die Oberhand. Alexander, der sich nun einmal im Orient nicht die Hände binden und aus Cattaro hinausmanövrieren lassen wollte, verweigerte dem von Oubril unterzeichneten Vertrage die Sanktion.*) Auch hatte auf ihn die Kunde von

---

*) In den Verhandlungen zwischen Oubril und den Franzosen ist es auffällig, daß der Erstere sich entschieden weigerte, mit England gemeinsam den Frieden zu bereden. Vergebens drang der britische Unterhändler in ihn; ein Verbot hielt ihn zurück. Die Ursachen, welche den Zar zu einem solchen bestimmt haben mochten, sind noch nicht ganz klar gelegt. Man wird aber nicht irre gehen, wenn man annimmt, Rußland wollte seine Angriffs-

der Sprengung der deutschen Reichsverfassung, als deren Garant er gerne galt, tiefen Eindruck gemacht. Er ließ in Paris erklären, nur dann Frieden schließen zu wollen, wenn Frankreich auf den Besitz von Dalmatien und Albanien verzichten, dem Könige Ferdinand Sizilien lassen, den von Sardinien für den Verlust Piemonts endlich entschädigen wolle. Er wußte sehr gut, daß Napoleon hierauf nicht eingehen werde, und gab gleichzeitig Befehl zu mobilisieren und die Armee an die preußische Grenze zu schieben.

Während sich in den politischen Verhältnissen der großen Mächte diese Wandlungen vollzogen, hatte Preußen in Leid und Sorge das Gewicht seiner Allianz mit Frankreich getragen. In den Augen des Königs wollte man seit ihrem Abschluß wiederholt Thränen bemerkt haben. Hatte man denn nicht sicheren Besitz für unsicheren dahin gegeben? Die abgetretenen Landschaften, wie Ansbach, waren alsbald von den Franzosen besetzt worden, und doch schien sich der Verbündete noch nicht begnügen zu wollen. Da lagen in der unmittelbaren Nähe des neuen Herzogtums Berg drei Abteien mit reichen Kohlengründen; sie waren im Jahre 1802 Preußen zugefallen und gehörten nur bezüglich der landständischen Vertretung noch zu Cleve. Dennoch ließ Herzog Joachim I. — so hieß nun Murat — diese Landschaften einfach besetzen und räumte sie erst auf entschiedene Reklamation der preußischen Regierung. Durch eines dieser Abteigebiete — Essen — war die brandenburgische Grafschaft Mark mit Cleve verbunden. Auf die Erwerbung dieser Grafschaft zielte gleichfalls Napoleons Politik ab, dem es daran lag,

---

position gegen die Türkei vor England nicht demaskieren. Thatsache ist, daß der englische Botschafter Paget in Wien den russischen Vertreter, Grafen Razoumowsky, „auf den Knieen anflehte“, die Bocche von Cattaro zu räumen, und keine Erhörung fand. (Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, II. 504). Daß sich Oubril dennoch in Paris hierzu beschwatzen ließ, hat ihm die Gnade seines Kaisers gekostet; er verlor Amt und Würden.

den Staat Murats zu kräftigen, um auch im nördlichen Deutschland, wie im Süden, festen Fuß zu fassen. Darum wurde der französische Botschafter in Berlin geradezu angewiesen, Preußen zum offenen Kampfe gegen Schweden zu reizen, damit es demselben Pommern abnehme, seinerseits aber die Mark an Berg überlasse. Nur mit Mühe erwehrte man sich dort dieser Zumutungen. Dazu kam, daß Napoleon die zu Cleve gehörige Festung Wesel auf dem rechten Rheinufer, um auch einen militärischen Stützpunkt im Norden zu gewinnen, nicht seinem Schwager überließ und — dem Pariser Vertrage entgegen — mit seinen eigenen Truppen besetzte.

Bei dieser Haltung Frankreichs und bei dem verletzenden Tone in den Schriftstücken, die gewechselt wurden, machte sich in Preußen die Befürchtung geltend, Napoleon suche nach einem Vorwand, um einen Friedensbruch herbeizuführen und seine Macht über Preußens Grenzen hinaus auszudehnen. Schon Anfangs Juli wurde der Gedanke erwogen, ob man sich nicht für diesen Fall militärisch in Stand setzen solle. Aufregende Nachrichten, die aus Süddeutschland eintrafen, schienen einem solchen Entschlusse das Wort zu reden. Napoleon selbst zeigte in Berlin die Gründung des Rheinbundes an und suchte nur den Eindruck, den die Nachricht machen mußte, dadurch abzuschwächen, daß er Friedrich Wilhelm III. aufforderte, auch seinerseits im Norden einen solchen Bund zu gründen. Kaum aber war man in Berlin auf diese Idee eingegangen, als sie sich auch schon wieder als hinfällig erwies; denn in der letzten Juliwoche meldete Lucchesini aus Paris, Lord Yarmouth habe ihm anvertraut, daß der Kaiser den Engländern Hannover zurückgeben wollte, Hannover, ohne welches Preußen an eine bedeutende Stellung in Norddeutschland nicht denken durfte, für dessen Besitz es so große Opfer an Land, Gut und Ansehen gebracht, und von dem Napoleon noch kürzlich beteuert hatte, er denke nicht daran, es ihm abzusprechen! Wo war da noch Sicherheit? Und dazu kamen auch sonst von überallher beängstigende Rapporte. Da meldete General

Blücher aus Westfalen, die Franzosen verstärkten sich in Wesel und an der Lippe, was nur den Zweck haben könne, Preußen die Mark und Westfalen für Murat abzunehmen. Aus Regensburg und München erfuhr man, französische Truppen hätten Würzburg besetzt, und allgemein ward erzählt, sie seien gegen Sachsen und Preußen im Vormarsch. War das alles nun falsch oder wahr — und warum sollte es nicht wahr sein? — man fühlte sich dieser recht- und rücksichtslos vorwärts drängenden Macht gegenüber in seiner Schwäche völlig preisgegeben und drängte wie im Fieber, aus diesem hilflosen Zustande herauszukommen. Auch Haugwitz riet — wie er schon 1803 gethan hatte — zu Rüstung und Kriegsbereitschaft, und jetzt gab der König, der sich von Frankreich gekränkt und getäuscht fühlte, nach. Am 6. August war Lucchesinis Depesche in Berlin angelangt, und schon vier Tage später schrieb Friedrich Wilhelm an den Zaren, Napoleon habe den Engländern Hannover ohne Äquivalent angeboten, das heiße so viel als er wolle Preußen vernichten. Denn wenn er diesem Staate wirklich jenes Land entfremde, müsse er darauf gefaßt sein, ihn beim nächsten Kriege an der Spitze seiner Feinde zu erblicken, und um nun diese Gefahr zu beseitigen, wolle er ihn jetzt, bei so günstiger Gelegenheit, allein verderben. Am 9. August ward in Berlin die Mobilisierungsordre ausgegeben und dem französischen Gesandten gesagt, man rüste, weil man Napoleons unterschiedliche Maßnahmen als gegen Preußen gerichtet ansehen müsse; denn auch wenn es nur Demonstrationen wären, hielte man sich gleichwohl zu Gegenanstalten verpflichtet, um nicht, wie schon einmal — im Februar — unter dem Zwange solcher Demonstrationen zu leiden.

Waren nun Preußens Befürchtungen begründet? Wollte Napoleon wirklich den Krieg? Ja und Nein. Er wollte ihn, weil er in sein System gehörte. Schon seit dem Direktorium war die revolutionäre Politik darauf gerichtet, dereinst Preußen, sowie Österreich, so weit als möglich nach Osten zu drängen. Von Napoleon insbesondere wird erzählt, er sei Friedrich Wil-

helm III. seit dessen zweideutiger Haltung im Vorjahre gram geworden und habe schon im Februar 1806 dem Könige von Bayern Hoffnungen auf Bayreuth gemacht, von dem doch sicher war, daß es Preußen ebensowenig ohne Kampf aufgeben würde als Hannover. Eine andere Frage aber ist, ob Napoleon jetzt, im Sommer 1806, den Krieg gegen die norddeutsche Großmacht plante. Und dies ist doch sehr zweifelhaft. Allerdings hatte seine Armee in Deutschland eine Angriffsposition auch gegen Preußen inne, ihre Anwesenheit galt aber doch hauptsächlich — von dem finanziellen Momente der Truppenernährung auf fremde Kosten abgesehen — Österreich. Als die Zustimmung des Kaisers Franz zur Stiftung des Rheinbundes erfolgt und auch der Vertrag mit Oubril abgeschlossen war, welcher die Räumung Deutschlands durch die Franzosen unter seinen Bedingungen enthielt, traf Napoleon wirklich Anstalten, seine Soldaten zurückzuziehen. Am 17. August schrieb er darüber an Talleyrand und Berthier und wies den Letzteren an, die österreichischen Kriegsgefangenen heimzuschicken. Als er in diesen Tagen von der preußischen Mobilisierung hörte, verlachte er sie als den Ausdruck einer ungerechtfertigten Furcht. Noch am 26. August wandte er sich an Berthier nach München: „Das Berliner Kabinett ist von einem panischen Schreck erfaßt. Es bildet sich ein, in unserem Vertrage mit Rußland stünden Klauseln, die ihm mehrere Provinzen entfremden. Dem sind seine lächerlichen Rüstungen zuzuschreiben, denen man keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken hat, da es wirklich meine Absicht ist, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu lassen“. Aber eine Woche später stand die Sache schon ganz anders. Da war die Nachricht aus Petersburg eingetroffen, daß der Zar den Vertrag vom 20. Juli nicht acceptiere, und nun gewannen plötzlich jene Rüstungen in Napoleons Augen eine besondere Bedeutung, indem er aus dem Zusammenfallen der beiden Thatsachen, auf ein Einverständnis zwischen Rußland und Preußen schloß, namentlich als zu gleicher Zeit mit dem russischen Kourier

auch General Knobelsdorff aus Berlin einlangte und im Namen seines Königs die Räumung Deutschlands begehrte. Nahm man hinzu, daß auch England nicht mehr an Frieden mit Frankreich dachte, so ist es nicht zu verwundern, wenn Napoleon das Vorhandensein einer neuen Koalition annahm, ähnlich der des Vorjahres, nur daß Österreich durch Preußen ersetzt war. In dieser — übrigens irrigen — Voraussetzung widerrief er sofort den Marschbefehl der deutschen Armee und weigerte sich Knobelsdorff gegenüber, das Verlangen Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen, solange das preußische Heer auf dem Kriegsfuß bleibe. Dieses sollte zuerst abrüsten.

Mit seinem kalten klaren Blick überschaute der Franzosenkaiser die Lage. Er sah nur zwei Möglichkeiten vor sich, die er in einem Briefe vom 12. September 1806 seinem Gesandten in Berlin vor Augen legen ließ. „Entweder hat Preußen," heißt es da, „nur aus Furcht gerüstet: in diesem Falle müßte es, da zur Bewaffnung kein Motiv mehr vorhanden ist, die Rüstungen einstellen, umsomehr, als sie ihm viel Kosten verursachen. Oder es wollte sich für den Moment in Stand setzen, wo seine mit Rußland, England und Schweden getroffenen oder noch zu treffenden Vereinbarungen ruchbar würden: dann erfordert es die Politik des Kaisers, von der guten Jahreszeit zu profitieren, um vor den Schweden und Russen in Berlin zu sein, die Feinde vor ihrer Vereinigung anzugreifen und vereinzelt zu schlagen. Auf diese beiden Fälle schränkt sich die ganze Frage ein, es giebt kein Drittes. „Möglichkeiten", „Wahrscheinlichkeiten", „innerste Überzeugungen" sind in den Augen Seiner Majestät nur leere Chimären, durch die sie sich nicht täuschen läßt. Wenn allenfalls noch eine andere Hypothese, als die beiden erwähnten, denkbar wäre, so könnte es nur die sein, daß die Vorsehung, welche den Kaiser bisher leitete, Berlin dazu ausersehen hat, am Jahrestage seines Einzugs in Wien in seine Hände zu fallen".

Alles kam nun darauf an, ob Preußens König auf des Korsen Ansinnen einging. Er hatte wirklich „aus Furcht" ge-

rüstet, aber dieselbe Furcht hielt ihn jetzt ab, zu demobilisieren. Und wenn es diese Furcht nicht allein war, so war es außerdem die Rücksicht auf die Machtstellung des Staates, welche in dem neu erworbenen Hannover bedroht schien, auf Ehr und Majestät des Thrones und schließlich auf ein volkstümliches Element des Widerstandes gegen Frankreich, das jetzt zum erstenmale deutlicher hervortrat. Denn es ließ sich nicht leugnen, im deutschen Volke war eine nationale Reaktion gegen das internationale Eroberungssystem Napoleons im Werden. Durch die souveräne Willkür, mit der sich Dieser den republikanischen Formen der Revolution entzogen, hatte er sich die Demokraten Süddeutschlands zu Gegnern gemacht, die noch zur Zeit des Direktoriums voll Enthusiasmus für Frankreichs „befreiende" Politik gewesen waren; durch seine grenzenlose Herrschsucht hatte er diejenigen gegen sich aufgebracht, die der Selbständigkeit ihres Volkstums Wert beimaßen, an ihren angestammten Dynastieen hingen und deren Verkleinerung mit Widerwillen ansahen. Freilich gab es daneben Millionen, die jeder politischen Empfindung bar, nur dem materiellen Erwerb und Genuß lebten und deshalb die sklavische Ruhe unter der Faust des gewaltigen Fremden dem Kampfe um Unabhängigkeit und freie Selbstbestimmung vorzogen, und daneben wieder ernste Geister, denen das Gleichheitsprinzip Frankreich sympathisch gemacht hatte, die in der weltbürgerlichen Vereinigung der Völker — mochte sie, wie immer, zustande kommen — ihr Ideal erblickten und die deshalb auch Napoleon als Werkzeug dieser Idee nicht widerstrebten. Aber gerade gegen diese Letzteren traten jetzt, in der ersten Hälfte des Jahres 1806, einige der Tüchtigsten auf: Schleiermacher mit seinen Predigten vom Werte der Nationalität, Fichte mit seinen Reden an die deutschen Krieger, Ernst Moritz Arndt mit seinem Buche vom „Geist der Zeit" und dem vernichtenden Verdikt über des Korsen universale Herrschsucht. So im Norden. Im Süden entstanden Broschüren und Flugschriften, welche der Klage über die unwürdige Stellung der

Nation unverblümt Ausdruck gaben. Denn daß Napoleon nach geschlossenem Frieden seine Armee, als ob sich das von selbst verstünde, auf deutschem Boden schalten und sich erhalten ließ, empfand man als Schmach und Schande. Der Franzosenkaiser hatte Kenntnis von dieser neuen populären Bewegung und unterschätzte sie nicht; aber er hoffte sie mit einem Schlage, durch ein einziges Beispiel unerbittlicher Strenge, zurückscheuchen zu können. Darum befahl er Berthier, gegen die Nürnberger Verleger jener politischen Libelle nach Kriegsrecht einzuschreiten d. h. sie vor ein Militärgericht zu stellen und nach 24 Stunden erschießen zu lassen. Die Motivierung des Urteils sollte dahin lauten, daß, „da der Befehlshaber einer Armee für deren Sicherheit zu sorgen hat, jene Individuen, welche die Bevölkerung gegen diese Armee aufreizen, dem Tode verfallen sind“ (5. August 1806). Das hätte noch allenfalls einen Sinn gehabt im Kriege und in Feindesland, hier aber, im Frieden und in verbündeten Ländern, war eine solche Maßregel nur die nackte Grausamkeit. Ein Opfer sollte sich alsbald finden. Eine dieser Broschüren: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, hatte den Ansbacher Yelin zum Verfasser und war just keine Brandschrift. Der Nürnberger Buchhändler Palm hatte sie verbreitet. Dieser ward verhaftet und, da er zu flüchten vermied, in Braunau am 25. August 1806 füsiliert. Ein Sturm von Entrüstung und Verzweiflung ging durch ganz Deutschland. Was die Hinrichtung Enghiens für die Fürsten gewesen war, das wurde die Ermordung Palms für die Völker. Mehr als an irgend einem anderen Ereignis hat sich der deutsche Franzosenhaß an diesem genährt, und Friedrich Gentz konnte aus Sachsen an den österreichischen Diplomaten Starhemberg schreiben: „Der Krieg wird ein Nationalkrieg sein in der vollen Bedeutung des Wortes; binnen kurzem wird er ganz Deutschland erfüllen. Die letzten Attentate der Franzosen, vor allem jenes, dessen Kunde soeben alle Gemüter entsetzt hat, haben die Nation in einer Weise aufgeregt, daß allenthalben sizilianische Vespern den ersten Erfolg der Preußen begleiten werden“.

Dieser populären Strömung konnten sich auch die leitenden Kreise Berlins nicht verschließen. Dort stand übrigens schon seit ein paar Jahren der „französischen“ — wie man die friedliebenden Anhänger der Neutralitätspolitik nannte — eine „Kriegspartei“ gegenüber, die 1804 zu einem engen Widerstandsbunde mit Österreich geraten hatte, im Jahre darauf unbedingt für den Anschluß an die Koalition gewesen war und jetzt endlich ihre Zeit gekommen sah. Zu ihr gehörten: der Finanzminister vom Stein, die Generale Blücher, Rüchel und Pfull, die Gelehrten Johannes von Müller und Alexander von Humboldt u. a. Ja selbst am Hofe, in der unmittelbarsten Nähe des Königs, zählte sie ihre Anhänger: die Königin Luise, die Prinzessinen Wilhelm und Radziwill, die Prinzen Louis Ferdinand, Wilhelm, Heinrich und Oranien, Alle bekannten sich zu ihr und redeten dem kriegerischen Aufschwunge des Staates statt dessen friedsamer Hinfälligkeit das Wort. Was aber auf den ruheliebenden König den meisten Eindruck machte, war, daß namentlich in der Armee teils in ernster Besonnenheit, teils in dünkelhaftem Übermute, ein durchaus antifranzösischer Geist zu Tage trat; sie begehrte stürmisch Haugwitzens Entlassung, huldigte Hardenberg, der sich Napoleon verhaßt gemacht hatte, und setzte sich hier und da sogar über die Disziplin hinweg. Das war bisher unerhört im preußischen Heere und so überraschend für Friedrich Wilhelm, daß er einen Augenblick an Abdankung dachte. Von Abrüstung, wie sie Napoleon forderte, konnte da nicht die Rede sein. Das Begehren ward abgelehnt und, lediglich um Zeit zu gewinnen, in Paris nochmals die Forderung auf Zurückziehung der französischen Armee in Form eines Ultimatums gestellt, auf welches bis 8. Oktober entscheidende Antwort eintreffen sollte.

Nur widerstrebend und gerechter Sorge voll hatte sich der König dazu bestimmen lassen. Er durfte allerdings auf Rußland zählen, aber die Unterstützung des Zaren konnte im besten Falle nicht vor Ende November auf dem Kriegsschauplatz eintreffen. Mit England mußte erst der

herrschende Zwist beigelegt werden, um die unentbehrlichen Subsidien zu erhalten. Man hatte nur Sachsen zum Verbündeten, welches allzu langsam rüstete, indes der Kurfürst von Hessen sich aus Eigensucht neutral hielt; im Übrigen war man auf die eigenen Kräfte angewiesen. Friedrich Wilhelm überschätzte sie nicht.*) In den Friedensjahren waren die Mängel in der Kriegsverwaltung völlig eingerostet; die Armee hatte so gut wie keinen Führer, denn der einzig Berufene, Herzog von Braunschweig, war unschlüssig und altersschwach und — wie ihn ein Zeitgenosse richtig zeichnete — „mehr geeignet, Befehle anzunehmen als zu erteilen." Unter solchen Verhältnissen war es freilich eine ungeheuere Verwegenheit, sich dem sieggewohnten Eroberer entgegenzustellen. Dieser selbst mochte lange nicht daran glauben und erklärte das Beginnen Preußens schlechtweg als verrückt. „Sagen Sie" — so schreibt er noch am 10 September an Berthier — „insgeheim dem Könige von Bayern, daß er Bayreuth erhalten soll, wenn ich mich mit Preußen verfeinde; jedoch ich glaube noch nicht daran, daß es diese Thorheit begehen wird". Im Innersten aber war er doch recht besorgt, daß Friedrich Wilhelm am Ende noch abrüsten und ihm so die günstige Gelegenheit rauben könnte, ihn allein zu überwältigen. Die preußische Armee genoß in Europa — insbesondere ihre Kavallerie — einen vorzüglichen Ruf, und Napoleon teilte die allgemeine Ansicht und war nicht ohne Unruhe. Umsomehr mußte er darauf bedacht sein, dieses Heer isoliert zu fassen und zu vernichten. Darum wird der preußische Ge-

*) Montgelas erzählt: „Den König selbst machten sein Charakter und seine Grundsätze jeder kriegerischen Unternehmung abgeneigt, und er folgte mehr äußeren Antrieben als einem eigenen festen Entschluß. Er fürchtete Napoleons überwiegendes Genie und hatte wenig Vertrauen auf seine eigenen Streitkräfte, die ihm nicht in der Verfassung zu sein schienen, mit Erfolg Krieg zu führen. Es ist ziemlich zweifellos, daß er sich mit dem Gedanken zur Armee begab, er werde eine Schlacht verlieren und hieraus den Vorwand zum Abschluß des Friedens entnehmen können, indem hiernach auch die Ungläubigsten von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt sein würden".

sandte in Paris ohne Erklärung hingehalten, der französische in Berlin angewiesen, sich zu keinerlei Abrede bewegen zu lassen und im äußersten Falle lieber krank zu werden, darum sind in aller Stille seit Wochen schon die verfügbaren Streitkräfte an den Rhein und nach Aschaffenburg unterwegs, um mit 100000 Mann neuausgehobener Truppen das Heer in Deutschland zu verstärken, darum verläßt der Kaiser selbst am 25. September plötzlich, ohne dem Senate Mitteilung zu machen, Paris und reist eilig nach Mainz, wo er die entscheidenden Anordnungen trifft. Der Krieg hatte begonnen.

Viertes Kapitel.

Von Jena nach Tilsit.

Die gute Meinung, welche Napoleon von der preußischen Armee hegte, ließ ihn jetzt mit noch größerer Vorsicht zu Werke gehen als im Vorjahre gegen die Österreicher. War sie doch die Schöpfung des großen Friedrich, den er so hoch stellte, und ihre Generale konnten, wenn sie achtsam gewesen waren, aus den Feldzügen von 1800 und 1805 seine strategischen Manöver kennen gelernt und sich zur Abwehr derselben vorbereitet haben. „Ich glaube“, sagte er, „daß wir mehr zu thun haben werden als mit den Österreichern“, und an Soult schrieb er, er habe seine Kräfte denen des Feindes überlegen gemacht, weil er nichts dem Zufall überlassen und den Gegner, wo er Stand halte, mit doppelten Kräften angreifen wolle. Mit acht Korps (einschließlich der Garde) unter den bewährtesten Führern, mit einer starken Kavalleriereserve unter Murat und einem bayrischen Hilfscontingent, in Summe mit etwa 200000 Mann, will er Preußen angreifen, und zwar von Süddeutschland her auf der Linie Bamberg-Berlin, die er schon Wochen vorher von

französischen Offizieren hat bereisen lassen. Er denkt diesen Vorstoß zwischen dem Thüringerwald und dem Erzgebirge so rasch und wuchtig zu führen und das Herz der preußischen Monarchie so ernstlich zu bedrohen, daß voraussichtlich der Gegner, den er in Thüringen vermutet, sich auf Magdeburg zurückzog um von dort zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen. So schreibt er noch aus Straßburg an den König von Holland. Seine Rückzugslinie war an die Donau, wenn ihm der Feind früher entgegentrat; ward ihm dieselbe durch einen Vormarsch des Gegners nach Süddeutschland verlegt, so ging er über denselben hinweg auf der Linie Leipzig-Frankfurt an den Rhein, welchen Fluß Bruder Ludwig von Wesel her und ein besonderes Korps unter Mortier bei Mainz zu verteidigen hatten. So auf alle Fälle vorbereitet, konnte er seine ganze Armee nach Osten vorschieben, ohne den Raum zwischen Rhein und Franken besetzt zu halten. Denn das war ihm das Wesentliche — und er hatte im Vorjahre Erfahrungen gemacht — daß er das Heer gänzlich in der Hand behielt „wie ein Major sein Bataillon“. Am 5. Oktober 1806 erteilt er den Korps seine Befehle: sie hatten zunächst in drei Kolonnen nach Koburg, Lohenstein und Hof zu marschieren, von wo er sie über Saalfeld und Schleiz auf Gera dirigieren wird. Unterdessen mußten Stellung und Absicht des Feindes völlig klar werden.

Wenn sie es dem Feinde nur selber wurden! Aber im preußischen Hauptquartiere sah es nicht nach zielbewußtem Willen aus. Im Vorjahre hatte man noch ein Heer von 250 000 Mann aufgebracht, jetzt betrug die Streiterzahl kaum die Hälfte, jedenfalls stand sie der des Gegners weit nach. Der König hatte den Oberbefehl dem Herzog von Braunschweig, demselben der in den Jahren 1792 und 1793 das deutsche Heer kommandierte, übertragen, war aber dann — um sich nicht vom Felde der Ehre fernzuhalten — selbst zur Armee gekommen. Das hatte seine schlimmen Folgen. Seine militärische Umgebung beeinflußte ihn wider die Anordnungen des Generalissimus,

so daß man bei den schwachen Charaktereigenschaften des nachgiebigen Herzogs bald nicht mehr wußte, „ob man das Hauptquartier königlich oder herzoglich nennen solle“, wie einer der beteiligten Offiziere am 6. Oktober schrieb. Dieser Offizier war der Oberst Scharnhorst, Generalstabschef im Hauptquartier. Er hatte schon vor Wochen einen Kriegsplan für den Angriff ausgearbeitet, dessen hohen Wert spätere Kritik zu schätzen gewußt hat: mit der Armee über den Thüringerwald zu gehen und für die treffliche Kavallerie die Ebene zu gewinnen. Danach wäre man im Aufmarsch dem Gegner um vierzehn Tage voraus gewesen, was einen Erfolg verbürgte. Der König aber hing so sehr am Frieden, daß er um alles nicht als Störer desselben erscheinen mochte. Er wollte vielmehr jenen 8. Oktober abwarten, bis zu welchem Tage er in seinem Ultimatum Frankreichs Antwort zu erhalten wünschte. Die Antwort blieb aus. Anstatt ihrer kamen die Franzosen selbst und machten die Ausführung jenes Planes unmöglich. Denn die vorgeschobene Stellung am Thüringerwalde hatte nur in der Offensive einen Sinn gehabt, während bei dem Zuwarten die Preußen in die Defensive gedrängt wurden, für welche die Aufstellung — das Zentrum unter Braunschweig bei Erfurt, der rechte Flügel unter Rüchel bei Gotha, der linke unter Hohenlohe bei Weimar durchaus ungünstig war. Als man dann erfuhr, die Franzosen marschierten im Osten heran, war es die Ansicht des Hauptquartiers, d. i. Scharnhorsts und Braunschweigs, mit der ganzen Armee einen Vorstoß gegen die Flanke Napoleons zu wagen, aber auch damit drang der Oberkommandant nicht durch. Erst nach langen Debatten ward Hohenlohe an die Saale vorgeschickt, worauf seine Truppen am 9. bei Schleiz mit der mittleren und am 10. bei Saalfeld mit der westlichen französischen Kolonne ins Gefecht kamen. Hier, bei Saalfeld, war es, wo französisches Blei den Prinzen Louis Ferdinand, der die Vorhut kommandierte, zu Tode traf, ein Ereignis, erschütternder in seiner Wirkung auf die Armee als die verlorene Affaire. Mehrere Generale verlangten kategorisch die Ab-

setzung des Oberkommandanten, dem sie die Verkehrtheiten der Leitung zur Last legten, während ihn doch nur der Vorwurf treffen konnte, fügsam gehorcht zu haben, wo er zu befehlen hatte.

Indes sich die Dinge bei den Preußen so ungünstig als möglich gestalteten, hatte sich Napoleon bei seinem Vormarsch auf Gera über den Feind orientiert, dessen Hauptkraft er bei Erfurt vermutete. Sogleich erkannte er die Möglichkeit, ihn zu umgehen. Am 12. Oktober befiehlt er, daß die ganze Armee die Direktion nach Norden verlasse und links gegen die Saale einschwenke — dasselbe Manöver, welches er vor einem Jahre nach seinem Übergange über die Donau und 1800 jenseits des Po ausgeführt hatte — und noch am selben Tage langt Murat mit seinen Reitern in Naumburg an. Als man im preußischen Hauptquartier hievon hört, ist die Bestürzung ungemein. Will Braunschweig jetzt der Umarmung durch den Feind ausweichen, so muß noch in derselben Nacht aufgebrochen werden. Aber als ob das Selbstverständliche sich nicht von selbst verstünde, wurde auch dieser Vorschlag erst neun kostbare Stunden lang durchgesprochen, ehe man ihn ausführte — während der Feind unerbittlich weiter marschierte. So geschah es, daß Davoûts westwärts voreilendes Korps bei Auerstädt die Hauptarmee unter Braunschweig im Marsch antraf, und Napoleon mit dem Gros seiner Truppen bei Jena Hohenlohe erreichte, der die Arrieregarde zu bilden und den Abzug nach Norden zu decken hatte

An beiden Orten kam es am 14. Oktober zur Schlacht. Napoleon hatte sie schon seit mehreren Tagen herbeigesehnt. Jetzt glaubte er sich der feindlichen Hauptmacht gegenüber, zog alle verfügbaren Korps an sich und griff Hohenlohe mit großer Überlegenheit an. Am Frühmorgen, noch im Nachtdunkel, ritt er an die Truppen des Marschalls Lannes heran, die zuerst ins Feuer kommen sollten, und erinnerte sie an die Siege des Vorjahres und wie die Sache jetzt ebenso läge, wie dazumal, als sie Mack fingen. Dieses Korps hat dann im Verein mit der

Avantgarde Neys dem Vorstoß der ganzen feindlichen Armee so herzhaft widerstanden, daß der Kaiser die Garde als Reserve sparen konnte bis neue Kräfte anlangten.*) Dann war der Feind bald überwunden. Hohenlohe hatte, die Größe der Gefahr erkennend, Rüchels Armee zu Hilfe herbeigerufen. Diese aber band ein entgegengesetzter Befehl des Oberfeldherrn, und als sie später trotzdem aufs Schlachtfeld marschiert kam, war Hohenlohe schon geschlagen und an der Entscheidung nichts mehr zu ändern. Napoleons Kavallerie stürzte sich auf die Weichenden, und in wilder Hast floh die Armee der Preußen.

Während dies bei Jena geschah, war Braunschweig bei Auerstädt mit Davout ins Schlagen gekommen. Und trotz der Übermacht, über welche die Preußen hier verfügten — es standen ihrer 35 000 gegen 33 000 Franzosen — ging ihnen doch auch diese Schlacht verloren. Anfangs im Vorteil, hätten sie den Sieg erringen müssen, wenn General Kalkreuth seine Reserven — 18 000 Mann — ins Feuer geführt hätte. Er that es nicht, weil er keinen Befehl dazu erhielt, und einen Befehl konnte er nicht erhalten, weil der Oberfeldherr, zu Tode verwundet, nicht mehr zu kommandieren vermochte und jede einheitliche Leitung aufhörte. So wurde es unmöglich, sich die Straße über Naumburg frei zu machen, und der König, der jetzt das Oberkommando an sich nahm, befahl den Rückzug auf Weimar, wo er noch Rüchel's und Hohenlohe's Scharen intakt zu finden hoffte; den bessern Rat, nach Norden auszubiegen, wies er von der Hand. Aber statt auf die Genossen traf er auf den Feind — ein Augenblick grausamster Enttäuschung und ernster persönlicher Gefahr zugleich. Bald war das Hauptquartier mit den Resten der Armee in haltloser Flucht vor den nachrückenden Franzosen.

---

*) Hier war es, wo aus einem Gliede der Gardelinie plötzlich hinter Napoleon der angstbewegte Ruf „Vorwärts!“ erscholl und der Kaiser den vorlauten Sprecher mit den Worten zurechtwies, er möge warten, bis er in zwanzig Schlachten werde kommandiert haben, ehe er es wage, ihm zu raten.

Anstatt sich zu sammeln, löste sich das Heer fast völlig auf, die Desertion ward allgemein, die Disziplin ging dahin. Von 130 000 Soldaten waren bald nur noch 10 000 Mann regulärer Truppen übrig, die Hohenlohe im großen Bogen über Nordhausen, Magdeburg, Neu-Ruppin nach dem ukermärkischen Prenzlau führte, um dort vor Murat zu kapitulieren. Der hatte ihm versichert, das Korps sei von 100 000 Franzosen umgeben, was ebensowenig der Wahrheit entsprach, als im Vorjahre das Märchen vom abgeschlossenen Frieden, wo es die Erhaltung der Wiener Donaubrücken galt. Andere kleinere Abteilungen ergaben sich ebenfalls, die von Blücher geführte nicht ohne heldenhafte Gegenwehr — eine Ausnahme. Dazu öffneten sich die wichtigsten Festungen dem Feinde, und die Hast, mit der sie es thaten, war ein Schimpf ohnegleichen. So Erfurt, so Magdeburg, wohin sich eine bei Halle geschlagene Reservearmee geflüchtet hatte, so Stettin und Küstrin. „Das waren Greuel!" schreibt der Hauptmann von Gneisenau an eine Freundin, „tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben. Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte geben".

Da ihm nichts mehr den Weg verlegte, ritt Napoleon am 27. Oktober 1806, umgeben von Prunk und Pracht, in Berlin ein. „Der Kaiser war stolz" — erzählt Coignet — „in seiner bescheidenen Kleidung, mit seinem kleinen Hut und der Kokarde für einen Sou. Sein Stab dagegen trug die große Uniform, und für die Fremden war es kurios, in dem schlechtest Gekleideten den Herrn einer so schönen Armee zu erblicken". Am Tage vorher hatte er in Potsdam am Sarge Friedrich II. gestanden. Nur stimmte es schlecht zu der Bewunderung, die er dem großen Toten zollte, daß er dessen Degen und Schärpe von dort fortnehmen ließ und den Pariser Invaliden zum Geschenke machte. In Berlin zog er die Summe seiner Siege. Sie hatten ihm alle preußischen Länder bis an die Weichsel in die Hand gegeben, und es war nicht übertrieben, wenn er am 12. November von der Residenz der Hohenzollern

aus der Welt verkündete: „Die ganze preußische Monarchie ist in meiner Gewalt“. Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. Zwar die preußischen Waffen konnten den Zusammensturz des heimischen Staates nicht mehr aufhalten; denn bis auf ein Häuflein von 15 000 Mann und einige Festungen in Schlesien und an der Ostsee war die Wehrkraft des Landes zerrieben und zerstoben. Aber Napoleon hatte noch andere Feinde. Einer von diesen hatte sich bereits zu Preußens Freund und Helfer erklärt: Rußland, ein anderer konnte es in jedem Augenblicke werden: England. Denn das ergab sich aus Napoleons System, daß er mit seiner Politik stets das Ganze des Weltteils umfassen mußte, und darum nie einen vereinzelten Gegner hatte.

Am Tage nach der Schlacht war der Flügeladjutant des besiegten Königs im französischen Hauptquartier mit dem Verlangen nach Frieden eingetroffen. Napoleon lehnte ab: seine errungenen Vorteile seien zu groß, um sie nicht bis Berlin zu verfolgen, dort werde sich der Friede leichter ergeben. Friedrich Wilhelm schickte dann Lucchesini zu ihm mit der Vollmacht, Präliminarien zu unterzeichnen; Hannover, Bayreuth und das Land westwärts der Weser, auch ein gut Stück Geld als Kriegsentschädigung wollte man sich's kosten lassen. Aber des Feindes Bedingungen waren von den preußischen unendlich weit entfernt; er forderte alles Land links der Elbe bis auf Magdeburg und die Altmark, 100 Millionen Franken Kriegsentschädigung und überdies Preußens Zustimmung dazu, daß Sachsen und die deutschen Länder jenseits des Elbflusses mit dem Rheinbunde vereinigt wurden. Schon verstanden sich Lucchesini und Minister von Zastrow hierzu, umsomehr als bereits das Gerücht verlautete, der Kaiser wolle das alte Polen wiederherstellen, von dem Preußen weite Strecken mit Warschau und Posen besaß. Aber nun wurde Napoleon neuerdings schwierig. Hohenlohe hatte unterdessen kapituliert, und die französischen Kolonnen streiften bis an die Weichsel. Konnte dieser reiche Erfolg nicht besser ausgenutzt werden als zu einem Separat-

frieden mit Preußen? Der Kaiser steigerte seine Forderungen und kam endlich vom Frieden ganz ab; nur einen Waffenstillstand wollte er vorläufig bewilligen, und diesen nur unter den drückendsten Bedingungen: bis zum Bug sollten die Franzosen das Land okkupieren, acht Festungen — Danzig, Kolberg, Thorn, Graudenz darunter — sollten ihnen überliefert, die Russen, die bereits auf ostpreußischem Boden standen, vom Könige aus dem Lande gewiesen werden. Und selbst diesen Vertrag unterzeichneten die Abgesandten am 16. November. Ihr König aber verwarf ihn. Er sah, daß in diesen Bedingungen nur die völlige Entwaffnung Preußens und die Trennung der Höfe von Berlin und Petersburg beabsichtigt war. Im Vertrauen auf Rußlands Hilfe wagte er dem Mächtigen zu widerstehen. Als Napoleon von der Weigerung Friedrich Wilhelms hörte, entwarf er eine Proklamation, welche für das Haus Brandenburg denselben tödlichen Sinn barg, wie jenes Schönbrunner Dekret für den Hof von Neapel: es sollte aufgehört haben zu regieren. Nur hatten damals, Ende Dezember 1805, die Dinge doch noch anders gelegen als jetzt. Dort war der entscheidende Sieg schon errungen; hier war er erst noch zu erkämpfen. Die Proklamation wurde fürs Erste nicht verkündigt.

Alles kam für Napoleon darauf an, die heranrückenden Russen zu bewältigen. Er überließ diese Arbeit nicht allein seiner Armee. Zunächst suchte er die Polen gegen das Zarenreich auszuspielen. Unter seiner Protektion entstand in Warschau ein Insurrektionskomité, und eine Deputation Hochadeliger aus Posen, die am 19. November in Berlin erschien, erhielt von ihm die Versicherung, Frankreich habe niemals die Teilung Polen's anerkannt und er selbst, als Kaiser der Franzosen, werde mit dem größten Interesse den nationalen Thron sich wieder erheben sehen. Am 25. November kam er selbst nach Posen, um die Insurrektion noch kräftiger zu betreiben. Zahlreiche Huldigungen begrüßten ihn als Befreier des Vaterlan-

des, und er ließ es solange nicht an ermutigenden Reden fehlen, bis eine freiwillige Truppenaushebung in Warschau in Gang kam, die 60 000 Mann Nationalgarden lieferte. Den idealen Zweck dieser Nation zu fördern war nicht seine Absicht; für derlei hatte er längst keine Empfindung und bald auch, wie wir in Spanien sehen werden, kein Verständnis mehr. Er sah in Polen nur ein brauchbares Werkzeug seiner Politik, welches ihm jetzt gegen Preußen und Rußland dienen sollte, das er aber augenblicks aus der Hand zu legen entschlossen war, sobald es ihm nicht mehr nützte. Dabei war nur fatal, daß auch Österreich, welches gleich den anderen Staaten ausgedehnte polnische Territorien in sich faßte — damals nördlich bis an den Bug — von einer nationalen Bewegung an seinen Grenzen notwendig berührt wurde, während Napoleon jetzt allen Grund hatte, mit der Donaumacht sich möglichst zu verhalten, um in seiner Flanke unbedroht zu bleiben. Er ließ durch seinen Gesandten in Wien, General Andréossy, bei dem Minister Stadion den Gedanken anregen, Österreich solle seine polnischen Provinzen gegen Preußisch-Schlesien vertauschen. Aber der Wiener Hof, um den sich zur selben Zeit auch ein russischer Sendbote, Napoleons Landsmann Pozzo di Borgo, bemühte, verweigerte sich nach der einen wie nach der andern Seite und blieb neutral; nur ein Beobachtungskorps ward von ihm allmählich gegen die preußische Grenze vorgeschoben, teils um eine Erhebung in Galizien zu verhüten, teils um den weiteren Ereignissen im Norden nicht ungerüstet zuzusehen.

Und noch einen zweiten Trumpf spielte Napoleon gegen Rußland aus: in der orientalischen Frage. Daß er die Absicht hatte, auch die Türkei in sein System europäischer Universalherrschaft einzufügen, ist schon wiederholt angedeutet worden; hat sie doch im letzten Grunde die Feindseligkeiten mit Rußland heraufbeschworen. Nun war es nur natürlich, daß er nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 diesen Plan weiter verfolgte. Schon im Januar 1806 hörte man von den Generalen seiner

Suite die Vermutung, er beschäftige sich mit einer türkischen Expedition, und im Mai darauf konnte der preußische Gesandte berichten, der Kaiser plane Verbindungen mit der Pforte, mit der Republik Ragusa, mit Persien und General Sebastiani habe ihm die Ansicht Napoleons mitgeteilt, Rußland müsse hinter eine vom baltischen zum schwarzen Meere gezogene Barrière zurückgedrängt werden. Derselbe Sebastiani ging bald darauf in einer besonderen Mission nach Konstantinopel; er hatte, wenn Rußlands Herrscher den Frieden mit Frankreich ablehnte, die Pforte gegen ihn aufzureizen, und er erreichte wirklich, daß Sultan Selim III., gegen den Buchstaben eines früheren Vertrages, die russisch gesinnten Wojwoden der Moldau und der Walachai absetzte, worauf der Zar, dem es längst um einen Anlaß zu thun war, eine Armee an die untere Donau sandte. Dem erschrockenen Großherrn schrieb Napoleon aus Berlin, ganz Preußen sei ihm unterthan und er verfolge mit 300 000 Mann seine Vorteile; das Schicksal verbürge die Fortdauer des türkischen Reiches und habe ihn auserſehen, es zu retten; jetzt sei der Augenblick, mit einem osmanischen Heere an den Dniester zu rücken, indes er selbst von der Weichsel her gegen Rußland operiere (11. November 1806). Natürlich war seine Absicht lediglich die, die russischen Streitkräfte zu teilen, so daß sie nicht allesamt ihm gegenüberstanden, und zugleich Österreichs Politik an der Donau festzuhalten, da man in Wien einem Übergreifen des Nachbarn ins türkische Gebiet nicht gleichgiltig zusehen konnte. Beides wurde erreicht. Alexander I. erklärte an die Pforte den Krieg und sandte ihr 80 000 Mann entgegen, und Österreich blieb später durch die Fortschritte der russischen Truppen an der unteren Donau in der That abgehalten, mit der nordischen Macht sich gegen Napoleon enge zu verbinden. War in Wien die Lockung mit Schlesien mißglückt, so glückte dagegen die Drohung mit Rußland.

Aber nun mußte es auch der mächtigste Feind der napoleonischen Politik, Großbrittannien, empfinden, daß sein

gewaltiger Gegner auf dem Festland einen Staat zertrümmert hatte. Am 21. November ging von Berlin ein Dekret in die Welt, welches England in Blokadezustand erklärte und ihm den Kontinent — so weit er in den Kreis des napoleonischen Übergewichtes fiel — versperrte. Wir wissen, wie bestimmt Bonaparte schon im Jahre 1802, bei den ersten Anzeichen neuer Feindseligkeit, dieses Programm entworfen hatte. „Will England den Krieg auf dem Kontinent entzünden, so wird es den ersten Konsul zwingen, Europa zu erobern", hieß es in jenem Briefe Talleyrands an Otto. Nun ist der Kaiser auf dem besten Wege dazu. Mußte nicht der Brite die Folgen tragen? „Die britischen Inseln," sagt das berliner Dekret, „sind von nun ab in Blokadezustand; jeder Handelsverkehr mit ihnen ist untersagt; Briefe und Pakete, die eine engliche Adresse tragen, sind der Konfiskation verfallen; desgleichen jede englische Niederlage auf dem Kontinent, soweit Frankreich und die Territorien seiner Verbündeten reichen; desgleichen jedes Stück englischer Ware; alle englischen Schiffe sowie jene, die aus englischen Kolonieen und Stapelorten nach dem Kontinente kommen, werden von den europäischen Häfen ferngehalten. Dem Dekrete ging die Motivierung voraus, der Kaiser habe beschlossen, da die Engländer das Kriegsrecht zur See willkürlich auch auf Privateigentum ausdehnen, ihnen zu Lande mit derselben Münze heimzuzahlen. Klar stand ihm, dem Grenzenlosen, sein Zweck vor Augen: sich Europa zu unterwerfen, um es als Herrscher gegen England zu verschließen. Dann mußten Brittanniens Handel und Industrie verderben und versumpfen, und gelang es endlich auch noch vom Lande her ihm die Reichtümer Indiens zu entfremden, dann war das stolze Inselreich besiegt und unterwarf sich dem, der allein noch über Erd und Meer sein Szepter schwang.*) Allerdings lag dies letzte

*) Daß der Kaiser fortwährend an Indien dachte, bezeugte damals sein Bruder Joseph dem preußischen Gesandten, und Napoleon selbst hat auf St. Helena dem Arzte O'Meara erzählt, er habe nach dem österreichischen Kriege im

Ziel noch fern, und auf dem Schachbrett von Europa mußten erst noch die Figuren mit Kunst und List gerückt werden, bis der letzte König matt gesetzt war; aber es schien nicht unerreichbar und voll von diesen Entwürfen zog Napoleon jetzt den Russen entgegen. Waren es nicht dieselben, die er vor einem Jahre mit leichter Mühe überwunden hatte? Und seitdem war das Selbstgefühl seiner Truppen durch neue Triumphe über die gefürchtete preußische Armee nur noch höher gestiegen. Wenn irgend Einer, dann konnte er jetzt die Empfindung haben, daß das Schicksal einer Welt in seiner geballten Faust lag.

Am selben Tage, an welchem Napoleon in Posen eintraf am 27. November 1806, stieß die Avantgarde von Murats Kavallerie bei Blonje, westwärts von Warschau, auf russische Truppen. Vor dem in starken Märschen heranrückenden französischen Heere zog sich General Bennigsen, welcher die vorderste Armee kommandierte — eine zweite unter Buxhöwden war im Anzug — auf Warschau und endlich über die Weichsel und Narew nach Ostrolenka zurück. Erst wenn die zweite Kolonne in die Nähe gelangt war, wollte er wieder avancieren. Das geschah in der ersten Dezemberhälfte, wo er seine Soldaten bis Pultusk und an die Wkra vorschob. Das russische Heer wurde durch ein ostpreußisches Korps unter L'Estocq, 13000 Mann stark, ergänzt, welches östlich vor Thorn stand, gleichsam als rechter Flügel der Aufstellung. Das Ganze kommandierte General Kamenski als Oberbefehlshaber. Die Franzosen besetzten Warschau und Thorn und rückten auf dieser Linie über die Weichsel: die Korps von Bessières, Ney und Bernadotte von Thorn her gegen Osten, Murat, Davoût und Lannes von Warschau gegen Norden; dazwischen gingen Augereau und Soult gegen die Wkra vor, die sie unter Napoleons

---

Jahre 1806 eine Expedition dahin ins Auge gefaßt. In demselben Jahre gingen drei französische Agenten nach Persien.

Augen, der über Warschau herangekommen war, im Kampf überschritten. Der Kaiser, welcher jetzt die Hauptmacht des Feindes bei Golymin westwärts von Pultusk vermutet, will dieselbe hier in der Front mit zwei Korps angreifen, indes Lannes mit dem seinigen rechts auf Pultusk marschieren soll, um den Russen den Rückweg über die Narew zu verlegen, Soult und Bernadotte aber links vorbei auf Makow dirigiert werden, um ihnen auch die Straße nach Ostrolenka abzuschneiden. Dieser Plan, der wie jeder bisherige Entwurf Napoleons die Vernichtung des Gegners im Auge hatte, mißglückte völlig. Das Gros der Russen stand nicht in Golymin sondern in Pultusk, wo es am 26. Dezember gegen Lannes eine unentschiedene Schlacht bestand, die ihm den Rückzug über die Narew ermöglichte, und was Napoleon bei dem ersteren Orte am selben Tage zu fassen bekam, war nur die Nachhut des feindlichen Heeres, die zwar geschlagen wurde, sich aber, ohne verfolgt zu werden, nach Norden ziehen konnte. Die Umgehung durch Soult ward bei dieser Stellung des Feindes ganz gegenstandslos. So hatten sich die Russen der Umarmung durch die Franzosen entzogen, ohne daß diese einen andern Gewinn als den von ein paar Geviertmeilen wüsten Landes verzeichnen konnten.

Wie ganz anders klingt das neben der Erzählung von den Siegen der letzten Monate! Hatten sie Napoleon unvorsichtig gemacht? Denn es war unvorsichtig, den Feind schlagen zu wollen ohne — wie bisher — die Armee zusammenzuhalten, unvorsichtig, ein doppeltes Umgehungsmanöver auf eine Voraussetzung zu gründen, die nicht ganz sicher war. Und dazu kamen Schwierigkeiten, die der Kaiser wohl auch kaum vorher voll gewürdigt hatte. Das Land, in welchem man sich schlug, war kurz vorher von den Russen besetzt gewesen. Diese hatten bei ihrem Abzuge alles mit fortgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, das Übrige verwüstet, so daß die nachrückenden Franzosen nur auf öde Plätze trafen und keinerlei Zehrung fanden Nun stellte sich der Hunger ein. Das Requisitionssystem mußte auf-

gegeben. Magazine mußten angelegt werden, und es wird mehrfach durch Augenzeugen bestätigt, daß hier nur der Spekulationsgeist der Juden die Armee vor dem Verkommen rettete. Und dazu kam, daß das sumpfige, von einem plötzlichen Tauwetter aufgeweichte Terrain die Recognoscirung erschwerte und die Aktionstüchtigkeit der Truppen hemmte. Die ganze Gegend glich einem Kotmeere, in welchem die wackeren Soldaten bis über die Kniee wateten und sich, vom Hunger entkräftet, mühselig vorwärts schleppten, indes die Geschütze im Moraste stecken blieben und untauglich wurden. Auf dem Marsche gegen Pultusk kam es zu Ausbrüchen hellster Verzweiflung, und mancher wackere Krieger, der noch kurz zuvor dem Tode mutig entgegengetreten war, nahm sich jetzt selbst das Leben. Auf der grundlosen Straße konnte auch der Wagen des Kaisers nicht mehr weiter; man mußte ein Pferd an den Schlag heranführen, damit er nach Pultusk reiten konnte, wo wenige Tage zuvor die Soldaten Lannes, bis an die Schenkel im Schlamme, acht Stunden lang dem feindlichen Feuer getrotzt hatten. Das ganze Elend seiner Truppen sah der Imperator auf diesem Wege an sich vorüberziehen und hörte, wie selbst seine Getreuesten, die Garden, im Widerwillen murrten.*) Das machte tiefen Eindruck auf ihn. Ein Jahr zuvor — es war am Tage vor der Austerlitzer Schlacht — hatte er im Kreise seiner Generale von seinen früheren orientalischen Plänen gesprochen. Als da einer derselben meinte, man könne sie vielleicht eben jetzt wieder aufnehmen, da man sich doch einmal auf dem Wege nach Konstantinopel befinde, wies der Kaiser den Sprecher ab. „Ich kenne meine Franzosen," sagte er. „Weite Expeditionen sind mit ihnen nicht leicht

*) Wer nach Savarys und Rapps Versicherungen annehmen wollte, daß es sich bei den Vorwürfen, welche die Truppen den Kaiser vernehmen ließen, nur um soldatische Scherze gehandelt habe, der wäre im Irrtum. Die Sache war ernst. Coignet z. B. erzählt, daß die Garden bei der Rückkehr in die Winterquartiere herbe Zurechtweisungen darüber erfuhren, daß sie in der Widerwärtigkeit nicht mutiger ausgeharrt hatten.

auszuführen. Frankreich ist zu schön. Sie entfernen sich nicht gerne davon und trennen sich nur widerwillig auf längere Zeit von der Heimat". Und nun vollends unter so verzweifelten Verhältnissen, wie sie hier jedes Manöver hinderten und aller Kriegskunst Hohn sprachen.*) Am 2. Dezember hatte er die Truppen zu einem Tagesbefehle an den Sieg in Mähren erinnert. „Soldaten!" — hieß es darin — „wir werden die Waffen nicht niederlegen, ehe der allgemeine Friede die Macht unserer Alliierten gefestigt und unserm Handel seine Freiheit und seine Kolonieen wiedergegeben hat. An der Elbe und an der Oder haben wir Pondichéry, unsere indischen Unternehmungen, das Kap der guten Hoffnung und die spanischen Kolonieen gewonnen. Wer giebt den Russen das Recht, in die Weltgeschichte einzugreifen und so gerechte Ansprüche zu vernichten? Sie und wir, sind Beide nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?" Aber was waren den Tapferen in den Sümpfen Polens Pondichéry und die spanischen Kolonieen! War etwa Frankreich in Gefahr? oder auch nur sein Ruhm und seine Größe? Und dann, schien es nicht, als ob die Russen von Pultusk wirklich nicht mehr die von Austerlitz wären? Hatten sie nicht am 26. Dezember ebenso tapfer gestritten und gelitten, wie die Soldaten des Eroberers? Nein, Napoleon wußte wohl, daß er den Bogen, der seine einzige Wehr bildete, nicht überspannen durfte. Er folgte dem retirierenden Feinde nicht, sondern ließ die Armee Winterquartiere beziehen. Die Weichsel entlang, von Elbing bis Warschau, wurden die Depots der einzelnen Korps etabliert; diese selbst blieben jenseits des Stromes vorgeschoben bis zu einer Linie, die man mit den Punkten Frisches Haff-Willenberg-Ostrolenka-Warschau markieren kann. Die schwierige Verpflegung machte eine größere Ausbreitung notwendig.

---

*) Der Herzog von Fézensac erwähnt in seinen Erinnerungen wiederholt die Unmöglichkeit, ausreichende Kundschaft einzuziehen, und schildert die außerordentlichen Beschwerden des Ordonnanzdienstes.

Die Ruhe sollte aber nicht lange währen. Die Russen hatten sich in zwei Kolonnen in der Richtung auf Grodno und Bjelostok zurückgezogen und sich dann unter Bennigsens Oberbefehl bei Szuczyn vereinigt. Die Preußen unter Lestocq waren durch die Rückwärtsbewegung ihrer Alliierten gleichfalls nach Osten bis in die Gegend von Angerburg genötigt worden, so daß die Verbindung mit Danzig ganz unterbrochen war, ja sogar die Straße nach Königsberg einem französischen Handstreich offen lag. Ein solcher ist denn auch wirklich versucht worden. Ney, dessen Korps von Thorn bis Wittenberg hin campierte und bitteren Mangel litt, brach in der ersten Hälfte Januar 1807 auf eigene Faust nach Norden auf, um seine Truppen in bessere Kantonnements zu bringen und, wenn möglich, Königsberg wegzunehmen — zum großen Verdruß Napoleons, der ihn scharf zurechtwies und zurückkommandierte. Der Marschall war aber auf seiner Exkursion mit dem preußischen Korps zusammengeraten, was die Folge hatte, daß Bennigsen sich mit der ganzen Armee erhob, um Ney in seiner exponierten Stellung auf dem Marsche zu vernichten, Bernadotte, der von Elbing her stand, über die Weichsel zu drängen und die Verbindung mit Danzig wiederherzustellen. Dann wollte er, die Festungen schützend und sich auf sie stützend, eine feste Position gewinnen. Durch diesen Zug konnte Napoleon vielleicht bewogen werden, seine drohende Stellung bei Warschau aufzugeben und sich mehr nach Westen zu konzentrieren.

Den Kaiser traf die Nachricht von der Offensivbewegung des Feindes in Warschau, wohin er sich von Pultusk begeben hatte, um auch sich Ruhe zu gönnen. Die Hauptstadt des alten Polens that alles, um ihm zu schmeicheln und zu gefallen, die Frauen nicht zuletzt, und wir hören, daß Napoleon nicht spröde blieb. Auf die Meldung von Bennigsens Vorgehen aber riß er sich sofort los und faßte seinerseits einen Plan zur Offensive. Er will mit der kompakten Masse seines Heeres nordwärts rücken, die lange Marschlinie des Feindes, noch ehe derselbe seine Abtei-

lungen zum Kampfe konzentrieren kann, durchbrechen und dessen einzelne Korps auseinandertreiben. Ein gütiges Geschick ließ Benningsen diesen Plan aus einem aufgefangenen Briefe des Hauptquartiers an Bernadotte erfahren. Er zieht eiligst seine Detachements an sich und sucht dem Stoß der Franzosen nach Norden, in der Richtung Guttstadt-Landsberg, auszuweichen. Das Preußenkorps, welches er bei seinem Vormarsch im großen Bogen bis nach Freistadt (westlich von Mohrungen) dirigiert hatte, muß gleichfalls eilends nach Norden streben, um den Franzosen zu entkommen und sich mit der Hauptarmee vereinigen zu können. Napoleons Absicht war hiermit schon vereitelt. Er konnte nun zwar den Feind ereilen, aber ihn nicht mehr überraschen, er konnte ihn schlagen, aber ihn nicht mehr vernichten. Mit fünf Korps drang er über Willenberg hinaus; ein sechstes blieb zur Beobachtung an der Narew zurück, ein siebentes unter Bernadotte, der keinen Befehl erhalten hatte, konnte erst weit dahinter folgen. Erst bei Preußisch-Eylau am 7. Februar ward Bennigsen erreicht, der sich jetzt zur Schlacht stellte und noch am selben Tage die vordersten Abteilungen der Franzosen unter Murat und Soult zurückwarf. Unterdes aber langte die französische Hauptmacht an, Ney ausgenommen, der hinter dem Lestocqschen Korps her war, um dessen Vereinigung mit Bennigsen zu hindern. Am Morgen des 8. Februar standen sich die feindlichen Heere zum Kampfe gegenüber, an Kräften einander ungefähr gleich, 70 bis 80 000 Mann auf jeder Seite, die Russen nur an Geschütz überlegen. Der Schnee, den der eisige Nordwind dahertrug, deckte noch nicht die Opfer des vergangenen Tages, und schon kam es wieder zum Ringen, blutiger als je gestritten wurde. Nach langem Geschützkampfe schritt Napoleon zum Angriff. Er will seinen linken Flügel eher vernachlässigen, um mit dem rechten desto entschiedener zu siegen. Hier ging Augereau, der die Verbindung zwischen dem Zentrum und Davoat bildete, gegen die russische Mitte vor, etwa wie Soult bei Austerlitz. Aber

wie anders war der Erfolg hier als dort! Dort wich der Feind, hier hielt er Stand und trieb den Angreifer mit blutigem Kopfe zurück. Ein Hagel von Kartätschen fuhr in das mühsam gegen den Schneesturm avancierende Korps, und als es Kehrt machte, vernichtete die russische Kavallerie die Hälfte der Braven. Geradezu auf den Standort Napoleons am Friedhofe von Eylau stürmten die feindlichen Reiter heran, so daß die Suite bereits nach den Pferden rief, um das Hauptquartier in Sicherheit zu bringen. Der Kaiser aber soll ungeduldig abgewinkt und sich damit begnügt haben, eine Abteilung Garden vormarschieren zu lassen, worauf die atemlos gewordene Reiterschaar zurückkehrte. Nun gelang es ihm aber doch nur mit größter Mühe, und nur hinter einem Vorhang von 80 Schwadronen, die Murat zu einer mächtigen Attaque vereinigte, die Lücke in seiner Aufstellung zu füllen. Da trat Davoût in Aktion und drang unerbittlich gegen den linken Flügel der Russen vor, bog denselben nordwärts um und bemächtigte sich der feindlichen Rückzugslinie. Die Armee Bennigsens schien verloren, als plötzlich Scharnhorst mit einigen tausend von Lestocq's Preußen — die Anderen waren im Kampfe mit Ney zurückgeblieben — auf dem Plane eintraf, sich unverzüglich gegen Davoût wandte und ihn weit zurückschlug. Als dann Ney, der erst am Mittag die Ordre zur Schlacht erhielt, auf dem linken Flügel anlangte, hatte die Dunkelheit dem gräßlichen Morden bereits Einhalt gethan.

Die Verluste zählten nach Zehntausenden. Noch nach Wochen lagen Hügel von Toten unbeerdigt, wanden sich unzählige Verwundete in Hunger und Schmerz in den entblößten Häusern von Eylau oder in den verlassenen Munitionskarren. Augereaus Korps mußte seiner Einbußen wegen ganz aufgelöst werden. Und all diese Opfer umsonst! Denn die Schlacht war ohne Entscheidung geblieben. Napoleon hatte — es war zum ersten Male — nicht gesiegt. In den ersten Stunden nach dem Kampfe dachte er sogar an Rückzug und schrieb an Duroc, es werde bald nötig werden, daß das Hauptquartier

sich in Thorn versammele, und man möge in Küstrin und Posen die Geldsendungen zurückhalten, weil es möglich sei, daß er, „um vor den Kosaken und den vielen leichten Truppen Ruhe zu bekommen“, auf das linke Ufer der Weichsel zurückgehe. Bennigsen aber entschied es anders. Um Mitternacht brach er mit seinen Russen auf, und am Morgen des 9. Februar fanden die Franzosen das Feld vor sich leer. Hieß das nicht, ihnen den Sieg einräumen? Scharnhorst nannte es „Sünd und Schande“. Napoleon aber nahm den dargebotenen Lorbeer allsogleich für sich in Anspruch; sein Bulletin, welches den Hergang der Affaire entstellend erzählte, verkündete aller Welt seinen Triumph, und, mehr um denselben zu bestätigen als ihn zu nützen, schickte er Murat dem abmarschierenden Feinde ein paar Tagreisen weit nach.*) Dann aber zog er die ganze Armee hinter die Passarge zurück und ließ sie dort neuerdings Quartiere beziehen, da er sich zu schwach fühlte, dem Gegner zu folgen. Denn nicht allein die Verluste der Schlacht hatten die Kräfte seines Heeres reduziert. Viele Tausende waren von Hunger und Mangel getrieben aus den Reihen gelaufen und strichen marodierend durch das Land, der armseligen Bevölkerung mit List oder Gewalt ihr Restchen Habe abdrückend. Und dieses Beispiel der Kontribution auf eigene Faust wirkte ansteckend, so daß einer der Generale die Zahl der Marodeurs auf nahezu 60000 schätzen wollte.**) Andere machte die todesmutige Bra-

*) Wir erkennen den alten Bonaparte sofort wieder, wenn jetzt der Kaiser an Cambacérès schreibt, er möge in den „Moniteur“ setzen, die russische Armee sei in voller Auflösung, oder wenn es im 61. Bulletin heißt, Königsberg könne sich Glück wünschen, daß es nicht in seinem Plane lag, die Russen zu forcieren, oder wenn er in Briefen vom selben Tage die Verlustziffer verschieden angiebt, an Cambacérès mit 3000, an Daru mit 7—8000 Verwundeten; die Wahrheit war das Dreifache.

**) So Fézensac. Wie arg der Mangel gewesen war, lernt man aus Coignets Aufzeichnungen kennen. Der Kaiser selbst schrieb an Talleyrand davon und an Joseph: „Wir leben hier mitten in Schnee und Kot, ohne Wein, ohne Branntwein, ohne Brot!“ Freilich in Frankreich brauchte man davon

vour der Russen eingeschüchtert haben, die bei Eylau auch Napoleon bewunderte. Wieder andere Stimmen gab es in der Armee — und der Freiherr v. Gagern will sie gehört haben — die sich wider das abscheuliche Gemetzel erhoben, welches doch nur dem wilden Ehrgeiz eines Einzigen diene. Unter solchen Umständen beschloß der Kaiser, eine feste Stellung in Gegenden zu gewinnen, in welchen es leichter war, die Truppen zu verpflegen und Verstärkungen heranzuziehen, um dem Feinde, wenn der böse Winter wich, mit überlegenen Kräften entgegenzutreten. Am liebsten wäre er wohl, wie seine Generale und selbst der gefügige Berthier rieten, über die Weichsel zurückgegangen. Aber das hätte wie Rückzug vor den Russen ausgesehen, deren Oberfeldherr nicht versäumt hatte, sich als Sieger von Pultusk und Eylau zu erklären. Deshalb kein Zugeständnis weiter. Die Armee blieb zwischen Weichsel und Passarge stehen, die Front gegen Osten, das Korps von Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenstein vorgeschoben, ein anderes unter Massena noch immer unbeweglich an der Narew. Die Position hatte den Vorteil, und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion, daß den Russen der Weg nach Danzig verlegt war, welche Festung jetzt mit allem Eifer belagert wurde.

Napoleon schlug sein Hauptquartier in Osterode auf. Auch hier herrschte wochenlang just kein Überfluß, und er und seine Offiziere lebten nicht selten von dem, was die Soldaten aufspürten und herbeischleppten. Anfänglich mußte er sich mit einer Scheune als Wohnung begnügen bis eine passendere ausfindig gemacht war. Erst als er anfangs April ins Schloß von Finkenstein übersiedelte, wurde seine Lage annehmlicher. Gleichwohl hat er das Elend des harten Winters,

nichts zu erfahren, und darum hieß es auch in einem seiner Briefe an Fouché „die Armee befinde sich vortrefflich, habe Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr, und es sei widersinnig, zu meinen, daß man in einem Lande, wie Polen, an Brot, Fleisch und Wein Not leiden könne“.

seinen Offizieren zum Exempel, mit leichtem Sinn ertragen, so wie auch sein Körper unter den Strapazen des Feldzuges eher gedieh; er erklärte später, sich niemals wohler gefühlt zu haben. In Osterode herrschte bewegtes Leben. Ungezählte Boten kamen und gingen. Denn der Kaiser entfaltete hier eine überraschend rege Thätigkeit, und es ist auch wohl etwas Richtiges daran, wenn Savary in seinen Aufzeichnungen meint, er hätte in einer großen Stadt wenigstens drei Monate zu den Geschäften benötigt, die er in dem Loche zu Osterode, wo er alles unter der Hand hatte und im Augenblick in Bewegung setzen konnte, in weniger als einem verrichtete. Es gab aber auch Veranlassung genug zu rastloser Arbeit. Denn die politische Lage Napoleon's entsprach seiner militärischen; sie war um nichts günstiger. Der Türkei war es nicht gelungen, die Russen zu besiegen und sie zu einem größeren Kraftaufwande an der unteren Donau zu nötigen, im Gegenteile, aller Vorteil lag dort auf Seiten der nordischen Macht, so daß der Zar daran denken konnte, die Hälfte des Expeditionskorps auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu dirigieren. Aus Österreich, dessen man unsicher geblieben war, kam die Kunde von Rüstungen, welche der Gesandte Andréossy in seinen Berichten bis zur Kriegsbereitschaft übertrieb. Die Schweden hatten sich gegen Stralsund gewendet, und man mußte darauf bedacht sein, ihren Angriff abzuwehren oder zu paralysieren. Die Engländer verkündeten es aller Welt, daß sie im Begriffe ständen, ein Expeditionskorps an die Nordseeküste des Kontinents zu werfen, und nötigten Frankreich, eine eigene Armee unter Brune an die bedrohten Punkte zu stellen. Sogar das bisher so unterthänige Spanien schien schwierig werden zu wollen. Dazu fiel in Paris auf die Nachricht von dem Rückmarsch an die Passarge die Rente und mit ihr der Kurs des Kaisers. Kein Zweifel, Napoleon hatte vollauf zu thun, wenn er seine Situation verbessern oder doch nur erreichen wollte, daß er in den nächsten Wochen, die er zu seiner Verstärkung brauchte, nicht angegriffen wurde.

Er versuchte es zunächst wieder mit Friedrich Wilhelm. Sogleich nach der Schlacht bei Eylau — just als ob Scharnhorsts That den Staat wieder lebendig gemacht hätte — bekam Preußen neue Geltung in den Augen des Eroberers, und noch von der Wahlstatt weg schrieb er an Talleyrand nach Warschau, er solle die Beziehungen zu den Hohenzollern wieder aufnehmen. Ja, so eilig hatte er es damit, daß ihm der Umweg über Polen zu weit schien und er einige Tage später seinen Generaladjutanten Bertrand direkt an den König nach Memel sandte, um ihm die Rückgabe seines Landes bis zur Elbe anzubieten, wenn er einen Separatfrieden schließen wolle. Aber Friedrich Wilhelm hielt an seinem Bundesgenossen fest und ließ dies dem Gegner durch einen besonderen Boten kund thun, worauf Napoleon sich sogar zu einer allgemeinen Friedensunterhandlung auf einem Kongreß bereit erklärte, wenn man nur — und das war ihm das Wesentlichste — auf einen Waffenstillstand eingehen wollte, der die Franzosen hinter die Weichsel, die Russen aber hinter den Niemen verwies. Doch auch das ward nicht erreicht. Preußen und Rußland verbanden sich vielmehr noch enger miteinander in einem Vertrage, der am 26. April 1807 zu Bartenstein unterzeichnet wurde und demzufolge England, Schweden, Österreich und Dänemark angegangen werden sollten, sich mit den Beiden noch einmal zu einer großen Befreiungskoalition zu vereinigen und die Verdrängung Napoleons aus Deutschland und Italien zu erstreben. Auf keinen Fall aber durfte Rußland oder Preußen einen Separatfrieden mit Frankreich schließen.

Von Preußen zurückgewiesen, wandte sich Napoleon zu Österreich. Er beauftragte Andréossy, von der Donaumacht endlich eine bestimmte Erklärung zu verlangen: er sei immer zu einer Allianz bereit und willig, dafür Schlesien, welches seine Truppen — es waren die rheinbündischen — fast ganz erobert hatten, dahinzugeben, nötigenfalls selbst auf Dalmatien gegen ein entsprechendes Tauschobjekt zu verzichten. Aber Österreich blieb auch jetzt gegen diese Anträge taub. Nur zu einer Ver-

mittlung war man in Wien, wo vor Allen Erzherzog Karl gegen die Teilnahme am Kriege sprach, bereit und produzierte als Basis derselben: eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse, die Integrität der Türkei, Polen aufgeteilt wie bisher, England zu den Unterhandlungen beigezogen (3. April 1807). Und selbst hierauf wollte Napoleon eingehen, wenn auch nur um von österreichischer Seite während der nächsten Wochen nichts befürchten zu müssen; Rußland und Preußen aber beantworteten den Vermittlungsantrag des Wiener Hofes mit der dringenden Einladung, der Bartensteiner Konvention beizutreten, was wiederum Kaiser Franz ablehnen zu müssen glaubte. Das war ein großer Vorteil für Frankreich, daß Österreich neutral blieb. „Jedenfalls," schreibt Montgelas in seinen Memoiren, „war dies der größte Dienst, welcher Napoleon jemals geleistet worden ist, denn er hätte unmöglich einem Angriffe von Seiten Österreichs widerstehen können!" Der Franzosenkaiser konnte selbst kaum daran glauben und fühlte sich in seiner rechten Flanke keineswegs sicher.

Um so eifriger war er darauf bedacht, die Kräfte der Türkei zu beleben und im Orient eine große Koalition gegen Alexander zu stiften. Er suchte einen Vergleich zwischen der Pforte und Persien herbeizuführen, damit auch Dieses sich wider Rußland wende. „Man muß auch Persien in Bewegung setzen" — läßt er jetzt an Sebastiani schreiben — „damit es seine Kräfte gegen Georgien richte. Die Pforte soll dem Pascha von Erzerum Ordre geben, mit aller Macht dahin zu marschieren. Unterhalten Sie den guten Willen des Fürsten der Abchasen und bestimmen Sie ihn, an der großen Diversion gegen den gemeinsamen Feind teilzunehmen". Nicht genug daran. Mit einem Sendboten des Schahs, der Ende April auf Finkenstein eintraf, schloß er einen Vertrag ab, in welchem er sich verpflichtete, Rußland zur Räumung von Georgien zu zwingen und dem König der Könige Kanonen und Artilleristen zu schicken. Dafür mußte Dieser sich anheischig machen, seine Beziehungen mit England abzurebchen, alle britischen Waren zu konfiszieren und alle britischen

Schiffe zurückzuweisen, die Afghanen und die Völker von Candahar wider England aufzureizen und ein Heer gegen Indien zu schicken. „Und wenn“ — heißt es im Artikel 12 — „der Kaiser der Franzosen zu Lande eine Armee gegen die englischen Besitzungen in Indien senden wollte, würde der Schah von Persien derselben freien Durchzug gewähren und in einer besonderen Konvention über deren Marschroute, die Mittel zu ihrer Erhaltung und Beförderung und über die zu stellenden Hilfstruppen mit der französischen Regierung übereinkommen“. Ist es nicht ein denkwürdiges Schauspiel, diesen Mann mitten in seiner verlegenheitsvollen Lage, wo der Vorstoß eines einzigen österreichischen Armeekorps ihm eine Katastrophe bereiten konnte, mit einem Großfürsten des Orients ein Abkommen treffen zu sehen, welches die weitesten Ziele seiner Politik markiert? Das eben macht die historische Größe aus, daß sie selbst in der Bedrängnis ihre letzten Zwecke nicht vergißt und über das nahe Ungemach weit hinweg in die Zukunft schauen kann.

Das Wichtigste war für ihn aber doch, sich so bald als möglich mit frischen Truppen zu verstärken, um dem Gegner, der jetzt gleichfalls rüstete, überlegen zu werden und es in dem nächsten Waffengange zu bleiben. Deshalb zog er aus Frankreich und Italien, was an militärischen Kräften disponibel war, heran und ersetzte es dort durch 80000 Mann des Aufgebotes von 1808, nachdem er erst im letzten Herbste dasjenige von 1807 vom Senate gefordert hatte. Von Spanien und vom Rheinbunde verlangte er neue Hilfsvölker. Auf diese Weise konnte er eine Reservearmee in Deutschland zur Beobachtung Österreichs aufstellen, konnte das Belagerungskorps von Danzig vermehren und seine Hauptmacht auf 160000 bis 170000 Mann bringen, während die Russen weit hinter dieser Zahl zurückblieben. Als dann am 26. Mai die stolze Ostseefestung fiel, wurde auch noch das dort beschäftigt gewesene Detachement frei und vermehrte die Kampfmittel an der Passarge.

Und während so die französische Armee zu neuen Kräften

kam, entwich der Winter. Er war ihr ein schlimmer Feind gewesen, ihren Gegnern hinwieder ein sicherer Bundesgenosse, nur daß sie seinen Wert nicht genug zu schätzen wußten. Während der kalten Wochen hatte Bennigsen das Restaurationswerk des Feindes durch keinen einzigen ernsten Schritt gestört. Man hatte ihm geraten, die Franzosen, denen er noch im Februar nachgerückt war, nun auch anzugreifen, um sie über die Weichsel zurückzuwerfen oder wenigstens Danzig zu schützen, indem er dem Gegner die Frische Nehrung streitig machte. Er unterließ all das und begnügte sich, Offensivpläne bald gegen den vorgeschobenen Ney, bald auf Elbing zu entwerfen, die er aber alle wieder beiseite legte, so daß Scharnhorst den Eindruck gewann, der Russe wolle seinen Ruf, von einem Napoleon nicht besiegt worden zu sein, nicht aufs Spiel setzen. Erst als Danzig gefallen war und der Feind ihm mächtiger als je gegenüber stand, als die gute Jahreszeit die Wege geebnet, die Verpflegung erleichtert, das Terrain für sichere Kundschaft und rasche Manöver wieder tauglich gemacht, als Napoleon selbst schon einen Angriffsplan entworfen hatte, kurz, als es zu spät geworden war, begann Bennigsen sich zu rühren. Jetzt wollte er die Avantgarde unter Ney anfallen, sie vernichten und sich dann an die Hauptarmee machen. Aber der „unerschrockene" Marschall erkämpfte sich aufs Ruhmwürdigste seinen Rückzug auf das Gros des Heeres, mit welchem der Kaiser jetzt seinerseits vorrückte, indem er sich zwischen Bennigsen und das preußische Korps schob und Beide vor sich herdrängte. Es war wieder wie vor Eylau.

Napoleon's Absicht ging dahin, den Feind von der linken Seite her zu überflügeln, indes er ihn in der Front festhielt, und nach einem Siege gegen die russische Grenze zu drücken. Dieser Plan hatte das Auffallende — und er ist von den größten militärischen Kritikern deshalb verurteilt worden — daß er dem Gegner einen Ausweg offen ließ, während, wenn die Umgehung von dem rechten Flügel aus stattgefunden hätte,

den Russen nur die Straße nach Königsberg übrig blieb, wo sie von der Übermacht vernichtet werden konnten. Oder wollte Napoleon das Heer Alexanders nicht vernichten? Lebte jetzt wieder der Gedanke in ihm auf, der ihn oft beschäftigt hatte und schon vor der Austerlitzer Schlacht zum Ausdruck gelangt war, der eines Vergleiches mit dem Zaren? Das ist nicht unwahrscheinlich. Denn gerade in diesen Tagen — es waren die ersten des Juni 1807 — sollten Napoleon's Absichten auf die Türkei scheitern. Sultan Selim III. hatte ein Anerbieten eines französischen Hilfskorps von 25 000 Mann unter Marmont aus nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen abgelehnt, sein Feldherr den Krieg gegen Rußland nur lässig geführt und den Feind nicht gehindert, bis nach Orsowa vorzudringen, und bald darauf entkleidete die reformfeindliche Janitscharenpartei am Bosporus den Sultan seiner Gewalt um ihm in Mustapha einen Nachfolger zu geben, von dem Sebastiani am 1. Juni schrieb, er sei Frankreich feindselig gesinnt und Einfluß auf ihn nicht zu gewinnen. War es unter solchen Umständen nicht vielleicht geraten, vorläufig die Absichten auf die Türkei anstatt gegen Rußland, mit Rußland durchzuführen, d. h. sich mit dem Zaren auf Kosten der undankbaren Moslim, die sich so schlecht in die Rolle eines dienstwilligen Werkzeuges der französischen Politik zu finden wußten, zu vergleichen? Und durfte man wohl, wenn man dies beabsichtigte, auf die Vernichtung des russischen Heeres ausgehen?

Doch dem sei, wie ihm wolle. Thatsache ist, daß der Kaiser einen Teil seiner Armee links nach Norden zur Umgehung ausschickte, eine andere Abteilung unter Victor gegen die Preußen sandte, Ney und die Garden die Nachhut bilden ließ indes er selbst mit drei Korps Bennigsen zu erreichen suchte. Das Letztere gelang zwar am Abende des 10. Juni bei Heilsberg, aber hier hatte sich der Feind gut verschanzt und warf die anrückenden Franzosen. Nur die Furcht vor der Umgehung im Norden zwang ihn dann doch am rechten Ufer der Alle weiter zurückzugehen, während Napoleon, vorsichtig gemacht, vorerst Ney und die

Garden heranzog, ehe er Bennigsen auf dem linken Ufer folgte. Am 14. Juni ist dieser auf dem Wege von Bartenstein nach Wehlau bei Friedland angelangt. Hier geht er über den Fluß um die Franzosen auf dem Marsche anzugreifen, ihre Vorhut unter Lannes zu zertrümmern und ihre Linie zu durchbrechen. Er führt aber das Manöver so langsam aus, daß noch während des Kampfes mit Lannes die übrigen französischen Korps eintreffen und von Napoleon zum Gefecht aufgestellt werden können. Der Russe muß nun die Schlacht annehmen und verliert sie. Nicht ohne tapfere Gegenwehr. Denn Ney, der mit seinen Leuten gegen den linken Flügel des Feindes avancierte, ward vorerst zurückgeworfen, und erst als Napoleon, die Gefahr erkennend mit einem Reservekorps durch die Fliehenden hindurch den Angriff aufs neue wagte, hatte derselbe Erfolg. Ein heftiges Geschützfeuer bringt auf dieser Seite die Russen zum Weichen. Das zwingt Bennigsen, auch das Zentrum und den rechten Flügel durch Friedland über die Alle zurückzukommandieren. Nun aber dringen allerwärts die Franzosen nach, so daß der Flußübergang nur unvollständig bewerkstelligt werden kann und eine Abteilung russischer Truppen jenseits der Vernichtung durch des Feindes Kanonen preisgegeben bleibt. Am selben Tage erlitt auch das Preußenkorps vereinzelt eine Niederlage gegen die französische Umgehungsarmee, es ward bis unter die Thore von Königsberg gedrängt und konnte sich nur mit Mühe, nahezu aufgelöst, nach Tilsit an den Niemen flüchten, wo am 18. Juni auch der retirierende Bennigsen anlangte. Dieser rückte über den Fluß und brach die Brücken ab.

Am Tage nach der siegreichen Schlacht schrieb Napoleon an Josephine: „Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig begangen: die ganze russische Armee in Deroute, achtzig Kanonen verloren, 30000 Mann tot oder gefangen, fünfundzwanzig ihrer Generale getötet, verwundet oder ver-

mißt, die russische Garde vernichtet. Das ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz und Jena"! Das war ein wenig übertrieben. Zwar hatte sich die Armee Bennigsens nach der Affaire in Auflösung befunden, aber schon bei Allenburg war es ihr gelungen, sich zu sammeln und in leidlicher Ordnung weiter zu ziehen. Allerdings waren ihre Verluste so groß, daß ihr Feldherr dem Zaren vorschlug, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, aber er meinte dies doch nur in dem Sinne, um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen. Denn einmal war er sicher, jenseits der Memel die Preußen Lestocqs und russischen Nachschub unter Labanow zu finden, und dann war ja die Armee nicht von ihrer Linie abgedrängt worden, so daß sich Napoleon immerhin noch der Möglichkeit einer neuen Schlacht versehen konnte, zu der er auch westlich von Tilsit Vorkehrungen treffen ließ. Das Entscheidende lag in der durchaus unlustigen Stimmung der russischen Truppen, insbesondere der Offiziere, die fast ausnahmslos der von dem Großfürsten Konstantin geführten Partei zugehörten, welche den „Kampf um fremde Interessen" verurtheilte. Und diese Stimmung äußerte sich mit einer Offenheit, welche jeder Disziplin spottete. Wollte man doch Alexander geradezu an das Schicksal seines Vaters erinnert haben. Zwischen Konstantin und Murat soll es denn auch schon in den ersten Tagen nach der Schlacht zu einer Korrespondenz gekommen sein, der zufolge dann am 19. Februar Fürst Labanow zur Abschließung eines Waffenstillstandes an Napoleon geschickt wurde. Dieser forderte als Preis desselben die Auslieferung einiger noch nicht gefallener preußischer Festungen, u. a. Kolberg und Graudenz. Da der Russe hierüber nicht verfügen konnte, kehrte er zurück. Sofort aber sandte ihm der Franzosenkaiser seinen Duroc nach, der dem Gegner eröffnen sollte, sein Herr sei auch ohne weiteres bereit den Kampf ruhen zu lassen, wenn Rußland in Unterhandlungen über einen Separatfrieden eintreten wollte. Das Anerbieten wurde dem Zaren mitgeteilt, und Dieser ging darauf ein.

Das war zwar freilich gegen den Wortlaut des Bartensteiner Vertrages vom 26. April und im Grunde Verrat an Preußen. Aber darüber setzte sich Alexander hinweg. War denn nicht jener Vertrag ein frommer Wunsch geblieben? konnte er fragen. Wenn er jetzt, wie im Jahre 1805, den Plan gefaßt hatte, gleichsam an der Spitze des legitimen Europa's gegen den Usurpator zu marschieren um ihn von seiner Höhe herunter zu zwingen, mußte er nicht sehen, daß Europa nicht hinter ihm stand? England hatte viel zu lässig und unvollkommen gerüstet, um in den Kampf thätig einzugreifen, und wurde nun auch im Geldpunkte schwierig, denn als Rußland sechs Millionen Pfund unentbehrlicher Subsidien forderte, erfolgte eine abschlägige Antwort. Dagegen lastete das Gewicht der britischen Oberherrlichkeit zur See auch auf den russischen Schiffen und machte sich mitunter sehr empfindlich geltend. Gründe genug, den Zaren England abhold zu machen. Und wenn dieser Staat dem Bartensteiner Vertrage nur bedingungsweise beigetreten war, so hatte ihn die Donaumacht, wie wir wissen, ganz abgelehnt. Erst als man in Wien die Möglichkeit eines russisch-französischen Separatfriedens ins Auge faßte, ward ein Abgesandter zu Alexander geschickt, der dort die Hoffnung auf Österreichs Mitwirkung wiederbeleben sollte; er kam zu spät. Angesichts der Neutralität des Wiener Hofes hatte schon im April Gentz in einer Denkschrift dem Zaren geraten, mit Napoleon Frieden zu schließen und seine Kräfte, die jetzt ohne Österreichs Beteiligung nur nutzlos vergeudet würden, für die Zukunft zu sparen; man wollte wissen, daß diese Vorstellungen großen Eindruck auf den jungen Monarchen gemacht hätten.*) Und auch mit Schweden gab es ein Hindernis. Dieser Staat hatte sich allerdings dem Kriege gegen Napoleon beigesellt. Aber Finnland war noch schwedische

*) Martens, Recueil VI. 419. Gentz riet damals dem Zaren, Österreich dadurch zum Kriege zu bewegen, daß er in Wien erklären ließ, er werde sonst mit Frankreich sich in dasjenige teilen, was niemand mit Rußland verteidigen wolle.

Provinz, und Finnland lag auf dem Wege der „natürlichen Ausdehnung“ Rußlands. Denn das war eben der große Zwiespalt, in welchem sich jenerzeit die russische Staatskunst mit sich selbst befand, daß sie, indem sie für die alte Ordnung in Europa kämpfte, für eine Sache eintrat, die sie doch wieder im eigenen Interesse schädigen mußte, und wem heute der Charakter Alexanders schwankend und unzuverlässig erscheint, der möge dafür nicht ihn allein, sondern die Politik seines Reiches mit verantwortlich machen. Er für seine Person stand jetzt unter dem Drucke jener Partei, die nach Frieden verlangte, und es kann uns unter all diesen Umständen nicht überraschen, wenn wir ihn auf den Vorschlag des Feindes eingehen sehen. Er wünschte überdies eine Unterredung mit Napoleon, welche dieser bereitwillig zusagte.*)

Am 21. Juni ward zwischen Rußland und Frankreich, am 25. zwischen Frankreich und Preußen Waffenstillstand geschlossen, und am letzteren Tage kam es auch zur Begegnung der beiden Kaiser. In der Mitte des Niemen ward auf einem Floß ein prächtiges Zelt aufgerichtet, in welchem sie sich ohne Zeugen sprechen sollten. Sie kamen Beide in Nachen herzugefahren unter den Zurufen ihrer Garden, welche die Ufer belebten. Über eine Stunde währte ihre Unterredung, indes das Gefolge außerhalb des Zeltes harrte, und in dieser Stunde ward das Aussehen der Welt verändert. Was hierbei von dem Einen und dem Andern vorgebracht wurde, ist nicht direkt überliefert. Nur den Anfang des Gespräches will man erlauscht haben. Danach hätte Alexander angehoben: „Ich hasse die Engländer, wie Sie selbst sie hassen, und werde in allem, was Sie gegen die-

*) So schreibt wenigstens Napoleon selbst an Talleyrand, am 24. Juni 1807. Daß er indirekt, etwa durch Murat oder Duroc, den Gedanken einer Entrevue nahe legen ließ, wäre damit noch nicht ausgeschlossen. Man wird hierin erst klar sehen, wenn die Martens'sche Publikation der russischen Staatsverträge sich auf die mit Frankreich abgeschlossenen Traktate erstreckt haben wird.

selben unternehmen, Ihnen zur Seite stehen," und Napoleon erwidert: „In diesem Falle läßt sich alles begleichen, und der Friede ist gemacht". Richtig, denn wozu der Krieg, wenn er jetzt von Rußland friedlich erreichte, wozu er es hatte zwingen, erobern, beherrschen wollen, d. i. den Beitritt zur Kontinentalsperre falls England die vorgeschriebenen Bedingungen nicht annahm. Für diesen Fall ist jetzt gewiß auch der Marsch nach Indien in Aussicht genommen worden, der Napoleon stets beschäftigte und für den er seinerzeit schon den Vater Alexanders gewonnen hatte. Kam nun noch hinzu, daß der Korse die Integrität der Türkei — den Punkt, der im Juli 1806 die Mächte getrennt hatte — opferte, von der Idee einer Herstellung des alten Polens abkam und Rußland auf Finnland wies, wofür der Zar hinwieder sich mit den Änderungen, die Napoleon im Süden, in Italien oder auf der iberischen Halbinsel vornehmen würde, einverstanden erklärte, so lieferte all das die Basis für einen Vergleich, mit welchem beiden Teilen für den Moment ein Genügen geschah. Ob freilich all diese Fragen gleich in der ersten Unterredung zur Sprache kamen, ist zweifelhaft, sicher aber ist, daß sie während des wochenlangen vertrauten Verkehrs der beiden Monarchen eifrig diskutiert wurden. Auch Friedrich Wilhelm traf mit Napoleon am 26. Juni zusammen, wenn auch nur in der Rolle eines Schützlings des Zaren und nicht als gleichgestellter Souverän, der seine eigene Sache plädiert.

Zwei Wochen lang blieb man in Tilsit beisammen bis der Friede aufgezeichnet war. Napoleon entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit, um den Zaren für sich einzunehmen, und es konnte auf den eitlen Fürsten nicht ohne gewinnenden Eindruck bleiben, daß der Sieger ihm, dem Besiegten, die Huldigung seiner Freundschaft darbrachte. Von beiden Seiten mußten übrigens Zugeständnisse gemacht werden, die den Keim zu späterem Zwiste bildeten. Wenn Napoleon auch auf die Herstellung Polens kein Gewicht mehr legte, so wollte er doch nicht, daß das Herzogtum Warschau wieder an Preußen zurückfalle;

dazu hatte er sich mit den Polen zu tief eingelassen. Er brachte anfänglich sogar den Gedanken zum Ausdruck, das Land mit dem preußischen Schlesien zu einem Königreiche zu vereinigen und seinem Bruder Jérôme zu übertragen, sah aber bald ein, daß für die Absicht, mit seiner Macht bis an die Weichsel vorzurücken, jetzt noch die Zeit nicht sei, und zog den Antrag zurück; Schlesien blieb bei Preußen, und das Herzogtum Warschau kam an Sachsen. Nur die polnischen Domänen, im Werte von siebenundzwanzig Millionen Franken, behielt er für sich, um später damit seine Generale zu belohnen. Für Jérôme fand sich in den preußischen Ländern links der Elbe, die man mit kurhessischen und braunschweigischen Territorien zu einem Königreich Westfalen verband, ein Ersatz.*) Auf der andern Seite hatte Alexander sicher auf Konstantinopel gerechnet und ebenfalls nachgeben müssen. Endlich, am 7. Juli 1807, war man so weit gekommen, daß die Diplomaten — Talleyrand und Kurakin — die Urkunden unterzeichnen konnten.

Es waren deren zwei: ein Friedenstraktat und ein Schutz- und Trutzbündnis. In Jenen waren alle Bedingungen, die Preußen betrafen, aufgenommen und ausgesprochen, daß „aus Rücksicht für den Zaren und als ein Beweis von Freundschaft und Vertrauen“ Friedrich Wilhelm seine Länder östlich der Elbe zurückgestellt erhalten solle, ohne den Kottbuser Kreis, der an Sachsen kam, und ohne die polnischen Provinzen Südpreußen und Neuostpreußen, wovon der Bielostocker Kreis an Rußland

*) Westfalen hatte zu bestehen aus den Staaten von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Altmark und dem Gebiete von Magdeburg links der Elbe, den Gebieten von Halle, von Hildesheim und der Stadt Goslar, dem Ländchen Halberstadt und Hohenstein, dem Gebiete von Quedlinburg der Grafschaft Mannsfeld, dem Eichsfeld, den Städten Mühlhausen und Nordhausen, der Grafschaft Stolberg, den Staaten von Hessen-Kassel, dem ehemals hannoverschen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode, den Bistümern Osnabrück und Paderborn, dann Minden, Ravensberg und der Grafschaft Rittberg-Kaunitz.

fiel, während das Übrige das eben erwähnte Herzogtum Warschau bildete. Der Zar erkennt Joseph als König von Neapel an, und wird ihn auch als Herrn von Sizilien anerkennen, sobald für den legitimen Fürsten eine Entschädigung gefunden ist Auch Ludwig als König von Holland, Jérôme als König von Westfalen und der Rheinbund erhalten Rußlands Zustimmung. Napoleon empfängt Cattaro und die jonischen Inseln, wofür er Danzig frei giebt. Er übernimmt es, zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln, während Alexander zwischen Frankreich und England Ruhe stiftet.

Soweit die Friedensurkunde. Sie ließ die Frage offen, was zu geschehen habe, wenn England und die Türkei auf die Bedingungen der vermittelnden Mächte nicht eingingen. Darauf gab das zweite Instrument, der geheime Bundesvertrag, die Antwort. Darin verpflichtete man sich gegenseitig zu Schutz und Trutz zunächst wider Großbritannien, wenn dasselbe nicht bis 1. November 1807 die russischen Friedensvorschläge angenommen haben würde, die nicht weniger von dem englischen Hofe verlangten, als daß er all seine seit 1805 gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Alliierte wieder zurückstelle und allen Flaggen volle Unabhängigkeit auf dem Meere einräume, wofür er Hannover zurück erhalte — und wider die Pforte, wenn die Vermittlung Frankreichs bei derselben drei Monate nach den Tilsiter Abmachungen zu keinem Ergebnis geführt haben sollte. In dem ersten Falle verband sich Rußland, dem Systeme der Kontinentalsperre beizutreten, seine Beziehungen zu England abzubrechen und in Gemeinschaft mit Frankreich auch Dänemark, Schweden, Portugal und Österreich zum Handelskriege gegen Großbritannien zu zwingen — in dem zweiten vereinigten sich Frankreich und Alexander, der Türkei ihre europäischen Besitzungen bis auf Konstantinopel und Rumelien zu entreißen. Sollten Dänemark, Portugal oder Schweden dem Ansinnen der Verbündeten Widerstand leisten, so würden sie von Beiden mit Krieg überzogen; sollte Schweden allein sich

weigern, so würde es durch Dänemark befehdet.*) In einem besonderen, wahrscheinlich nur mündlichen Übereinkommen soll eine Teilung der türkischen Gebiete in der Weise vorgesehen worden zu sein, daß Bessarabien, Moldau, Walachei und Bulgarien dem Zaren, Bosnien, Albanien, Thessalien, Morea und Kandia Frankreich zufallen sollten.

Zwei Tage später, am 9. Juli 1807, ward auch mit Preußen der Friede unterzeichnet. Vergebens, daß die junge schöne Königin Luise, der Beleidigungen nicht achtend, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, vor dem Gewaltigen erschien, um ein besseres Los ihres Landes zu erbitten oder doch wenigstens Magdeburg für dasselbe zu retten. Sie sollte nichts erreichen als Höflichkeiten und vage Versprechungen, die der Kaiser am nächsten Morgen nicht mehr achtete. Seine Bedingungen blieben dieselben, die er mit Alexander für Preußen verabredet hatte. Daß dieses sich verpflichten mußte, gegen England verschlossen zu bleiben und, wenn John Bull nicht Frieden machte, sich mit Frankreich und Rußland zum Kriege gegen ihn zu verbünden, versteht sich nahezu von selbst.

Dies waren im Wesentlichen die Tilsiter Abmachungen. Man hat in ihnen eine Teilung der Herrschaft über Europa in dem Sinne erblicken wollen, daß Napoleon dem Zaren die östliche Hälfte des Weltteils überließ und sich dafür den ungestörten Dominat über das Abendland ausbedang. Aber ganz so standen die Dinge nicht. Man erkennt doch in den Urkunden den Sieger und den Besiegten mit Deutlichkeit. Napoleon zieht sich aus der Türkei keineswegs zurück, und seine Verbindung mit Persien hält ihn im Orient fest. Und stand denn nicht das Herzogtum Warschau unter einem Rheinbundfürsten — denn das war

---

*) Ich folge hier dem authentischen Wortlaute des Bündnisvertrages, welcher bis heute noch nicht vollständig bekannt geworden ist. Er wird unten in den Anmerkungen mitgeteilt.

der neue „König“ von Sachsen im Dezember 1806 geworden — und damit unter dem direkten Einfluß seiner Politik? War das nicht eine Karte, die er gegen Rußland ausspielen konnte, wann es ihm beliebte? Und war dieses Rußland selbst nicht von Frankreich, wenn auch nur von dessen Industrie, erobert in dem Augenblicke, da es den Handelskrieg mit England begann? Nein, in dem Vertrage vom 7. Juli 1807 stand nichts, was nach Verzicht oder Umkehr von Seiten Napoleons aussah. Er bedeutete mit seinen Zugeständnissen an Rußland nur eine Rast auf dem Wege nach der Universalherrschaft. Schon als im Jahre 1803 der Krieg mit England unvermeidlich geworden war, soll sich der Premierkonsul Alexander I. zu nähern gesucht und demselben Vorschläge gemacht haben, die in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Großbrittannien gipfelten und ähnlicher Natur gewesen sein mögen, wie die Tilsiter. Damals äußerte sich ein scharfblickender Diplomat, der österreichische Minister Cobenzl, über diese Bemühungen folgendermaßen: „Noch nie hat sich jemand mehr dem Verdacht ausgesetzt, nach der Weltherrschaft zu trachten, als Bonaparte. Man muß es nur so anfangen, daß man zunächst zu Zweien ist, um schließlich allein übrig zu bleiben“.

Fünftes Kapitel.

Französische Zustände. Bayonne und Erfurt.

Man würde aber doch irren und Napoleons Scharfblick nicht gerecht werden, wenn man annähme, er habe sich im Jahre 1807 nur aus Gründen der großen Politik zum Frieden mit Rußland bestimmen lassen, anstatt, wie er ursprünglich geplant, in Russisch-Polen den Erbfeind des Zarenreichs zu entfesseln und mit ihm im Bunde für seine Machtstellung die Grenzen des Weltteils zu erobern. Nein, was seinen Entschluß, am Niemen Halt zu machen, zur Reife brachte, das war mit die Rücksicht

auf Frankreich, dessen Gunst und guten Willen er nicht ganz verscherzen durfte. Denn schon war er auf dem besten Wege dazu. Die Franzosen, die bereits dem Kriege von 1805 ihre Sympathie versagt hatten und nur durch die unerhörten Siege des Kaisers und manchen klingenden Ertrag für den Staatssäckel mit demselben versöhnt werden konnten, begannen, als im Jahre darauf das wüste Kämpfen wieder anhob, einzusehen, daß ihre Soldaten gar nicht mehr für die Interessen ihrer Heimat, sondern nur noch für den unermeßlichen Ehrgeiz dieses Fremdlings stritten, und an dem Franzosentum der kaiserlichen Politik zu zweifeln. Und nun waren auch die wunderbarsten Erfolge nicht mehr imstande, die Stimmung zu ändern. Der Sieg von Jena, erzählt ein Zeitgenosse, habe in Paris gar keinen Eindruck gemacht. Dagegen wuchs hier heimlich die Unzufriedenheit mit dem Empire empor. Und wenn sie sich auch noch so ängstlich vor den zahllosen Späheraugen verbarg, Napoleon erfuhr dennoch davon; hier war es ein vorlauter Boulevardspaß, dort ein beißendes Witzwort aus dem Faubourg Saint-Germain, oder ein unvorsichtig redigierter Journalartikel, der ihm bekannt wurde, kurz, er war unterrichtet. Und selbst wenn es ihm an bestimmten Mitteilungen gefehlt hätte, er hätte es doch gewußt, daß das französische Volk, dem er seine Söhne für seine Schlachten abforderte, dieses Opfer nicht mehr mit der Überzeugung darbrachte, es geschehe zu seinem Wohle, sondern daß es sich innerlich von ihm abzuwenden drohte. Er war zu klug, um dieses Symptom gering zu schätzen. Wenn er sich gleich mit einer starken Armee, die er an seine Person geheftet, jeder Volksbewegung gewachsen fühlte, so hatte er doch zuviel von der Revolution gelernt, um populäre Strömungen nicht als vollberechtige politische Faktoren gelten zu lassen. Was sollte auch aus ihm werden, wenn Frankreich am Ende aufhörte, seine Wechsel auf die Zukunft zu honorieren? Nein, das durfte nicht geschehen. Und weil er das Bedürfnis des französischen Volkes nach dem Frieden kannte und seinen Abscheu vor dem ewigen Kriege, so machte er Frieden

mit Rußland und ließ noch von Tilsit aus in Frankreich eifrig die Nachricht verbreiten, daß man nahe am Ende des Blokadekrieges stehe. Dann kehrte er nach Paris zurück, um sich hier als sorgenden Regenten zu erweisen und den Eroberer in Vergessenheit zu bringen.

Es war äußerlich dieselbe Festesstimmung, wie vor einem Jahre, die ihn hier begrüßte: Illuminationen und Zurufe und Adressen und Ansprachen, nur noch etwas bombastischer als diejenigen, zu denen man sich schon damals aufgeschwungen hatte. Napoleon gehöre nun gar nicht mehr der Menschengeschichte an, sondern dem Zeitalter der Heroen, sagte ihm z. B. der Präsident des Appellhofes in's Gesicht. Und er hörte es mit ernster Miene an, und ernst war es ihm ohne Zweifel auch mit der Verachtung solcher Kreatur. Bei der Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers verlas er eine Thronrede, welche den Franzosen den Stolz und die Zufriedenheit ihres Monarchen aussprach, und im Staatsrat ward ein Bericht über die innere Lage verfaßt, der die Segnungen des kaiserlichen Regimentes darstellen sollte. Solche Rechenschaftsberichte waren bisher unter dem Kaiserreiche wiederholt erstattet worden, Ende 1804 ein erster und im März 1806 nach dem Kriege ein zweiter, beide mit dem Grundton: Napoleon sei unermüdlich darauf bedacht, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, werde jedoch stets aufs Neue von Außen her in diesem Werke gestört. Der Erfolg war gewesen, daß sich Frankreich mit Wut gegen die Feinde wandte und demjenigen zujubelte, der dieselben rasch und glänzend besiegte. So war es noch 1805 gewesen. Jetzt stand die Sache anders. Wenn jetzt der Minister des Innern mit der Versicherung, der Kaiser plane keine Eroberungen mehr und verlange nicht mehr nach dem blutigen Lorbeer, den man ihn zu pflücken zwang, Glauben finden wollte, so mußte das Grundmotiv seiner öffentlichen Erklärungen durchaus geändert werden. Das geschah denn auch und nun lautete es: wenn gleich das böse Europa dem Kaiser den Krieg aufgenötigt habe, so sei er doch dadurch nicht

in der Erfüllung seiner Regentenpflichten beirrt gewesen, umsoweniger, als der Kampf selbst nur im Interesse Frankreichs geführt wurde. Diesen Text variierte der Minister in seinem Exposé von 1807, indem er von seinem Herrn erzählte: „Während er im Schnee Litthauens den Soldaten in seinem Zelt aufsuchte, wachte sein Blick in Frankreich über der Hütte des Armen, der Werkstatt des Handwerkers, und nur wenn wir aus der Ferne von seinen Erfolgen hörten, wurden wir seiner Abwesenheit inne.“ Zwar hätten einige Zweige des Handels gelitten. Aber dies sei ein vorübergehender Übelstand, denn der Krieg, der geführt werde, sei ein kommerzieller Unabhängigkeitskrieg und jede Eroberung, die der Kaiser in demselben gemacht habe, ein künftiger Gewinn für den französischen Handel. Auch sei es ein nicht geringes Verdienst des Monarchen, den Schauplatz des Ringens so weit weg verlegt zu haben, „daß Frankreich, während im übrigen Europa der Kampf wütete, ruhig und sicher der Zukunft entgegenblicken konnte, den Frieden wünschend, ohne durch den Streit ermüdet zu sein, gewärtig der hohen Bestimmung, die ihm Derjenige bereitete, dem es sein Vertrauen, seinen Ruhm und seine Liebe dargebracht hat. Diese Erwartung eines großen Volkes ist erfüllt, seine Hoffnungen sind übertroffen worden. Der Augenblick des Glückes ist gekommen, wer wollte es wagen, sein Ende abzusehen!“

An diesen im Grunde gleißnerischen Versicherungen war dennoch zweierlei richtig: einmal, daß Napoleon selbst den Handelskrieg gegen England wirklich für eine der französischen Wohlfahrt dienliche Sache hielt, und zweitens, daß er in der That auch während des Krieges die Sorge um die Verwaltung Frankreichs nicht von seinen Schultern gelegt hat. Denn die Vertretung durch Cambacérès war nur eine formelle gewesen, und man hatte in Paris selbst mit geringfügigen Anfragen den Kourier nach Warschau, Osterode oder Finkenstein beladen. Dort konnte aber doch nur wenig Eingreifendes geschehen, und erst jetzt ward den inneren Zuständen die volle Aufmerksamkeit des

Monarchen zuteil. Napoleon wußte, wie wenig mit den schönen Worten seines Ministers gethan war: durch Thaten mußte Frankreich überzeugt werden, daß nur seine Herrschaft ihm Wohlfahrt und Ansehen verbürge.

Alsbald nach seiner Ankunft verlangte er die Import- und Exportziffern des französischen Handels zu kennen und zu wissen, wie Italien und der Rheinbund für denselben nutzbar gemacht werden könnten. Das neue Handelsgesetzbuch ward veröffentlicht. Die Bank mußte den Zinsfuß herabsetzen. Um der Verarmung zu steuern und den Verarmten zu helfen, wurden in allen Departements Staatswerkstätten für die Notleidenden errichtet und die öffentlichen Bauten gefördert, die nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 in Aussicht genommen und begonnen worden waren: Straßen über den Simplon und den Mont Cenis, neue Kanäle, Telegraphenlinien zur Beschleunigung der Korrespondenz, die Restauration der Grabkirche von Saint Denis, welche die Revolution zerstört hatte, die Gründung einer neuen Stadt in der Vendée, die Errichtung monumentaler Triumphbogen in Paris, den Fortbau der Quais an den Ufern der Seine, die Verschönerung der Hauptstadt durch eine breite Straße von den Tuilerien zu den Boulevards, (Rue de la Paix), den Ausbau des Louvre, die Anlage der Rivolistraße, den Bau des Pont des Arts, einer Austerlitz- und einer Jenabrücke, die Aufrichtung einer Triumphsäule auf dem Vendomeplatz u. dgl. m. All' dies schaffte vielen Händen Arbeit und hielt im ganzen die Not fern, so daß der Bettel verboten werden konnte.

Eine besondere Erscheinung in den öffentlichen Mißständen, die schon vor dem Kriege mit Preußen die Aufmerksamkeit Napoleons gefesselt hatte, war die stetige Not der Landbevölkerung in den östlichen Departements, deren Ursache man endlich in der Ausbeutung durch den Wucher der Juden erkannte. Seitdem nämlich die Nationalversammlung im Jahre 1791 den Israeliten die gleichen bürgerlichen Rechte mit allen übrigen

Franzosen eingeräumt hatte, waren von Osten her aus der Fremde jüdische Händler herbeigeströmt, die sich in den Rheindepartements niederließen und hier meist wucherische Geldgeschäfte betrieben. Insbesondere nach der Herstellung der inneren Sicherheit durch Bonaparte häuften sie sich in den deutschen Provinzen an. Nach einem offiziellen Berichte, den der Minister des Innern im April 1807 an Napoleon erstattete, betrugen allein im elsässischen Departement Oberrhein die Schuldsummen, welche sie seit 1799 auf Hypotheken zu fordern hatten über 23 Millionen Franken, und Marschall Kellermann bezeichnete mit mehr als 70 % den von ihnen gewöhnlich verlangten Zins. Vom Militärdienste wußten sich die meisten frei zu machen. Napoleon hatte einen Moment daran gedacht, alle wucherischen Hypothekenschulden null und nichtig zu erklären, ließ sich aber dann zu einer milderen Maßregel herbei Eine Versammlung jüdischer Rabbis — eine Erneuerung des großen Sanhedrin der jüdischen Nationalgeschichte — sollte Rat schaffen, und in der That ward von ihr im März 1807 zu Paris in einer Reihe von Beschlüssen den Glaubensgenossen der Wucher als sündhaft untersagt und die Jugend zur Handwerksarbeit ermuntert. So stand die Sache als der Kaiser vom Feldzuge heimkehrte. Ihm boten diese Beschlüsse doch zu wenig Garantie, und er ließ ein Ausnahmsgesetz für die jüdische Bevölkerung ausarbeiten, dessen wesentlichste Bestimmungen folgende waren: ein Zins von über 5 % soll behördlich reduziert, ein solcher von über 10 % als wucherisch erklärt und die Schuld annulliert werden; kein Jude darf ohne behördlichen Erlaubnisschein Geschäfte machen, keiner ohne notariellen Akt auf Faustpfänder leihen; Juden, die zur Stunde, da das Dekret gesetzeskräftig wird — es wurde am 17. März 1808 verkündet — noch nicht im Elsaß ansässig sind, dürfen sich dort nicht niederlassen, und in den anderen Departements nur dann, wenn sie Grund und Boden erwerben; jeder Jude unterliegt der Wehrpflicht und entbehrt des Rechtes, einen Stellvertreter zu erwerben. Kein

Zweifel, das Gesetz war dem Tode Napoleon entgegen. Aber es that seine Wirkung. Die Berichte aus dem Osten lauteten schon nach ein paar Jahren günstiger, und Napoleon konnte in immer größerem Umfange Ausnahmen eintreten lassen, bis der Zustand der vollen Rechtsgleichheit wieder erreicht war.

Des Kaisers Bemühung um die materielle Wohlfahrt der Franzosen berührte sich enge mit seiner Finanzpolitik. Er hatte bisher seine Kriege geführt, ohne die Steuern wesentlich zu erhöhen und ohne Anlehen aufzunehmen. „So lange ich lebe“ — hatte er am 18. Mai 1805 an Marbois geschrieben — „werde ich kein Papier emittieren.“ Es schien ihm kein Mittel erfolgreicher, die Abneigung des Volkes gegen seine Kriege zu mildern, als wenn er ihm bewies, daß dieselben keine pekuniären Opfer heischten. Das Requisitionssystem im fremden Lande hatte diese Politik bisher unterstützt, und daß der größte Teil des stehenden Heeres immer auch im Frieden außer Landes blieb, war gleichfalls eine Entlastung. Damit war aber noch lange nicht Alles gethan. Denn gerade 1805 hatte man eine traurige Erfahrung gemacht. Da man die Steuern beim Kriegsbeginn nicht erhöhte, dennoch aber Geld benötigte, nahm man es damals aus den baren Vorschüssen, mit welchen ein Konsortium von Geldleuten, der Bankier Ouvrard an der Spitze, die Anweisungen der Steuereinnehmer auf die während des nächsten Jahres einlaufenden Steuergelder zu eskomptieren pflegte. Dieselbe Kompagnie besorgte nebenbei auch die Geschäfte der spanischen Krone, indem sie die Subsidien, welche Spanien an Frankreich zu leisten hatte, vorstreckte, um sich nach dem Einlangen der amerikanischen Silberflotte wieder mit hohem Zins bezahlt zu machen. Nun unterbrach aber der von England an Spanien erklärte Krieg den Transport der Barren, woraus für das Konsortium eine Verlegenheit erwuchs, aus der es nur durch die Bank von Frankreich gerissen wurde, die deshalb ihren Barfond erschöpfte. Alsbald trat eine Krise ein; es erfolgten bedeutende Fallimente; alle Kapitalisten gerieten

in Unruhe. Es war just die Zeit, da Napoleon im Dezember 1805 den Frieden mit Österreich unterhandelte. Seine Anwesenheit in Frankreich wurde unerläßlich, und er soll später — so erzählt Montgelas — versichert haben, daß dieses Moment ihn vor anderen zum Abschluß des Preßburger Vertrages gedrängt habe und von den Österreichern leicht zu Zögerungen hätte benützt werden können, die ihm sehr unangenehm geworden wären. Derlei durfte nicht mehr vorkommen. Damals hatten der Friede, das neu gefestigte Vertrauen der Bevölkerung und die vierzig Millionen österreichischer Kriegsentschädigung dem Übel gesteuert. Jetzt, nach dem zweiten siegreichen Feldzuge, wurde mit den aus Preußen, Polen, Westfalen gezogenen Millionen neben einem Kriegsschatze auch eine „Dienstkasse" (Caisse de service) dotiert, welche in Hinkunft die Hilfe der Bankiers überflüssig machen und selbst den Vorschuß auf die Steuergelder leisten sollte. Daneben ward zur Kontrolle der Finanzgebahrung ein oberster Rechnungshof gegründet.

So gelangte der Kaiser dahin, seinen Franzosen zu demonstrieren, daß seine Kriege nicht nur keine neuen Opfer von ihnen forderten, sondern daß sie sogar mit ihren Erfolgen dem Staatshaushalte dienstbar werden konnten. Und die materielle Situation des Landes besserte sich wirklich. Wenn auch der Handel durch die Blokade litt, wenn auch die Teuerung von Zucker und Kaffee die weitesten Kreise hart berührte, so diente doch der Ausschluß der englischen Manufakturen den französischen Fabriken. Die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden und der konsolidierte Staatskredit ließen im Jahre 1807 die 5% Rente mit 93 einen Kurs erreichen, zu dem sie sich während des Kaiserreichs nicht wieder erheben sollte.

Aber Napoleon wußte nur zu gut, daß ein Volk von dem hohen Kulturgrade der Franzosen nicht bloß nach materiellem Wohlsein verlangte, sondern daß es außerdem noch Bedürfnisse hatte, die sich nicht mit Geld und Brot befriedigen ließen. Er glaubte dieselben genau zu kennen. Als er im Jahre 1797, nach

dem italienischen Kriege, zum erstenmale daran dachte und den Vorsatz faßte, Frankreichs Herr zu werden, äußerte er sich darüber im Vertrauen mit folgenden Worten: „Die Franzosen brauchen nur Ruhm und die Befriedigung ihrer Eitelkeit, von der Freiheit verstehen sie nichts.“ Und von dieser Sentenz hatte er sich seither leiten lassen. Von allen Schlachtfeldern hatte er ihnen die Glorie ihrer Waffen heimgebracht und damit ihrem nationalen Stolze genügt. Jetzt wollte er auch für ihre persönliche Eitelkeit sorgen. Am 12. August 1807 erläßt er ein merkwürdiges Handschreiben an Cambacérès: „Weil in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, seinen Kindern neben einem zureichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des Ansehens zu hinterlassen, welches man genossen,“ behalte er sich das Recht vor, ebenso wie die im vorigen Jahre gegründeten Titularherzogtümer, auch noch andere Adelstitel an Solche zu verleihen, die dem Staate Dienste geleistet haben. Die Minister, Senatoren, Staatsräte, Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers — auch die Erzbischöfe — sollten das Recht auf den Grafentitel erhalten, den sie als Majorat vererben konnten, wenn sie daran eine Rente von dreißigtausend Franken knüpften; die lebenslänglichen Präsidenten der Wahlkollegien und der Gerichtshöfe, die Generalprokuratoren und Bürgermeister der bedeutendsten Städte des Landes sollten Barone werden und gleichfalls Anspruch auf ein Majorat haben, wenn sie dasselbe mit jährlich fünfzehntausend Franken dotierten; die Mitglieder der Ehrenlegion sollten ihre Ritterwürde mit dreitausend Franken Rente, die Großwürdenträger aber ihren Fürstentitel mit einer Rente von zweihunderttausend Franken ihren Nachkommen hinterlassen können. Das war nun Alles den erbrechtlichen Bestimmungen des Code Napoleon geradezu entgegen. Der Kaiser aber suchte dem Senat die Sache mit dem bestimmten Hinweise darauf mundgerecht zu machen, daß mit diesen Erbtitulaturen, wie mit den neufeudalen Herzogtümern, nirgends ein politisches Vorrecht verbunden sei und das Grundgesetz der Gleichheit durchaus ge-

wahrt bleibe. Die Senatoren, durch den Grafentitel gelockt, nickten, und im März 1808 wurde das Gesetz perfekt.*)

Diese Auszeichnungen des Civils waren aber geringfügig gegenüber denen, die Napoleon seinen Feldgenossen zuerteilte. Jetzt begann die Verleihung der italienischen Titellehen an die Marschälle: Soult wurde Herzog von Dalmatien, Mortier Herzog von Treviso, Savary Herzog von Rovigo, Bessières Herzog von Istrien, Duroc Herzog von Friaul, Victor Herzog von Belluno, Moncey Herzog von Conegliano, Clarke Herzog von Feltre, Massena Herzog von Rivoli, Lannes Herzog von Montebello, Marmont Herzog von Ragusa, Oudinot Herzog von Reggio, Macdonald Herzog von Tarent, Augereau Herzog von Castiglione, Bernadotte Fürst von Ponte Corvo. Davout, Ney und Lefebre hatten sich deutsche Herzogstitel erworben: von Auerstädt, Elchingen und Danzig, und Berthier das Fürstentum Neufchâtel für sich erobert.**) Mit diesen

*) Kurz nachdem er das Dekret über den neuen Adel erlassen hatte, sagte Napoleon zur Rémusat ungefähr folgendes: „Die Freiheit ist das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klasse, die von der Natur mit höheren Fähigkeiten ausgestattet wurde, als der Durchschnitt. Man kann sie also ungestraft einschränken. Die Menge dagegen liebt die Gleichheit. Ich verletze sie nicht, wenn ich Titel austeile ohne die abgebrauchte Frage nach der Geburt zu stellen. Meine Titel sind eine Art Bürgerkrone, die man durch seine Werke erreichen kann. Geschickte Menschen geben denen, die sie regieren, die gleiche Bewegung wie sich selbst. Nun, meine Bewegung ist nach aufwärts, darum muß auch etwas die Nation in gleicher Richtung bewegen ... Nicht, daß ich nicht sähe, wie diese Adeligen, diese Herzoge vor allem, die ich da mache und die ich so außerordentlich dotiere, ein wenig unabhängiger von mir werden würden. Ausgezeichnet und reich, werden sie trachten, mir zu entwischen und auf das, was sie „Standesgeist“ nennen, zu pochen. Jedoch sie werden nicht so rasch laufen, daß ich sie nicht alsbald wieder erreichte.“ Später, nach seinem Sturze, hat er es aber doch als einen Fehler bezeichnet, seine Werkzeuge durch Reichtum unabhängig gemacht zu haben. Der, den er am glänzendsten ausgestattet, Berthier, hat ihn zuerst verlassen.

**) Neben diesen militärischen Herzögen gab es auch welche aus dem Civile: Cambacérès (Parma), Maret (Bassano), Lebrun (Piacenza), Fouché (Otranto), Champagny (Cadore).

Titeln waren reiche Ländereien, die ihnen von den Domänen in Polen, Italien und Deutschland als Majorate überlassen wurden, verbunden. Vorläufig verteilte der Kaiser elf Millionen, zur Hälfte in Barem, zur anderen Hälfte in Rententiteln. Davon erhielt Berthier eine Million, Ney, Davout, Soult und Bessières jeder 600000, Massena, Augereau, Bernadotte, Mortier und Victor je 400000, die übrigen 200000 Franken.*) Außerdem wurde die ganze siegreiche Armee bedacht. Von den achtzehn Millionen, die zu diesem Zwecke aufgewendet wurden, fielen zwölf an die Mannschaft, und zwar so, daß die Blessierten die dreifache Belohnung erhielten, sechs an die Offiziere. Denjenigen Soldaten, die ein Glied im Feldzug verloren hatten, wurden ständige Bezüge von 500 Franken, Unter- und Oberoffizieren, die sich besonders hervorgethan hatten, Renten bis zu 10000 Franken zugewiesen. Natürlich hatte dies Alles nur den Zweck, sich der Armee um so mehr zu versichern, je unsicherer der Kaiser der Sympathien der übrigen Bevölkerung wurde. War es doch längst sein Bestreben, das Heer möglichst zu entnationalisieren, damit es nicht aufhöre, seinen internationalen Plänen zu dienen. Darum auch — und nicht aus finanziellen und hochpolitischen Gründen allein — ließ er die Große Armee in Deutschland und Polen stehen, welche Länder sie erst dann zu räumen hatte, wenn Preußen die unerschwingliche Kriegsschuld abgezahlt haben würde. Nur die Garde war nach Frankreich

---

*) Die Einkünfte der Marschälle wurden in späteren Jahren noch bedeutend vermehrt, so daß z. B. Berthier, Fürst von Neuschâtel, Vizeconnetable, Marschall und Oberstjägermeister, jährlich 1355000, Davoût, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, 910000, Ney, Herzog von Elchingen, nach 1812 Fürst von der Moskwa, 728000, Massena, Herzog von Rivoli, nach 1809 Fürst von Eßlingen, 683000 Franken bezogen. Übrigens betrug auch das Ministergehalt in der Kaiserzeit im allgemeinen nicht weniger als 200000 Franken, das des Ministers des Äußern sogar mehr. Gesandte, die in fremden Ländern die Macht des Kaisers aufs Prächtigste zu repräsentieren hatten, bezogen ein mehr als entsprechendes Salair, so z. B. Caulaincourt, der jetzt nach Rußland ging, 7—800000 Franken.

heimgekehrt, wo sie den gemessenen Befehl erhielt, sich möglichst von dem Zivile fernzuhalten.

Indem Napoleon für das materielle Interesse, für Ruhmsucht und Eitelkeit der Franzosen sorgte, glaubte er genug gethan zu haben für dieses Frankreich, welches er einmal cynisch seine Mätresse nannte, die so treu an ihm hänge, daß sie ihm ihre Schätze und ihr Blut darbringe. Er blieb fest bei seiner Meinung, daß die Freiheit kein Volksbedürfnis sei, sondern nur die Prätension derjenigen, die er wegwerfend „Ideologen" nannte, denen er die Anarchie der Revolution zur Last legte, und deren Einfluß auf die öffentliche Meinung er mit aller Kraft bekämpfte. Daher seine Maßregeln gegen die Presse, gegen Journale und Bücher, die sich im Laufe der Jahre immer mehr verschärften, daher seine Bemühungen, die Debatten über seine Gesetze der Öffentlichkeit gänzlich zu entziehen, daher seine Attentate auf die Unabhängkeit des Richterstandes, der den Gegnern seines Systems gewaltsamer Beglückung Zuflucht gewähren konnte, daher sein Plan, die heranwachsende Generation durch eine korrekte und uniformierte Instruktionsmethode vor allen Anfechtungen einer freieren Geistesregung zu bewahren: eine unermüdliche Thätigkeit, die in einem historischen Bilde nicht übergangen werden darf.

Wir kennen bereits Napoleons Abneigung gegen Frau von Staël, die Frankreich verlassen mußte, „weil sie" — wie jener sich vernehmen ließ — „imstande war, Leuten das Denken beizubringen, die es nicht konnten oder es verlernt hatten". Aus Finkenstein schrieb er an Fouché, er freue sich, daß man von ihr nichts höre.*) Chateaubriand, der seinen „Genius des Christentums" im Jahre 1802 „dem Wiederhersteller der Religion" gewidmet, hatte sich durch eine abfällige Kritik der Affaire Enghien die Ungnade des Kaisers zugezogen und mußte

*) Das Schicksal der Staël teilten auch die Recamier und die Chevreuse Die Letztere durfte selbst dann nicht nach Paris zurückkehren, als sie, auf den Tod erkrankt, ihren Arzt konsultieren wollte, und starb im Exil.

bald ebenfalls ins Weite ziehen, weil sein Einfluß in den oppositionellen Salons von Paris gefährlich erschien. Ein Artikel über Spanien, den er kurz vor Napoleons Rückkehr 1807 in den „Mercure de France“ schrieb und der Anspielungen enthielt, die nicht mißverstanden werden konnten, brachte ihn dann auch um sein Vermögen. Vor härterem Schicksale bewahrte ihn nur die Freundschaft Fontane's, der, wie mancher Andere, sein Talent willig in den Dienst des Allgewaltigen gestellt hatte. Jakob Delille, der Dichter des „Landmannes“, der „Imagination“, der Übersetzer der Aneide, blieb nur seines hohen Ansehens und der Unverfänglichkeit seiner Stoffe wegen ungekränkt. Seinem Beispiele folgten eine Anzahl Dichter, welche jedem politischen und sozialen Probleme sorgfältig aus dem Wege gingen und sich an gleichgiltige oder untergeordnete Stoffe hielten, die sie — wie zum Ersatz — in vollendeter Form behandelten, und man wird vielleicht nicht irren, wenn man die hohe Geltung, welche die Kunst gefälliger Sprache und perfekter Darlegung für sich allein schon in Frankreich genießt, zum Teile auch von jener Zeit eingeschränkten Denkens und gehemmter Phantasie datiert. Auf den Bühnen, denen der Kaiser besondere Aufmerksamkeit widmete, wollte er keine Stoffe vorgeführt sehen, „die aus uns naheliegenden Zeiten“ gewählt wurden; jedenfalls mußten sie vor Heinrich IV. liegen, dessen populäre Gestalt ihm die entschiedenste Abneigung einflößte. „Ich höre“, sagte er, „daß man ein Drama „Heinrich IV.“ aufführen will. Diese Epoche liegt nicht fern genug, um nicht Leidenschaften zu erwecken; die Bühne bedarf vielmehr des Altertümlichen.“ Mozarts „Don Juan“ mußte ihm erst als ungefährlich für den esprit public geschildert werden, bevor er ihn passieren ließ. Schauspiel und Lustspiel mit modernen Vorwürfen gelangten ebenfalls nicht zur Darstellung, „denn“ — versichert die Rémusat — „man scheute sich, die Fehler und Schwächen der einzelnen Gesellschaftsklassen zur Anschauung zu bringen, wo doch die ganze Gesellschaft von Bonaparte erneuert worden war, dessen Werk man respektieren mußte“.

Wenn dies der schönen Litteratur Schicksal war, so wird man über das der Tagespresse nicht zweifelhaft sein. Wir kennen die Anfänge der Zeitungscensur unter dem Konsulat. Unter dem Empire gab es bald nur noch vier unabhängige Blätter in Paris: den „Citoyen français", den „Mercure de France", das „Journal des Débats" und den „Publiciste". Schon die Namen mißfielen dem Kaiser, er wollte nichts von Citoyens und Debatten wissen; in der That mußte der Citoyen in „Courrier français", das „Journal des Débats" in „Journal de l'Empire" umgetauft werden. Diese Blätter standen in steter Gefahr, unterdrückt zu werden. Als sie im Jahre 1805 einmal eine Bemerkung über den Luxus des Hofes gemacht hatten, mußten ihre Redakteure hören, „daß die Zeiten der Revolution vorüber seien, daß es in Frankreich nur noch eine Partei gebe und daß der Kaiser es nicht dulden werde, wenn die Zeitungen irgend etwas gegen sein Interesse vorbringen." Ein Jahr später schrieb Napoleon an Talleyrand: „Meine Absicht ist, daß die politischen Artikel im auswärtigen Amte verfaßt werden. Wenn ich während eines Monats gesehen haben werde, wie sie gemacht sind, werde ich den Zeitungen verbieten, anders über Politik zu reden, als indem sie den Moniteur kopieren." Als dann aber der Inhalt der Pariser Blätter nichtssagend wurde, war das auch nicht nach dem Sinne des Monarchen. Gepriesen wollte er sein.

Und wie er in der Litteratur und den öffentlichen Blättern jede kritische Diskussion seiner Regierung hintanhielt, so wünschte er sie auch dort zum Schweigen zu bringen, wo ihr die Verfassung noch einen letzten legalen Zufluchtsort eingeräumt hatte: im Tribunat. Selbst hinter geschlossenen Thüren sollte sie unmöglich werden. Deshalb wurde dem Gesetzgebenden Körper in dessen letzter Sitzung im Dezember 1807 ein Senatskonsult vorgelegt, welches die Auflösung des Tribunats aussprach, dessen Mitglieder in den Corps législatif selbst, den Präsidenten aber in den Senat berief und welches überdies die Mitgliedschaft im Gesetzgebenden Körper an ein Alter von vierzig Jahren knüpfte. Napoleon

der damals erst achtunddreißig zählte, wußte sehr wohl, wie eilig es oft die Jugend mit politischen Entwürfen hatte, und wollte nur gesetzte, ruheliebende Männer in dieser Körperschaft, die blos zum Scheine noch den Namen der „gesetzgebenden“ führte. Sein Wille allein gab Frankreich Gesetze, alles Übrige war nur wesenlose Form. Deshalb konnte er jetzt auch ein Dekret erlassen, welches die von der Verfassung gewährleistete Unabsetzbarkeit der Gerichtspersonen in Frage stellte, und zwar in der Weise, daß jeder Richter eine Probezeit von fünf Jahren zu absolvieren hatte, ehe er als definitiv unabsetzbar anerkannt wurde, worüber eine vom Kaiser ernannte Kommission von zehn Senatoren zu entscheiden hatte; deshalb konnte auch das Institut der Staatsgefängnisse für politische Verbrecher wieder erstehen. Und überall wirkte der Senat mit unterthäniger Beflissenheit mit, unbekümmert um den verholenen Widerwillen unbefangener Köpfe gegen seine grenzenlose Servilität. Was schadete es ihm auch, wenn man über ihn urteilte, wie z. B. Joseph Chénier's „Tiberius“:

„Sie suchen ihre Überzeugung nur
in meinem Blick. Sie schmeicheln, wenn sie reden,
sie schmeicheln, wenn sie schweigen. Denn von Furcht
gelähmt sind ihnen Zunge, Hirn und Arm.
Ich muß für sie erröten, da sie selbst
dazu den Mut nicht finden?“

Chénier ließ ja das Stück in seinem Pulte wohl verschlossen liegen, indes sein „Cyrus“ für den Imperator in die Posaune stieß. Was wollte es sagen, daß man sich die Worte „Despotismus“ und „Tyrannei“ zuflüsterte? Man flüsterte sie eben nur. Als eines Tages Suard, einer der angesehensten Publicisten, Napoleon gegenüber Tacitus lobte und seine Schilderungen der römischen Kaiser, erwiderte Dieser: „Ganz gut. Aber er hätte uns auch erklären müssen, warum das römische Volk diese schlechten Kaiser duldete, ja sogar liebte. Das wäre der Nachwelt vor allem wichtig zu wissen.“ Damit berührte er die Grund-

bedingungen seiner eigenen Herrschaft, denn er wußte wohl, daß der Augenblick noch nicht gekommen war, wo ihn Frankreich entbehren konnte. Als jetzt einmal Frau von Rémusat Talleyrand ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß sie dem Kaiser seiner üblen Eigenschaften wegen — denn er bringe Zwist unter Freunde und Eheleute und beute die Schwächen seiner Diener aus, um sie alle um so sicherer getrennt zu beherrschen — gram sein müsse, wo doch ihr Dasein an seinen Hof gebunden sei, antwortete Jener, der Napoleon auch nicht im Geringsten liebte: „Sie brauchen Ihr gutes Herz nicht durch eine Empfindung für diesen Mann zu kompromittieren, aber Sie können es sicher glauben, er ist trotz all seiner Fehler heute noch für Frankreich, das er zusammenhält, unentbehrlich, und Jeder von uns muß sein Möglichstes dazu thun." Das war das Geheimnis des Imperators.

Hatte Napoleon auf solche Weise vorgesorgt, daß auch nicht der Hauch eines abfälligen Urteiles Ansehen und Geltung seines Regimentes bei der Masse des französischen Volkes störe, so war es daneben längst seine Idee gewesen, die künftige Generation von vornherein gegen derlei Anfechtungen sicher zu stellen, indem er sie zum Imperialismus erzog, ungefähr wie die Jesuitenschulen den Ultramontanismus heranbildeten. Die Anfänge dieser Bemühungen fallen schon in die Zeit des Konsulates und sind bereits erwähnt worden; jetzt werden sie durch das Institut der „Universität" vollendet. Ein besonderer Umstand wirkte dabei mit. Im Jahre 1804 waren in Übereinstimmung mit dem Konkordate die großen bischöflichen Seminare gegründet worden. Bald darauf hatte der Klerus sogenannte „kleine Seminare", damit verbunden, die gleich den staatlichen Gymnasien für das höhere Berufsstudium vorbereiteten. Diese geistlichen Schulen standen, wie Jene, Jedermann offen und fanden um so mehr Zuspruch, als ihre Lehrer die Unterrichtsmethode an den kaiserlichen Anstalten und den sittlichen Geist derselben zu tadeln wußten. Tadel aber

konnte Napoleon, der nun einmal den ganzen Verwaltungsorganismus als sein Werk angesehen wissen wollte, nicht ertragen, und es reifte in ihm der Plan, sich dieser Konkurrenz in der Erziehung seiner Franzosen baldigst zu entledigen. Am 10. Mai 1806 ließ er zum Gesetz erklären, daß unter dem Namen „Kaiserliche Universität" eine Korporation gebildet werden solle, welcher ausschließlich der öffentliche Unterricht und das Bildungswesen zu übertragen sei. „Seine Majestät" — hieß es in dem Berichte, den Fourcroy, der Direktor der Unterrichtssektion, erstattete — „will eine Korporation, deren Lehre nicht jedem Fieber der Mode ausgesetzt ist, welche vorschreitet, wenn die Regierung feiert, und deren Verwaltung und Statuten so national werden sollen, daß man nie leichtsinnig die Hand daran wird legen dürfen. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, so glaubt Seine Majestät in dieser Korporation eine Gewähr gegen die verderblichen Theorien der allgemeinen Umwälzung zu finden. Seine Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen und was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht haben." Am 17. März 1808 war das Statut ausgearbeitet und — ohne die Autorisation der Legislative — dekretiert. Danach umfaßte die Universität den gesamten, nunmehr verstaatlichten Unterricht, alle Lehranstalten von den Trivialschulen bis hinauf zu den Fakultäten.*) Sie hatte ihr eigenes, mit 400 Millionen Franken Rente fundiertes Budget, welches vom Staatsbudget getrennt war, „damit der Unterricht nicht unter den vorübergehenden Bedrängnissen der Reichsfinanzen leide". An der Spitze der aus dem gesamten Lehrstande Frankreichs gebildeten Korporation stand ein vom Kaiser ernannter Großmeister, daneben ein Kanzler und ein Schatzmeister, und diesen zur Seite ein Universitätsrat von dreißig Räten, von denen zehn der Kaiser auf Lebenszeit,

*) Nur einige höhere Fachschulen, wie die militärisch organisierte École polytechnique, die Bau- und Handwerksschulen, sowie die großen geistlichen Seminarien, waren nicht darin begriffen.

zwanzig der Großmeister auf ein Jahr ernannten. Dieses Ratskollegium hatte die Schulreglements abzufassen, die Lehrbücher auszuarbeiten und besaß eine Disziplinargewalt über die Mitglieder der Universität d. i. den gesamten Lehrstand Frankreichs. Ein Teil dieses Letzteren — z. B. die Professoren an den Lyceen — mußte sich zur Ehelosigkeit verpflichten. Alle waren vom Militärdienste frei. Die Lehrer an den Gelehrtenschulen wurden in der École normale auf ihren Beruf vorbereitet. Wer sich in demselben besonders auszeichnete, erhielt — vom Avancement abgesehen — vom Großmeister Ehrentitel zuerkannt, er wurde Titularoffizier der Universität. Der ganze Unterrichtsbereich des Landes ward in Unterrichtsprovinzen, „Akademien", eingeteilt, die je unter einem Rektor und einem Akademierat standen, wie die Universität unter dem Großmeister und dem Kollegium*).

So streng zentralisiert und absolut regiert war fortan das Erziehungswesen Frankreichs, wie der ganze Staat. Man hat seither die Institution gepriesen, und man hat sie streng verurteilt. Eins ist sicher, die jungen Leute in den Lyceen lernten mehr, als die Söhne der aristokratischen Familien, die zu Hause unterrichtet wurden. Nur ließ die Uniformität der Vorschriften dem eigenen Intellekte des Lehrers allzu wenig Spielraum übrig, und wenn in der Entwickelung und geistigen Ernährung individueller Talente eine Hauptaufgabe der Schule liegt, damit dieselben dereinst dem allgemeinen Besten die größtmöglichen Dienste leisten, so wurde hier das Gegenteil erreicht und wohl auch beabsichtigt. Denn in letzter Linie sollte doch auch diese Einrichtung nur dem persönlichen Systeme des Imperators dienen. Wenn gleich

*) Bei der Einrichtung der Universität hatte Napoleon nur den Knabenunterricht im Auge. Von öffentlichen Mädchenschulen wollte er nichts wissen. „Junge Mädchen" — antwortete er auf eine betreffende Vorstellung — „werden am besten durch ihre Mütter erzogen. Ein öffentlicher Unterricht paßt nicht für sie, da sie nicht zum öffentlichen Leben berufen sind." Man sah, die Staël lag ihm in allen Gliedern.

die Staatsverwaltung die Direktion der Studien an die Korporation abgetreten und sich auf solche Weise entlastet hatte, so behielt sie doch Aufsicht und Kontrolle fest in Händen. Die Entschließungen des Großmeisters mußten vorerst das Urteil des Staatsrates passieren, der sie annullieren konnte, und in den Departements wurden die Schulen von den Präfekten visitiert, die darüber an den Minister des Innern berichteten. Gleich das erste Lehrbuch ward der Universität von dem Ministerium mit auf den Weg gegeben: der Katechismus, welcher im Jahre 1806 im Einvernehmen mit dem Kardinallegaten Caprara, dem Napoleon wiederholt aus seiner Geldklemme geholfen hatte, zustande gekommen war. In diesem Katechismus war das politische Glaubensbekenntnis des heranreifenden Franzosen in folgende Sätze gekleidet: „Wir schulden unserem Kaiser Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und die zur Aufrechthaltung und Verteidigung seines Thrones gebotenen Tribute; wir schulden ihm auch heiße Gebete für sein Heil und für die geistige und materielle Wohlfahrt des Staates. Wir schulden ihm dies vor allem deshalb, weil ihn Gott, der die Reiche gründet und nach seinem Wohlgefallen verteilt, in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überhäuft, ihn zu unserem Souverän, zum Werkzeuge seiner Gewalt, zu seinem Abbild auf Erden gemacht hat; außerdem aber, weil er Derjenige ist, den der Höchste in schwierigen Zeitläuften erweckt hat, um den öffentlichen Kultus der h. Religion unserer Väter wiederherzustellen und denselben zu schützen, der durch seine tiefe und thätige Weisheit die Staatsordnung wieder herbeigeführt und erhalten hat, der den Staat mit seinem kräftigen Arme verteidigt, und weil er der Gesalbte des Herrn ist infolge der Weihe durch den Papst, das Oberhaupt der allgemeinen Kirche.“ Auf die Frage, was man von Jenen zu halten hätte, welche ihrer Pflicht gegen den Kaiser untreu würden, lautete die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie wider Gottes eigene Anordnungen sündigen und der ewigen Verdammnis schuldig werden.“

Das war viel Erfolg für den hungernden Leutnant von Valence, sich von dem ersten Kulturvolke der Welt als das „Abbild Gottes auf Erden“ verehrt zu sehen. Und doch wie wenig für sein maßloses Verlangen! Die Grenzen dieses Staates genügten ihm längst nicht mehr, und auch als bloßes Abbild der Gottheit auf Erden zu wandeln, war im Grunde nicht nach seinem Sinn. Am Tage seiner Krönung zum Kaiser, im Dezember 1804, hatte er zum Minister Decrès gesagt, er sei zu spät auf die Welt gekommen, auf der es jetzt nichts Großes mehr zu erreichen gebe, und, als Jener darauf remonstrierte, hinzugefügt: „Ich gebe zu, meine Karriere ist glänzend und ich habe einen schönen Weg gemacht. Aber welcher Unterschied gegen die alten Zeiten! Nehmen Sie nur Alexander den Großen. Nachdem er Asien erobert hat, erklärt er sich zum Sohne Jupiters, und der ganze Orient — seine Mutter Olympia, Aristoteles und einige athenische Pedanten ausgenommen — glaubt daß er es sei. Nun, wenn ich mich heute so zum Sohne des ewigen Vaters erklären würde, es gäbe kein Fischweib, das mich nicht auspfiffe. Nein, die Völker sind zu sehr aufgeklärt; es bleibt nichts Großes mehr zu thun.“ Kurz, er war nicht zufrieden.

Niemand bekam dies deutlicher zu erfahren, als seine nächste Umgebung. Von der Kaiserin bis zum letzten Lakaien herab hatte der ganze Hof unter dem Ungenügen des Herrschers zu leiden. Josephine, die sich sehr wohl daran erinnerte, wie seinerzeit der junge General die Verbindung mit ihr als einen Glücksfall schätzte, war tief unter ihn herabgesunken und zitterte vor der Scheidung, von der ihr jetzt Napoleon die ersten Andeutungen machte. Nicht daß er die Trennung von der Lebensgefährtin, an die er gewöhnt war, herbeiwünschte; nur die Rücksicht auf die Vererbung seiner Krone legte ihm den Gedanken näher als zuvor. Denn Ludwigs Sohn, der kleine Napoleon, den der Kaiser einst zu adoptieren dechte, war während des Krieges gestorben, sein Brüderchen nur ein Kind von zwei Jah-

ren und von sehr zarter Konstitution.*) Außerdem hatte das Bündnis mit Rußland ihm den Gedanken einer „standesgemäßen“ Verbindung mit dem Zarenhause nahegelegt, wenigstens soll schon in Tilsit davon gesprochen worden sein. Unter solchen Umständen war es für Josephine nicht leicht, ihre Stellung zu behaupten. Sie war ganz Unterthänigkeit und fügsame Ergebenheit, sprach den Kaiser, selbst im vertraulichsten Beisammensein, nur mit „Majestät“ an, duzte ihn seit langem nicht mehr, verschwendete die 600000 Franken Nadelgeld und mehr, wie ihr befohlen ward, mied ängstlich jeden Anlaß, dem Gewaltigen unbequem zu werden, und blieb immer gleich graziös, gleich liebenswürdig, gleich unbedeutend. Sie gab dem ganzen Hofe das Beispiel ängstlicher Beklommenheit, und charakteristisch ist es, wie sie sich vor der Heimkehr des Siegers fürchtete, „denn er werde wohl vieles zu tadeln wissen“.

Und in der That, die Signatur des ganzen Hofes war Angst und Ehrfurcht. Seit dem Kriege von 1805 war Napoleon insofern ein Anderer geworden, als er jetzt sorglich jede Familiarität mit irgendwem vermied, sich mit großem Ceremoniell umgab und, wenn er sich je zu einem vertraulichen Tone verleiten ließ, sofort durch ein paar dürre Worte von oben herab den Eindruck desselben verwischte. Keiner der Brüder durfte sich in seiner Gegenwart setzen, keiner unangesprochen das Wort an ihn richten, keiner duzte ihn mehr. Oft beim Cercle waren weit über hundert Personen versammelt, von denen Niemand zu sprechen wagte, sondern Jeder stumm das Erscheinen der Majestät erharrte. War dann der Kaiser in übler Stimmung über die bösen englischen Blätter, die den „General Bonaparte“ unsanft genug berührten, so bekam das der ganze Hofstaat zu spüren. So trat an die Stelle seiner melancholischen Träumerei in der Zeit des Konsulats jetzt fast durchwegs nur schlechte

---

*) Der dritte Sohn der Königin Hortense, der spätere Kaiser Napoleon III., war 1807 noch nicht geboren.

Laune und es ward immer schwieriger, ihm zu dienen. Er führte keine regelmäßige Lebensweise. Manchmal behielt er die Räte einer Sitzung bis tief in den Abend hinein bei sich, ohne selbst im geringsten zu ermüden. Dann wieder kam es häufig vor, daß er sich des Nachts erhob, um zu arbeiten und seinen Sekretären mit solcher Hast zu diktieren, daß seinen Worten nur mit einer Art Stenographie zu folgen war, oder um stundenlange Bäder zu nehmen, an die ihn sein Leibarzt Corvisart gewöhnt hatte, in der Meinung, sie beruhigten ihn. Davon war aber kaum die Rede. Seine nervöse Reizbarkeit wuchs vielmehr stetig und kam manchmal in Weinkrämpfen zum Ausbruch. Derselbe, der sich in den Mühsalen des Feldzugs wohl fühlte und in der Schlacht, selbst in den kritischesten Augenblicken derselben, nicht mit der Wimper zuckte, konnte daheim über die kleinste Unbequemlichkeit außer sich geraten. Voll Ungeduld zerriß er so manches Kleidungsstück, welches ihn nur im mindesten beengte, und es war eine besondere Verständigung unter den Dienern nötig, ihm die Staatsgewänder an den Leib zu passen. Meist sah er deshalb auch ziemlich salopp aus und machte jetzt, wo er seit ein paar Jahren dick geworden war, in Gang und Haltung einen sehr wenig majestätischen Eindruck.

Um so prächtiger entfaltete sich sein Hofstaat. Er hatte bei seiner Heimkehr dem Polizeiminister Fouché, dem „reichgewordenen Jakobiner", wie er ihn nannte, Vorwürfe darüber gemacht, daß er die aristokratischen Salons im Faubourg Saint-Germain mit ihren oppositionellen Gesprächen und Witzeleien nicht besser zu überwachen wisse. Fouché erklärte darauf den Hochadeligen, sie könnten den Zorn des Mächtigen nur durch ihr Entgegenkommen entwaffnen, und in der That ließ sich eine ganze Reihe von Trägern alter Namen, die bisher noch frondiert hatten, bei Hofe vorstellen, was demselben neuen Glanz verlieh. Dann kamen jetzt auch mehrere der Rheinbundfürsten nach Paris, sei es um ihrem neuen Herrn persönlich zu huldigen oder von ihm eine neue Gunst zu erbetteln. Einer der beiden Meck-

lenburger meinte dies am sichersten zu erreichen, wenn er der Kaiserin auffallend den Hof machte. Auch Dalberg kam, um die Ehe Jérôme's mit Katharina von Würtemberg am 23. August 1807 einzusegnen. Er soll vor den übrigen deutschen Souveränen dadurch hervorgestochen haben, daß man mit ihm ein anregendes Gespräch führen konnte. Auch die Siegeshelfer des Kaisers, die Marschälle, waren der Mehrzahl nach bei Hofe, hier aber nicht in Uniform, sondern in Staatskleidern, nicht als Krieger, sondern als Kämmerlinge, weil es Napoleon nicht liebte, an Stunden vertrauteren Verkehrs im Felde und an manches Opfer, das ihm dort gebracht worden war, erinnert zu werden. Er sprach auch mitunter nicht gerade rühmend von ihnen. Davoat, meinte er, „könnte er noch so viel Ruhm geben, er würde ihn doch nie zu tragen wissen“, Ney hatte „eine Anlage zu Undank und Aufruhr“, Bessières, Oudinot, Viktor galten ihm für „mittelmäßig“. Von Allen war nur Lannes dabei geblieben, ihn zu duzen, was sich Napoleon von dem Unentbehrlichen am Ende gefallen ließ. Außer Diesem fand kaum noch Soult den Mut, ihm über militärische Dinge eine abweichende Meinung zu sagen. Die meisten Andern standen im Banne seiner mächtigen Persönlichkeit. Der brutale Vandamme gestand einmal, er fange zu zittern an, wenn er „diesem Teufel von einem Menschen“ in die Nähe komme, Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.

Im Spätsommer 1807 war der Hof in Fontainebleau. Da gab es Theatervorstellungen der ersten Kräfte der Comédie française, Konzerte der besten italienischen Sänger, Bälle, Parforcejagden und dgl. m. Aber viel Vergnügen war nicht dabei. Napoleon war auch hier, wie immer, von Geschäften erfüllt und meist schlechter Laune. „Wie bedauere ich Sie“, sagte Talleyrand zu dem Palastpräfekten Rémusat, „denn Sie haben die Aufgabe, den Unamüsierbaren zu unterhalten.“ Und darunter litt der ganze Hofstaat. Die steifen, schweigsamen Cercles und die ewigen Tragödien — denn das Lustspiel war verpönt — erzeugten Langeweile und

Ermüdung. Der Kaiser, dem das nicht entging, fragte seinen berühmten Diplomaten, was hiervon wohl der Grund sei, worauf Dieser zur Antwort gab: „Das rührt daher, weil sich das Vergnügen nicht nach der Trommel bewegt und Sie aussehen, als wollten Sie zu jedem Einzelnen sagen, wie Sie es bei der Armee thun: „Vorwärts, meine Herren und Damen, marsch!“ Talleyrand durfte mehr wagen, als mancher Andere. Napoleon behauptete, er sei der einzige Mensch, mit dem er sprechen könne. Nur wünschte er um Alles nicht, daß er für unentbehrlich gelte, wie es seit den Tilsiter Verträgen den Anschein hatte. Darum gab er ihm nach dem Kriege das Großwürdenamt eines Vicegroßwählers mit einem reichen Einkommen, entzog ihm aber dafür das Ministerium des Äußern, welches an Champagny, den bisherigen Minister des Innern, fiel. Nur sein steter Ratgeber sollte er bleiben, und man konnte ihn in Fontainebleau in der That jeden Abend in des Kaisers Kabinett hinken sehen, wo er stundenlang verweilte.

Allerdings, die Zeit lieferte Stoff genug für ihre Erörterungen.

. . .

Mitten in die Feste von Fontainebleau hinein fiel eine Nachricht, die alle Welt entsetzte und für Napoleon und seine Pläne von ganz besonderer Wichtigkeit war: die Engländer hatten das neutrale Dänemark mit einer Flotte und einem Expeditionskorps überfallen, Kopenhagen drei Tage hindurch, vom 2. bis 5. September 1807, bombardiert und die dort stationierte Flotte weggenommen. Solch einer brüsken und raschen That hatte sich niemand von dem stets zögernden Brittannien versehen, auch Napoleon nicht. Allerdings ergab sich, daß die englische Regierung bald nach dem Abschluß der geheimen Allianz in Tilsit durch eine Indiskretion Kenntnis von deren Inhalt erlangt und daraus entnommen hatte, daß man Dänemark zunächst in den Kontinentalbund nötigen und durch dessen Flotte die britischen Schiffe von der Ostsee und vom baltischen Meere

fern halten wolle. Diesem Schlage war nun das Ministerium in London durch die Unthat von Kopenhagen zuvorgekommen. Denn wenn jetzt auch der energische dänische Prinz-Regent Friedrich (für den unfähig gewordenen Christian VII.) eine Allianz mit Frankreich schloß — am 30. Oktober 1807 — so war doch die Flotte dahin und die Passage durch den Sund den Briten nicht mehr zu wehren.

Mit diesem Verhalten Englands war die eine große Frage, welche das Tilsiter Bündniß offen gelassen hatte, gelöst: von einer friedlichen Verständigung zwischen Großbritannien und dem von Napoleon beeinflußten Kontinent war nun nicht mehr die Rede. Rußland mußte seine Mission, den Frieden zu vermitteln, als gescheitert erkennen und — dem Allianzvertrage gemäß — England den Krieg erklären. Dies geschah denn auch am 7. November 1807. Nicht eben leichten Herzens hat sich der Zar dazu entschlossen, denn für sein Reich war der Verkehr mit dem Inselstaate, wie erwähnt, eine Notwendigkeit. Der Ertrag Rußlands lag im Export der Erzeugnisse seiner reichen Felder und Wälder, welchen die Engländer vermittelten und auch am leichtesten und billigsten vermitteln konnten, während andererseits der Mangel an heimischer Industrie den russischen Konsum an die britischen Fabrikate wies. Die zunächst betroffenen Kreise der Bevölkerung, in erster Linie der grundbesitzende Adel, dann die Kaufmannschaft, die Finanzleute, sahen sich von den größten Verlusten bedroht; die Armee, die früher selbst den Frieden gewünscht hatte, wollte doch nicht für den Ruin des Landes geblutet haben: kurz, die Opposition gegen die Einführung der Kontinentalsperre war eine fast allgemeine und äußerte sich hie und da mit bedenklicher Offenheit. Sie sollte späterhin nicht wenig zum Bruche mit Napoleon beitragen. Für jetzt allerdings hielt Alexander, der der Überzeugung lebte, es werde noch lange kein erfolgreicher Kampf mit dem Übermächtigen gewagt werden können, seinen absoluten Willen aufrecht, so wenig persönliches Zutrauen er auch innerlich dem großen Verbündeten

entgegentrug.*) Das Wesentlichste war ja doch für ihn, daß er in dieser Allianz das Mittel sah, in den Besitz der türkischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei und des schwedischen Finnland zu gelangen.

Jedoch gerade hier gingen die Alliierten bald auseinander — nicht offenkundig wohl, aber insgeheim. Napoleon war durch seinen Gesandten Savary, den im Dezember der „Großbotschafter" Caulaincourt in Petersburg ablöste, und durch Soult und Davout, die mit ihren Korps in Polen und Preußen stehen geblieben waren, von der oppositionellen Strömung in Rußland genau unterrichtet. Er wußte auch, und wußte es aus eigener Erfahrung, wie plötzlich der Zar sich in eine entgegengesetzte politische Richtung drängen ließ. Er durfte also die Möglichkeit eines Systemwechsels an der Newa nicht aus den Augen lassen. Wir kennen seinen Grundsatz, wonach er seine Freunde stets so behandelte, als ob sie in jedem Augenblicke seine Feinde werden sollten. Wie leicht konnte sich nicht Rußland unter den vorwaltenden Umständen wieder in einen Gegner verwandeln! Sollte er einem solchen Verbündeten zu größerer Macht verhelfen? Sollte er dem Zaren wirklich die Donaufürstentümer verschaffen, und ihm damit den unmittelbarsten Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse einräumen, die er doch selbst zu dirigieren wünschte? Nein. Er hielt es sogar für unerläßlich — auch wenn ihn nicht andere Gründe dazu bewogen hätten — seine Armee beobachtend an der russischen Grenze stehen zu lassen und die Räumung Preußens durch unerschwingliche Forderungen an diesen Staat hinauszuzögern.**) Und dazu kam noch ein Anderes.

*) Im November 1807 hat er, als der preußische Gesandte Schöler ihn vor allzugroßem Vertrauen warnte, geantwortet, von Vertrauen zu Napoleon könne gar nicht die Rede sein.

**) In einer Konvention vom 12. Juli 1807 hatte sich der preußische Unterhändler General Kalkreuth von dem französischen die Bestimmung abgewinnen lassen, daß Preußen zwar in gewissen Terminen und Etappen

Auch in der Türkei herrschte jetzt, wie wir sahen, eine antifranzösische Stimmung vor; schon liebäugelte die Pforte mit England und drohte sich mit dieser Macht zu vergleichen. Kam es dazu, dann öffnete sich dem britischen Handel, der doch von ganz Europa ferngehalten werden sollte, ein breiter Zugang, während sich für Napoleon, der immer in dem Gedanken einer indischen Expedition lebte, das Ausfallsthor nach Osten verschloß. Das durfte nicht geschehen. Die Balkanhalbinsel mußte gänzlich unter seinen Einfluß kommen. Darum hatte er ja Korfu verlangt und ließ es jetzt in Eile befestigen, darum befahl er, sogleich nachdem die russische Kriegserklärung an England bekannt geworden war, seinem Marineminister, eine Flotte zusammenzustellen, mit der er nochmals Malta und Sizilien zu erobern gedachte, indes er im Westen durch einen Angriff auf Gibraltar die Briten vom Mittelmeere gänzlich ausschließen wollte, darum erbat er jetzt vom Sultan Durchzug für seine Truppen von Dalmatien durch Albanien, darum auch vermehrte er das dalmatinische Korps. Das hieß der Türkei viel zumuten; mehr war nicht möglich, ohne sie ins englische Lager zu treiben. Die Aufforderung, die Donaufürstentümer an den Erbfeind auszuliefern, hätte dies ohne Zweifel bewirkt. Deshalb kein Wort davon. Mochte Napoleon auch immerhin, wie Alexander später versicherte, in Tilsit selbst zuerst von den Donaufürstentümern zu reden begonnen haben, es war ja doch nur geschehen, um den Zaren für sein antibritisches System zu gewinnen. Da mit dessen Kriegserklärung an Georg III. der Zweck erreicht war, wurde das Versprechen nicht weiter geachtet. Allerdings hat sich Napoleon, dem Tilsiter Vertrage gemäß, auch um den Frieden zwischen Rußland und Türkei bemüht, und schon am

geräumt werden solle, jedoch nur dann, wenn es die Kriegsschuld voll bezahlt oder deren Bezahlung genügend garantiert haben würde. Da nun diese Schuld im Auftrage Napoleons willkürlich mit über 150 Millionen Franken beziffert wurde, so war wenig Aussicht vorhanden, daß Friedrich Wilhelm III. jene Bedingung jemals erfüllen könne.

29. August 1807 war unter seiner Vermittlung zu Slobosia ein Präliminartraktat unterzeichnet worden, aber von einer Abtretung der beiden Fürstentümer stand nichts darin. Die Folge war, daß Alexander seine Unterschrift verweigerte, seine Truppen in den Fürstentümern stehen ließ und in Napoleon drang, seine Zusage zu erfüllen. Da machte Dieser zwei Züge auf dem großen Schachbrett, die Rußland im Orient wirklich matt setzten.

Der erste bestand darin, daß er sich — natürlich unter fortwährenden Beteuerungen seiner Freundschaft für den Zaren — zwar bereit erklärte, Rußland die Donauländer zu verschaffen, aber nur wenn es ihm gestatte, das preußische Schlesien zu annektieren; wenn sonst aber der Zar seine Truppen nicht aus der Walachei zurückzöge, würde auch er die seinigen nicht aus Deutschland ziehen. Nun durfte Rußland seinen Schützling Preußen doch nicht selbst berauben helfen, es lehnte ab und ließ seine Divisionen an der Donau stehen, worauf Napoleon in Konstantinopel auf seine guten Dienste und auf die bösen Russen verweisen konnte, welche den Frieden nicht wollten, und damit erreichte, daß die Türken den Engländern wirklich ihre Häfen verschlossen hielten.

Der zweite Schachzug gegen Alexander war der folgende. Gustav IV. von Schweden war teils aus Furcht, das Schicksal Dänemarks zu erfahren, teils aus persönlicher Abneigung gegen Bonaparte und sein System, bei seinem Bündnis mit England verblieben, worauf Napoleon an jenen Artikel der Allianz erinnerte, der diesen Fall vorgesehen hatte, und in Alexander drang, seinem Schwager — das war der König von Schweden — den Krieg zu erklären und sich Finnland zu erobern; er wolle gerne dabei mitwirken; Bernadotte mit einem Armeekorps in Holstein sei schon dazu bestimmt. Der Zar, dem allerdings die Donaufürstentümer näher am Herzen lagen als Finnland, ging dennoch darauf ein, und während sein Minister noch in Petersburg den Gesandten Schwedens in Sicherheit wiegte, über-

schritten plötzlich seine Truppen in der letzten Februarwoche 1808 die finnische Grenze. Er hatte sich offenbar, und namentlich im Hinblick auf den versprochenen Beistand Frankreichs, die Expedition sehr leicht gedacht und seine Truppen an der Donau nicht reduziert. Es kam aber anders Die Schweden, unterstützt von den Engländern, leisteten erfolgreichen Widerstand, das Unternehmen erwies sich schwierig, der Zar mußte das Expeditionsheer vermehren, und da er Polen — wegen der Franzosen in Preußen — nicht von Soldaten entblößen durfte, sah er sich genötigt, die Verstärkungen nun doch aus den Donaufürstentümern heranzuziehen, d. h. auf deren Eroberung fürs Erste zu verzichten. Dies wäre freilich nicht nötig gewesen, wenn Bernadotte wirklich eingegriffen hätte. Aber er that es nicht. Denn es war eben Napoleons Absicht, Alexander so tief in das finnische Unternehmen zu verwickeln, daß er das türkische von selbst fallen ließ. „Frankreich" — beklagte sich der Zar Caulaincourt gegenüber — „hat sich doch verpflichtet, die Anstrengungen Rußlands gegen Schweden wirksam zu unterstützen. Warum hat Marschall Bernadotte plötzlich in seinem Vormarsch innegehalten?" Der Botschafter erwiderte mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, über den Belt nach Schonen zu gelangen. Das war nicht die wahre Antwort. Diese hätte der Zar in einem Briefe Napoleons an Talleyrand vom 25. April 1808 lesen können, wo es heißt: „Ich konnte doch meine Soldaten nicht so leichthin nach Schweden werfen; das ist nicht der Ort, wo es etwas für mich zu holen gibt." Dagegen wurden in Polen und in Preußen die französischen Divisionen konzentriert und bei Modlin der strategische Punkt des Einflusses des Bug in die Weichsel stark befestigt — für alle Fälle, denn die Unzufriedenheit im Lande des Alliierten stieg mit jedem Tage, und wer weiß, was geschah.

Dieses Benehmen Napoleons gegen Rußland, muß man im Auge behalten, wenn man sich sein gleichzeitiges Vorgehen gegen die übrigen Staaten Europas richtig vergegenwärtigen will. Daß

unter solchen Umständen Preußen und Österreich nicht dem Bannkreise seiner Macht entfliehen konnten, ist nur selbstverständlich, denn die ewige Okkupation Nordostdeutschlands hielt ja nicht nur Rußland im Schach, sondern bedrohte und beengte auch die Politik der Mittelmächte. Kaum hatte daher Alexander I. sein Manifest gegen England erlassen, so mußte auch der preußische Hof in Memel am 29. November seinen Gesandten aus London abberufen. Im Februar 1808 erklärte Napoleon in Paris dem Bruder Friedrich Wilhelms gerade heraus: die Frage der Räumung Preußens habe ihren Platz unter den großen Kombinationen der allgemeinen Politik, sie sei gar keine Geldfrage, was so viel hieß, als daß der König, selbst wenn er alle französischen Forderungen erfüllte, die französische Invasion doch nicht los würde.

Mit Österreich ging Napoleon etwas weniger expeditiv zu Werke. Dieser Staat hatte sein Heer in den letzten zwei Jahren reformiert und dasselbe, trotz schlechter Finanzen, nicht verringert. Man mußte deshalb mehr Rücksichten auf ihn nehmen. Aber mehr als eine bloße Formsache war es doch nicht, wenn Napoleon dem Wiener Hofe nahelegte, er solle in England den Frieden zu vermitteln suchen, die Rückgabe der dänischen Flotte fordern und, wenn dies verweigert würde, seinen Gesandten abberufen. Im Grunde war es ein Befehl, dem sich die Donaumacht, von einer franko-russischen Allianz bedrängt und von einer französischen Armee im Norden bedroht, nicht entziehen konnte. Graf Starhemberg begehrte denn auch im Januar 1808 in London seine Pässe, und nur im tiefsten Geheimnis vertraute er der Regierung Georgs III. an, daß man ihr in Wien trotzdem ergeben bleibe. Ein Glück noch, daß die Franzosen sich im Oktober herbeigelassen hatten, endlich Braunau zu räumen, wofür sie dann freilich bei der Grenzregulierung gegen Italien sehr zum Nachteil Österreichs verfuhren. Wenn man neben alledem von französischen Eröffnungen in Wien über eine Teilung der Türkei hört, an welcher Österreich par-

tizipieren sollte, hört, wie der Minister Stadion auch wirklich schon ein recht großes Stück mit Bosnien, Serbien, etwas Bulgarien und eine Verbindung nach Salonichi ins Auge faßte, und damit Napoleons Haltung gegen Rußland vergleicht, so kann man sich kaum eines Lächelns erwehren, wie doch immer wieder die lockenden Manöver des Korsen gläubige Gemüter gefunden haben.

Konnte aber Napoleon den Großmächten seinen Willen derart auferlegen, wie viel entschiedener und rücksichtsloser den kleineren Staaten, die an Widerstand nicht denken durften. Zunächst in Italien. Hier hatten die englischen Waren im toskanischen Hafen von Livorno einen Zufluchtsort gefunden. Sie kamen unter amerikanischer Flagge an, wurden aufgestapelt und mitunter nordwärts bis nach Leipzig verhandelt. Die Königin-Witwe von Etrurien, die — unklug genug — sich mit antifranzösischen Elementen umgab, erklärte, die neutrale Flagge nicht abweisen zu können. Darauf ließ Napoleon, Ende August 1807, 6000 Mann unter dem General Miollis einrücken und alle englischen Waren im Lande konfiszieren, der Fürstin aber bald darauf ankündigen, daß sie ihr Land an Frankreich abzutreten habe und dafür auf der iberischen Halbinsel eine mit Spanien verabredete Entschädigung finden werde. Am 30. Mai 1808 ward Toskana — gleich Korsika und Elba — als Bestandteil Frankreichs erklärt und in drei Departements aufgeteilt.

Jetzt gab es in Italien nur noch einen einzigen kleinen Staat, der dem System Napoleons trotzte: es war der des Papstes. Derselbe lag an zwei Meeren und konnte, wenn das Kontinentalsystem durchgeführt werden sollte, davon nicht ausgenommen bleiben. Wir kennen bereits die Spannung zwischen Papst und Kaiser vor dem letzten Kriege. Während desselben hatte sich dann der französische Gesandte Alquier eifrig bemüht, den heiligen Vater zur Anerkennung Josephs als König von Neapel und zum Eintritt in das, was man die italienische Föderation nannte, unter Napoleons Oberhoheit, zu bewegen. Jedoch ohne Erfolg.

Der Papst wollte Joseph nur unter der Bedingung seiner eigenen Unabhängigkeit und Neutralität anerkennen, d. h. in die England feindliche Liga nicht eintreten. Auf diese Weigerung hin hatte dann Napoleon von Dresden aus am 22. Juli 1807 an Eugen Beauharnais einen Brief geschrieben, der Pius VII. vorgelegt werden sollte. „Der gegenwärtige Papst", hieß es darin auf echt napoleonisch, „ist zu mächtig. Die Priester sind nicht gemacht, um zu regieren. Warum will er dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? Wenn man nicht aufhört, meine Staaten zu beunruhigen, ist vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papst nur noch als Bischof von Rom und als gleichgestellt mit den übrigen Bischöfen meiner Staaten anerkennen werde. Ich werde mich dann nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konzile zu versammeln und mich ohne Papst zu behelfen." Von praktischerer Bedeutung war eine Instruktion, die Talleyrand am selben Tage an den Gesandten in Rom richtete: er solle vom h. Vater die Aufnahme von vierundzwanzig Franzosen ins Kardinalskollegium fordern und für Caprara in Paris Vollmacht zu einem Vertrage über die schwebenden Streitfragen. Beides wurde abgelehnt. Dagegen sandte die Kurie den gleichfalls von Frankreich nominierten Kardinal Bayanne zu Napoleon, um den Gewaltigen zu beschwichtigen und allenfalls zuzugestehen, was man vor Jahresfrist verweigert hatte: die Krönung zum Kaiser des Abendlandes, jedoch keineswegs die Vermehrung der Kardinäle und den Eintritt in die Föderation. Und doch war es Napoleon, dessen Pläne im Mittelmeere wir kennen, gerade darum zu thun. „Was dem Kaiser der Franzosen vor allem wichtig ist" — heißt es in einem Briefe des Ministers Champagny an Caprara, dem man das Diktat Napoleons von weitem anmerkt — „das ist, daß der weltliche Souverän von Rom mit Frankreich gehe, seinen Interessen und seiner Politik nicht fern bleibe. Das Interesse der Humanität, die Stimme von sechzig Millionen Menschen ruft ihm zu: Zwing' England, im Frieden

mit uns zu leben, uns unsere Häfen, unsere Küsten, unsere Schiffe, unsere maritimen und kommerziellen Verbindungen wiederzugeben. Wenn nun der Papst allein auf dem Kontinent den Engländern anhängen wollte, wäre es da nicht die Pflicht des Reichsoberhauptes (chef de l'empire), diese Gruppe seiner Krongüter (cette partie de ses domaines), die sich durch ihre Politik vom Reiche entfernten, unverzüglich wieder mit demselben zu vereinigen und die Schenkung Karls des Großen zurückzunehmen, die man als Waffe gegen seinen Nachfolger gebraucht? Doch würde sich der Kaiser auch dann damit begnügen, nur die drei päpstlichen Legationen von Urbino, Macerata und Ancona seinem Reiche einzuverleiben, die ihm unentbehrlich sind, um Oberitalien mit Neapel zu verbinden.“ Und an diese Hauptforderung schlossen sich dann die weiteren: Abschaffung der Mönche aus Italien, Vermehrung der französischen Kardinäle, Einbeziehung Veneziens in das italienische Konkordat.

Die Androhung bezüglich der drei Legationen machte in Rom den peinlichsten Eindruck. Hatte doch Pius vor drei Jahren den weiten Weg nach Paris zurückgelegt und sich dort in den Augen der katholischen Welt sogar ein bischen diskreditiert, nur um die früher eingebüßten Territorien von Bologna, Ferrara und Romagna wiederzuerlangen, und nun sollte abermals Gebiet verloren gehen und gerade der an Erträgnis reichste Teil des Staates. Die Kardinäle — es waren dieselben, die aus Rücksicht auf ihre Einkünfte ehedem zur Krönungsreise geraten hatten — drangen jetzt aus dem gleichen Grunde in den Papst, nachzugeben. Er that es endlich und erklärte sich bereit, mit Frankreich gemeinsame Sache gegen England zu machen und französische Garnisonen in Ancona und Civita vecchia aufzunehmen. Aber Napoleon mochte solche Nachgiebigkeit besorgt haben. Er kam ihr zuvor. Ohne die Entscheidung der Kurie erst abzuwarten, befahl er dem General Lemarrois Ende Dezember 1807, unverweilt in die genannten drei Legationen einzurücken, indes er in Paris den Kardinal Bayanne bewog,

einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem alle seine Forderungen, u. a. auch die, daß in Hinkunft das Kardinalskollegium zu einem Drittel aus Franzosen bestehen sollte, gutgeheißen wurden. Die Absicht dabei war, den Papst aus der Willfährigkeit in den Widerstand zu treiben, um den ganzen Kirchenstaat zu erlangen. Sie ward erreicht. Pius, durch die rücksichtslose Okkupation seiner Ostprovinzen aufs tiefste verletzt, verweigerte nicht nur die Ratifikation jenes Vertrages, sondern wollte nun auch von einem Eintritt in die Föderation gegen England nichts mehr wissen. Da war Napoleon am Ziele. Er konnte jetzt mit einem Schein von Recht den Papst der Welt als den Störer des großen Friedenswerkes denunzieren, Grund genug, daß Charlemagne der Zweite das Geschenk des Ersten zurücknahm. General Miollis erhielt Ende Januar 1808 Befehl, Rom zu besetzen, und marschierte am 2. Februar dort ein. Er wird alle nichtrömischen Prälaten des Landes verweisen, die päpstlichen Bataillone unter die französischen einreihen, die Nobelgarde des heiligen Vaters auflösen, die Verwaltung des Landes übernehmen. All' das ist im April 1808 vollzogen und der Kirchenstaat so gut wie eine französische Provinz.

Um diese Zeit befand sich Napoleon in Bayonne. Was ihn dorthin führte, war ein politisches Geschäft von der einschneidendsten welthistorischen Bedeutung. Es betraf Spanien. Hier hatten bisher König Karl IV. in seiner Unfähigkeit, die Königin in ihrer Schande, das Volk in Mangel und Bedrängnis dahin gelebt, regiert von dem Friedensfürsten, der sich der Hegemonie des Nachbarstaates willig unterordnete. Auf das Geheiß Napoleons war man mit England in den Krieg geraten, hatte seine Schiffe, seinen Handel, zum Theil seine Kolonien verloren, um seine Existenz zu retten, die sonst von Frankreich her gefährdet war und die man durch hohe Tribute an Geld und Truppen immer neu erkaufen mußte. Nur als Napoleon den Krieg gegen Preußen begann, hatte es geschienen, als ob es der Madrider Hof an der gewohnten Unterwürfigkeit fehlen

lassen wollte. Damals bemühte sich der Gesandte Rußlands, um Spanien für die Koalition zu gewinnen, indes die Engländer in die südamerikanischen Vasallenstaaten den Aufruhr zu tragen drohten. Das Beispiel des bourbonischen Ferdinand IV. von Neapel, der des spanischen Königs Bruder war, wirkte mit, die Furcht vor Napoleon zu erhöhen, und als man diesen in den Kampf gegen die berühmte preußische Armee ziehen sah, begann man in Madrid, in der Hoffnung auf seine Niederlage, zu rüsten; ein voreiliges Manifest sprach in dunkeln Worten von notwendig gewordenem Streite. Aber diese Urkunde trug ein fatales Datum: es war der 14. Oktober, der Schlachttag von Jena. Die Kunde von dem glänzenden Siege warf das ganze Widerstandsprojekt über den Haufen, die Mobilisierung, die man dem französischen Gesandten als gegen Portugal gerichtet geschildert hatte, wurde unterbrochen, und der Mund des Friedensfürsten floß wieder über von Beteuerungen seiner Ergebenheit gegen Frankreich.

Dem Geschäftsträger Napoleons war aber der wahre Sinn und Hergang der Dinge doch nicht zweifelhaft. Er berichtete darüber, und der Kaiser las die Depesche und das famose Manifest in Berlin just in einem Augenblicke, wo er sich dem Ziele seiner Weltherrschaft nahe genug glaubte und eben im Begriffe stand, die letzten Schritte nach Osten zu thun, um es zu erreichen. Er soll — wie Augenzeugen wissen wollen — vor Erregung blaß geworden sein. Doch wußte er dieselbe zu bekämpfen. Er ließ Spanien nichts davon merken, daß ihm — namentlich auch aus aufgefangenen Berichten des preußischen Gesandten in Madrid — der geplante Systemwechsel bekannt geworden sei, sondern nahm die erneuerten Versicherungen der Ergebenheit als bare Münze hin, die er bald hoch in Kurs setzte. Er forderte, daß von den ausgerüsteten Truppen ein Kontingent von an 15000 Mann an die Elbemündung rücken solle, um gegen England zu fechten, forderte, daß das Blokadedekret durchgeführt, die spanische Flotte mit der französischen in Toulon vereinigt werde, und halste dem Madrider

Hofe 25000 gefangene Preußen zur Verpflegung auf. Hätte nun an der Spitze Spaniens eine starke und volkstümliche Regierung gestanden, sie hätte in diesem Augenblick England seine Häfen öffnen, sich gegen Frankreich erklären können. Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß es gerade im Lande Karls IV. nicht an Widerstandskräften fehlte, und wer weiß, was nach den Ereignissen von Eylau die Wirkung eines solchen Abfalls gewesen wäre. Aber Spaniens Regierung war schwach und nichts weniger als beliebt; Godoy und die sündhafte Königin waren geradezu verhaßt, und nur der Kronprinz erfreute sich der Sympathien des Volkes, schon weil Jene darauf sannen, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Auf diese Differenzen zwischen Regierung und Bevölkerung und der Regierenden unter einander gründete Napoleon seine Absicht, Spanien fester an seine Gewalt zu knüpfen. Nur die Frage des Wie? heischte Erwägung. Talleyrand wäre dafür gewesen, den spanischen Kronprinzen mit einer französischen Prinzessin — etwa einer Tascher — zu vermählen und so den Staat in das Föderativsystem der französischen Hegemonie einzufügen. Der Kaiser aber dachte anders. Seitdem er jenes Manifest Godoys zu Gesichte bekommen hatte, mochte sein Entschluß feststehen, auch hier den Bourbons den Thron zu entziehen und ihn einem Mitgliede seiner Familie zu übergeben. Es war ein krummer Weg, auf welchem er dieses Ziel erreichte. Derselbe führte zunächst über Portugal.

In Tilsit hatte man sich bezüglich des Lissaboner Hofes dahin geeinigt, daß derselbe zur Kriegserklärung gegen England aufgefordert und, im Falle seiner Weigerung, als Feind behandelt werde. Hierzu nun sollte Spanien mitwirken. Das hieß nicht wenig verlangt, denn der Kronprinz Johann von Portugal, der für seine geisteskranke Mutter die Regierung führte, war der Schwiegersohn Karls IV.; dennoch schloß sich der spanische Gesandte in Lissabon dem französischen an, als derselbe dort die Schließung der Häfen, die Ausweisung des britischen Gesandten, ja sogar die Verhaftung aller Engländer in

Portugal und die Konfiskation ihrer Güter verlangte. In der Antwort, welche der portugiesische Minister — im heimlichen Einvernehmen mit England — gab, ging er zwar auf die Schließung der Häfen, nicht aber auf die Verhaftung der Fremden ein, denen man übrigens unter der Hand den Wink gab, sich zu entfernen. Damit unzufrieden, schritt Napoleon, der die übertriebene Forderung nur gestellt hatte, um Opposition zu erfahren, zur That. Am 30. September 1807 verließen die beiden Gesandten, der französische mit dem spanischen, Lissabon, am 18. Oktober rückten 20000 Franzosen unter Junot über die Grenze, um nach Portugal zu marschieren, und am 27. Oktober wurde zwischen Frankreich und Spanien in Fontainebleau ein geheimer Vertrag abgeschlossen über folgende Punkte: Portugal wird erobert und in drei Teile aufgeteilt, und zwar soll der nördliche, zwischen Duero und Minho gelegene, als Königreich Nordlusitanien der Königin von Etrurien als Entschädigung für Toscana zufallen, der südliche, die Provinzen Alemtejo und Algarbien, unter dem Titel eines Fürstentums Algarbien an Godoy kommen, der mittlere bis zum allgemeinen Frieden in Frankreichs Händen verbleiben. Die portugiesischen Kolonieen wollte man gleichfalls teilen, und der König von Spanien sollte den Titel Kaiser von Amerika erhalten. Bei diesem Vertrage war der Minister des Äußern, Champagny, absichtlich beiseite gelassen und Duroc zur Unterzeichnung befohlen worden; auch Talleyrand erfuhr nichts davon. Nur Murat war noch im Geheimnis, der hier eine Möglichkeit erspähte, endlich auch zu einem Königreiche zu gelangen. Daß der Vertrag in Madrid ratifiziert wurde, dafür bürgte die Beteiligung des Friedensfürsten, der den Gedanken seiner Versorgung auf Portugals Kosten schon vor dem letzten Kriege einmal in Paris vergeblich angeregt hatte. Am selben Tage ward auch der militärische Teil des Unternehmens in einer besonderen Konvention geregelt: Frankreich wollte mit 30000 Mann durch Spanien gegen Lissabon rücken, indes 16000 Mann spanischer

Truppen Nord- und Südportugal besetzten. Ein besonderer Artikel räumte Frankreich das Recht ein, noch weitere 40 000 Mann bei Bayonne zu sammeln, die aber erst, wenn die Engländer in Portugal landen sollten, einzugreifen hätten.

Prinz Johann hatte angesichts dieser Feindseligkeiten einen Augenblick geschwankt, ob er nicht doch sich ganz und gar Napoleon unterordnen sollte; da kam ihm aber der Moniteur vom 13. November 1807 zuvor, worin zu lesen stand: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen.“ Nun war für Jenen kein Ausweg mehr als die Flucht, da das kleine Land allein gegen Spanien und Frankreich nicht kämpfen konnte. Die königliche Familie begab sich am 27. November 1807 zu Schiffe, um nach Brasilien zu übersiedeln. Wenige Tage später kam Junot mit einer Hand voll abgehetzter Truppen in der herrenlosen Stadt an, die an Widerstand nicht dachte, und vom Kastell der Stadt fiel das portugiesische Banner, um der Tricolore Platz zu machen.

Die geschichtliche Bedeutung des Vertrages von Fontainebleau liegt nicht so sehr in den politischen als in den militärischen Abmachungen. Die Truppen Spaniens werden nach Westen dirigiert, das heißt so viel, als ein französisches Heer kann dann ohne viel Widerstand zu finden nach Madrid gelangen. Und das war in der That die Absicht Napoleons. Daß er sie ausführte, lag zum Teil an den Verhältnissen am Madrider Hofe. Denn jetzt erreichten dort die innern Zerwürfnisse den höchsten Grad. Der Kronprinz Ferdinand konspirierte gegen Godoy und seine Mutter, um sich an die Regierung zu bringen. Das Komplott wurde entdeckt und vom Könige ein Manifest über den Hochverrat seines Sohnes verkündet. Beide Parteien wandten sich „um Rat“ an Napoleon. Dieser, der den Moment günstig glaubte, selbst in Aktion zu treten, ermahnte Karl IV., die wichtige Expedition gegen Portugal doch nicht durch Palaststreitigkeiten aufzuhalten, und gab zugleich dem Überbringer des Briefes

geheime Instruktion, sich über die Stimmung im Lande, die Stärke der spanischen Festungen und der Streitkräfte sorgfältig zu orientieren. Am selben Tage (13. November 1807) erhielt auch der General Dupont, welcher das zweite französische Expeditionskorps von 40 000 Mann kommandierte, Befehl, über die spanische Grenze bis Vittoria vorzugehen, obgleich von einer Landung der Engländer noch keine Spur sich zeigte. Bald darauf reiste der Kaiser nach Oberitalien, um in Venedig mit seinem Bruder Joseph zusammen zu treffen und demselben die spanische Krone anzubieten, wie schon in Tilsit im größten Geheimnis zur Sprache gekommen war, so daß jetzt Joseph einen vertrauten Boten an Alexander I. absandte, um sich demselben in seiner künftigen Eigenschaft besonders zu empfehlen.*)

Im Dezember und Januar rückten an 50 000 Mann Franzosen in Spanien ein und nahmen fürs erste bei Valladolid und Burgos Stellung; Murat erhielt den Oberbefehl. Niemand wußte, was sie wollten. Das spanische Volk nahm an, sie kämen, um den Kronprinzen auf den Thron zu erheben und die verhaßte Regierung Godoy's zu stürzen, und begrüßte sie deshalb mit Freuden. Und Ferdinand selbst war dieser Meinung. Karl IV. hingegen erbat sich in einem ängstlichen Briefe Aufklärungen. Napoleons Antwort log, die Truppen seien bestimmt, eine Landung der Engländer zu verhüten und deshalb nach Cadix zu marschieren. Godoy, der den Plan durchschaute, riet zur Flucht nach Süden. Aber als man Anstalten dazu traf, glaubte das Volk, Godoy wolle damit den von Napoleon

---

*) Hierfür sind die Memoiren Miots von Melito, des Vertrauten Josephs, ein kaum anfechtbares Zeugnis. Miot nennt auch den Offizier, der mit der Sendung nach Petersburg betraut wurde. Übrigens berichtet Lucian, den Napoleon damals in Mantua (Dezember 1807) traf, er habe auch ihm unter Anderem das Königreich Spanien angeboten und gesagt: „Sehet Ihr es denn nicht in meine hohle Hand fallen, Dank der Thorheiten Eurer geliebten Bourbonen und der Albernheit Eures Freundes, des Friedensfürsten?“

geplanten Systemwechsel unmöglich machen, zog nach Aranjuez, wo der Hof weilte, und zwang den König, seinen Minister zu entlassen und selbst zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

Das kam dem Kaiser nicht gelegen. Er hatte gehofft, die königliche Familie werde sich, wie die portugiesische, wirklich auf die Flucht begeben, was er dann — wie dort — als Hinneigung zu England dargelegt haben würde. Nun aber langte unmittelbar nachdem Murat in Madrid eingerückt war, am 23. März 1808, unter dem Jubel des Volkes auch der neue König Ferdinand VII. dort an, und für weitere Bevölkerungskreise hatte es jetzt erst recht den Anschein, als ob wirklich die Franzosen dem jungen Fürsten den Weg dahin gebahnt hätten. Das war fatal für Napoleons eigentliche Absicht. Er sann darauf, wie er den jungen Monarchen, den er übrigens noch nicht anerkannt hatte, von seinem Volke trennen könne. Zu diesem Zwecke ward Savary nach Madrid geschickt. Er hatte Ferdinand vorzustellen, daß der Kaiser selbst nach Spanien kommen wolle, und daß es sich empfehlen würde, demselben entgegen zu reisen und seine Anerkennung zu erbitten. Der junge König begab sich wirklich zunächst nach Burgos, dann nach Vittoria, allerdings ohne den Kaiser anzutreffen. Dagegen empfing er hier ein Schreiben Napoleons, des Inhalts, derselbe müsse, bevor er seine Thronbesteigung gut heiße, zuerst in einer Besprechung mit ihm ergründen, ob Karl IV. wirklich freiwillig oder nur gezwungen abgedankt habe; diese Besprechung solle in Bayonne stattfinden. Manche warnende Stimme aus der Umgebung des jungen Fürsten sprach gegen die Reise dahin; die Bevölkerung von Vittoria wollte ihn gar nicht über die Grenze ziehen lassen Aber was war zu thun? Ringsum lagerten Franzosen, und die Einladung war ein Befehl. „In Vittoria," erzählte später Savary, „glaubte ich einen Augenblick, mein Gefangener werde mir entwischen; aber ich schaffte Ordnung, indem ich ihn einschüchterte" Am 14 April langte Ferdinand — in der That ein Gefangener — in Bayonne an, wohin der Kaiser auch das Elternpaar und Godoy geladen hatte.

Wen wird es nun überraschen, zu hören, daß der Prinz hier nicht fand, was er suchte? Napoleon versagte ihm nicht nur seine Anerkennung, sondern forderte geradezu von ihm, er möge die Krone seinem Vater zurückgeben, sicher, daß Karl IV. nicht mehr Lust hatte, in ein Land zurückzukehren, welches sein Regiment verwünschte, und wo ihn und den Friedensfürsten die größten Widerwärtigkeiten erwarteten. Ferdinand versuchte es zuerst mit Weigern, als aber die Kunde von einem Aufstande in Madrid nach Bayonne drang, den man auf seine Veranstaltung zurückführte, und als ihm Napoleon drohte, ihn als Rebellen zu behandeln, fügte er sich: er gab die Krone an Karl IV. zurück, der sie vertrauensvoll in des Kaisers Hände legte. Am 6. Juni 1808 empfing sie Bruder Joseph aus denselben.*) Napoleon war — mit listiger Tücke und brutaler Gewalt allerdings — an's Ziel gekommen, die pyrenäische Halbinsel stand mittelbar unter seinem Szepter.

Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. War dies der Fall, dann hatte sich wirklich der Ring gegen England geschlossen, und von den Säulen des Herkules bis an die Weichsel gehorchte der Kontinent seinen mehr oder minder kategorischen Befehlen, dann wagte auch der Koloß im Osten nicht mehr,

*) Joseph hatte nicht ununterbrochen auf Napoleons Programm gestanden. Einmal — es war nach der ersten Abdikation Karl IV. — bot der Kaiser seinem Bruder Ludwig in einem Briefe vom 27 März 1808 die spanische Krone an. Der Grund war einerseits eine persönliche Verstimmung gegen Joseph, der sich eine kleine Abweichung von einem Befehle des Bruders erlaubt hatte, worauf ihn dieser am 25. März in den herbsten Ausdrücken zurechtwies (Du Casse, Supplément à la Correspondance de Napoléon I. p. 100), und andrerseits hatte Napoleon von dem ausgedehnten Schmuggel Kunde erhalten, welchen die Engländer unter amerikanischer Flagge in Holland betrieben, und deshalb schon jetzt den Wunsch gehegt, dieses Land gänzlich Frankreich einzuverleiben. (Siehe den Brief Napoleons an den Finanzminister Gaudin vom 29. März 1808 im 16. Bande der Correspondance.) Ludwig lehnte das Anerbieten ab, da er einmal den Holländern seinen Eid geleistet habe, und bald darauf war Joseph wieder in Gnaden.

sich von ihm zu trennen, um eine eigene Bahn zu gehen, und die Zeit konnte nicht fern sein, da sich ein russisches Heer auf seinen Wink über die Grenzen des Weltteils hinaus bewegte, um fern in Asien für ihn den Untergang seines einzigen Feindes zu erstreiten*) Es mochte ein Gefühl hoher Befriedigung über ihn kommen, welches die eigenen Zweifel an der Moral seines Handelns weit zurückdrängte, wenn er die Erfolge des letzten Jahres übersah. Wie aber, wenn diese Erfolge sich nicht dauerbar erwiesen? wenn sich in seine Rechnung ein Faktor mengte, den er übersehen hatte? ein Moment, welches er nicht schätzen und nicht wägen konnte, weil ihm das Maß dafür fehlte? Hätte er doch im Jahre 1795 das Kommando in der Vendée angenommen, er hätte dort den Kampfesmut eines verletzten, getäuschten, zur Verzweiflung gebrachten Volkes aus eigener Anschauung kennen gelernt und vielleicht nicht den Fehler begangen, den er beging, als er in Spanien die Stimmung der Nation mißachtete, indem er sie betrog; er hätte vielleicht Talleyrands Rat befolgt und den jungen populären König an seine Familie und an sein Interesse gefesselt, anstatt ihn vom Throne zu stoßen. Gewiß, Ferdinand war ein unwürdiger Charakter, und Napoleons Absicht, Spaniens Ansehen und Kultur zu heben, ein achtungswertes Problem; aber

*) In einer interessanten Schrift, die im Jahre 1808 in Jena erschien und den Titel führt: „Der Marsch der Franzosen nach Indien“, ist von dieser Expedition als einer fest beschlossenen Sache die Rede: 30 000 Russen und 30 000 Franzosen seien bestimmt, von Persien unterstützt, von den unzufriedenen Nabobs begrüßt, die englische Herrschaft in Ostindien zu brechen. Ja, der Verfasser will sogar wissen, daß auch ein preußisches Kontingent sich beteiligen sollte All das war allgemein bekannt, oder wurde doch allgemein geglaubt, und geglaubt wurde auch, wenn es hieß, der heißbegehrte Weltfriede sei nur im siegreichen Kampfe mit England zu gewinnen. Es war ein titanischer Gedanke, die mit der Weltherrschaft Napoleons unzufriedenen Elemente Europas in Asien zu beschäftigen, um unterdeß den europäischen Völkern zu demonstrieren, daß dies für sie unumgänglich notwendig sei!

das Entscheidende war doch, daß der Wille eines Volkes von unberechenbarer Kraft sich widersetzte. Der Kaiser sollte es bald genug zu seinem Nachteil erfahren.

Im Juli 1808 zog Joseph in Madrid ein. Neapel fiel an Murat. Karl IV. ging mit Gattin und Günstling nach Italien. Der junge Prinz blieb in Frankreich interniert. Der neue König brachte eine neue Konstitution mit, die in Bayonne von hundertfünfzig spanischen Notablen beraten worden war, er brachte tüchtige Minister mit und den vortrefflichsten Willen, das herabgekommene Reich zu neuer Kraft und neuem Glanze zu erhöhen. Aber er fand das Land im Aufruhr. Wenn es in Spanien auch kluge Staatsmänner gab, die den Vorteil eines neuen geordneten Regierungswesens für ihr Vaterland erkannten und bereit waren, demselben zu dienen, so stand ihrer Erwägung doch die gekränkte Leidenschaft von Millionen gegenüber, welche die Überrumpelung durch die Fremden als eine nationale Schmach empfanden, die gerächt werden müsse. Und dazu kam, daß bei dem Volke, welches die ungläubigen Mauren und die ketzerische Reformation besiegt hatte, der religiöse Stolz mit zum Patriotismus gehörte, und daß der fremde Machthaber derselbe war, der dem Papste den Thron geraubt. Kurz, die Nation „verweigerte den Verträgen von Bayonne die Ratifikation“, wie dies Napoleon selbst später einmal aussprach, und griff zu den Waffen. Und mit Erfolg. In Asturien hatte der Aufruhr begonnen und noch im Mai mit rasender Schnelligkeit sich verbreitet. Boten gingen nach England um Beistand und fanden williges Gehör. Überall bildeten sich, meist unter der Führung der Mönche, Banden, in vielen Städten entstanden Junten d. i. Regierungsbehörden für Ferdinand VII, den man allein als König nannte und erkannte. Zwar drangen anfangs die französischen Truppen durch, bald aber fanden sie Widerstand von Seiten der „Banditen“ Heldenhaft kämpfte die Bevölkerung Saragossas gegen die Belagerer und zwang sie zur Rückkehr; in Valencia geschah dasselbe; und wenn auch Bessières

bei Medina de Rioseco am 14. Juli in der Ebene siegte, so ging dafür in den Bergen das ganze Korps Duponts, 17 000 Mann, verloren, indem es am 22. Juli bei Baylen sich ergeben mußte. Die Nachricht von diesem Ereignisse zog vollends ganz Spanien in die Insurrektion, so daß selbst der Ministerrat Josephs davon ergriffen wurde. Dieser selbst fühlte sich in seiner Residenz nicht mehr sicher und wandte sich Ende Juli nach Norden, die ganze französische Armee hinter den Ebro zurückziehend. Unterdessen war auch die verlangte englische Unterstützung in Portugal ans Land gegangen, wo am 30. August Junot bei Cintra — wenn auch aufs Ehrenvollste — kapitulierte. Und zu allem Überfluß fielen, auf die Nachricht von der großen Revolution, auch die spanischen Soldaten, die auf Fünen, Langeland und Jütland standen, von ihrem französischen Führer ab und waren bald auf englischen Schiffen auf dem Wege nach der Heimat.

Diese Nachrichten trafen Napoleon, der sich im Juli von Bayonne wegbegeben und nicht daran gezweifelt hatte, daß der Aufstand rasch bewältigt sein werde, aufs tiefste; die von Duponts Kapitulation brachte ihn außer sich vor Wut, die Botschaft von Cintra dagegen schien ihn niederzudrücken, denn hier war geschehen, was ihn am meisten schmerzte, die Engländer waren wieder Herren von Portugal, der Kordon war zerrissen. Sollte dieser Schade ausgebessert werden, so mußten stärkere Kräfte als bisher in Spanien zur Wirksamkeit gelangen, mußte die „Große Armee“ — wenn nicht ganz, so doch zum Teile — aus Deutschland herbeigezogen werden. Das hieß aber so viel als die dominierende Position im Osten aufgeben, durch welche ein Jahr hindurch drei Großmächte, Rußland, Preußen und Österreich im Schach gehalten worden waren. Und das war um so fataler, als sich gerade in diesem Augenblicke in den beiden deutschen Staaten Elemente des Widerstandes zeigten, die nur zu leicht zum Streit entflammt werden konnten, wenn jener Druck einmal fehlte.

Schon den Vorgängen in Italien, der Inkorporation Toskanas, der Verdrängung des Papstes aus seiner weltlichen Herrschaft, war man in Wien mit Unruhe gefolgt. Dann kam aber das Ereignis von Bayonne und machte den gewaltigsten Eindruck. Es nützt also nichts — sagte man sich — gefügig und lenksam zu thun, was dem Übermächtigen gut dünkte, nichts, mit ihm verbündet zu sein; man war doch seiner Tücke verfallen. Alle alten Dynastien Europas sah man vom gleichen Schicksale bedroht, und Österreich war voraus ein dynastischer Staat, da seine ungleichartigen Teile in erster Linie im Herrscherhaus ihren Zusammenhang fanden. Darum wurde hier ganz besonders die Gefahr, welche der Dynastie drohte, als Staatsgefahr empfunden, und Österreich rüstete. Im Mai und Juni 1808 wurden eine moderne Reserve und eine Landwehr errichtet, und das Volk drängte sich in die rasch formierten Bataillone.*) Napoleon forderte kategorische Aufklärungen und drohte im Juli mit Krieg; allenthalben ward an denselben geglaubt. Da kamen aber die Hiobsbotschaften aus Spanien und machten dieser Absicht vorläufig ein Ende. Nur daß Davout aus Polen nach Schlesien herabrückte und das Korps Mortiers in den fränkischen Landen stehen blieb, ward zur Überwachung Österreichs vorgekehrt. Die Korps von Ney und Victor wurden über den Rhein gezogen.

Und wie in Österreich, so gährte es auch in Preußen, allerdings nur insgeheim und gedämpft durch die Anwesenheit der Franzosen und derjenigen, die ihnen anhingen. Schon im

---

*) Am 10. August 1808 schrieb der französische Gesandte Andréossy nach Hause: „Nach dem was ich sehe und von allerwärts höre, hatte Österreich noch niemals ein so militärisches Aussehen, wie derzeit, und niemals gab die Regierung soviel Impuls, wie jetzt, dem Adel und allen Bürgerklassen. Das „Moriamur“ der Ungarn unter Maria Theresia hat sicherlich im Verhältnis nicht so rasch so viele eingeübte Streiter beigestellt als jetzt die Aufrufe der Regierungskommissäre und die Inskription für die Landwehr sie liefern.“

Vorjahre, nach der Eylauer Schlacht, war eine Verschwörung, von ehemaligen preußischen und hessischen Offizieren geleitet, im Werden gewesen, um, wenn die Engländer im Norden Deutschlands landen sollten, das Gebiet zwischen Weser und Elbe in Aufruhr zu bringen. Seit dem Frieden von Tilsit, unter dem Drucke des französischen Militärs, war die Volkserbitterung nur gewachsen. Gleichsam unter den Augen der Fremden gab es geheime Konventikel, welche sich in Haß und Kampfeslust bestärkten; im April 1808 ward der Königsberger Tugendbund gegründet, der, an sich harmlos, später für alles franzosenfeindliche Geheimwesen seinen Namen hergeben sollte. Daneben arbeitete die Regierung, Stein und Scharnhorst voran, an der Regeneration des Staates und seiner Armee, um beide für den nahen Streit zu kräftigen. All' das konnte schließlich Napoleon nicht entgehen, und wenn es ihm entgangen wäre, ein aufgefangener Brief des Ministers Stein an den Fürsten Wittgenstein vom 15. Aug. 1808 hätte es ihm geoffenbart, wo es deutlich zu lesen stand, man müsse die nationale Erbitterung Deutschlands nähren und, wenn Napoleon die preußischen Vorschläge ablehne, die Pläne vom Frühlinge des Vorjahres erneuern. War das noch das Preußen, welches er in jenen Thüringer Schlachten vernichtet zu haben glaubte und dessen Existenz er gleichsam nur aus Gefälligkeit zugestand?

Und nicht bloß in Deutschland, auch dort, wo Napoleon die größte diplomatische Klugheit aufgewendet hatte, schienen die Resultate seines Bemühens ihm entgehen zu sollen. In der Türkei war neuerdings eine Revolte ausgebrochen, Mustafa IV. vom Throne gestoßen und dessen Bruder Mahmud II. am 28. Juli 1808 zum Sultan erhoben worden. Bei dessen Regierung nun fand Frankreich gar keinen gefügigen Willen mehr. Der Gesandte mußte Vorwürfe über den Wankelmut der französischen Politik anhören und gewann den Eindruck, als ob es den Türken eher noch um einen Separatfrieden mit Rußland, als um die Freundschaft Napoleons zu thun wäre.

Sah es da nicht aus, als ob das ganze Gebäude der napoleonischen Herrschaft über den Kontinent, so nahe seiner Vollendung, ins Wanken käme? Der Kaiser erkannte sofort das Bedenkliche der Situation, aber auch zugleich das Mittel, sie zu bessern. Die einzige Macht, welche im Stande war, Preußen und Österreich in Ruhe zu erhalten, bis er Spanien zur Ordnung gebracht, war Rußland. Er mußte also Dieses aufs Neue zu gewinnen suchen. Freilich hatte er sich zweideutig genug benommen, aber der üble Eindruck ließ sich wohl tilgen. Schon die Räumung Preußens war ja ein Zugeständnis an Alexander, und durch ein zweites betreffs der Donaufürstentümer hoffte er zum Ziele zu kommen. Bisher hatte er den Zaren bezüglich der Letzteren auf eine mündliche Besprechung vertröstet. Jetzt sollte sie stattfinden. Kaum war die Nachricht von der Flucht Josephs aus Madrid nach Paris gelangt, so wurde sogleich ein Eilbote nach Petersburg geschickt, welcher die Einladung zur Entrevue in Erfurt — Alexander selbst hatte diesen Ort vorgeschlagen — überbringen, den Abzug der Truppen aus Preußen anzeigen und die Bitte stellen sollte, in Wien gegen die Fortsetzung der Rüstungen zu protestieren. Alles kam darauf an, wie sich der Zar entschied. Denn auch Österreich hatte sich ihm genähert und England bei ihm angeklopft und Preußens König ihm in vertrauten Briefen angedeutet, daß er nicht übel Lust habe, mit dem Wiener Hofe gemeinsame Sache zu machen. Alles wußte, daß Alexander nicht mit dem Herzen bei dem französischen Bündnis war, und wenn er nun die Hand geboten hätte, so würde vielleicht schon jetzt geschehen sein, was fünf Jahre später eintrat.

Aber der Zar ließ sich von den Nachbarn nicht gewinnen. Er wußte, daß Napoleon seiner bedurfte und daß er ihn deshalb in seinen orientalischen Plänen — wenn auch widerwillig — gewähren lassen würde. Der Krieg gegen Schweden hatte eine bessere Wendung genommen und Rußland gegen Süden wieder freiere Hand. Jetzt davon neuerdings ablassen,

um mit Preußen und Österreich gegen Frankreich Front zu machen, hätte das heißersehnte Ziel — den Besitz der Donaufürstentümer und vielleicht auch Konstantinopels — in unendliche Weite gerückt. Auch wollte der eitle Fürst der Opposition im Lande durch einen großen Erfolg beweisen, daß er zu Rußlands Größe den rechten Weg gewählt, als er sich in Tilsit an den Franzosenkaiser angeschlossen. Hieß ein Abfall von Diesem nicht eingestehen, daß er sich geirrt? Und je länger Jener in Spanien beschäftigt blieb, um so eher konnte er hoffen, seinen Zweck im Osten zu erreichen. Darum durfte nichts geschehen, was Napoleon in seinem Unternehmen auf der iberischen Halbinsel störte, darum mußten Österreich und Preußen zur Ruhe gebracht werden, weil ein Krieg, den sie eröffneten, die Franzosen nach Osten rief und Rußlands Kräfte nach Westen steuerte, anstatt sie im Süden den leicht erreichbaren Lorbeer pflücken zu lassen. So vereinigte sich gerade jetzt Alexanders Interesse mit demjenigen Napoleons in dem Punkte, die Schwerter der mitteleuropäischen Mächte, solange die spanische Expedition währte, in den Scheiden zu halten. Wir sehen daher den Zaren seinen Freund Friedrich Wilhelm III. von jeder kriegerischen Aktion an der Seite Österreichs eifrig abmahnen und ihn bereden, jene drückende Konvention zu ratifizieren, welche Prinz Wilhelm am 8. September 1808 in Paris unterzeichnet hatte, wonach Preußen noch 140 Millionen zu zahlen, die Oderfestungen den Franzosen einzuräumen, die Ziffer seiner Armee unter 42 000 Mann zu halten und im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Österreich ein Hilfskorps zu stellen hatte. In Wien hinwieder mahnte er zur Ruhe, damit ihm, wie er sagte, die traurige Notwendigkeit erspart bleibe, die Gegenpartei zu ergreifen. Dann reiste er nach Erfurt.

Hier reihte sich vom 27. September ab Fest auf Fest. Daß das Leben des Korsen von preußischen Verschwörern bedroht war, ist erst nach der Hand bekannt geworden. Mit Pomp und Pracht machte Napoleon seinem kaiserlichen Gaste die Hon-

neurs, wie er sie ihm in Tilsit gemacht hatte. Seine Grenadiere bildeten die militärische Dekoration, die Fürsten der deutschen Vasallenstaaten die politische. Vor einem „Parterre von Königen" spielten die Schauspieler der Comédie française die Meisterwerke der französischen Tragödie, und es ereignete sich einmal, daß bei den von Talma gesprochenen Worten des Voltaireschen „Oedipus":

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist
Geschenk der Götter!"

der Zar sich erhob und Napoleon unter dem Beifall des Saales umarmte. Nun lag nichts den Beiden ferner als eine sympathische Empfindung für einander, und was als die Äußerung einer solchen erscheinen mochte, war lediglich Berechnung. Alexander war keineswegs innerlich für Napoleon gewonnen, dessen Übergriffe er vielmehr als ein elementares Übel auffaßte; man müsse den Bergstrom vorüberrauschen lassen, sagte er einmal. Beide Teile aber sahen ihren Vorteil darin, vor Europa einig und verbunden zu erscheinen und regelten danach ihr Benehmen. Über die politischen Gespräche der zwei Herrscher iegt ein ebenso tiefes Dunkel gebreitet, wie über ihre Tilsiter Unterredungen. Wenn wir aber einem Memoirenfragment Talleyrands vertrauen wollen, welches kürzlich in den Erinnerungen des Baron Vitrolles zu Tage trat, so hat Napoleon dem Zaren vorgeschlagen, ein Stück der österreichischen Monarchie, Warschau und Nordpreußen militärisch zu besetzen, indes er selbst den Westen unterwarf, was Alexander ablehnte, der sich nur die Freiheit, gegen die Türkei zu agieren vorbehielt*). Napoleons geheime Absicht war dabei gewesen, Rußland mit seinen deutschen Nachbarn in Streit zu verwickeln und so von der Türkei

*) Mémoires et relations politiques du Baron de Vitrolles. Publiés selon le voeu de l'auteur, par Eugène Forgues. (Paris 1884) I. 240.

fernzuhalten Als er sie scheitern sah, trug er dem Zaren an, den Bruch mit der Pforte wenigstens solange zu verschieben, bis England die Friedensvorschläge, die man ihm gemeinsam machen wolle, angenommen oder abgelehnt haben würde. Aber auch hierauf ging Alexander nicht ein, und Jener mußte sich auch hierin fügen. Was endlich am 12. Oktober 1808 zwischen Frankreich und Rußland in Erfurt zu Stande kam, war ein neuer Allianzvertrag, der „mindestens zehn Jahre lang" geheim bleiben sollte. Darin ward zunächst ein neuerliches gemeinsames Friedensanerbieten an England beschlossen, und zwar auf der Grundlage des bestehenden Besitzes (Uti possidetis) — von vornherein aussichtslos, da ja England gerade das herrschende Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent seit 1802 bekämpfte. Im 8. Artikel anerkannte dann Napoleon die Erstreckung der russischen Grenze bis an die Donau, erklärte, nicht vermitteln und, wenn der Krieg zwischen dem Sultan und dem Zaren entbrennen sollte, nicht daran teilnehmen zu wollen, es wäre denn, daß Österreich das Vorgehen Rußlands stören sollte.

Da stand es nun verbrieft, wogegen er sich solange gewehrt: Rußland sollte die Donaufürstentümer erhalten. Für ihn selbst war nur das Eine erreicht — und dazu hätte es der Entrevue nicht erst bedurft — daß er wirklich in Spanien Ordnung schaffen konnte, ohne in der allernächsten Zeit vom Osten her bedroht zu werden. Im Ganzen war es doch eine politische Niederlage, die er erlitt, deren Einzelheiten wir vielleicht erst aus den Erinnerungen Talleyrands, der hier bereits gegen den Kaiser frondierte, entnehmen werden. Möglich, daß eine Anzahl von Taktlosigkeiten, welche die Geschichte aufbewahrt, seiner Verstimmung hierüber entstammen. Da war es einmal, daß er den Prinzen Wilhelm von Preußen, der im Namen seines Bruders erschienen war, zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einlud, ein andermal, daß er sich in Gegenwart Alexanders von durchmarschierenden Soldaten ihre

Heldenthaten gegen Rußland erzählen ließ und sie dafür mit dem Orden der Ehrenlegion belohnte. Talleyrand fand für dies Benehmen ein Wort, indem er zu Montgelas sagte: „Wir Franzosen sind zivilisierter als unser Monarch; er hat nur die Zivilisation der römischen Geschichte an sich.“

Während aber Napoleon den Fürsten durchaus nicht immer mit gewählter Art begegnete, zeichnete er die großen Männer Deutschlands, die er während seines Aufenthaltes bei sich sah, besonders aus. Am 2. Oktober wurde der Dichter des „Faust“ in einer Audienz von ihm empfangen. Goethe selbst hat darüber berichtet, wie ihn Jener mit den Worten „Ihr seid ein Mann!“ begrüßte, mit ihm über „Werthers Leiden“, die dramatische Kunst und die Schicksalstragödie sprach und ihm vorschlug, doch den Tod Cäsars würdiger und großartiger zur Anschauung zu bringen, als dies Voltaire gelungen sei. „Man müßte der Welt zeigen“ — sagte der Kaiser, und man bemerkt sein Ziel — „wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm nur Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.“ Solch' ein Trauerspiel sollte, nach seiner Meinung, Könige und Völker belehren. Denn was wolle man mit dem Schicksal in der Tragödie? Die Politik sei das Schicksal. Und wie er Goethe aufforderte, gut von Cäsar d. h. von ihm selbst zu denken, so wünschte er Wieland eine bessere Meinung als die geläufige über die römischen Kaiser beizubringen. Es war dasselbe Kapitel über Tacitus, welches er schon wiederholt mit Suard, Johannes von Müller u. a. erörtert hatte, immer in der Vorstellung, man könnte ihn am Ende mit den Nachfolgern des Augustus vergleichen. Auch das Christentum brachte er mit Wieland zur Sprache und nannte es „ein unübertreffliches philosophisches System, weil dadurch der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten ebenso stark verbürgt würden, wie Glück und Hoffnung der Individuen.“ Es lag eine deutliche Absichtlichkeit darin, wenn Napoleon in Erfurt und Weimar den deutschen

Dichterfürsten weit größere Aufmerksamkeit bewies, als den unterschiedlichen Landesherren: die Welt sollte es nur sehen, daß er, trotz Krone und Szepter, sich dem Genius des Geistes näher verwandt fühlte, als dem simplen Durchschnitt der Höchstgebornen.

Sechstes Kapitel.

Feldzüge in Spanien und Österreich. Marie Luise.

Napoleon hatte in Erfurt eine Frist erworben zu seinem Kampfe gegen Spanien. Wie lange diese Frist dauern würde, war freilich unsicher, und er mußte daher bedacht sein, mit einem möglichst raschen und kräftigen Schlage die aufständische Bewegung zu unterdrücken und seinem Bruder den verlorenen Thron wieder zu verschaffen. Und dies nicht blos um seiner Macht, sondern auch um seiner Geltung willen. Die Welt sollte nicht annehmen dürfen, daß er einen Fehler begangen habe, als er den Spaniern ihren einheimischen König raubte, ja, daß er überhaupt je einen Fehler begehen könne; denn so sicher fühlte er sich doch nicht, und so hoch stand auch seine Seele nicht, um einen Irrtum zu bekennen, ohne Furcht, sich damit zu schaden. Dieses doppelten Zieles wegen beabsichtigte er, mit weit überlegener Streitmacht selbst über die Pyrenäen zu gehen und vor Europa den Beweis zu führen, daß ein Widerstand gegen ihn unmöglich sei. Was in Spanien besiegt worden war, war zumeist nur junges ungeübtes Kriegsvolk gewesen; jetzt zieht er die Sieger von Ulm und Austerlitz, von Jena und Friedland heran. Mit Ansprachen voll Feuer und Verheißung schmeichelt er den Truppen, denen es keine geringe Überwindung kostet, die

Heimat, die sie seit drei Jahren nicht betreten, nur eben zu durchschreiten, und heimlich läßt er den Municipien der Städte befehlen, dieselben auf ihrem Marsche mit Festen und Gelagen und vertrauensvollen Reden und Liedern zu feiern, damit es bei den Kriegern den Schein erwecke, als hinge wirklich Frankreichs Wunsch und Hoffnung an ihrem neuen Waffenzuge.*) Und mit den Truppen gingen auch ihre bewährten Führer nach Spanien: Lannes, Soult und Bessières, Ney und Lefebvre, Moncey und Victor, Berthier als Chef des Generalstabes. Im Ganzen sind es außer den Garden und der Reserve-Kavallerie acht Armeecorps, die den Kampf mit dem ungefügen Volke aufzunehmen haben — denn auch Junot, der Be-

*) Überaus bezeichnend für Napoleon sind zwei seiner Dekrete an den Minister des Innern aus dem September 1808. „Ich wünsche“ — heißt es in dem einen — „daß Sie die Präfekten der Departements, welche an der Marschlinie liegen, auffordern, besondere Fürsorge für die Truppen zu treffen und mit allen Mitteln den guten Geist, der sie beseelt, und ihre Ruhmesliebe zu nähren. Festreden, Liedervorträge, Freitheater, Gastmähler, das ist, was ich von den Bürgern zu Ehren der heimkehrenden Sieger erwarte.“ Ein paar Wochen später: „Die Truppen sind in Metz, Nancy, Reims bewirtet worden. Ich wünsche, daß sie es auch in Paris, Melun, Sens, Saumur, Tours, Bourges und Bordeaux werden; d. h. dieselben Truppen dreimal. Sie werden mir berechnen, was dies per Mann kostet. Lassen Sie in Paris Lieder verfertigen, um sie in die verschiedenen Städte zu schicken. Diese Lieder sollen von dem Ruhme sprechen, den die Armee sich erworben und von dem, den sie sich noch erkämpfen wird, und von der Freiheit der Meere, dem Ergebnis ihrer künftigen Siege. Diese Lieder sollen bei den Gastmählern gesungen werden. Sie müssen aber drei verschiedene Gattungen derselben machen lassen, damit der Soldat nicht zweimal das Gleiche zu hören bekommt.“ Die Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Fézensac z. B. weiß in seinen Denkwürdigkeiten zu berichten. „Der Marsch der verschiedenen Korps durch Frankreich war ein Triumphzug. Die Behörden aller Städte wetteiferten, sie zu empfangen. Überall wurden militärische Feste veranstaltet, Gastmähler gegeben, in Beglückwünschungen, Festreden, Kriegsliedern die errungenen Siege der Großen Armee gefeiert und neue vorhergesagt.“ Daß dies alles der Kaiser heimlich angeordnet und aus seiner Tasche bezahlt hatte, erfuhr niemand.

siegte von Cintra, wird mit seinen 20 000 Mann wieder in den Kampf eintreten — ein Heer von über 200 000 Streitern unter dem genialsten Feldherrn, ausgestattet mit allen Zurüstungen, trefflich gekleidet und verpflegt.

Was wir gegenüber diesen Anstrengungen Napoleons, sein in Spanien verlorenes Prestige wieder zu finden, von den spanischen Maßregeln hören, ist von unendlicher Geringfügigkeit. Statt die Siege bei Baylen und an den andern Orten aufs eifrigste zu nützen und zu verfolgen, die Franzosen gänzlich aus dem Lande zu treiben und dessen Verteidigung vorzukehren, hatten sich die Spanier einem Freudentaumel hingegeben, der sie aller künftigen Gefahr vergessen und ihr Werk der nationalen Befreiung als beendet träumen ließ. Man überschätzte die verfügbaren Streitkräfte, die Kapazität der Generale, den Mut der Truppen, für die nichts verderblicher wurde als die voreilige Hingebung an den errungenen Triumph; die einzelnen Junten arbeiteten in Eifersucht widereinander, die einzelnen Feldherren desgleichen; das plötzlich herrenlos gewordene Volk, welches bisher an das unbedingteste Regiment gewöhnt gewesen war, verfiel in Ratlosigkeit und Anarchie. Die Franzosen mochten immerhin ins Land rücken, man wird sie rechts und links umgehen und allesamt gefangen nehmen — so lautete, nicht etwa die Ansicht untergeordneter Leute, sondern der Beschluß eines im September abgehaltenen Kriegsrates. Ja, ernste Blätter sprachen sogar davon, „die Rache auf die andere Seite der Pyrenäen zu tragen.“ Dabei aber ließ man das Heer — welches prahlerisch auf 3 bis 400 000 Mann angeschlagen wurde, während es nicht viel über 100 000 betrug — ohne genügende Kavallerie, die Truppen ohne Übung im Kampfe, selbst ohne Bekleidung und Nahrung. Und anstatt sie unter das Kommando eines Oberfeldherrn zu stellen, ward ein Kriegscomité mit der militärischen Leitung betraut, welches von Aranjuez aus die Operationen dirigieren sollte. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben, der Kampf war allzu ungleich.

Napoleon hätte gewünscht, daß die Spanier ihre Absicht wahr machten und wirklich zur Umarmung der französischen Armee ausholten. Noch aus Erfurt befiehlt er, den linken Flügel der Gegner, über 30 000 Mann unter General Blake, möglichst weit nach Biscaya und Navarra vordringen zu lassen, um ihn dann durch starke Massen, die zwischen ihn und das spanische Centrum durchgeschoben wurden, im Rücken zu fassen. Aber ein Ende Oktober voreilig eingegangener Kampf Lefebvre's zwang den Feind zum Rückzuge von Durango auf Valmaseda und vereitelte damit die Absicht des Kaisers. Als Dieser dann am 5. November 1808 in Vittoria beim Hauptquartier eintraf, ward Lefebvre hart zurechtgewiesen, im Übrigen aber der Plan einer Durchbrechung der feindlichen Linie nicht aufgegeben. Das Centrum derselben hielt Castaños mit etwa 25 000 Mann zwischen Calahorra und Tudela am Ebro, den rechten Flügel Palafox bei Saragossa. Zwischen Castaños nun und Blake in der Richtung auf Burgos ward die Hauptmacht der Franzosen dirigiert, während zwei Korps dem Letzteren auf dem Fuße zu folgen hatten. Die Eroberung von Burgos gelingt nach der Überwältigung einer geringfügigen Reservearmee der Spanier am 10. November, und zur selben Zeit wird Blake bei Espinosa in eine Schlacht verwickelt, die er am 11. verliert. Er ist von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und kann sich nur durch Hinterlassung seiner ganzen Bagage davor bewahren, daß ihn Soult fängt. Er flüchtet nach Asturien, wo ein kleines spanisches Korps unter Romana die Trümmer des seinigen aufnimmmt.

Die zweite Aufgabe, die sich Napoleon stellte, war die, nun auch Castaños, der sich inzwischen mit Palafox vereinigt hat, zu zermalmen. Zu diesem Zwecke entsendet er Ney mit seinem Korps und einigen Verstärkungen von Burgos südöstlich auf Soria, damit er von hier aus den Feind im Rücken fasse oder ihm den Rückzug abschneide, während ihn Lannes von Navarra her in der Front angreift. Der Frontangriff erfolgt und gelingt. Lannes gewinnt am 23. November die Schlacht bei Tudela;

Palafox muß sich nach Saragossa zurückziehen; Castaños flüchtet nach Süden. Und sicher wäre dieser von Ney gefangen worden, wenn der nicht, durch übertriebene Nachrichten über des Feindes Stärke getäuscht und unschlüssig gemacht, in Soria stehen geblieben wäre. Aber immerhin, beide spanische Armeen waren zum mindesten zersprengt.

Blieb noch das britische Expeditionscorps in Portugal, vor welchem ehedem Junot kapituliert hatte und das jetzt unter John Moore über Salamanca heranrückte, indes 10000 Mann Engländer von Coruña her im Anzuge waren. Von dieser Bewegung wußte Napoleon so wenig als Moore von den Niederlagen der Spanier. Der Kaiser, der über Burgos nach Aranda vorgegangen war, vermutete vielmehr, die Briten würden von Lissabon im Thale des Tajo auf Madrid marschieren, und suchte sich vor allem in den Besitz der Hauptstadt zu bringen. Nachdem er Moncey die Einschließung Saragossa's aufgetragen, avancierte er gegen die Sierra de Guadarrama, welche die Ebene von Madrid gegen Norden schützt und abschließt, während der Hauptmacht zur Rechten Lefebvre über Valladolid auf Segovia, ihr zur Linken Ney in der Richtung auf Guadalaxara vorgehen. Die Somosierra war von 12000 Spaniern verteidigt, die, mit Artillerie versehen, den Franzosen zu schaffen machen konnten. Sie hielten die Abhänge und die einzige steil aufsteigende Straße mit sechzehn Kanonen besetzt, hinter denen sich starke Abteilungen von Infanterie bargen. Am 30. November, vor Tagesanbruch, ließ Napoleon zunächst seine Tirailleure die Höhen emporklimmen, was ihnen, vom Nebel begünstigt, gelang; die Straße ward durch die polnische Gardekavallerie gesäubert, die dem fürchterlichen Feuer in Carrière entgegenritt, die Kanoniere niederhieb und auch die Fußtruppen des Feindes zurückwarf. Alles floh regellos Die Straße nach Madrid war frei.

Hier hat der Kontrast zwischen dem bisher bekundeten prahlerischen Selbstbewußtsein der Regierung und der Thatsache, die Franzosen vor den Thoren zu sehen, eine ungeheuere Aufregung

erzeugt und Greuel der Verzweiflung mit sich geführt, die nur dem Gegner zu statten kamen, der als Hersteller der Ordnung auftreten und durch die Strenge, mit der er der Anarchie imponierte, einen nicht geringen Teil der Bevölkerung beruhigen, ja sogar teilweise für sich gewinnen konnte. Am 4. Dezember übergiebt sich die Stadt dem Kaiser, und noch am selben Tage erläßt Dieser vier Dekrete, die einen völligen Umsturz in den öffentlichen Verhältnissen Spaniens hervorrufen: die Inquisition ist abgeschafft und ihre Güter werden als Staatsdomänen erklärt; alle Feudalrechte hören auf zu gelten; die Provinzialzollschranken fallen; die Klöster werden auf ein Drittel ihrer Anzahl eingeschränkt, und die Mönche, welche freiwillig in den Stand der Weltgeistlichkeit übertreten, sollen Staatspensionen erhalten. Joseph, der dem siegreichen Heere des Bruders folgte, beklagte sich zwar, daß Dieser in seine Regentenrechte eingreife und wollte resignieren; aber das ward ihm verwehrt. Napoleon erklärte ihm, wie den Madridern, er komme als Eroberer, da die spanische Rebellion die Akte von Bayonne annulliert habe, und sein Recht sei das des Siegers. Schwer legte sich seine Hand auf die Bezwungenen. Schon in Burgos hatte er ein Proskriptionsdekret erlassen, und die Geächteten konnten froh sein, mit der Abführung nach Frankreich davon zu kommen; ihre Habe ward konfisziert. Wie in Allem, was Napoleon that, so lag auch in dieser Härte eine Absicht, es war die, das Regiment seines milden Bruders erwünscht erscheinen zu lassen. In einer Proklamation vom 7. Dezember wies er die Spanier an ihn und seine gemäßigte, konstitutionelle Regierung: „Es hängt nur von Euch ab, daß diese Konstitution fortan Euer Gesetz sei. Sind aber alle meine Bemühungen vergebens und rechtfertiget Ihr nicht mein Vertrauen, dann bleibt mir nur übrig, Euch auch fortan als eroberte Provinz zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu verschaffen. Dann werde ich selbst die Krone von Spanien auf mein Haupt setzen und den Böswilligen Respekt vor ihr lehren, denn Gott hat mir

hinreichend Kraft und Willen verliehen, um alle Hindernisse zu besiegen." Die Wirkung blieb nicht aus. In Madrid schworen Bürger, Beamte und selbst Geistliche König Joseph den Treueid, und auch aus den Provinzen, freilich nur soweit die Franzosen vorgedrungen waren, langten die von Napoleon geforderten Juramente ein. Sein Gedanke war, ein Volk, welches durch seinen Glauben zur höchsten Energie des Widerstands entflammt werden konnte, durch eben diesen Glauben, auf den sich der Treuschwur gründete, zur Unterthänigkeit zu verpflichten.

Während er so in Madrid waltete, war Moore mit seinen Engländern längst bis nach Salamanca vorgedrungen, hier aber bei der Nachricht von den verschiedenen Niederlagen der Spanier stehen geblieben. Der Kaiser erfuhr lange nichts hiervon und glaubte noch immer, die Briten würden direkt auf die Hauptstadt losgehen. Noch am 14. Dezember dirigierte er Victor und Bessières nach Talavera und darüber hinaus, während er Ney, der einen Teil seiner Truppen wider die Trümmer des Castaños'schen Korps zurücklassen soll, mit den übrigen nach Madrid herankommandierte. Erst ein paar Tage später vernahm er den richtigen Sachverhalt durch Soult, der in einer Stellung bei Valladolid die Verbindung zwischen der Hauptarmee und Frankreich aufrechterhielt. Das Manöver der Engländer erschien ihm zunächst sonderlich; sofort aber erkannte er auch, wie verderblich es ihnen werden konnte. Soult, den er noch kurz zuvor angewiesen hatte, nach Gallicien zu marschieren, erhält jetzt nebst Verstärkungen die Ordre, Moore möglichst weit nach Osten zu locken, indes er selbst mit 40 000 Mann Madrid in nordwestlicher Richtung verlassen will, um jenseits des Gebirges, in Alt-Castilien, dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Der Plan war gut, aber er sollte nur teilweise gelingen. Moore hatte jenen früheren Befehl Napoleons an Soult, nach Gallicien zu gehen, in die Hände bekommen und war darauf hin zunächst nicht nach Valladolid weitergezogen, sondern nordwärts abgeschwenkt, um sich zunächst mit der Kolonne, die

von Coruña im Anmarsch war, zu vereinigen, ehe er den Angriff auf Soult wagte. Das entfernte ihn von Napoleon. Dieser mochte sich den Marsch durch den Guadarrama-Paß und die altkastilische Ebene leichter gedacht haben. Er fand mannigfache Schwierigkeiten vor. In den Bergen hatten seine Truppen von Schneesturm und Glatteis zu leiden. Er mußte seine Gardereiter absitzen und, die Pferde führend, Weg bahnen lassen, er selbst zu Fuß in ihrer Mitte. Das war am 22. Dezember, als man über den Paß von Espinar zog. Am Tage darauf trat Tauwetter ein, und die reißend gewordenen Flüsse, die zu durchwaten waren, da alle Brücken fehlten, drohten neue Gefahr. All das hemmte und hinderte, und nur mit Mühe kam man bis Astorga. Unterdes hatte Moore endlich von dem wahren Stande der Dinge Kenntnis erhalten und wandte sich nach Coruña. Der Vorsprung, den er hatte, begünstigte sein Entrinnen aus der Gefahr, zwischen den Heeren von Soult und Napoleon zerrieben zu werden, und es blieb den Franzosen nur noch übrig, ihn hart zu verfolgen, was der Kaiser Soult allein überließ, indes er selbst von Astorga nach Benavente und dann nach Valladolid zurückkehrte. Hätte er ahnen können, daß die Engländer, als sie in Coruña anlangten, die Transportflotte noch nicht vorfinden und genötigt sein würden, sich zur Schlacht zu stellen, daß Soults Säumnis ihnen Zeit zur Aufstellung und schließlich zur Einschiffung übrig lassen würde, er hätte sich wahrscheinlich selbst an die Spitze der Verfolgung gesetzt. All das aber sah er nicht voraus, hielt vielmehr seine persönliche Aufgabe für beendet und verließ, nachdem er Soult befohlen hatte, Portugal zu besetzen, am 17. Januar das Land, um nach Paris zu eilen.

Von der zwiefachen Absicht, die er mit dem Feldzug in Spanien verfolgt hatte, war nur eine erreicht: er hatte mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Baylen besiegt und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wieder hergestellt. Die zweite aber war nicht erfüllt: Spaniens Widerstand war nicht

gebrochen. Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen. Noch konnten sich im Süden die Trümmer der besiegten Heere sammeln und zu neuen Kämpfen stärken, die Engländer mit ihrer Flotte in Portugal oder anderwärts ans Land gehen. Es hätte — urteilt der große Kriegskritiker Jomini — eines systematischen Feldzuges von der Dauer zweier Jahre bedurft und der Ausgabe von 3 bis 400 Millionen, die man zur Ernährung der Armee benötigte, um die Unterjochung durchzusetzen. Aber wir wissen, wie gedrängt Napoleon in der Zeit war, auf welch schwankender Basis sein europäisches Übergewicht beruhte. Denn es war eine der Folgen seiner weltumfassenden Politik, daß sie ihm neue Aufgaben zuwies, noch ehe er die alten zu lösen imstande war.

Bis auf die jüngste Zeit herauf galt die Erzählung, Napoleon habe am 2. Januar 1809 in Astorga Briefe erhalten, deren Inhalt ihn besonders nachdenklich gemacht und schließlich dazu bestimmt habe, mit der Garde umzukehren; in diesen Briefen sollen Nachrichten von neuen energischen Rüstungen der Österreicher und von geheimen Verabredungen der alten Feinde Talleyrand und Fouché gestanden haben, die den Imperator davon abhielten, sich in die Berge des Westens zu verlieren. Lanfrey und andere Historiker haben dies als napoleonische Geschichtsmacherei bezeichnet und gemeint, der Kaiser wollte nur — wie im Jahre 1805 an der englischen Küste — einen Vorwand finden, um der Situation in Spanien zu entrinnen und mit neuen Schlägen gegen Österreich seinen Kriegsruhm mächtiger zu beleben. Diese Ansicht trifft jedoch nicht das Richtige. Denn es hat sich aus neueren historischen Quellen, z. B. aus Aufzeichnungen Marets und Dokumenten Metternichs ergeben, daß die Intrigue Talleyrands, Fouchés und Anderer, welche das spanische Unternehmen, wie die ganze Weltpolitik des Kaisers, als für Frankreich nachteilig erklärten, durchaus nicht bedeutungslos war. Freilich,

wenn Metternich in der Intrigue bereits eine Verschwörung und in einer Schar von Malcontenten schon eine politische Umsturzpartei erblickte, mit der man zu rechnen habe, und seinem Hofe dies so darstellte, so war das weit übertrieben und nur geeignet, in Wien denselben Irrtum hervorzurufen, der im Jahre 1805 Mack bis an die Iller vorgehen ließ.*) Aber immerhin war doch so viel an der Sache, daß die Nachricht davon auf den mißtrauischen Kaiser Eindruck machen und ihn ebenso nach Frankreich zurückrufen konnte, wie ihn im Jahre 1800 eine Mitteilung ähnlichen Inhalts nach der Schlacht bei Marengo zur Heimkehr bestimmt hat.**)

Wichtiger aber noch als dies eine Moment, war für Napoleon das zweite: Österreich hatte, während er in Spanien focht, eifrig weitergerüstet, und schien zum Krieg entschlossen. Nicht ohne Grund. Schon daß Jener an Spanien gefesselt war, war eine Gunst der Verhältnisse. Metternich, der eigens nach Wien kam, um nach seinen Erfahrungen Rat zu geben, schilderte die französischen Streitkräfte als durchaus nicht weit überlegen und meinte, der spanische Krieg halte soviel davon fest, „daß die Macht Österreichs, soviel geringer als diejenige Frankreichs vor der spanischen Erhebung, derselben jetzt, in den ersten Augenblicken eines Krieges, zum Mindesten gleich sein würde.“ Er berechnete in einer seiner Denkschriften vom 4. Dezember 1808, daß Napoleon nur etwas über 200 000 Mann gegen den Osten zur Verfügung habe, und Minister Stadion trug dem Kaiser am selben Tage seine Überzeugung vor: es sei nunmehr an der Zeit, „die seit Anfang des Jahres mit so glücklicher Be-

*) „Wir sind also endlich an einer Epoche angelangt“ — heißt es in einer Denkschrift des österreichischen Gesandten vom 4. Dezember 1808 — „wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriguanten, sondern Männer, die imstande sind die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenstes Interesse und zugleich das der Nachwelt.“

**) S. Band I, Seite 199.

harrlichkeit aktivierten Kräfte des österreichischen Staates in unmittelbare Anwendung zu bringen". Auch die finanzielle Not drängte zur Aktion. Denn nur bis zum Frühling konnte man den Hochstand der Armee noch fristen und dann mußte etwas geschehen; auf englische Subsidien, um die man sich schon seit Wochen bewarb, war erst nach Ausbruch des Krieges zu zählen. Und dann, gab es denn für Österreich nicht auch noch andere Hilfe als die spanische Diversion und Englands materielle Unterstützung? Mit dem Ministerium Stein in Preußen, welches eine national-deutsche Erhebung im Sinne gehabt hatte, war freilich nicht mehr zu rechnen; Stein war, auf Napoleons Andringen, gefallen und ging als ein Geächteter nach Österreich. Aber der Sturz desselben hatte am Königsberger Hofe doch keinen eigentlichen Systemwechsel mit sich gebracht. Und war es nicht ein deutliches Zeichen der Verständigung, wenn der preußische Minister Graf Goltz dem österreichischen Gesandten anfangs Dezember die Konvention mit Frankreich vom 8. September offen mitteilte und versicherte, der König werde, wenn er sich auch nicht gleich zu Beginn seiner Verpflichtung entziehen könne, doch die erste günstige Gelegenheit ergreifen, um an Österreichs Seite zu treten? Jedenfalls zog man diese Versicherung in Wien in Rechnung. Man konnte ja nicht wissen, daß Ansicht und Absicht des Königs durchaus nicht immer durch dessen Minister repräsentiert waren. Als Alexander I. von Erfurt über Königsberg nach Hause gereist war, hatte er Friedrich Wilhelm eingeladen, ihn in Petersburg zu besuchen. Sein Zweck war, denselben von seiner kriegslustigen Umgebung zu entfernen und zum Festhalten an dem Vertrage vom September zu bewegen. Das gelang. Als der König vor Mitte Februar in sein Land zurückkehrte, wollte er fortan von einer Teilnahme am Kampfe nichts mehr wissen, ermahnte Österreich, den Frieden zu bewahren und sich höchstens darauf zu beschränken, einen Angriff Napoleons abzuwehren, er selbst wolle sich nicht von Rußland trennen. Nun beruhte aber Stadions Programm gerade darauf, dem Feinde

der alten Staatenordnung nicht solange Zeit zu lassen, bis er neuerdings mit überlegener Macht den Donaustaat anfallen durfte, sondern eher zu einer Zeit loszuschlagen, wo die spanische Verlegenheit noch andauerte und des Gegners Kräfte band.

Die Erklärung Friedrich Wilhelm's machte aber nicht blos die Hoffnung auf Preußen in Wien zu nichte. Aus den Denkschriften Metternichs war hervorgegangen, welche Haltung Talleyrand gegen Alexander von Rußland eingenommen hatte; und daß in Erfurt nicht alles ganz glatt zwischen den beiden Kaisern abgelaufen war, bezeugte auch der heimgekehrte St. Vincent. Man zweifelte darum an der Echtheit der russisch-französischen Freundschaft, trotz ihrer Ostentation, und hoffte, der Zar werde, wenn nicht gerade sein System ändern, so doch in einem französisch-österreichischen Kriege neutral bleiben. Alexander jedoch erklärte dem Abgesandten Fürsten Schwarzenberg — immer in der Absicht, was ihm mit Preußen gelang, auch mit Österreich zu versuchen — rundweg, er werde seinen Verpflichtungen gegen Napoleon nachkommen müssen, da ohne Zweifel der Wiener Hof der angreifende Teil sei und für diesen Fall der Erfurter Vertrag seine militärische Unterstützung für Frankreich fordere (2. März). Erst später, als er bemerkte, daß sich Österreich trotzdem nicht vom Kriege abhalten ließ, gab der Zar, dem es doch nur um möglichst viel Spielraum im Orient, nicht aber darum zu thun war, Napoleons Weltherrschaft zu fördern, die heimliche Erklärung ab, er werde es vermeiden, Österreich harte Schläge zu versetzen (15. April).

Aber wenn auch Zar und König dem Kampfe mit Frankreich widerstrebten, gab es nicht dennoch in ihren Ländern Elemente, die anders dachten und stark genug waren, daß man mit ihnen rechnen konnte? Das welthistorisch Wichtige war, daß weder Alexander noch Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke die Stimmung und den Willen ihrer Völker vertraten. So wie in Österreich seit dem Bayonner Attentate die öffent-

liche Meinung zum Kriege drängte*), so war auch in Deutschland und in Rußland die Feindschaft gegen Napoleon eine nationale Empfindung geworden, die sich geltend machte. „Wenn der König" — hieß es in Preußen — „noch länger zaudert, einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird unfehlbar eine Revolution ausbrechen!" Der dies schrieb, war der preußische Minister des Äußern, und die Adresse war die Königin. Selbst persönliche Gegner Steins, wie Minister Beyme, beschworen Friedrich Wilhelm, sich von Rußland zu trennen und die Huldigung seiner alten Provinzen jenseits der Elbe entgegenzunehmen. Andere wieder wiesen ihm die Gefahr, welche darin lag, daß das Haus Österreich, wenn es in diesem Befreiungskriege siegen sollte, sich auch in Norddeutschland festsetzen könne, da schon jetzt Schlesien nach der österreichischen Herrschaft verlange. Ernst Moritz Arndt rief es ja offen in die Welt hinaus: „Freiheit und Österreich! soll unser Feldgeschrei sein; das Haus Habsburg soll herrschen!" Ein Sturm von Enthusiasmus ging durch ganz Deutschland und that in Wien seine Wirkung, trotz der abmahnenden Warnung des Preußenkönigs, der jetzt wieder, wie vor Jena schon einmal, an Abdankung dachte. War es soweit geirrt, wenn Stadion diesem Eindrucke folgend, mehr das deutsche Volk als dessen Fürsten in seinen Kalkül aufnahm und endlich auch den kaltherzigen Kaiser Franz zu der Entschließung fortriß, Napoleon, „wie man zu sagen pflegt, das Messer an die Kehle zu setzen"? (Ende Februar 1809.)

Was Österreich eigentlich vom Kriege erhoffte, war, wie es in einer Instruktion für den zur Unterhandlung mit England bevollmächtigten Grafen Wallmoden vom 29. Januar heißt, „sich wieder auf den Punkt von innerer Stärke und Konsistenz

*) Am 18. März 1809 schrieb der französische Geschäftsträger aus Wien nach Hause: im Jahre 1805 wollte blos die Regierung den Krieg, weder die Armee, noch das Volk; 1809 wollen ihn Regierung, Armee und Volk."

zu schwingen, auf welchem man nach den letzten Friedensschlüssen vor dem Preßburger Frieden gestanden hatte . . . mit der Bemerkung jedoch, daß man sich noch einzelne kleine Arrangements zur Verbesserung unserer Grenze und unserer Lage gegen Deutschland bei vorteilhaften Umständen vorbehalten wolle, umsomehr als zwei jüngere Branchen des Erzhauses ihrer rechtmäßigen Besitzungen in dem Laufe der Revolutionskriege beraubt worden sind und entweder in Deutschland oder in Italien ihre Wiedereinsetzung in das angeerbte Territorium oder eine Entschädigung finden müssen." Dann weiter: „Österreichs Wunsch ist, wenn es ihm gelingen sollte, das Tributär-System Napoleons zu zerstören, jeden rechtmäßigen Eigentümer wieder in den Besitz der ihm vor der Zeit der Usurpationen Napoleons zugehörigen Lande zu sehen. Dieser Grundsatz hat vor allem auf Spanien, dann in Italien auf den König von Neapel, den Papst, den König von Sardinien, in Deutschland auf den König von Preußen, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Braunschweig, den König von England inbetreff Hannovers, dann auf das gegenwärtige Herzogtum Warschau zu Gunsten Preußens Bezug. Der Wiener Hof dehnt ihn auch auf diejenigen deutschen Fürsten aus, welche er bei dem bevorstehenden Kriege als Feinde zu behandeln im Falle wäre und deren Rückkehr in ihre angeerbten Lande nach geendigtem Kriege wenngleich mit einigen Bedingungen nach Maßgabe des von ihnen eingehaltenen Betragens er im Voraus zu versichern bereit ist." *)

Wie weit Napoleon von diesen Absichten der Donaumacht unterrichtet war, als er in Spanien Halt machte, läßt sich freilich

---

*) Man war sogar bereit, „dem Könige von Sardinien eine hinreichende Vergrößerung seiner ehemaligen Lande zu gönnen, damit er nicht bei jedem Kriege gezwungen werde, sich unter den Fahnen Frankreichs zu schützen und der französischen Macht als Avantgarde zu dienen". Es ist also mindestens stark übertrieben, wenn jüngst auf Grund dieses Aktenstückes „die Doppelherrschaft über Italien und Deutschland" als das Ziel Österreichs 1809 bezeichnet wurde.

nicht bestimmt sagen. Nur, daß ihm — in der Regel über München — manche Nachricht über deren Rüstungen, über österreichische Wühlereien in Tirol, heimliche Verständigungen zwischen dem tirolischen Adel und der Wiener Regierung und manches andere auf Feindseligkeit deutende Zeichen zuging, ist erwiesen. Er hatte während des Feldzugs Österreich nicht aus dem Auge verloren, und wenn er auch nur 60000 Mann in Norddeutschland unter Davout, 30000 unter Oudinot im Süden zurückgelassen, so war er doch unaufhörlich bedacht, diese einem Überfalle der Österreicher keineswegs gewachsenen Streitkräfte zu verstärken. Er forderte vom Senate die Konskription für 1810 und brachte, indem er die Erhöhung der jährlichen Rekrutenzahl von 80000 auf 100000 durchsetzte und von den Altersklassen von 1806 bis 1809 je 20000 Mann nachträglich abstellen ließ, ein junges Heer von 160000 Mann zustande, aus denen er fünfte Bataillons bei jedem Regiment errichtete. Außerdem zog er zwei Divisionen und die Garde aus Spanien und ließ zwei weitere Divisionen, die sich bereits auf dem Marsche dahin befanden, nach Deutschland umkehren, so daß er dort zu der Zeit, da er den Beginn des Krieges annahm, Mitte April, über etwa 200000 Mann gebieten konnte, die italienische Armee nicht eingerechnet. In Paris ward verkündet, daß die spanische Affaire beendet, das Land unterworfen sei. Er war fest zum neuen Kampf entschlossen und bereitete ihn aufs sorgsamste vor. Auch hier galt es ihm, die Unantastbarkeit seiner Hoheit zu demonstrieren: niemand sollte fürder die Hoffnung hegen dürfen, ungestraft gegen ihn agitieren zu können, während er anderwärts beschäftigt war. In seinen Augen galt ein Staat, der irgend welche Selbständigkeit in seinen Bewegungen äußerte, als Rebell, der Strafe verdiente. Und hiezu gesellte sich noch ein anderer Beweggrund.

Während die früheren Kriege sich selbst ernährt und überdies reichen Geldgewinn abgeworfen hatten, hatte der spanische Feldzug nicht nur keine Kriegsentschädigung eingebracht, sondern

im Gegenteile sehr viel Kosten verursacht. Dadurch verschlechterten sich die Finanzen und heischten Aufbesserung. „Er braucht Geld", sagte der russische Botschafter Rumänzow zu Metternich über Napoleon, „er hat es mir nicht verschwiegen; er will den Krieg gegen Österreich, um es sich zu verschaffen." In Wien hinwieder rief der ehemalige Leiter der Finanzen und nunmehrige Konferenzminister Zichy gleichfalls: „Krieg, da die Situation der Geschäfte ihn erfordert!" So berührten sich die hohen Ziele der Weltbeherrschung auf der einen, der Weltbefreiung auf der andern Seite aufs engste mit der materiellen Notdurft des staatlichen Lebens. Der Waffenstreit war unvermeidlich, da beide Teile ihn wollten. Nur war es für Napoleon, wie ehedem so oft, jetzt doppelt wichtig, Österreich als Angreifer hinzustellen, nicht allein, um von Rußland die versprochene Hilfe heischen zu können, sondern auch um vor den Franzosen wieder als derjenige zu erscheinen, der vom Auslande zu immer neuen Kämpfen verleitet wird. So ließ er z. B. in der letzten Februarwoche verbreiten, er habe höchst annehmbare Anerbietungen in Wien machen lassen, um den Frieden zu erhalten — was doch nur zum Scheine der Fall war. Außerdem brauchte er noch Zeit zu seinen Rüstungen. Denn die Rekruten waren erst Mitte Februar versammelt und mußten vorerst geübt werden. Erst anfangs März giebt er Befehl zur Konzentrierung der Streitkräfte in Süddeutschland, und erst in den letzten Tagen dieses Monats ordnet er den strategischen Aufmarsch an, den der Generalstab bis zum 15. April fertig zu stellen hat. Früher, hoffte er, würden die Feindseligkeiten nicht beginnen, eher später, etwa Ende April oder Anfang Mai, wie er am 27. März an Eugen Beauharnais schreibt. Dann sollten die 200 000 Mann der deutschen Armee um Regensburg als Hauptquartier gruppiert sein, und nur wenn die Österreicher wider Erwarten früher losschlügen, die Lechlinie mit Donauwörth als Stützpunkt besetzen. Gelingt es, in die Regensburger Aufstellung zu gelangen — Davoat bei Nürnberg, Massena, der die nachgeschobenen Truppen

befehligte, bei Augsburg, Oudinot und die Bayern bei Regensburg — so konnte der Feind, dessen Hauptmacht Napoleon in Böhmen weiß, entweder bei Cham in Bayern einbrechen und auf Regensburg losgehen, wo ihn dann die rasch vereinigten französischen Abteilungen im Thal des Regen aufhalten würden, oder auf Nürnberg oder Bamberg marschieren, wo er er Gefahr lief, von Böhmen abgeschnitten zu werden, oder konnte nördlich gegen Dresden debouchieren, wo man dann in Böhmen einbrechen und ihm nach Deutschland folgen würde; wollten die Österreicher Anstalten machen, die französische Aufstellung beiderseits zu überflügeln, so würde man sie im Zentrum fassen und sich den Rückzug an den Lech offen halten. Alles hing davon ab, wann die Österreicher den Krieg eröffneten — denn der erste Schritt mußte ihnen, Rußlands wegen, eingeräumt bleiben — und in welcher Richtung sie ihn thaten.

In den Büreaus des österreichischen Generalquartiermeisterstabes hatte man den neuen Feldzug gegen Frankreich längst überlegt. Schon im Oktober 1808 war ein Plan entstanden, wonach Davoût in Sachsen angegriffen und die norddeutschen Fürsten und Völker gegen Napoleon fortgerissen werden sollten. Dann war es aber doch wieder zu mannigfachen Schwankungen gekommen, wie es überhaupt in der nächsten Umgebung des Kaisers Franz zwei Strömungen gab, deren eine — Stadion — für möglichst rasche Offensive, die andere — Erzherzog Karl — für ausgiebige Rüstungen zum Zwecke der Verteidigung, wenn man endlich angegriffen würde, stimmten. Der ganze Januar verging noch in dieser Unentschlossenheit. Man hatte nur die Gewißheit gewonnen, daß man mit den Rüstungen vor Ende März nicht fertig sein würde. Anfangs Februar erst entschied sich der Kaiser für den Offensivkampf. Nun ward ein neuer Operationsplan entworfen, demzufolge ein Korps unter Erzherzog Ferdinand gegen Warschau marschieren, eine andere Heeresabteilung unter Erzherzog Johann in Italien eindringen und Tirol insurgieren, ein Korps unter Hiller am Inn

Aufstellung nehmen, das Gros aber unter Erzherzog Karl in Böhmen konzentrirt werden sollte, um von hier aus je nach der Stellung, welche die feindliche Hauptmacht einnehmen würde, zu operieren (8. Februar). Während sich aber die einzelnen Korps in Böhmen endlich zu sammeln begannen, vernahm man von dem Vorrücken der Franzosen in Schwaben, vom Marsche Davoûts nach Würzburg, d. h. von der Konzentrierung der feindlichen Armee im Donauthale, und befürchtete, dieselbe könnte am rechten Donauufer vordringen, mit ihren überlegenen Kräften das vereinzelte Korps Hillers werfen und auf die Hauptstadt losgehen, indes die Hauptmacht, wenn sie aus Böhmen an die Donau marschierte, dort einen schwierigen Übergang finden und zu spät kommen dürfte.*) Deshalb entschied man sich, um die Mitte März, dafür, mit sieben von den in Böhmen gesammelten Korps nicht geradezu auf die Franzosen loszurücken, sondern sich erst auf dem Umwege über Linz mit der Hillerschen Abteilung zu vereinigen und so die Offensive, statt durch den Böhmerwald, über den Inn hinaus zu ergreifen. Nur zwei Armeekorps, die man zurückließ, sollten den direkten Weg einschlagen und auf Regensburg marschieren, mit denen man sich dann vor der Entscheidung zu verbinden gedachte. Die Folge dieses Entschlusses war, daß man drei Wochen Zeit verlor. Erst am 9. April standen die Österreicher am Inn zum Übergange bereit, als der Erzherzog Karl den Krieg erklärte.

Wenige Tage vorher hatte sich der Prinz in einem Armeebefehl an sein Heer gewendet und ihm die Mission der Befreiung des Weltteils übertragen: „Die Freiheit Europens hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen

---

*) Diese Gründe will der österreichische Oberst Stutterheim von „wohl Unterrichteten" vernommen haben. Die ganze Sache ist aber heute noch in Dunkel gehüllt. Die gewöhnliche Annahme, daß es über den Operationsplan zu Differenzen zwischen dem General Mayer einerseits und dem Erzherzog Karl und seinem Adlatus Grünne andererseits gekommen sei, bedarf der Berichtigung.

und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." Der deutschen Nation ward zugerufen, „daß Österreich nicht bloß für seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife". Der ganzen Welt ward durch ein Manifest aus Gentzens Feder erklärt, daß man nicht Frankreich, sondern nur das System stetiger Ausdehnung bekämpfe, welches die herrschende Verwirrung aller Verhältnisse herbeigeführt habe. So war es denn kein Krieg von Staat gegen Staat, der im April 1809 seinen Anfang nahm, kein Kampf, der um die größere oder geringere Ausdehnung eines politischen Machtgebietes gekämpft wurde, sondern ein Streiten für die Selbständigkeit der Völker wider eine Gewalt, welche längst die Schranken staatlicher Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern sie möglichst zu verwischen und das revolutionäre System zentralisierter Egalität auf die Nationen zu übertragen strebte.

Noch ehe die feindlichen Armeen in Bayern aufeinandertrafen, war der Krieg bereits anderwärts loh emporgebrannt. Zunächst in Tirol. Hier hatte die Aufteilung des Landes in drei Kreise, die Beseitigung des Landesnamens, die Aufhebung der Landstände, die Durchführung der Militärkonskription, insbesondere aber die kirchliche Reform tiefen Haß, namentlich unter dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung, gegen das bayrische Regiment erzeugt, welches nur in den liberalen Bürgerkreisen der größeren Städte einigen Anhang fand. Versprechungen österreichischer Emissäre und der Wiener Regierungskreise nährten die Erbitterung, und als der offene Krieg nicht mehr zweifelhaft war, erhob sich das Landvolk Tirols, lieferte den bayrischen Truppen ein glückliches Gefecht, zwang sie zur Kapitulation und wurde Herr der Hauptstadt, wo bald darauf die Österreicher, von Jubel und Freude begrüßt, einzogen. Zur gleichen Zeit hatte auch die Armee des Erzherzogs Johann, aus Kärnthen vordringend, die Franzosen unter Beauharnais bei Pordenone und in

der Schlacht bei Sacile oder Fontana Fredda am 16. April 1809 geschlagen und bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen. Und ebenso war das Korps des Erzherzogs Ferdinand in Polen siegreich vorgerückt, so daß es am 20. April in Warschau einmarschieren konnte. Das waren Erfolge, umso wertvoller, da Napoleon, trotz der Verzögerung, die der österreichische Vormarsch durch die Änderung des Kriegsplans erfuhr, noch immer überrascht wurde, da er den Angriff erst um Wochen später erwartet hatte. Nun kam viel darauf an, ob die österreichische Hauptarmee die Gunst der Verhältnisse durch rasch entscheidende Operationen zu nützen wußte.

Berthier hatte das Oberkommande über die „deutsche Armee" zu führen, bis der Kaiser selbst herankam. Er war aber seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Anstatt den klaren Befehl Napoleons zu befolgen, Davoût an den Lech zurückzuziehen und hier das Heer zu sammeln d. h. unter allen Umständen vor der Aktion zu vereinigen, ließ er Jenen bei Regensburg stehen und hoffte Oudinot und Massena südwärts der Donau in eine Linie mit ihm bringen zu können. Daraus ergab sich aber nur, daß die französische Armee mehrere Tage hindurch, anstatt konzentriert, in zwei Teile gespalten blieb, die durch das gesammelt vordringende österreichische Heer nacheinander überwältigt werden konnten. Die Österreicher aber versäumten diese günstige Gelegenheit. Sechs Tage, vom 10. bis zum 16. April, brauchten sie, um vom Inn zur Isar zu gelangen, eine Strecke, die kurz nachher die Franzosen in zwei Tagemärschen zurückgelegt haben, und als der Erzherzog am 17. morgens von Landshut nordwärts gegen Regensburg aufbrach, um die Offensive wider Davoût zu ergreifen, da war auch schon Napoleon an der Donau angelangt und brachte seinem Heere die Rettung aus dieser ernsten Gefahr.

Der Kaiser hatte am 12. abends in Paris durch den optischen Telegraphen die Nachricht vom Innübergang der Österreicher und von ihrer Kriegserklärung erhalten, war allsogleich abgereist, vier

Tage und Nächte mit kurzer Unterbrechung gefahren und am Morgen des 17. in Donauwörth eingetroffen. Hier bemerkte er sofort den Fehler, den die Österreicher durch ihre Langsamkeit begangen hatten, und so sehr ihn die Konfusion, welche Berthier angerichtet, erboste, so beschwichtigte ihn doch wieder die Haltung des Gegners. „Wo steht der Feind?“ fragte er beim Verlassen der Kutsche. „Der Erzherzog ist über den Inn und die Isar gegangen“, lautete Monthyons Antwort, der die Szene später oftmals erzählte, „hat dann rechts abgeschwenkt und ist im Marsch auf Regensburg.“ Er wollte es anfangs nicht glauben, und man mußte ihm die Richtigkeit der Nachricht wiederholt versichern. „Da war es“ — sagt Monthyon — „als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: Dann hab' ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monate sind wir in Wien!“

Der Kaiser irrte. Er brauchte um eine Woche weniger dazu.

Man hat Napoleons Kriegführung in diesen Tagen jederzeit und allerseits zu seinen größten Thaten gezählt. Sie im einzelnen darzulegen, soll unversucht bleiben. Nur in ihrer Wirkung muß an sie erinnert werden. Die Österreicher hätten auch jetzt noch, da die Luftlinie von Landshut nach Regensburg nur sieben, die von Augsburg nach Regensburg aber sechzehn Meilen beträgt, die beiden französischen Armeen getrennt besiegen können, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Napoleon ehemals noch weniger Zeit und Raum für sich hatte, als er im ersten italienischen Feldzuge die österreichischen Entsatzarmeen vor Mantua gesondert schlug. Aber ihr Tempo blieb immer das gleich bedächtige, und überdies wurden ihre Streitkräfte, da man nicht sicher war, ob sich Davoût wirklich noch in Regensburg befand, oder schon nach Westen aufgebrochen war, geteilt, so daß nur eine Hälfte dahin, die andere auf Abensberg marschierte, um den Marschall auf seinem Flankenmarsche anzugreifen und seine Ver-

einigung mit den Bayern zu hindern.*) Unterdessen hatte Napoleon schon am 17. seine Befehle gegeben: Davoût sollte von Regensburg am rechten Donauufer nach Ingolstadt zurückgehen, die Bayern unter Lefebvre mit ihm in Verbindung treten und Massena vom Lech an den Inn vorrücken. Besonders den Letzteren trieb er zur möglichsten Raschheit an, da er schließlich den Plan faßte, durch die Zurückziehung des linken Flügels und die Vorschiebung des rechten nicht allein die Armee zu vereinigen, sondern auch — sein bekanntes Manöver — den Feind in seiner Rückzugslinie auf Landshut zu bedrohen. Die Bewegungen gelingen unter glücklichen Gefechten mit den österreichischen Flügelkolonnen. Bald ist die Armee konzentriert, und am 20. April kann Napoleon auf seiner ganzen Linie — links Davoût gegen die Laber, rechts Massena gegen Moosburg, im Zentrum der Kaiser mit den Bayern und einigen französischen Divisionen über die Abens — die Offensive ergreifen. Der Erfolg war, daß Napoleon sich noch am 20. zwischen die beiden Hälften der feindlichen Armee drängte und die eine unter Hiller, welche nordwestlich vorgedrungen war, auf Landshut zurückwarf; der anderen unter Karl gelang es, am selben Tage sich Regensburgs zu bemächtigen. Gegen diese wendet sich nun der Kaiser sofort, die Verfolgung jener über Neumarkt hinaus geringeren Kräften überlassend. Erzherzog Karl hatte in Regensburg eines der beiden Korps aus Böhmen, die ebenfalls allzu langsam marschiert waren, an sich gezogen und drang am 22. April gegen Süden vor. Aber bei Eggmühl ward im Zentrum ein Korps unter Rosenberg von Vandamme besiegt, der rechte Flügel von Davoût zurückgedrängt, der linke von Lannes durch eine Umgehung bedroht. Trotz der außerordentlichsten Tapferkeit vermochten die Österreicher doch nicht zu widerstehen; sie wichen wieder auf

*) Radetzky, der selbst am Feldzuge teilnahm, bezeichnet diese Teilung der Kräfte zum Zwecke der Eroberung von Regensburg als den zweiten großen Fehler der Österreicher, den Marsch über Linz als den ersten.

Regensburg zurück, wo es am 23. zu einem neuen Treffen kam, dessen Verlust den Erzherzog nötigte, über die Donau zu gehen, um durch Böhmen nach der Hauptstadt zu ziehen. Napoleon aber befahl, ohne dem Prinzen zu folgen, den Vormarsch nach Wien.

Er hat es später im Exil wiederholt beteuert, die größten und geschicktesten militärischen Manöver hätte er in der Schlacht bei Abensberg, dann bei Landshut, endlich bei Eggmühl vollführt; besonders das Treffen bei dem zuletzt genannten Orte stellte er zuhöchst. Und in der That, wenn man bedenkt, daß er kaum eine Woche zuvor die größte Verwirrung und eine zerrissene Armee einem konzentrierten Feinde gegenüber vorgefunden hatte, und binnen wenig Tagen diese Armee zu vereinigen, die des Gegners zu trennen und dann getrennt zu besiegen wußte, wer möchte ihm da den Preis versagen? Und wenn es neben dieser Genialität des Feldherrn noch etwas zu bewundern gab, so war es die rastlose Energie der Gedankenarbeit, die sich nicht Schlaf, kaum Nahrung gönnte, bis das Ziel erreicht war. „Die Arbeit ist mein Element", hat der Gefangene von St. Helena gesagt. „Ich habe zwar die Grenzen meiner Beine, die meiner Augen kennen gelernt, aber niemals die meiner Thätigkeit."

Die Siege in Bayern hatten aber nicht bloß die Bedeutung glänzender militärischer Erfolge. Sie waren die entscheidendste Aktion des ganzen Krieges, welcher durch sie völlig seinen ursprünglichen Charakter verlor. Österreich hatte ihn offensiv zu führen gedacht und in diesem Sinne eröffnet, jetzt war es auf die Defensive zurückgeworfen und nie mehr imstande, die Offensive außerhalb der Grenzen zu ergreifen. Vor fünf Tagen der Vorkämpfer Europas, war jetzt sein Heer nur noch der Verteidiger des eigenen Staates. Denn auch die Erzherzöge Johann und Ferdinand hatte das Mißgeschick Karl's genötigt, das in Italien und Polen gewonnene Terrain wieder aufzugeben. Im österreichischen Hauptquartier herrschte

denn auch die größte Niedergeschlagenheit. Aus Cham, wohin sich Erzherzog Karl zurückgezogen hatte, schrieb er an Kaiser Franz: „Wenn noch so eine Affaire ist, so hab' ich keine Armee mehr. Ich erwarte die Friedensverhandlungen.“ Aber trotz der großen Verluste in diesem fünftägigem Feldzuge — man berechnete sie auf über 50000 Mann — war es doch nicht die Meinung des Monarchen, schon jetzt sich zu beugen. Franz war in diesen Tagen noch immer von Stadion beeinflußt, der die Hoffnung auf Rettung keineswegs aufgab. „Es ist noch nicht alles verloren“, schreibt der Minister an seine Frau, „wenn es uns nur gelingt, den Erzherzog aufzurichten und desgleichen die Armee, welche nach der Art, wie man sie geopfert, allen Grund hat, entmutigt zu sein.“ Der Bruder des Premiers, Graf Friedrich, wurde in dieser Absicht ins Hauptquartier gesandt, und wirklich klang die Sprache des Generalissimus bald wieder zuversichtlicher. Er bietet zwar in einem Schreiben an Napoleon — welches nie eine Antwort erhalten sollte — Unterhandlungen an, hofft aber doch auch, es werde ihm gelingen, sich zwischen Budweis und Linz mit den zwei Korps von Hiller, die vor Napoleon den Inn gewonnen haben und donauabwärts marschieren, zu vereinigen und den Feind durch eine Bedrohung in Flanke und Rücken zum Rückzug zu zwingen. (Karl an Franz, 28. April 1809 aus Neumark). Aber dies war Täuschung. Hiller kann sich bei Linz gegen die übermächtig nachdrängenden Franzosen nicht halten, muß auch, nach heroischen Kämpfen bei Ebelsberg, die Traunlinie preisgeben, um erst bei Krems das jenseitige Donauufer zu gewinnen, auf welchem er den Erzherzog erwartet, der über Zwettel und Meissau heranrückt; um die Mitte Mai sind die beiden Heeresteile an den Ostabhängen des Bisamberges Wien gegenüber vereinigt.

Napoleon hat es selbst später im Gespräche mit dem österreichischen General Bubna als einen militärischen Fehler bezeichnet, dem Erzherzoge nicht nach Böhmen nachgerückt zu sein;

er habe, sagte er, lange in Regensburg geschwankt und nur mit Rücksicht auf die allgemeine Lage Europas, d. i. um die unruhigen Elemente des Nordens von einem Anschluß an Österreich abzuhalten, den Vormarsch auf Wien beschlossen. Am 13. Mai war er Herr der Stadt, die sich jetzt nicht ohne heftige Gegenwehr ergab, und schlug, wie 1805, sein Hoflager wieder in Schönbrunn auf. Damit war allerdings viel erreicht, aber gewiß nicht Alles. Denn der Besitz der feindlichen Residenz gewann doch erst dann volle Bedeutung, wenn auch das feindliche Heer, das derselben gegenüber lag, geschlagen ward, und wenn Napoleon die Offensive beibehalten wollte, mußte dies gewagt werden, obgleich sein Heer durch Detachements (Lefebvre mit den Bayern gegen Tirol, Bernadotte in Linz) geschwächt und Davout erst im Anmarsch auf Wien begriffen war.

Er wählte, um an den Gegner zu gelangen, den Übergang im Südosten der Stadt, bei Kaiser-Ebersdorf. Dort ließ er in der Nacht des 20. Mai seine leichte Reiterei, die Korps von Massena und Lannes und hinter ihnen die Garde zunächst nach der geräumigen Insel Lobau und während der nächsten Nacht von da auf das Norduser hinüberrücken, ohne von dem Feinde darin gestört zu werden. Erzherzog Karl hatte ursprünglich die Absicht, die Franzosen, die auch bei Nußdorf den Versuch eines Brückenschlages gemacht hatten, in einer an den Bisamberg gelehnten Stellung zu erwarten, entschloß sich aber, nachdem Napoleon unterhalb Wiens herübergekommen war und am Morgen des 21. bereits Aspern und Eßlingen besetzt hatte, ihm entgegenzugehen und ihn mit Übermacht anzugreifen. Um auch in der Übermacht zu bleiben, wollte er die Brücke über den Hauptstrom bei Ebersdorf durch herabrinnende Steinschiffe zerstören, damit der Feind keinen weiteren Zuzug erhielt. Die Absicht glückte nicht sogleich. Die Franzosen behaupteten sich in den besetzten Ortschaften, und während der Nacht konnte Napoleon noch so viel Truppen über den Strom ziehen, daß er es wagen durfte, am Morgen des 22. weiter vorzugehen. Denn jetzt standen die

Heere in ungefähr gleicher Truppenzahl einander gegenüber, und wenn auch noch die Brigaden Davoûts herüberkamen, so schien ihm sein Sieg gewiß; Davoût konnte dann Lannes in Eßlingen ablösen und Dieser dazu verwendet werden, das österreichische Zentrum zu durchbrechen. In der That, kaum meldete Davoût seine Ankunft jenseits in Ebersdorf, so erhielt Lannes diesseits Befehl zu avancieren. Schon war er mit ungeheurer Wucht vorgedrungen, schon bog sich die österreichische Linie nach rückwärts aus, so daß nur mit größter Mühe, indem der Erzherzog, sich selbst exponierend, alle Reserven vorschob, eine Katastrophe verhütet wurde: da brach im Rücken der Franzosen die große Brücke, die Truppen Davoûts wurden jenseits des Stromes aufgehalten, und Lannes, von Eßlingen her nicht unterstützt, mußte zurückgehen. Da nun die Österreicher ihrerseits mit unerschüttertem Mute vorrückten, war Napoleon neuerdings in die Defensive gedrängt, und die Schlacht gewann denselben Charakter wieder, den sie am Vortage getragen hatte Nach neuen kritischen Momenten, die im österreichischen Lager sogar den Gedanken an Rückzug geweckt haben sollen, mußten die Franzosen endlich Aspern und Eßlingen aufgeben und in die Lobau zurückkehren, eine Bewegung, die Massenas Truppen mit großer Bravour deckten.*)

Der Tag war für Napoleon verloren. Seine Generale hatten sich mit Ruhm bedeckt, der Feldherr aber war besiegt. Auf einem Kahne nach Ebersdorf gelangt, soll er dort allein, unbeweglich, stumm und starren Blickes vor seinem improvisierten Abendbrote gesessen haben, bis seine Augen Thränen füllten. Weinte er über Lannes, der zu Tode getroffen lag? So wollten es seine Schmeichler wissen. Oder war es ein anderer Verlust,

---

*) Eine völlig zuverlässige Darstellung der Schlacht bei Aspern fehlt noch. Die Entscheidung auf österreichischer Seite hat schließlich der Reitergeneral Fürst Johann Liechtenstein herbeigeführt, wie der Erzherzog selbst am nächsten Tage dem Kaiser Franz vor der ganzen Armee erklärte. So schreibt Stadion, der den Monarchen begleitete, am 23. Mai an seine Frau.

der ihm Thränen erpreßte? Denn das konnte er sich nicht verhehlen, daß der Ruf seiner Unwiderstehlichkeit dahin war. Und wer wird es ihm glauben, wenn er der Welt in seinem Bulletin verkündet: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben Herren des Schlachtfeldes“? Niemand.

Kurz zuvor hatte er sich mit seinen Marschällen in der Lobau beraten. Sie hatten ihn mutig und zuversichtlich gesehen, wie immer. Auf ihren Vorschlag, die Insel zu räumen, war er nicht eingegangen; er will sie halten und befestigen. Und er hat damit das Richtige getroffen, denn als in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai die Österreicher mit zwei Brigaden dieselbe wegnehmen wollten, erwies sich dies als unausführbar.*) Ob es mit größerem Kraftaufwande nicht dennoch möglich gewesen wäre, steht freilich dahin. Marmont erzählt, daß in der französischen Armee, die drei Tage lang in der Au bivouakieren mußte, bis die große Brücke wieder hergestellt war, arge Konfusion herrschte, wie sie einem feindlichen Handstreiche nicht günstiger sein konnte. Der Erzherzog begnügte sich aber damit, auf dem Marchfelde eine möglichst gute Position zu suchen und eine abwartende Haltung einzunehmen. Nach seiner Meinung sollte man den Sieg eher diplomatisch als militärisch auszunützen trachten, d. h. um einen möglichst vorteilhaften Frieden zu erlangen. Er war ohne Zuversicht auf einen zweiten Erfolg im Felde. „Die Schlacht bei Aspern“, schrieb er während der nächsten Wochen einmal an seinen Ohm, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „hat Napoleon milde gestimmt. Man sollte doch von diesem Glück, welches wir kaum ein zweites Mal erfahren werden, Gewinn ziehen.“

---

*) So meldet am 24. der Erzherzog seinem kaiserlichen Bruder. In einer Denkschrift seines Generalstabschefs Wimpffen vom 29. hieß es dann: „Der Sieg konnte nicht benutzt werden, da die feste Stellung des Feindes jede Verfolgung unmöglich machte; auch konnte die Donau nicht wohl übersetzt werden, so lange der Feind diesseits des Hauptstromes in der Lobau einen beträchtlichen Teil seiner Armee unterhält.“

Die Wechselfälle des Kampfes, wie wir sie bisher verfolgten, hatten auf das übrige Europa ebenso wechselnde Eindrücke hervorgebracht. Die Gegner des Imperators, namentlich im Norden Deutschlands, waren von den ersten Erfolgen der österreichischen Truppen in Italien, besonders aber von dem Gelingen des tirolischen Aufstandes, begeistert. Alle Räte Friedrich Wilhelms III. rieten jetzt dringend zum Anschluß an Österreich. Dieses rechnete sicher darauf und bot zu diesem Zwecke das vom Erzherzog Ferdinand eroberte Herzogtum Warschau Preußen an. Aber umsonst. Der König widerstrebte seinen Ratgebern, verurteilte mit seiner eingeschränkt preußischen Gesinnung den national-kriegerischen Aufschwung im Lande als „frevelhafte Unruhe“, insbesondere als Schill, unter dem Jauchzen der Bevölkerung, sein Bataillon eigenmächtig aus Berlin führte, um den Dörnberg'schen Aufstand in Westfalen zu unterstützen, und erst als aus Petersburg die Nachricht eintraf, Kaiser Alexander beabsichtige keine ernsten Feindseligkeiten gegen Österreich, gab er widerwillig seine Zustimmung zu geheimen Rüstungen und ließ die Zahlungen an Frankreich einstellen. Das war ein erster Schritt, dem notwendig ein zweiter folgen mußte, wenn er nicht widersinnig sein sollte. Dieser zweite Schritt aber blieb aus. Die österreichischen Niederlagen in Bayern thaten ihre Wirkung, und der König beharrte bei seiner Anschauung, der Franzosenkaiser würde auch über ein vereinigtes preußisch-österreichisches Heer siegen, und es sei immer noch besser, hinter der Oder, als gar nicht mehr König von Preußen zu sein. Und auch die Schlacht bei Aspern änderte nichts hieran, denn daß sie nicht ausgenützt wurde, war nur ein neues Argument, welches Friedrich Wilhelm seinen Ministern entgegenhielt. Zu alledem beging jetzt auch die österreichische Regierung einen Fehler, indem sie, anstatt die Bedingungen, welche Preußen für ein Abkommen stellte, rund anzunehmen, nur ganz allgemeine Versicherungen gab und es mit seinem Verlangen nach Waffen und Geld an England wies. Als dann Mitte Juni der österreichische Oberst Steigen-

tesch, allzu ostentativ, in Königsberg erschien, um hier eine Militärkonvention abzuschließen, verfehlte er sein Ziel und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Der König war nun entschlossen, den Ausfall der nächsten Schlacht abzuwarten. Er ist, trotz 1806, noch immer derselbe, der er 1805 gewesen Nur sein Volk hatte sich verändert. Mit Begeisterung vernahm es die Nachrichten, daß Tirol — von Bayern und Franzosen nach dem Abzug der Österreicher besetzt — sich neuerdings erhoben und in der Bauernschlacht am Berge Isel (29. Mai) gesiegt habe, daß eine Abteilung österreichischer Truppen, mit einer vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig geworbenen Freischaar vereinigt, in Sachsen und Franken vorgedrungen sei, daß die Engländer Miene machten, an den Mündungen der Elbe und Weser zu landen. Schien nicht jetzt der Augenblick gekommen, loszuschlagen? Das war wenigstens die Meinung der preußischen Generale Blücher und Bülow, die in Pommern kommandierten und sich kurzweg zu einem Militäraufstande gegen Napoleon entschlossen — mit oder ohne den König. Da traf aber andere Botschaft ein, welche die Begeisterung arg herabstimmte.

Bei Wien hatten nach dem Tage von Aspern die beiden Armeen, unthätig einander gegenüber gelegen. Das österreichische Heer ergriff die Offensive schon deshalb nicht, um den Sieg vom 22. in die Ferne fortwirken zu lassen und diese Wirkung „nicht durch die Zufälle einer nachteiligen Schlacht aufs Spiel zu setzen", wie ein Eingeweihter versichert. Der Erzherzog rief das Beispiel des zaudernden Fabius für sich auf, der Hannibal besiegt habe. „Napoleon und ich," schrieb er einmal im Juni an den Herzog von Sachsen-Teschen, „wir beobachten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der Andere benutzen kann, und ergänzen unterdes unsere Verluste. Ich werde nichts riskieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, sind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, um einen entscheidenden Schlag zu führen." Nun, Napoleon beging in diesem Feldzuge keinen

Fehler mehr. Er that vielmehr alles, um die Folgen des begangenen wieder gründlich zu verwischen. Was nur irgend an Truppen disponibel war, zog er jetzt zum Entscheidungskampfe herbei: Eugen, der dem Erzherzog Johann gefolgt war, kam mit über 50 000 Mann über Kärnthen heran und war Ende Mai schon über dem Semmering, Marmont wurde mit 10 000 Mann aus Dalmatien herzubefohlen, Lefebvre aus Tirol nach Linz kommandiert, um dort die Divisionen Bernadottes und Vandammes frei zu machen, die in die Nähe der Hauptstadt rückten. Und um diese Kräfte möglichst zu schützen, ward die Lobau, wo das Korps Massena zurückgeblieben war, befestigt, die große Brücke über die Donau mit einer Brustwehr von Estakaden gesichert und von einer Ruderflottille bewacht. Bis ins Einzelnste ging des Kaisers Sorge für seinen nächsten Sieg.*) Jenseits hat sich auch der Erzherzog verstärkt, ein entferntes Corps unter Kollowrat herangezogen, indes sich sein Bruder Johann durch Ungarn, wo sich ihm die ungarische Insurrektion d. i. die von dem Landtage des Vorjahres bewilligte Kriegshilfe anschloß, näherte. Das ging nicht ohne Unfall ab. Denn Napoleon sandte, um die Vereinigung des Prinzen mit der Hauptarmee zu stören, den Vizekönig gegen ihn aus, und Eugen rächte am 14. Juni bei Raab seine Niederlage bei Fontana Fredda. Johann war zunächst zum Rückzuge nach Osten genötigt, und erst jenseits der Donau und mit stark reduzierten Kräften gelang es ihm, Preßburg zu erreichen und mit Karl Fühlung zu gewinnen.

In den ersten Julitagen ist Napoleon mit seinen Zurüstungen zu Rande und kann dem Feinde, der nur an 130 000 Mann zur Verfügung hat, 180 000 und ein reiches Geschützmaterial entgegenstellen, vollends wenn es ihm gelingt, zu schlagen,

*) Am 21. Mai hatte er z. B. in der Lobau, auf einer Strickleiter hängend, den Gang der Schlacht verfolgt; jetzt ließ er eine der großen Schiebleitern, wie sie in Schönbrunn zu Gartenzwecken dienen, auf die Insel schaffen, um sich ein bequemeres Observatorium zu sichern.

che Johann von Preßburg heran war. In der Nacht auf den 5. Juli geht seine Armee, die Österreicher bei Aspern täuschend, von der Lobau wieder auf das nördliche Ufer. Sie wird darin nicht gestört und kann sich im Laufe des folgenden Tages, ohne maßgebenden Widerstand zu finden, in Schlachtordnung dem Erzherzog Karl gegenüber aufstellen, der angesichts der Überzahl des Feindes seine Streitmacht an den Bisamberg und hinter den das Marchfeld durchquerenden Rußbach in Defensiv-Position zurückgezogen hat. Eine Abteilung war von Napoleon in der Richtung gegen die March zur Recognoszierung vorgeschoben worden, um zu erkunden, ob Johann noch nicht im Anmarsch sei. Als dann von dieser Seite eine beruhigende Nachricht eintraf, beschloß er noch am späten Abend die Österreicher anzugreifen, und zwar in der Weise, daß er seinen Hauptstoß mit Übermacht gegen den feindlichen linken Flügel richtete, um die Vereinigung der beiden Prinzen unmöglich zu machen, während sein eigener linker Flügel, den Massena kommandierte mit der Beschäftigung der gegnerischen Hauptmacht betraut blieb. Der Versuch mißlang. Die Österreicher erwehrten sich des Angriffs und warfen die Franzosen in ihre Stellung zurück.

Am nächsten Morgen hat der Erzherzog die Schwäche des Feindes erspäht und seinem rechten Flügel Befehl gegeben; an der Donau vorzugehen, während zu gleicher Zeit auch sein Zentrum avanciert. Dem ist Massena allein nicht gewachsen; Verstärkungen, die ihm zugeschickt werden, vermögen nicht, seinen Rückzug aufzuhalten, der immer bedenklichere Dimensionen gewinnt, bis Napoleon selbst herankommt und — nach einer vergeblichen Kavallerieattaque — durch den Mund von hundert Geschützen dem Gegner Halt gebietet. Sein Ziel, mit dem rechten Flügel zu siegen, hat er, trotz dieser Gefahr im Rücken, nicht aus dem Auge verloren. Um Mittag läßt er überlegene Truppen auf Wagram und Markgraf-Neusiedl vorgehen; denn einmal im Besitze von Wagram, kann er auch den rechten Flügel der Österreicher aus seiner vorgeschobenen Stellung zurücknötigen. So sicher ist

er seiner Sache, daß er mitten in der Schlacht von seinem getreuen Rustan ein Bärenfell auf den Boden breiten läßt und sich zwanzig Minuten tiefen Schlafes gönnt. Bald nachher hat der Feind wirklich seinen Erfolg eingebüßt, und mit der Erstürmung der Anhöhen bei Markgraf-Neusiedl durch Davout war der Tag entschieden; weit hinter den Rußbach bis an die Abhänge des Bisamberges und die Brünner Straße müssen die Österreicher zurückweichen, wenn auch in der besten Ordnung und ohne völlig geschlagen zu sein. Napoleon hat so viele Verluste erlitten, daß er keinen neuen Angriff mehr wagt. Seine nächste Absicht ist übrigens erreicht. Er hat die feindliche Hauptarmee besiegt und die Verbindung mit dem Erzherzog Johann unmöglich gemacht. Denn als Dieser am Nachmittag auf dem Marchfeld eintraf, hatte Karl schon den Rückzug angeordnet, und das Korps fand nichts mehr zu thun. Man hat jüngst versucht darzulegen, daß Johann, der am Frühmorgen des 5. Juli schon im Besitze der Ordre seines Bruders war, nicht rascher von Preßburg aufbrechen und marschieren konnte und daß, selbst wenn er zur Zeit eingetroffen wäre, intakte französische Streitkräfte seine Aktion gehemmt haben würden. Das Letztere bedürfte erst noch eines eingehenden Beweises, dem Ersteren gegenüber aber ist man unwillkürlich zu der Frage geneigt: ob wohl ein französischer General unter den ganz gleichen Umständen ebenso lange gebraucht haben würde, um einen Befehl Napoleons auszuführen? Und wer die Geschichte dieser Kriege kennt, wird diese Frage verneinen müssen.

Auch der Tag von Wagram hatte noch nicht die Entscheidung des Feldzuges gebracht. Österreich war noch keineswegs überwunden. Der Erzherzog verfügte noch immer über eine schlagfertige Armee, die er nun bei Znaim zusammenzog, wohin ihm Napoleon nicht mit seinem ganzen Heere folgen konnte, da er Eugen mit der italienischen Armee, die am 6. Juli den Ausschlag gegeben hatte, zur Beobachtung Wiens und Johanns zurücklassen mußte. Da geschah es, daß am 11. Juli — Massena

und Marmont waren eben mit den Österreichern ins Gefecht gekommen, und es bereitete sich eine neue Schlacht vor — ein Parlamentär Karls Anerbietungen eines Waffenstillstandes in das Hauptquartier Napoleons brachte. Sollte er ablehnen oder annehmen? Seine Generale rieten zu Jenem, er entschied sich für Dieses. Aus unterschiedlichen Gründen. Einmal sah er, daß die neue Geschütztaktik, welche allmählich an die Stelle der Bajonettaktik getreten war und bei Wagram vorgeherrscht hatte, die Schlachten blutiger aber nicht entscheidender machte, so daß sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Bataille als Mittel des Erfolges wankend zu werden begann. „Eine Schlacht soll man nur liefern" — schreibt er in der nächsten Zeit einmal, am 21. August 1809, an Clarke — „wenn man keine neue Glückswendung mehr zu erhoffen hat, da ihrer Natur nach das Geschick einer Schlacht immer zweifelhaft ist."*) Dann hatte er jüngst mit seinen Truppen trübe Erfahrungen gemacht: am 6. war das Korps Bernadottes, ohne Widerstand zu leisten, zurückgegangen und mußte aufgelöst werden, und in der Nacht darauf hatte die Kunde vom Herannahen Johanns eine Panik erzeugt, die Tausende in die Flucht gegen die Donau trieb. Endlich war in der letzten Aktion mancher tüchtige General gefallen, Massena in Todesgefahr gewesen. Dagegen hatten sich die Österreicher als durchaus ebenbürtige Gegner erwiesen, die zu siegen wußten, wo die Kräfte gleichstanden, und die er nur mit Gefahr und Mühe geschlagen hatte, wo er in der Übermacht war. Nein, der Gedanke an den Krieg war ihm verleidet. Er nimmt den Waffenstillstand an, bewilligt ihn aber allerdings nur für den Preis eines Terrains von 4000 Quadratmeilen, eine Bedingung, die Kaiser Franz erst nach langem Weigern und mit dem heimlichen Entschluß, den Kampf fortzuführen, rati-

---

*) In einem Gespräche mit dem österreichischen General Bubna hat er später die übermäßige Anwendung der Kanonen damit erklärt, daß er fragte: „Was sollte ich sonst thun? Meine beste Infanterie steht in Spanien."

fiziert. Da der Erzherzog diesem Entschluß nicht beipflichtet, nimmt der Kaiser selbst den Oberbefehl an sich, worauf Jener von der Führung ganz zurücktritt.

Man sieht, die Waffenruhe von Znaim bedeutete noch lange nicht den Frieden. Österreich hoffte auf Preußen, dessen König jetzt wirklich entschlossen schien — es war aber auch diesmal nur Schein — und einen besonderen Boten an das österreichische Hoflager sandte, es hoffte auf England, welches ein neues Heer unter Wellesley in Spanien gelandet hatte und eine zweite Expedition nach Holland oder Norddeutschland ausrüstete, es hoffte auf Rußland, welches sich nicht eben als übereifrigen Partisan des Korsen bewährt hatte, auf die Türkei, und nicht zuletzt auf die eigenen Streitkräfte, die man auf 200 000 Mann zu bringen und dem Befehle Liechtensteins zu unterstellen dachte. Um diese Hoffnungen und Anstalten möglichst zu verbergen, ließ Franz bei Napoleon um Frieden ansuchen. Dieser hinwieder wünschte aufrichtig den Frieden, schon aus denselben Gründen, die den Gegner zum Widerstand ermutigten, aber auch er verhüllte seinerseits diesen Wunsch ebenso sorgfältig als Österreich seine kriegerische Tendenz, um aus den Unterhandlungen einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. Er lehnte zuerst das Anerbieten brüsk ab, sprach von einer Teilung Österreichs, von der Abdankung seines Kaisers, die er fordern würde, und gab erst einem nochmaligen Ansuchen Folge. Dann traten in Altenburg die beiderseitigen Bevollmächtigten — Champagny und Metternich — zusammen, aber ihre Unterhandlungen glichen mehr einer großen Intrigue als einem ernsten Geschäfte. Napoleon übertrieb seine Forderungen auch hier, verlangte die Abtretung alles von ihm besetzten Landes — etwa ein Drittel der Monarchie — worauf wieder die Österreicher mit Gegenangeboten den Gegner hinzögerten, bis endlich entscheidende Wendungen der allgemeinen Lage Ernst in die Sache brachten.

In Spanien hatten zwar die Engländer Vorteile errungen, doch sie waren ohne Dauer. Wellesley hatte den Marschall

Soult zum Rückzug aus Portugal gezwungen, dann in Spanien Victor bei Talavera am 27. und 28. Juli 1809 gesiegt, aber er mußte, von einer Bewegung Soults in seiner linken Flanke bedroht, an die portugiesische Grenze zurückkehren, und zu gleicher Zeit ward eine der von Napoleon zersprengten spanischen Armeen von General Sebastiani geschlagen (11. August). Bald darauf scheiterte auch das Unternehmen der Briten an der Nordküste. Anstatt an der Elbe zu landen und die deutsche Volksbewegung für sich aufzubieten waren sie in ihrem Egoismus nach Holland gesteuert, um Antwerpen wegzunehmen. Das gelang nun nicht, und im September mußten sie mit Schimpf und Schande heimziehen. Friedrich Wilhelm III. konnte sich, trotz der getroffenen Einleitungen doch nicht entschließen, selbst auf die Nachricht hin, daß Österreich weiter zum Kriege bereit sei, gegen Napoleon mobil zu machen, und vom Zaren langte bei Kaiser Franz die Erklärung an, er möge nicht auf Rußland zählen und sich mit Frankreich vergleichen. So wesentlich anders, und für die Donaumacht ungünstiger, lagen jetzt die Dinge als kurz zuvor. Das Entscheidendste aber war, daß Österreich auch seinen eigenen Kräften nicht mehr vertrauen konnte, da eine böse Krankheit in seiner Armee zu wüten begann, die schließlich an 70 bis 90 000 Mann — so will es Varnhagen wissen, der damals in österreichischen Diensten stand — untauglich machte. Aus all diesen Gründen schwand im kaiserlichen Hoflager zu Totis die Kriegslust. Und nun demaskierte auch Napoleon seine Neigung für den Frieden. „Ich wünsche aufrichtig den Frieden," sagte er vertraulich zu dem Abgesandten Grafen Bubna, durch den Kaiser Franz in direkten Verkehr mit ihm trat; „bis jetzt habe ich die Unterstützung Rußlands gehabt, und der Kaiser Alexander hält auch — gegen den Wunsch seiner Nation — die Verbindung mit mir aufrecht, was ich an ihm lobe, denn ein Souverän soll sich nicht um die Meinung seiner Unterthanen kümmern." (Niemand kümmerte sich mehr darum als Napoleon.) „Aber wer bürgt mir dafür, daß es so bleiben wird? Von Preußen weiß ich, daß es seit

lange zwischen Euch und mir schwankt." Die österreichische Armee lobte er, sie wäre, wenn er sie kommandierte, ebenso gut wie die französische und jeder andern überlegen. Er ging auch von den Altenburger Forderungen, die er als einen Privatspaß Champagnys hinstellte, ab, verlangte aber doch die Abtretung von vierthalb Millionen Einwohner im Westen und Süden und in Galizien. Bei diesem Ultimatum blieb er stehen, und als Franz schließlich annahm und Liechtenstein mit Vollmachten direkt nach Schönbrunn sandte — die Altenburger Verhandlungen wurden abgebrochen — fügte er noch eine Kriegskostenrechnung von 100 Millionen Franken hinzu. So schlimm stand es schließlich um das vereinsamte, in seinen Kräften gebrochene Österreich, daß Liechtenstein in der Nacht vor dem 14. Oktober auch diese für den verarmten Staat allzuharte Bedingung unterschrieb, wenn auch nur unter dem Vorbehalte der kaiserlichen Zustimmung. Napoleon aber wartete diese nicht erst ab, sondern ließ gleich am Morgen des genannten Tages den Wienern durch seine Kanonen den Frieden ankündigen.

Der neue Vertrag nahm dem Kaiser von Österreich mehr als 2000 Geviertmeilen Landes ab: Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel fielen an den Rheinbund, West- oder Neu-Galizien an das Herzogtum Warschau, desgleichen ein Bezirk um die Stadt Krakau und der ganze Zamoscer Kreis Ostgaliziens. Ein kleiner Strich ostgalizischen Landes kam an Rußland. An Napoleon selbst wurden Görz, Montefalcone und das von ihm längstbegehrte Triest, außerdem Krain, der Villacher Kreis Kärnthens und alles kroatische Land rechts der Save abgetreten, aus welchen Gebieten ein eigenes „Gouvernement Illyrien" entstehen sollte. Was von Österreich übrig blieb, garantierte der Kaiser der Franzosen, während Franz I alle Veränderungen anerkannte, die von Jenem in Spanien, Portugal und Italien getroffen worden waren oder noch getroffen werden konnten. Daß Österreich England neuerdings die Freundschaft kündigen und in das Blokadesystem eintreten mußte, verstand sich von selbst. Ins

geheim wurde dann noch bestimmt, daß Franz I. seine Armee auf 150 000 Mann herabsetzen und eine Kriegsschuld zahlen müsse, die Napoleon mit 75 Millionen beziffert, Champagnys Wohldienerei schließlich aber auf 85 Millionen emporgeschraubt hatte.

Schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober verließ Napoleon Schönbrunn. Ein Zwischenfall mahnte ihn zur Eile. Drei Tage zuvor hatte sich bei der Revue in Schönbrunn ein junger Mann an ihn heranzudrängen gesucht, den man mit einem langen Messer bewehrt fand und der nicht mit der Auskunft zurückhielt, er habe den Kaiser ermorden wollen. Der Jüngling, fast noch ein Kind, hieß Friedrich Staps und war der Sohn eines protestantischen Predigers zu Naumburg. Von Natur ruhig und milde, hatte ihn die Not des Vaterlandes mit einem unsäglichen Haß gegen den Unterdrücker erfüllt, den er um's Leben zu bringen beschloß. Napoleon mochte anfangs an Irrsinn glauben und ließ sich nur widerwillig von Staps selbst überzeugen, wie tief die Erbitterung in Deutschland wurzle und welche Kreise sie bereits gegen ihn bewaffnet habe. Auf die Frage, die er an ihn richtete: „Würden Sie es mir danken wenn ich Sie begnadigte?“ antwortete Jener mit ruhigem Blute „Ich würde Sie doch zu töten suchen.“ Er ward in aller Stille erschossen. Die Sache sollte verschwiegen bleiben. Wenn dies nicht gelang, so hatte der Polizeiminister dafür zu sorgen, daß der Attentäter für verrückt gehalten wurde. In der That hat sich noch lange Jahre später die Meinung erhalten, Staps werde in Vincennes bewacht.

Wieder einmal kehrte Napoleon im Triumph nach Paris zurück. Freilich, wie schwer ihm jetzt der Sieg geworden war, drang kaum in die Öffentlichkeit. Und wenn auch, war nicht der Friedensvertrag da, mit seinen Österreich demütigenden Bedingungen, um für das Gegenteil zu zeugen? Aber das französische Volk sah doch nichts weiter darin, als einen neuen siegreichen Feldzug, der zwar mit französischem Blute aber

nicht zu Frankreichs Vorteil geführt worden war. Wir kennen schon die ersten Keime innerlicher Abneigung gegen den Imperator, dem Frankreich nicht genügte. Was war all das, was er that, um die Eitelkeit der Franzosen zufriedenzustellen, was war all der Ruhm und Glanz, den er ihnen heimbrachte, gegen die eine unleugbare Thatsache, daß sein Ehrgeiz mit dem französischen Throne sich nicht zufriedengab? Dieses nationslose Streben nach immer weiteren Zielen mußte ihn endlich um ihre Gunst bringen. Denn alles kann ein Volk seinem Herrscher verzeihen, nur das eine nicht, daß er kein Patriot ist. Daneben freilich gab es noch genug, was zur Opposition herausforderte. Das Versprechen vom Vorjahre, der Krieg mit England werde bald beendet sein, war nicht gehalten worden; er dauerte ungeschwächt fort und hemmte jede weiter ausschauende Spekulation. Hafenstädte, die früher in größter Blüte gestanden hatten, verarmten und verfielen. Der Offensivkrieg gegen Spanien war ebensowenig zu Ende, und die Unterbrechung des ehedem so gewinnreichen Handelsverkehrs der beiden Staaten brachte dem Süden Frankreichs außerordentliche Verluste. Dazu kam, daß der Kaiser dem Mittelstande eine Geringschätzung bewies, die tief empfunden wurde. Nur die Söhne gewisser privilegierter Kreise fanden Aufnahme in die Stellen der Auditeurs, aus denen allein der Weg zu den oberen Ämtern und Rängen führte, während alle Übrigen sich nur dem niedrigen Büreaudienste widmen konnten. Und doch waren gerade Diejenigen, die sich der Kaiser durch diesen Vorzug am festesten verbunden glaubte, es am wenigsten. „Die Generale" — erzählt ein aufmerksamer Zeitgenosse — „hatten infolge ihrer reichen Dotationen ein von dem des Monarchen ganz verschiedenes Interesse, nämlich das Erworbene zu bewahren, und leisteten deshalb nur mehr mit Widerwillen die unausgesetzten und anstrengenden Dienste, welche von ihnen gefordert wurden. Indem der Kaiser mit zu großer Vorliebe Geistliche und Emigrierte an sich zog, hatte er nur laue und zweideutige Anhänger gewonnen, dagegen aber den Schein er-

weckt, als verkenne er die Grundbedingung seiner Macht, die Revolution, aus der er hervorgegangen war. Die Personen des alten Adels, mit denen er sich gerne umgab, nahmen zwar die angebotenen Ehrenstellen an, verrieten aber seine Geheimnisse, so oft sie sich davon Kenntnis verschaffen konnten, schmeichelten ihm auf unwürdige Weise ins Gesicht, und beklagten hinter seinem Rücken ihr trauriges Schicksal, einem Emporkömmling zu dienen. Der Klerus trieb wohl in seinen Katechesen die Wohldienerei bis zum Unsinn und lehrte den unbedingten Gehorsam, den jede Hierarchie begünstigt, betrauerte aber andererseits das Schicksal des Papstes." Dazu kam, daß gerade zur selben Zeit, als die Franzosen bei Wagram kämpften, auf des Kaisers Befehl Pius VII. aus Rom entfernt wurde, was Millionen gläubiger Gemüter gegen Napoleon erregte.

Unter solchen Umständen mußte Dieser darauf bedacht sein, dem französischen Volke irgendwie entgegenzukommen, um es günstiger für sich zu stimmen. Nun war es seit Jahren ein allgemeiner Wunsch, der auch in die nächste Nähe des Kaisers drang, er möchte durch eine neue Ehe einen Thronerben gewinnen. Die Meinung war, die Segnungen einer eigenen Familie würden ihm auch den Staat wertvoller machen und ihn von dem maßlosen Ausgreifen seiner Macht zurückbringen. Dieser Wunsch wurde umsomehr gehegt, als die gute Sitte am Kaiserhofe nicht eben unbedingt herrschte, wo Josephine längst nicht mehr die Neigung ihres Gemahls besaß und dessen anderweitige Phantasieen eher unterstützte, als störte, nur um ihre Stellung zu behalten.*) Von den Brüdern des Kaisers namentlich gingen skandalöse Gerüchte um, und man dachte nun, all das würde verschwinden, wenn ein geordnetes Familienleben bei Hof einzöge.

---

*) Broglie erzählt in seinen Erinnerungen, er habe die Kaiserin vor dem Kriege des Jahres 1809 gesehen, „und ihr zur Seite die glänzende Schaar von Ehren-, Hof- und Palastdamen und den Cortege von Vorleserinnen, die den Harem unseres Sultans bildeten und ihm halfen, noch einige Zeit das geschminkte Alter der ehemaligen Sultanin zu ertragen."

Außerdem hoffte man, eine neue Ehe mit einer Fürstentochter Europas würde ein Unterpfand des Friedens werden und zugleich ein Damm all den weltherrschaftlichen Gelüsten. Diesem allgemeinen Wunsche kam nun Napoleon entgegen. Er ließ Josephine durch ihren Sohn, den Vizekönig Eugen, auf die bevorstehende Scheidung, welche die Politik unerbittlich fordere, vorbereiten, berief am 15. Dezember in die Tuilerien einen Familienrat und erklärte demselben seinen Entschluß, eine andere Verbindung eingehen zu wollen. „Die Politik meiner Monarchie," sagte er, „das Interesse und das Bedürfnis meiner Völker, die mich stets in meinen Handlungen leiteten, verlangen, daß ich den Thron, auf den die Vorsehung mich erhoben, Kindern hinterlasse, welche die Erben meiner Liebe zu meinen Völkern sein sollen." Da ihm die Ehe mit seiner vielgeliebten Gattin Josephine die Hoffnung darauf nicht gestatte, müsse er die zärtlichsten Neigungen seines Herzens dem Staatswohl opfern und dieses Band lösen. Erst vierzig Jahre alt, hoffe er, die Nachkommen, die ihm beschert sein würden, in seinem Geiste und in seinen Ideen zu erziehen. Die Kaiserin, die er selbst gekrönt habe, solle ihren Titel behalten. Josephine fand sich unter Schluchzen zu dem Opfer bereit, welches der Staat von ihr forderte, und am nächsten Tage erklärte ein Senatskonsult die kaiserliche Ehe für gelöst. Eine Schwierigkeit lag nur darin, den gläubigen Katholiken die Sache mundgerecht zu machen. Denn es war, wie wir wissen, am Tage vor der Kaiserkrönung eine kirchliche Einsegnung erfolgt. Napoleon erklärte jedoch frischweg, er habe damals sein Jawort unter einem moralischen Druck gegeben, was dann als Argument für die Nullität der kirchlichen Sakramentshandlung verwertet wurde, welche die erzbischöfliche Kanzlei in Paris im Januar 1810 bescheinigte.

Sogleich nach der Scheidung zog sich Josephine nach Malmaison zurück. Wo aber war die neue Gemahlin? Kein Zweifel, die Politik hatte das alte Band zerschnitten, die Politik mußte ein neues knüpfen. Keine andere Rücksicht kam dabei zur Geltung, es

wäre denn die auf den Ehrgeiz des Emporkömmlings, sich den alten Thronen Europas enge zu verbinden. Die angesehensten waren die von Österreich und Rußland. Das herrschende System verwies den Kaiser an den Letzteren. Und in der That soll schon in Tilsit von einer Verbindung Napoleons mit der Großfürstin Katharina die Rede gewesen sein und Alexander in Erfurt selbst von seiner jugendlichen Schwester Anna gesprochen haben. Jene war allerdings seitdem an Georg von Oldenburg vermählt worden, aber Diese war noch frei. Da entstand die Frage: wie stellte sich die Politik zu dieser Absicht?

Seit den Erfurter Tagen war manches geschehen, was das Einverständnis der beiden Staaten stören konnte. Es kam der Krieg mit Österreich, den der Zar so gerne verhütet hätte, um ungeschwächt gegen Schweden und Türken kämpfen zu können, und es kamen die Siege der Franzosen, die in Petersburg tiefe Besorgnis erregten. Zwar gelang es Alexander, die Schweden im Frieden von Friedrichshamm (19. September 1809) zur Abtretung Finnlands zu vermögen, die Türkei aber hatte er noch keineswegs bezwungen, und die russischen Truppen mußten im Herbste des Jahres sogar aufs Neue über die Donau zurückgehen. Was jedoch den Zaren am meisten verstimmte, das war Napoleons Beziehung zu den Polen während des Krieges. Als Dieser nämlich sah, wie berechnet lässig Rußland den Kampf gegen den Erzherzog Ferdinand führte, wandte er sich an die nationalen Kräfte des Herzogtums Warschau unter Poniatowski, rief die West-Galizier zur Unabhängigkeit auf, und erreichte so durch die Polen, was ihm die Russen versagt hatten. Die Vermehrung des Herzogtums Warschau durch 2 Millionen Galizier war der Dank des Kaisers, der an seinem Alliierten von Tilsit und Erfurt ebenso irre geworden war, wie dieser an ihm. Nun wäre es aber doch für Napoleon sehr störend gewesen, wenn Rußland aus diesem Grunde jetzt zu den Waffen greifen wollte, wo Preußen noch in Gefechtsstellung stand. Deshalb ging wenige Tage nach dem Schönbrunner Friedenschluß am 20. Oktober 1809, eine Depesche nach

Petersburg ab, welche zu erklären hatte, wie der Kaiser unmöglich die West-Galizier, die sich einmütig für ihn erhoben, unter die österreichische Herrschaft zurückkehren lassen konnte, wie er aber dennoch weit davon entfernt sei, den Gedanken an die Herstellung Polens damit zu erwecken, im Gegenteile werde er mit Rußland im Vereine den Namen „Polen" aus der Geschichte verschwinden machen. (Er ahnte wohl nicht, daß Alexander erfahren werde, wie er zur selben Zeit die Polen versichern ließ, mit jener Erklärung sei es ihm durchaus nicht Ernst.) Um aber den Zaren ganz sicher zu machen, kam er, noch vor der Scheidung, in seinen Instruktionen für Caulaincourt auf das Heiratsprojekt zurück und begehrte geradezu die Hand der Großfürstin Anna (22. November 1809). Daß diese Werbung für den Augenblick nur den Zweck hatte, Rußland zu beschwichtigen, ist leicht deutlich zu machen. Die Prinzessin Anna war erst fünfzehn Jahre alt und, wie die Berichte Caulaincourts meldeten, noch nicht vollkommen entwickelt. Es war vorauszusehen, daß Alexander, wenn nicht mit einer Abweisung, so doch mit der Bitte um Aufschub antworten werde, was man dann als Ablehnung auffassen konnte. Und um so weniger kann man an den Ernst dieser Werbung glauben, als gleichzeitig und ebenfalls noch vor der Scheidung im tiefsten Geheimnis ein zweites Projekt keimte und Gestalt gewann: die Verbindung mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich.

Seit dem Verhalten Rußlands im letzten Sommer war es Napoleon klar, daß die Allianz mit dieser Macht in nicht allzu ferner Zeit ihr Ende finden und ein erbitterter Krieg um die Herrschaft der Welt — „um schließlich allein übrig zu bleiben" — entbrennen würde. Dann durften die deutschen Mittelmächte, dann durfte zum Mindesten Österreich nicht unter russischem Einfluß stehen. Diese Erwägung mag den Gedanken einer Ehe mit einer Erzherzogin dem Franzosenkaiser nahe gelegt haben, und es kam nur darauf an, daß das Haus Österreich darein willigte. Um dies zu erreichen, ward das russische Eheprojekt mit mög-

lichster Öffentlichkeit behandelt, damit in Wien der Schreck vor einer russisch-französischen Intimität der anderen Werbung den Boden ebne, oder vielleicht sogar eine Eröffnung provoziere. Ob dann von österreichischer oder französischer Seite das erste entscheidende Wort fiel, ob der Graf Laborde, ein Vertrauter Napoleons, der bei den Friedensunterhandlungen thätig gewesen war und dann noch einige Zeit in Wien blieb, bei Metternich, oder dieser bei ihm zuerst anklopfte, ist heute noch nicht völlig klargestellt.*) Jedenfalls erblickten Kaiser Franz und sein jetziger Minister des Äußern in einer Familienverbindung mit Napoleon eine gewisse Sicherheit für den Staat, eine Gewährleistung seiner Existenz, und um diesen Preis beschwichtigte man seine Abneigung gegen den Brautwerber.

Nach den ersten geheimen Pourparlers der Diplomaten,

*) Metternich sagt in einer Depesche an Schwarzenberg (Wien, 25. Dez. 1809) Alexander von Laborde, der ehedem in österreichischen Diensten gestanden und viele Verbindungen in Wien, insbesondere mit Schwarzenberg u. a. gewonnen hatte, habe ihn vor seiner Abreise über die Möglichkeit einer Familienallianz sondiert, indem er die Ehe des österreichischen Kronprinzen Ferdinand mit einer Tochter Lucians, oder die Napoleons mit der Erzherzogin Luise aufs Tapet brachte. Den ersten Vorschlag habe er sofort zurückgewiesen, nicht so den zweiten. Dem gegenüber behauptete Laborde — nicht Narbonne, wie Lanfrey, Lefebvre u. a. meinen — in einem Memoire, welches er höchst wahrscheinlich anfangs Dezember, kurz, nach seiner Rückkehr nach Paris für den Kaiser verfaßte, Metternich habe ihn zu einer Verzögerung seiner Abreise von Wien beredet und ihm in einer Besprechung über die Mittel, das Verhältnis Frankreichs zu Österreich besser zu gestalten, geradezu eine Heirat Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin als solches genannt, wenn Jener mit seiner Scheidung Ernst mache. Diese Idee, habe der Minister hinzugefügt, käme von ihm allein, die Intentionen seines Souveräns kenne er nicht, zweifle aber nicht, daß sie dem Projekte günstig sein würden. Später, in einem Briefe an Jakobi-Klöst vom 11. September 1811, hat Metternich selbst sich als denjenigen bezeichnet, der die Ehe in Vorschlag gebracht habe (M. Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III. S. 325). In seinen Memoiren endlich hat er es wieder geleugnet und Napoleon die Initiative zugeschoben. So viel geht aus den Quellen hervor, daß die Bereitwilligkeit auf beiden Seiten war.

brachten Josephine und Hortense selbst bei der Gräfin Metternich, die sich damals in Paris aufhielt, Eugen beim österreichischen Botschafter Fürsten Schwarzenberg die Sache an; denn Napoleon bestand darauf, daß gerade die meist Beteiligten bei seiner Wiedervermählung mitwirkten*). Dann hielt er — mehr zum Schein — am 27. Januar einen Ministerrat ab, wo Maret, der im Vertrauen war, für die österreichische und gegen die russische Heirat plaidierte, und am 7. Februar 1810 wurde einem Familienrat der Entschluß des Kaisers mitgeteilt. Noch am selben Abende unterschrieb Schwarzenberg das vorläufige Eheversprechen. Das russische Projekt ward definitiv aufgegeben. Als auf die erste Anfrage Caulaincourts lange keine Antwort, und auf eine zweite drängende Mahnung nur die erwartete Erklärung Alexanders aus Petersburg eintraf, die Großherzogin sei noch zu jung und die Sache müßte verschoben werden, da ergriff Napoleon sofort die dargebotene Handhabe. „Aufschieben heißt verweigern“, sagte er, „übrigens will ich in meinem Palaste keine fremden Priester zwischen mir und meiner Frau haben.“ In höflichster Form ward an der Newa mitgeteilt, daß man von der Verbindung abstehe. Wenn sich auch der Zar darob verletzt fühlte — und wir hören, daß dies der Fall war — so hatte das jetzt, wo man Österreichs sicher geworden war, für Napoleon keine bedrohliche Bedeutung mehr. Der Zweck seines Doppelspiels war erreicht.

Unterdessen kam Berthier als „Großbotschafter“ nach Wien, um förmlich für Napoleon zu werben, worauf dort am 11. März in der Augustinerkirche die feierliche Einsegnung stattfand. Erzherzog Karl vertrat dabei seinen großen Gegner. Dann ging es in Eile nach Frankreich, wo der Kaiser am 27. bei Compiègne mit seiner neuen Gemahlin zusammentraf. Am 1. April

*) „Das Staatsoberhaupt“, sagt Montgelas, der gewiß durch den Vizekönig genau unterrichtet war, „wollte nicht, daß Eugen als ein Teilnahme erweckendes Opfer erscheine, und legte im Gegenteile Wert darauf, daß gerade diejenigen Personen, welche seine Wiedervermählung am empfindlichsten berührte, zu derselben äußerlich mitwirkten.“

ward in St. Cloud die Zivilehe geschlossen, am Tage darauf in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung vollzogen. Man bemerkte, daß das Zeremoniel genau dasjenige wie bei der Hochzeit Ludwig XVI. mit Marie Antoinette war, und daß auch die Ehepakten jenen wörtlich gleich abgefaßt wurden.

Marie Luise gefiel den Parisern nicht sonderlich. Sie bot zwar mit ihren achtzehn Jahren eine frische gesunde Erscheinung, sah aus ihren schönen blauen Augen hell in die Welt, aber man fand sie, trotz ihres reinen Teints und ihrer vollen roten Backen, häßlich und vor allem schlecht gekleidet. Den Hofleuten fiel ihre grenzenlose Verlegenheit auf. Doch gewann sie bald Würde und eine gewisse Festigkeit, namentlich als ihr Napoleon, dem sie Alles in Unterwürfigkeit ergeben sah, mit großer Achtung ermunternd begegnete. Sie hatte ihn bis vor kurzer Zeit als den bittersten Feind Österreichs gehaßt — soweit eben ein Kind des leidenschaftslosesten Monarchen einer leidenschaftlichen Empfindung fähig war — und ihre jüngst veröffentlichen Briefe an eine Freundin aus jener Zeit zeigen, welch Opfer sie der Politik darbrachte. Am 23. Januar schreibt sie z. B. aus Ofen: „Seit der Scheidung Napoleons von seiner Gattin öffne ich die Frankfurter Zeitung immer mit der Idee, den Namen seiner neuen Gemahlin zu finden, und ich gestehe, daß die Zögerung mir Unruhe verursacht. Ich lege mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung, die ja allein weiß, was uns frommt. Sollte aber das Unglück es wollen, so bin ich bereit, mein persönliches Wohlergehen dem Staate zu opfern, überzeugt, daß man wahre Freudigkeit nur in der Erfüllung seiner Pflichten findet.“ Sie fügte aber doch hinzu: „Beten Sie, daß es nicht geschehe.“ Und nun geschah es doch.

Aber wenn man auch in Paris an der äußeren Erscheinung der neuen Kaiserin Manches zu bekritteln fand, so begrüßte man das Ereignis dennoch im allgemeinen mit großer Genugthuung. Zwar die Unversöhnlichen des Faubourg St. Germain waren entrüstet über diese Allianz zwischen der Legitimität

und der Revolution, und die radikalen Republikaner desgleichen über die Stütze, die sich hier dem Regimente ihres Unterdrückers darbot. Die große Masse jedoch war befriedigt. Der Kurs der Rente stieg, als man am 9. Februar von dem abgeschlossenen Vertrage hörte. Napoleon nützte sofort diese Stimmung, um sein altes Lied wieder ertönen zu lassen. Er befahl Champagny, ein Rundschreiben an alle Gesandten im Auslande zu richten, das seine Friedensliebe kund thun sollte: „Sie werden darin sagen, daß eines der Hauptmittel, deren sich die Engländer bedienten, um den kontinentalen Krieg zu entflammen, darin bestand, daß sie glauben machten, es läge in meiner Absicht, die Dynastien zu vernichten. Indem mich nun die Umstände in die Lage versetzten, eine Gemahlin zu wählen, wollte ich ihnen den unseligen Vorwand benehmen, unter dem sie die Nationen aufwiegelten und einen Zwist erregten, der Europa mit Blut überschwemmte." Sollte die Welt diesen Versicherungen trauen? Am Wiener Hofe fragte man sich, erzählt Metternich, welchen Kalkül Napoleon wohl mit seiner Heirat angestellt haben konnte: ob er den Degen in die Scheide zu stecken und die Zukunft Frankreichs und seiner Familie wirklich auf die Prinzipien der Ordnung und des Friedens zu gründen, oder ob er nur Österreichs Kräfte in den Dienst seiner Eroberungspolitik zu ziehen gedachte. Und das war in der That die entscheidende Frage. Sie blieb nicht lange unbeantwortet. Als am 20. März 1811 dem ängstlich aufhorchenden Volke von Paris die Kanonen der Invaliden die Geburt eines Prinzen verkündeten, da zeigte sich den Eingeweihten der Horizont Europas schon wieder dicht umwölkt, und sie waren sich nicht unklar darüber, von wannen das Gewitter heranzog. Und barg es denn nicht auch einen tiefen Sinn, daß der Imperator dem Neugeborenen den Titel eines „Königs von Rom" beilegte? Nur der Name der alten Weltbezwingerin schien ihm eben noch gut genug, den Erben seiner Macht damit zu schmücken.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Für die inneren Verhältnisse Frankreichs: a) Berichte von Reisenden: Hase, Briefe und Tagebücher von 1801 und 1802 in der „Deutschen Revue" 1881; J. F. Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803, Hamburg 1805; A. v. Kotzebue Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804, Berlin 1804; J. G. Rist's Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel, Gotha 1880; b) einheimische Quellen: der Moniteur (seit 1799 offizielles Organ); die Correspondance de Napoléon I, 7. Band; die Memoiren Fauriels, herausgegeben von Lalanne, 1886; Bourriennes (bis 1802 noch von einer gewissen Zuverlässigkeit), Lucian's (in der leider ganz unwissenschaftlichen Ausgabe Jung's Band II), Thibaudeau's Mémoires sur le Consulat, die Denkwürdigkeiten der Rémusat, die Considérations der Staël, P. L. Couriers Briefe aus dem Jahre 1804 in dessen Ges. Werken u. A. Außerdem: Forneron, Les émigrés et la société française sous Napoléon I. im „Correspondant" von 1887; Gaffarel, L'opposition militaire sous le Consulat in: „La Révolution française" 6. Jahrgang, 10. Heft; Debidour, Le général Fabvier in den „Annales de l'Est", Januar 1887 (nach dessen Briefen); Welschinger, La censure sous le premier Empire, 1882; Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire, 3. und 4. Bd., und Lanfrey, Napoléon I. 2. und 3. Bd. — Für die auswärtigen Beziehungen a) im allgemeinen: außer den Verträgen bei De Clercq, Recueil des traités conclus par la France (der erste Band reicht bis 1803), und der Correspondance de Napoléon I. 8. Bd. das grundlegende Werk von Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; b) im besonderen bezüglich Italiens: Botta, Storia d' Italia dal 1789 al 1814, 3 Bände, Francesco Melzi d'Eril, Memorie, Documenti e lettere inedite di Napoleone I e Beauarnais, ed. Giov. Melzi, 2 Bde. 1865; Bonacossi, Bourrienne et ses erreurs; — bezüglich der Schweiz: Vuillemin, Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft (deutsch von J. Keller, Aarau 1869); Muralt, Hans von Reinhard, Zürich, 1839; Bonaparte, Talleyrand und Stapfer, Zürich 1869; — bezüglich Deutschlands: Häusser Deutsche Geschichte, 2. Bd. (mit Anmerkungen aus der einschlägigen Litteratur); Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Sämmtl. Werke Bd. 47; Martens, Recueil des traités

conclus par la Russie, I. Abtheilung (Oesterreich) 2. Band; Fournier, Gentz und Cobenzl, Gesch der österreichischen Diplomatie von 1801 bis 1805; — bezüglich Spaniens: Baumgarten: Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der französ. Revolution I; Bernhardi, Napoleon I und Spanien, in der „Historischen Zeitschrift" Bd. 40; — für die Verfassungen der italienischen Staaten, Hollands und der Schweiz: Pölitz, Europäische Verfassungen, 3 Bde; — für die Kolonialpolitik Napoleons: Adams, Napoléon et St. Domingue. (Revue historique XXIV) und Tessier, Le général Decaen aux Indes (Revue historique XV.). Über Toussaint ist in der „Revue de l'Agenais" vom J. 1884 Urkundliches beigebracht. — Für die Verwickelung mit England, neben der Correspondance VIII und dem Moniteur von 1803: Browning, England and Napoleon in 1803, Lond. 1887 (mit den Depeschen Withworth'), die Memorials and correspondance of Ch. F. Fox, 3. Bd. das Annual register or a view of the history etc for the year 1803, die Lettres and Dispatches of Lord Castlereagh 5. Bd., Stanhope, Life of Pitt, IV., Max Duncker, „Die Landung in England" in dessen „Abhandlungen aus der neuen Geschichte", Seeley's A shorte history of Napoleon I., 1886, Ompteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen, Hannover 1866. — Über die Flottille im Canal: Chevalier, Histoire de la marine française sous le Consulat et le premier Empire, 1886. — Über die Konspiration von Georges und Genossen ist das Aktenmaterial gesammelt zu finden in: „Procès instruit par la Cour de justice criminelle contre Georges, Pichegru, Moreau etc. 8 vols. Paris 1804, daneben: Desmarest (einer der Polizeidirektoren), Quinze ans de haute police sous Napoléon, die Aufzeichnungen Fauriels (vorsichtig zu benutzen), die Memoiren Miot's. Über Georges speziell: G. de Cadoudal, Georges Cadoudal et la chouannerie, Paris 1887, die beiden letzten Kapitel (natürlich nicht unparteiisch). — Über die Affaire Enghien: Nougarède de Fayet, Recherches historiques sur le procès du duc d'Enghien, und neuestens Boulay de la Meurthe, Les dernières années du duc d'Enghien, Paris 1886, wo die Litteratur des Gegenstandes erschöpfend mitgeteilt ist. (Dazu meine Notiz in der Revue historique, Oktober 1887.) Boulay's Annahme, daß Napoleon den Prinzen doch mehr in der Überzeugung von dessen Schuld — wie er später glauben machen wollte — habe töten lassen, denn aus bloßer Politik, ist durch mehrere unanfechtbare Stellen in den Memoiren der Rémusat zu widerlegen — Über die Gründung des Empire: Thiers, 5. Band Miot von Melito II., die Rémusat; der Senatsconsult vom 18. Mai 1804 bei Pölitz, Europäische Verfassungen, 2., Rocquain, Notices sur Napoléon I. in der „Revue de France", März 1880, Napoleons Gespräche mit dem Arzte des „Northumberland" im Jahre 1815, neuerdings mitgeteilt von Hérisson, Le Cabinet noir, 1886. Von fremden Berichten sind vor allem die des preußischen Gesandten Lucchesini

wertvoll, kürzlich veröffentlicht von Bailleu, Preußen und Frankreich. 1795—1807, II. Band 1887; daneben die Depeschen des hessischen Gesandten Malsburg in der „Deutschen Revue“ vom Oktober 1884. Die satirischen Ausfälle der Pariser habe ich einem noch ungedruckten Briefe des Schweden Brinckmann an den Grafen Philipp Stadion entnommen.

Zum zweiten Kapitel. Über die Vorgeschichte des Krieges von 1805, neben den Briefen Napoleons im 8., 9. und 10. Bande der „Correspondance“ die Memoiren von Miot von Melito — hier eine der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen — der Rémusat, Savary's ‚Herzogs von Rovigo‘ (mit Vorsicht zu benutzen), Ségurs (desgleichen), Marmonts, Hulots (im „Spectateur militaire“ von 1858), die Korrespondenz Villeneuves bei Jurien de la Gravière, Guerres maritimes. Über das Landungsprojekt vergleiche man die früher erwähnte Abhandlung Max Dunckers, deren Resultate jedoch nicht abschließend sind. Über Pius in Paris: die Memoiren Consalvi's (von Crétineau-Joly) und Haussonville's großes Werk „L'église romaine et le premier Empire“. Über die Bildung der dritten Koalition: die Staatsverträge bei Martens, Recueil des Traités, L. Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche. Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, II. und VI. Bd. außerdem die Korrespondenz Adam Czartoryski's mit Alexander I., herausgegeben von Mazade, 1865, Czartoryski's Memoiren, 1887, die Aufzeichnungen Razoumowskys in dessen Biographie von Wassiltschikow (russisch) 1887. Hardenbergs Memoiren (herausgegeben von L. Ranke); Lucchesini's Berichte aus Paris in Bailleu II., Lettres and dispatches of Lord Castlereagh, V.; Cobbett, Parliamentary debates vol. VI. Lond. 1806, Annual Register, 1803—1805. Von Bearbeitungen: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; Ranke, Hardenberg u. d. Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (dazu der kritische Aufsatz von Max Duncker, „Graf Haugwitz und Freiherr von Hardenberg“ in den „Abhandlungen a. d. neueren Geschichte“ und dessen Recension von Rankes Werk in den „Mitteilungen a. d. historischen Litteratur“, 6. Jahrg.); Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Fournier, Gentz und Cobenzl, Geschichte d. österr. Diplomatie von 1801—1805; Stanhope, Life of Pitt IV. — Über den Krieg von 1805: neben der Correspondance de Napoléon die Memoiren von Marmont, Rapp, Ségur, Savary, Fézensac und des Kapitäns Coignet, die Correspondenz Davoût's (herausgegeben von Mazade, 1885, 4 Bde.) und Montégut, Le maréchal Davout, Paris 1882; ferner die Memoiren Czartoryski's und dessen Exposé aus dem April 1806 in seiner Korrespondenz mit Alexander, die Erinnerungen de Maistre's (vergl. dazu den Aufsatz Sybels in der „Historischen Zeitschrift“ von 1859), Materiaux pour servir à l'histoire

de la bataille d'Austerlitz, recueilis par un militaire mit einer instruktiven Schlachtkarte) 1806; (Stutterheim), La bataille d'Austerlitz, par un militaire, témoin de la journée du 2 Décembre 1805. Hambourg, 1806; Radetzky's Erinnerungen in den „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs" 1887; Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll 2. Auflage, Leipzig 1865. Ferner: Michailowski-Danilevski, La Campagne de 1805; Angeli, Ulm und Austerlitz, in Streffleur's Militär. Zeitschrift 1877, 1879. Einzelnes aus Papieren des Erzherzogs Karl bei Ed. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts I. Bd. (für die Kenntnis der großen Politik ganz wertlos), York; Die Feldzüge Napoleon I., 1. Bd.; Macks Rechtfertigungsschrift in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1873; Dieffenbach, K. L. Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfekt und geheime Agent Napoleon I. (1879). — Über die Haltung Preußens. Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne 1805 in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften." 1. Heft Berlin 1885; Bailleu, Preußen und Frankreich 1795 bis 1807, 2. Bd.; M. Lehmann, Scharnhorst 1. Bd.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand, in der „Deutschen Rundschau" 1883. — Über die süddeutschen Verhältnisse u. A. Montgelas, Denkwürdigkeiten 1887; Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland z. Zeit d. franz. Herrschaft 2. Bd.

Zum dritten Kapitel. Über die Stimmung in Frankreich 1805 und 1806: Lucchesini's Berichte und Hauterive's Briefe an Talleyrand bei Bailleu, Preußen und Frankreich, 2. Bd.; die Memoiren Molliens, der Rémusat u. A. Über Frankreich und Neapel: Helfert, Königin Karoline von Neapel, Coletta, Geschichte des Königreichs Neapel. 2 Bde. (Deutsche Ausgabe 1856), die Memoiren des Königs Joseph (herausg. v. Du Casse) und Miots v. Melito. Über das Verhalten gegen den Papst: neben der Correspondance de Napoléon I. die Memoiren Consalvis, Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, Artaud, Histoire du Pape Pie VII. Über die Gründung des Königreichs Holland hat König Ludwig selbst geschrieben: Documents historiques et réflections sur le gouvernement de la Hollande, Paris 1820; dazu Alb. Neville, La Hollande et le Roi Louis (Revue des deux mondes, 1870) und Felix Rocquain, Napoleon I. et le Roi Louis. Über den Rheinbund: Häusser, Deutsche Geschichte 2. Bd. und die Litteratur in Dahlmanns Quellenkunde zur Deutschen Geschichte. Ferner Perthes, Polit. Zustände und Personen z. Zeit der französischen Herrschaft 2. Bd.; J. C. v. Pohl, Denkwürdigkeiten a. meinem Leben und aus meiner Zeit, 1840, Montgelas' Memoiren, die Briefe e. geheimen österr. Agenten v. J. 1806 in meinen „Historischen Studien und Skizzen"; Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina u. d. Königs Jérôme I.; Goecke, Das Großherzogthum Berg unter Joachim

Murat, 1877; Beaulieu-Marconnay, K. F. v. Dalberg, 2 Bde., (dazu Bailleu, Fürstenbriefe an Napoleon I. in der „Historischen Zeitschrift“ 1887); Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, 2 Heft, Marburg 1878; Baader, Streiflichter auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, oder die Reichsstadt Nürnberg von 1801—1806 (1878); Meyer, Zur Gesch. d. römisch deutschen Frage. Über die französ. Armee in Süddeutschland u. a. die Souvenirs militaires von Fésensac und die Correspondance de Napoléon I. — Über die Verwickelung mit England: Russels Biographie von Fox (1859), Cobbett, Parliamentary debates VI; Jackson, Diaries and lettres I, Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe III. Über die Verhandlungen mit Rußland: Bignon, Thiers, Bernhardi und Martens' Recueil des traités conclus par la Russie, VI. Über die Entstehung des preußisch-französischen Krieges ist man heute noch immer nicht ganz genügend unterrichtet, da Haugwitz die betreffenden Akten verbrannte. Aber das Wesentlichste an Dokumenten ist doch zunächst im zweiten Bande von Bailleu's, Preußen und Frankreich v. 1795—1807 zu Tage gekommen. Andere Hauptquellen sind: die Memoiren Hardenbergs in der Ausgabe von Ranke (dazu die kritischen Bemerkungen M. Lehmanns in der histor. Zeitschr. Neue Folge Bd. III); Lombard, Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807; Gentz' Briefe an Starhemberg, in den „Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung“ VII. Jahrg. Vergl. außerdem Ranke, Hardenberg u. d. preuß. Staat, Häußer, Deutsche Geschichte II., Höpfner, Gesch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. Lehmann, Scharnhorst I.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand in d. „Deutschen Rundschau“ 1883.

Zum vierten Kapitel. Über den Feldzug in Thüringen: die Correspondance de Napoléon I vor Allem; dann die kriegsgeschichtlichen Werke von Clausewitz, Lossau, Charakteristik der Kriege Napoleon I., 2. Bd. (Augenzeuge bei Auerstädt); Math. Dumas, Précis des événements militaires, 18 Bd.; Höpfner, Gesch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. P. Foucart, La campagne de Prusse en 1806. Paris 1887. C. v. d. Goltz, Roßbach und Jena, 1883; York, Feldzüge Napoleon I. 1 Bd. Ferner: Rühle von Lilienstern, Bericht eines Augenzeugen vom Feldzuge 1806 (unter dem Einfluß Massenbachs, des konfusen Generalstäblers der Armee Hohenlohe's); Massenbach, Geschichtliche Denkwürdigkeiten (verwirrt und unzuverlässig); Müffling, d. Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806, Weimar 1807; Müffling, Aus meinem Leben 1851 (unzuverlässig); Plotho, Tagebuch während der Kriegsoperationen 1806 und 1807, Berlin 1811; Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807, Berlin 1855; Gentz' Tagebuch im preußischen Hauptquartier (in dessen gesammelten Schriften, herausg. v. Schlesier), Tiedemann, Denkwürdigkeiten; Gentz

und Mayer v. Heldensfeld, Berichte über die Schlacht bei Jena (in den Mitteilungen d. k. k. Kriegsarchivs, 1882); Burckhardt, Aus den Tagen der Schlacht b. Jena (Neues Archiv f. sächsische Gesch. IV.) Davouts; Correspondance u. Montégut über ihn, Ségur, Histoire et memoires III. Fézensac, Souvenirs militaires, Coignet, Cahiers. Pertz, Gneisenau 1. Bd. und Lehmann, Scharnhorst 1. Bd — Über den Krieg in Polen außer den erwähnten Werken noch: Foucart, La Campagne de Pologne, Par. 1882; Rob. Wilson, Briefs remarks of the campaigns in Poland 1806/1807; die Mémoiren des Grafen Oginski, Eugens von Würtemberg, Bennigsen, (in den anonymen „Beiträgen zur Gesch. des Krieges von 1806 und 1807", Breslau 1886). Grolmann, Tagebuch über d. Feldzug d. Erbgroßherzogs von Baden, 1987. Über die Politik Napoleons während des Krieges: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. Bd. der 2. Ausgabe (eine ausgezeichnete Darlegung dieser schwierigen Verhältnisse und nur im Einzelnen zu berichtigen); Bailleu, Preußen und Frankreich, II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Thiers, VII., Ranke, Hardenberg und Preußen III.; Bernhardi, Geschichte Rußlands II.; The Annual register for the year 1807, Diaries and letters from the peace of Amiens to the battle of Talavera, 2 vols. Lond. 1872; Maistre Mémoires politiques (Briefe a. d. Frühling 1807); Czartoryski, Mémoires II.; Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls; Savarys Memoiren sind hier vertrauenswürdiger als sonst; Gagern, Mein Anteil an der Politik I., Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe, 1876; Hardenbergs Memoiren herausg. v. Ranke (insbes. der 5. Band mit den Aktenstücken); Schladens Tagebuch; G. Horn, Das Buch v. d. Königin Luise, 1883; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Ernouf, Maret duc de Bassano, Meneval, Napoléon et Marie Louise I.; Boppe, La mission de l'adjudant-commandant Mériage à Widdin (1807—1809), in den „Annales de l'École politique", Gardane, La Mission du général Gardane en Perse sous le premier Empire, Paris 1865. Außerdem handelt über das Verhältnis Napoleons zum Schah Feth-Ali: Gaffarel in der Revue politique et littéraire, 1878. – Über die Tilsiter Verträge vergleiche man: De Clercq, Recueil des Traités de la France II. Garden, Histoire générale des traités de paix, X; Bignon, Histoire de France, VI; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. und Thiers, Consulat et Empire, VII. Da keines dieser Werke den authentischen Wortlaut der geheimen Allianz enthält und die Angaben der Autoren untereinander — insbesondere Lefebvres und Thiers' — im Widerspruche stehen, erbat ich mir von dem Archiv-Direktor des Pariser auswärtigen Amtes, Herrn Girard de Rialle, gütige Mitteilung des offiziellen Textes. Die überaus dankenswerte Gewährung meines Ersuchens

setzt mich in den Stand, die wichtige Urkunde wörtlich mitzuteilen. Sie lautet:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, et S. M. l'Empereur de toutes les Russies, ayant spécialement à cœur de rétablir la paix générale en Europe sur des bases solides et, s'il se peut, inébranlables, ont à cet effet résolu de conclure une alliance offensive et défensive et nommé pour leur Plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin: M. Charles Maurice Talleyrand, Prince de Bénévent, son Grand-Chambellan et Ministre des Relations Extérieures, grand-cordon de la Légion d'honneur, chevalier grand' croix des ordres de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse et de St Hubert.

Et S. M. l'Empereur de toutes les Russies: M. le Prince Alexandre Kourakin, son Conseillier privé actuel, membre du Conseil d'Etat, Sénateur, Chancelier de tous les ordres de l'Empire, Chambellan actuel, Ambassadeur Extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire de S. M. l'Empereur de toutes les Russies près S. M. l'Empereur d'Autriche, et chevalier des ordres de Russie: de St André, de St Alexandre, de Ste Anne de la première classe et de St Wolodimir de la première classe, de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse, de St Hubert de Bavière, du Danebrog et de l'Union parfaite de Danemarck, et bailli-grand' croix de l'ordre souverain de St Jean de Jérusalem.

Et M. le Prince Dmitri Labanoff de Rostow, lieutenant général des armées de S. M l'Empereur de toutes les Russies, chevalier des ordres de Ste Anne de la première classe, de l'ordre militaire de St Georges et de l'ordre de St Wolodimir de la troisième classe.

Lesquels, après avoir échangé leurs pleins-pouvoirs respectifs, sont convenus des articles suivants:

Article Premier:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie et S. M. l'Empereur de toutes les Russies s'engagent à faire cause commune, soit par terre, soit par mer, soit enfin par terre et par mer dans toute guerre que la France ou la Russie serait dans la necessité d'entreprendre ou de soutenir contre toute Puissance Européenne.

Article Second:

Le cas de l'alliance survenant, et chaque fois qu'il surviendra, les Hautes Parties Contractantes régleront, par une convention spéciale, les forces que chacune d'elles devra employer contre l'ennemi commun, et les points où ces forces devront agir; mais, dès à présent elles s'engagent à

employer, si les circonstances l'exigent, la totalité de leurs forces de terre et de mer.

Article Troisième:

Toutes les opérations des guerres communes seront faites de concert, et ni l'une ni l'autre des Parties Contractantes ne pourra, dans aucun cas, traiter de la paix sans le concours ou le consentement de l'autre Partie.

Article Quatrième:

Si l'Angleterre n'accepte pas la médiation de la Russie ou si l'ayant acceptee elle n'a point au premier Novembre prochain consenti à conclure la paix, en reconnaissant que les pavillons de toutes les Puissances doivent jouir d'une égale et parfaite indépendance sur les mers et en restituant les conquêtes par elle faites sur la France et ses Alliés depuis l'année dix huit cent cinq où la Russie a fait cause commune avec elle, une note sera dans le courant dudit mois de Novembre remise au Cabinet de St James par l'Ambassadeur de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Cette note, exprimant l'intérêt que Sadite Majesté Imperiale prend au repos du monde et l'intention où elle est d'employer toutes les forces de son Empire pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix, contiendra la déclaration positive et explicite que, sur le refus de l'Angleterre de conclure la paix aux conditions susdites, S. M. l'Empereur de toutes les Russies fera cause commune avec la France, et pour le cas où le Cabinet de St James n'aurait pas donné au 1er Décembre prochain une réponse catégorique et satisfaisante, l'Ambassadeur de Russie recevra l'ordre éventuel de demander ses passeports ledit jour et de quitter immédiatement l'Angleterre.

Article Cinquième:

Arrivant le cas prévu par l'article précédent, les Hautes Parties Contractantes feront de concert et au même moment sommer les trois Cours de Copenhague, de Stockholm et de Lisbonne de fermer leurs ports aux Anglais, de rappeler de Londres leurs Ambassadeurs, et de déclarer la guerre à l'Angleterre. Celle des trois Cours qui s'y refusera, sera traitée comme ennemie par les deux Hautes Parties Contractantes, et, la Suède s'y refusant, le Danemarck sera contraint de lui déclarer la guerre.

Article Sixième:

Le deux Hautes Parties Contractantes agiront pareillement de concert et insisteront avec force auprès de la Cour de Vienne pour qu'elle adopte les principes exposés dans l'article quatre ci-dessus, qu'elle ferme ses ports aux Anglais, rappelle de Londres son Ambassadeur et déclare la guerre à l'Angleterre.

Article Septième:

Si, au contraire, l'Angleterre, dans le délai spécifié ci-dessus, fait la paix aux conditions susdites [et S. M. l'Empereur de toutes les Russies emploiera toute son influence pour l'y amener], le Hannovre sera restitué au Roi d'Angleterre en compensation des colonies françaises, espagnoles et hollandaises.

Article Huitième:

Pareillement, si par une suite des changements qui viennent de se faire à Constantinople, la Porte n'acceptait point la médiation de la France, ou si après qu'elle l'aura acceptée il arrivait que, dans le délai de trois mois après l'ouverture des négociations, elles n'eussent pas conduit à un résultat satisfaisant, la France fera cause commune avec la Russie contre la Porte Ottomane, et les deux Hautes Parties Contractantes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'Empire Ottoman en Europe, la ville de Constantinople et la Province de Roumélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.

Article Neuvième:

Le présent traité restera secret et ne pourra être rendu public ni communiqué à aucun Cabinet par l'une des Parties Contractantes sans le consentement de l'autre.

Il sera ratifié et les ratifications en seront échangées à Tilsit dans le délai de quatre jours.

Fait à Tilsit le sept Juillet 1807 (vingt cinq juin mil huit cent sept.)

Signé: Ch. Maurice Talleyrand, Pce de Bénévent. L. S.
Signé: Le Prince Alexandre Kourakin. L. S.
Signé: Le Prince Dmitri Labanoff de Rostow. L. S.

Zum fünften Kapitel. Über die inneren Verhältnisse vergl. man die Litteratur zum IX. Kapitel des ersten Bandes. Außerdem Thiers, VI VIII (dazu Barni, Napoleon I. u. s. Geschichtschreiber Thiers) Lanfrey, III und IV, den Moniteur der Zeit, die Correspondance de Napoléon I., XIII bis XVII, die Memoiren der Rémusat, II und III, Beugnot's Broglie's Souvenirs I., die „Considerations" der Staël, II, die Depeschen Metternichs im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere". Ferner: Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon au Conseil d'État, Welschinger, La Censure sous Napoléon I., Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe litéraire, 2 Bde. Merlet, Tableau de la littérature française, 1800—1815, Paris 18.7; Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la littérature française 1880; Fauchille, La question juive sous le premier

Empire (1886). Taine, Napoléon Bonaparte (in der Revue des deux mondes von 1887 und 1888, mit Mitteilungen aus den handschriftlichen Memoiren des Kanzlers Pasquier.) Über die auswärtigen Beziehungen im allgemeinen: Lefebvre, Histoire des Cabinets, im 3. Bde. der 2. Pariser Ausgabe. Im besonderen wird a) über das Verhältnis zu Rußland erst durch das Martens'sche Sammelwerk der russischen Staatsverträge genügend Licht verbreitet werden, sobald dasselbe erst einmal die russisch-französischen Traktate umfaßt; Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II. Bd. b) zu Preußen: G. Hassel, Gesch. d. preußischen Politik, 1807—1815. I. und die Abhandlung Duncker's „Preußen während der französischen Okkupation" in dem Sammelwerke „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm III." c) zu Österreich: Beer, Zehn Jahre österreich. Politik, und die Denkschriften Metternichs im II. Bande der „Nachgelassenen Papiere." d) zum Kirchenstaat: Haussonville und die früher angeführte Litteratur, außerdem Mayol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1884 und 1885. e) zu Spanien: Baumgarten, Geschichte Spaniens I (wo die spanische Memoirenlitteratur verzeichnet ist) und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien („Histor. Zeitschr. 40. Bd.); das grundlegende Werk ist Lafuente's Historia general de España, überdies instruktiv auch: Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht im J. 1808, Frankfurt 1813. Ferner: die Mémoires du Roi Joseph und die Aufzeichnungen Miots von Melito III. Southey's History of the peninsular war. Lond. 1823. Thiers im VIII. Bande ist in manchen Punkten zu berichtigen. f) über die Erfurter Zusammenkunft, außer den bereits erwähnten Werken über die Geschichte d. auswärtigen Politik: Häusser, Deutsche Geschichte III; die Erinnerungen der Deutschen Müffling, F. v. Müller, Steffens; Metternichs Denkschriften vom Jahre 1808, insbes. über die Haltung Talleyrands, im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere", Vitrolles, Mémoires, I, Méneval, Napoléon et Marie Louise, III, Ernouf, Maret duc de Bassano, Montgelas' Denkwürdigkeiten u. A.

Zum sechsten Kapitel. Über den spanischen Feldzug vergleiche man die zu Kapitel V. erwähnten Werke, außerdem die Correspondance de Napoléon I. Bd. 17 u. 18; Ducasse, Les rois frères de Napoléon I. Yorck; die Feldzüge Napoleon I. 2. Teil; Napier, Histoire de la guerre dans la Péninsule, die Correspondanz Davoûts; die Erinnerungen Fezensac's, die Hefte des Capitän Coignet, und über den Zug gegen James Moore: A narrative of the campaign of the british army in Spain commanded by sir John Moore, London 1809. Über den Ursprung des Krieges gegen Österreich: Metternichs nachgelassene Papiere, von denen die Depeschen im zweiten Bande den Denkwürdigkeiten im ersten mehrfach widerstreiten (vgl. Bailleu, die Memoiren Metternichs in der „Historischen Zeit-

schrift" Neue Folge Band 8.), Friedr. Stadions Berichte aus Baiern von 1807 bis 1809 (im Archiv f. österr Geschichte, Band 63), Montgelas' Denkwürdigkeiten, ferner Thiers, Bignon, Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, Albert Jäger, Zur Vorgeschichte des Krieges von 1809 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1852). Über Rußlands Haltung. Bernhardi, Geschichte Rußlands, Band II.; Mazade, Alexandre I. et le Prince Czartoryski, des Letzteren Korrespondenz im 2. Bande der Memoiren, die Denkwürdigkeiten Maistre's. Über Preußens Haltung: Hassel, Gesch. d. preußischen Politik seit 1807, I., Max Duncker's Abhandlungen „Preußen während der französischen Okkupation" und „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich gezahlt hat" in „Aus der Zeit Friedrich d. Großen und Friedr. Wilhelm III." M. Duncker, „Friedr. Wilhelm III. im Jahre 1809" in dessen „Abhandlungen aus der neueren Geschichte," Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (Sämtl. Werke, Bd. 48.); A. Stern, „Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit"; M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II.; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Bd., Heinr. v Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu s. Werken, von R Köpke, 1862. Über den Feldzug in Bayern und Österreich, außer den mehrfach erwähnten kriegsgeschichtlichen Werken: a) französische Quellen: die Correspondance de Napoléon I., Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, 4 Bde. 1825. Cadet de Gassicourt, Voyage en Autriche, 1818, Ségur, Histoire et mémoires III, Marmont, Mémoires III, Rapp, Mémoires, ferner die Korrespondenz Davouts und die Denkwürdigkeiten des Prinzen Eugen, IV.; b.) österreichische Quellen: (Stutterheim), der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich (bis zur Schlacht von Aspern, und dies nur in der französischen Ausgabe, die deutsche umfaßt lediglich die Zeit des bayrischen Feldzuges), daneben: „Der Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland" in Streffleurs österr milit. Zeitschrift, 1862 An Stutterheim schließt sich an: Welden, der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich vom Anfang Mai bis zum Friedensschluß, 1872. Speziell über die Schlacht bei Aspern Schels, die Schlacht bei A. am 21. und 22. Mai 1809 (in Streffleurs Zeitschrift, 1843); über die späteren Ereignisse. Angeli, Wagram, Novelle zur Geschichte des Kriegs von 1809 (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1881) Varnhagen, die Schlacht bei Wagram, in dessen Denkwürdigkeiten, (Hormayr), Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, 3 Bde. (Hormayr), Kaiser Franz und Metternich, (Erzherzog Johann), Das Heer von Innerösterreich, Friedr v. Gentz', Tagebücher I. Band (Diejenigen Mayers von Heldensfeld im Wiener Kriegsarchive sind nicht zugänglich.) Radetzky's Erinnerungen (Mitth. d. K. K. Kriegsarchivs, 1881), Der-

selbe Denkschrift über die österreichische Armee nach der Schlacht Wagram (ebenda Jahrgang 1884), ferner der wertvolle Bericht eines österreichischen Offiziers über „die Armee Napoleon I. im J. 1809 mit vergleichenden Rückblicken auf das österreichische Heer“ (ebenda Jahrgang 1881). Aus den hinterlassenen Papieren des Erzherzogs Johann hat Krones, „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege“ interessante Details mitgeteilt. In meiner Besprechung dieses Buches in der „Historischen Zeitschrift“ 1887 habe ich Briefe des Erzherzogs Karl nach der Schlacht bei Aspern veröffentlicht. Die im Texte erwähnten Briefe Stadions an seine Frau sind noch ungedruckt. Über die gleichzeitige Bewegung in Deutschland außer den oben für Preußens Haltung zitierten Werken: Häusser's Deutsche Geschichte III, wo die Litteratur verzeichnet steht. Über die Letztere auch Dahlmann's Quellenkunde. Über die Tiroler Bewegung und die Publikationen über dieselbe: Egger, Geschichte Tirols III. Über den Schönbrunner Frieden: die Werke Thiers' und Bignon's, denen die Aufzeichnungen Champagny's vorgelegen haben, Ernouf, Maret duc de Bassano (nach Erinnerungen desselben), Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei, Gentz, Tagebücher, I, Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn (in d. „Deutschen Rundschau“, 1886), Krones, Zur Gesch. 2c. und meine Besprechung desselben in der „Hist. Zeitschr.“ Metternichs Memoiren sind ganz unzuverlässig. Die Privatkorrespondenz des Fürsten Johann Lichtenstein aus diesem Jahre ist nach seinem Tode verbrannt worden. Über Staps' Attentat: Fr. Staps, erschossen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleons Befehl im Oktober 1809, eine Biographie a. d. hinterlassenen Papieren seines Vaters; außerdem die Memoiren von Rapp und eine der Notes de Sismondi in der Revue historique IX. Über Marie Louise: Helfert, M. Louise; Correspondance de Marie Louise 1799—1817, Lettres intimes, 1887; Metternich's Depeschen im 2. Bde. der „Hinterlassenen Papiere“, Desselben Briefe an befreundete Diplomaten in (Hormayr) Lebensbilder a. d. Befreiungskriege; Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon (Archiv f. österr. Geschichte, 64. Bd., unzulänglich) Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, V; Ernouf, Maret, duc de Bassano, Broglie, Souvenirs, I.; Montgelas' Denkwürdigkeiten.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXXI. u. LXXII. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,

Professor an der deutschen Universität Prag.

Dritter Band:

Die Erhebung der Nationen und Napoleons Ende.

Prag. F. Tempsky. Wien. F. Tempsky. Leipzig. G. Freytag.

1889.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Im Zenith.

Es bildet ein entscheidendes Moment im Herrscherleben Napoleon I., daß ihm in dem Augenblicke, als er die Regierungen Europas niedergeworfen und seinen Plänen unschädlich gemacht zu haben glaubte, in den Regierten ein noch unbezwungener Feind entgegentrat. Diese nachträgliche Opposition der Völker hatte er offenbar nicht vorausgesehen, als er den Staaten den Krieg erklärte, und damit denselben Fehler begangen, dessen sich seine Vorgänger im revolutionären Regimente von Frankreich schuldig machten. Denn so wenig wie diese — Konvent und Direktorium — sich darum gesorgt hatten, ob die Nationen Europas auch wirklich durch sie von ihren Fürsten befreit und unter die Führung der Frankenrepublik versammelt sein wollten, so wenig fragte der Imperator danach, ob sie auch wirklich seiner Oberleitung untergeordnet und mit seinen Gesetzen beschenkt zu sein wünschten. Er meinte für seine ehrsüchtigen Zwecke genug gethan zu haben, wenn er die einzelnen Länder in Verfassungen und unter Gouvernements brachte, die ihm taugten, weil sie von ihm abhingen; für nationale Instinkte hatte er nur sehr wenig Verständnis, so wenig, daß er sie auch bei den Franzosen übersah, die er für ewig mit Holländern, Deutschen und Italienern in ein Reich zusammenzukleben hoffte. Natürlich. Was er in seiner Jugend besessen und frühzeitig eingebüßt hatte, war ein bloßes Völkerschaftsbewußtsein gewesen, welches Italiener gegen

Italiener, Korsen gegen Genuesen, den Dialekt gegen den Dialekt bewaffnete. Den gewaltigen Patriotismus, der um alle Angehörige eines mächtigen Stammes von gleicher Sitte und Sprache sein festes Band schlingt, den kannte er nicht. Dafür war er auch ein zu eifriger Jünger der kosmopolitischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts gewesen, die den Unterschied der Stämme ebenso wenig wie den der Stände gelten ließ und in einem freien Weltbürgertum ohne Sonderart ihr Ideal erblickte. Ihr hatte er gehuldigt bis er nur noch den einen Traum träumte, die nivellierte Menschheit dereinst insgesamt unter sich zu sehen. Darum gab es für ihn auch nur Bevölkerungen, keine Nationen, und jene glaubte er bezwungen zu haben, wenn er ihre Armeen geschlagen und ihre Regierungen gedemütigt hatte. Da geschah es aber, daß, als er sich an ein Volk wagte, in welchem die nationalen Instinkte in hohem Maße entwickelt waren — es war das spanische — dieses Volk, von Zorn entflammt, die seinen Führern entfallene Wehr aufgriff und, zum Äußersten entschlossen, den Kampf fortsetzte. Und derselbe volkstümliche Geist des Widerstandes wider den Grenzenlosen regte sich bald überall, und es kennzeichnet die genialsten unter den Gegnern des Franzosenkaisers, daß sie, diese Bewegung würdigend, in der Volksbewaffnung das wirksamste Mittel der Abwehr erkannten. So hatte Pitt in England schon vor Jahren sein Freiwilligenheer auf die Beine gestellt, so Stadion in Österreich auf die Errichtung einer Landwehr gedrungen, so forderte Scharnhorst in Preußen unablässig die allgemeine Wehrpflicht. Es barg einen tiefen Sinn, wenn der österreichische Minister dem russischen Bevollmächtigten vor dem letzten Kriege sagte: „Wir haben uns als Nation konstituiert."

Und welche Energie war mit diesem volkstümlichen Element in den Kampf gekommen! In Spanien, das Napoleon mit einem Spaziergange seines Schwagers Murat nach Madrid gewonnen zu haben glaubte, gelangte der entfachte Brand nicht mehr zum Verlöschen, und Österreich, obgleich am Rande des Ruins,

wußte 1809 Kräfte in den Streit zu führen, die dem großen General mehr zu schaffen machten als die Kabinettsarmeen des Wiener Hofes je zuvor. Dazu war der Aufstand in Tirol und Norddeutschland in vereinzelten Flammen aufgelodert, und in Rußland hatte eine populare Strömung das Schwert des Zaren gegen Österreichs Truppen in Ruhe gehalten. Schien es nicht verhängnisvoll für Napoleon, daß just zur selben Zeit, als in Europa der nationale Haß die Völker bewaffnete, sich auch unter den Franzosen eine patriotische Tendenz gegen den heimatlosen Ehrgeiz ihres Herrschers regte und der nationale Staat wider das internationale Empire in eine heimliche aber zielbewußte Opposition trat? Eben als im Frühling 1808 der spanische Aufstand ausbrach, kam in Paris die Polizei einer republikanischen Verschwörung auf die Spur, der auch einige Senatoren — Sieyès neben Anderen — nicht ganz fremd gewesen sein sollen.

Diesem volkstümlichen Widerstande der Nationen gegen Napoleons Politik hatte sich im Jahre 1809 auch der heilige Vater hinzugesellt. Nicht mit den Waffen seines Weltfürstentums trat er in den Kampf ein; die waren ihm von Napoleon zerbrochen worden; sein Land war okkupiert, die Verwaltung fremden Bevollmächtigten übertragen, und nur der formelle Akt fehlte noch, um das Erbe St. Peters als das zu bezeichnen, was es seit dem April 1808 thatsächlich war, eine Provinz des Empire. Nein, mit der Gewalt seiner geistlichen Autorität, die ja ebenfalls auf einer breiten popularen Grundlage beruhte, rüstete er sich gegen den Imperator. Kaum hatten die Spanier losgeschlagen, so protestierte er, mitten aus den französischen Besatzungstruppen heraus, wider seine Vergewaltigung und verbot den Bischöfen in den dem Kirchenstaate entrissenen Legationen dem neuen Herrn den Eid zu leisten. Als dann Napoleon, nach den Siegen in Baiern im April 1809, aus Wien mit zwei Dekreten antwortete, die den Papst seiner weltlichen Herrschaft völlig entkleideten und den Kirchenstaat als Gebietsteil des französischen Reiches erklärten, veröffentlichte Pius VII. seinerseits

unter dem Eindrucke des Tages von Aspern eine seit Monaten vorbereitete Exkommunikationsbulle gegen seine Bedränger. Damit war die ganze große vielhundertjährige Frage des Konfliktes zwischen Kaisertum und Papsttum aufs neue aufgerollt, und Napoleon mußte eine Lösung suchen. Er wählte diejenige, die seinem offensiven Wesen und dem universalen Systeme der Revolution, das er vertrat, am meisten entsprach.

Kaum hatte er in Schönbrunn vernommen, daß der hl. Vater die Bannbulle an den Kirchenthüren von Rom habe anschlagen lassen, so sandte er dem König von Neapel, der in seine Absichten eingeweiht war und das römische Unternehmen unter seine Oberleitung genommen hatte, die heimliche Weisung, man müsse den Papst, wenn er Empörung predige, verhaften; derlei sei nicht unerhört, Philipp der Schöne und Karl V. hätten ähnlich gehandelt. Murat nahm den Wink für das, was er war, ein Befehl, und am 6. Juli, just als bei Wagram die Würfel zu des Kaisers Gunsten fielen, ward Pius im Quirinal festgenommen und aus Rom fortgebracht; zunächst nach Grenoble und von dort, auf eine besondere Ordre des Kaisers, nach Savona an der Riviera, immer im strengsten Gewahrsam.*) Etwas später, noch vor dem Abschluß des Wiener Friedens, befahl Napoleon die Übersiedelung der Kardinäle und Ordensgenerale, der päpstlichen Kanzlei und der Archive nach Paris, wohin er auch den hl. Vater zu berufen gedachte, um ihn, als Werkzeug seines uneingeschränkten Willens, unmittelbar zur Hand zu haben. Und wenn Pius sich dieser Dienste weigerte? Auch für diesen Fall suchte er vorzukehren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge, und nachdem er sein Eheprojekt mit der österreichischen Prinzessin ins Reine gebracht und damit dem Papste den letzten Rückhalt an einer aufrechten katholischen Macht genommen hatte, ließ er durch ein Senatskonsult vom 17. Feb-

---

*) Hinterher hat der Kaiser die Verhaftung, die er doch selbst insgeheim angeordnet, öffentlich für Narretei erklärt und auf St. Helena seine Mitschuld eifrig abgeleugnet.

ruar 1810 offen die Einverleibung des Kirchenstaates in Frankreich, die Zerlegung desselben in zwei Departements und die Erhebung Roms zur zweiten Stadt des Kaiserreichs als Staatsgesetz erklären, dem hl. Vater eine jährliche Rente von zwei Millionen Franken zusprechen und die künftigen Päpste bei ihrer jeweiligen Stuhlbesteigung auf die Artikel der gallikanischen Kirche von 1682 verpflichten, in denen die Unabhängigkeit der Krone Frankreichs von einer auswärtigen geistlichen Macht, die Fehlbarkeit der Kirche in Glaubenssachen, und die Superiorität der Konzilien über das Papsttum, wie sie das Konzil von Konstanz ausgesprochen hatte, festgestellt worden war. Die Absicht, welche der Kaiser hierbei verfolgte, lag auf der Hand: die widerstrebende Kurie durch ein gefügiges Konzil zu meistern. Hatte er doch schon im Juli 1807 an Eugen geschrieben, er werde sich nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konzil zu versammeln und sich ohne Papst zu behelfen.*)

Und der Papst widerstrebte wirklich. Er verweigerte nicht nur seine Bestätigung, als das erzbischöfliche Offizialat in Paris die Ehescheidung Napoleons von Josefinen aussprach, was zur Folge hatte, daß dreizehn Kardinäle ihre Teilnahme an der darauf folgenden Vermählungsfeier versagten, er verweigerte auch den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kirchliche Investitur, die ihm das Konkordat vorbehalten hatte. Es half nichts, daß man ihm seine Ratgeber entzog, um den milde angelegten Mann, der in kanonischen Fragen nicht eben die genauesten Kenntnisse besaß, leichter zu gewinnen, nichts, daß sich Österreich um die Beilegung des Streites bemühte, und nichts auch, daß Napoleon gegen Ende des Jahres strengere Maßregeln gegen seinen Gefangenen vorschrieb, ihn seiner Papiere und jeder Möglichkeit eines brieflichen Verkehrs, ja sogar seines Schreibzeuges berauben ließ: Pius blieb fest, und wenn er auch hier und da

*) Siehe Band II. S. 178.

zu Konzessionen geneigt schien, so nahm er doch sofort im nächsten Augenblick, aus Furcht, die Würde seiner Stellung zu beeinträchtigen, alles wieder zurück. Eher wollte er das Schisma als die Unterordnung der Statthalterschaft Christi unter einen weltlichen Herrn.

Unter solchen Umständen — die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs gerieten in Unordnung — mußte Napoleon, wenn er erreichen wollte, was er zu erreichen wünschte, einen entscheidenden Schritt vorwärts thun. Er berief nun wirklich das Nationalkonzil. Aber schon in einer vorbereitenden Kommission von geistlichen Würdenträgern bekam er den Einwand zu hören, daß selbst der französische Katechismus den Papst als „das sichtbare Oberhaupt der Kirche" erkläre, dessen sich diese nicht entäußern dürfe, ohne sich zu gefährden, und daß auch Bossuet, den Napoleon als Gegner des Ultramontanismus gern im Munde führte, es ausgesprochen habe, der hl. Vater bedürfe zur Ausübung seiner kirchlichen Funktionen der völligen Unabhängigkeit von irgendwelcher weltlichen Macht. Worauf dann der Kaiser allerdings glattweg erwiderte, das möge zu Bossuets Zeiten, im 17. Jahrhundert, zutreffend gewesen sein, als es in Europa eine ganze Anzahl anerkannter weltlicher Herren gab und keiner dem andern die staatliche Superiorität über den Papst gönnte; jetzt aber, wo Europa nur ihn als einzigen Gebieter anerkenne, falle diese Rücksicht weg. Nebenher ließ er sich gegen die Nachfolger Petri vernehmen, „die fortwährend die Christenheit für die Interessen des kleinen römischen Staates, nicht größer als ein Herzogtum, in Zwiespalt brachten" Als dann im Juni 1811 die Prälaten Frankreichs, d. h. des napoleonischen Reiches, Italiener und Belgier darunter, sich versammelten, betraf ihr erster Beschluß den Treueid gegen Pius VII. Nur unter Drohungen und nach Verhaftung mehrerer Opponenten ward das Konzil dahingebracht, ein von Napoleon diktiertes Dekret zu dem seinigen zu machen: daß, wenn der Papst über sechs Monate mit der Institution eines vom Kaiser ernannten Bischofs säume, dieser vom Metro-

politen instituiert werden könne (5. August 1811). Es wurde schließlich auch erreicht, daß Pius in Savona hierzu seine Zustimmung gab, aber nur soweit die Bischöfe Frankreichs in Betracht kamen, die italienischen nahm er aus und forderte seine Räte zurück. Damit war der Streit nicht beendet.

Noch war es unbestimmt, ob Pius in diesem Kampfe unterliegen würde. Aber wer die allgemeine Lage überblickte, konnte derartiges wohl vermuten. Die üble Behandlung, welche das Oberhaupt des Katholicismus erfuhr, und der Appell desselben an die Gläubigen, machte auf diese nicht den tiefen, zur That aufreizenden Eindruck, wie dies etwa in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen wäre. Die Welt war erstaunlich weltlich geworden. Und dazu kam, daß ein großer Teil der Gegner des Kaisers: Engländer, Russen, Preußen als Andersgläubige gar nicht in den Bereich der päpstlichen Autorität gehörten, während andere Völker hinwieder, wie die katholischen Polen, gerade in der festesten Verbindung mit Napoleon ihre Rechnung zu finden hofften. Ja sogar die eigenen Unterthanen des heiligen Vaters äußerten dem neuen Herrn gegenüber wenig Widerstand und ließen sich schließlich die militärisch-zweckmäßige Administration, die Reform des Justizwesens, die Hebung des Unterrichts, die Regulierung von Flüssen und Straßen, die Trockenlegung der Sümpfe und andere wertvolle Neuerungen des gottlosen Regimes ganz gerne gefallen.

Nur auf eine Nation — wenn man etwa von den Bauern Tirols absieht — übte das Schicksal Pius VII. eine ihre politische Haltung mitbestimmende Wirkung; das waren die Spanier. Ihre Priester ermüdeten nicht, ihren Mut gegen denjenigen zu stählen, der, wie sie sagten, die Altäre ebenso bedrohe, wie die Throne.*) Noch in den letzten Tages des Jahres

*) In einem der von spanischen Geistlichen zu Kriegszwecken verfaßten Katechismen wird Napoleon neben der menschlichen eine teuflische Natur beigelegt, die Ermordung eines Franzosen als ein verdienstliches Werk, die Unterlassung des Kampfes als todeswürdige Infamie bezeichnet.

1808 hatte die revolutionäre Zentraljunta, die für den exilierten König Ferdinand die Regierung führte, die Nation zum Guerillakrieg aufgerufen, d. i. zur Bildung von Banden unter Führung eines Mönches oder eines gedienten Offiziers mit der Aufgabe, kleinere französische Detachements zu überfallen, Kouriere aufzufangen, Waffen- und Munitionstransporte wegzunehmen u. dgl. Und die Mahnung hatte augenblicks Folge gefunden. Die Guerillas waren überall und nirgends, sie ließen sich zwar vertreiben und verfolgen, aber nicht vernichten, und bildeten eine Kriegsplage ohnegleichen. Bald nach jenem Aufrufe verkündete ein Manifest den Völkern Europas, daß es sich in Spanien um die Freiheit aller Nationen handle, und forderte zur Unterstützung auf. Und nicht vergeblich. Die Engländer, die bisher lediglich als Feinde Napoleons auf der Halbinsel erschienen waren, traten jetzt in ein offenes Freundschaftsbündnis mit den spanischen Insurgenten und verpflichteten sich zum äußersten Kraftaufwande. Und wenn sie auch diese Zusage nicht voll einlösten — es standen kaum je mehr als 30 000 Briten an der Seite der Spanier — so war es doch ein genialer Mann, der die englischen Hilfstruppen befehligte: Wellesley, Lord Wellington, wie er seit der Schlacht von Talavera hieß. „Wenn der Krieg auf der spanischen Halbinsel andauert, ist Europa gerettet“, pflegte er zu sagen, und danach handelte er. Klug berechnend, mehr defensiv als in gewagten Unternehmungen seine schmalen Kräfte riskierend, hielt er den überlegenen Gegner hin und erreichte seinen Zweck: die Wunde am Leibe des Empire blieb offen. Trotz der 250 000 Mann, die ihnen Napoleon zurückgelassen hatte, waren seine Marschälle nicht im Stande gewesen, das Land zu pazifizieren. Untereinander uneins, des aufreibenden Kampfes, der keinerlei Gewinn versprach, unlustig, brachten sie es nur zu unbedeutenden Erfolgen, und als der Kaiser von Schönbrunn nach Paris zurückkehrte, lauteten die Berichte aus dem Süden keineswegs günstig.

Nun erwartete Jedermann, er selbst werde wieder nach Spanien gehen, die ungefügen Generale zur Ordnung bringen und

mit der überlegenen Kraft seines Genies den entscheidenden letzten Sieg erzwingen. Aber er ging nicht nach Spanien. Von denjenigen, die ihn genau kannten, sagten die Einen, er habe in dem von Fanatismus durchtobten Lande sein Leben nicht aufs Spiel setzen wollen, die Andern, er sei durch seine Ehescheidung und Wiedervermählung abgehalten worden. Nicht unmöglich auch, daß ihn jetzt dasselbe Motiv, welches zu Anfang des Jahres seine Rückkehr nach Frankreich beschleunigt, hier zurückhielt: das Mißtrauen gegen Talleyrand und Fouché, die er, während seines Feldzuges in Österreich, in geheimen Verabredungen mit Murat bemerkt hatte. Jedenfalls äußerte er sich sehr geringschätzig über die spanische Affaire — wohl um sich selbst nicht zu widersprechen, da er doch schon vor Monaten behauptet hatte, dieselbe sei durch ihn endgültig beseitigt worden — und begnügte sich, die Aktionen seiner Generale von Paris aus zu leiten.

Und anfangs schien es auch wirklich, als sollte dies hinreichen. Am 19. November 1809 hatten die Franzosen bei Ocaño über die letzten regulären Truppen Spaniens gesiegt, deren geschlagene Reste nach Kadix geworfen, und damit die Provinz Andalusien in König Josefs Hände gebracht. Nun blieben nur die Guerillas und das englische Hilfskorps übrig. Die Ersten achtete der Kaiser wenig. Von ihrer grauenvollen Bedeutung hatte er keine Vorstellung und glaubte es wohl auch nicht, wenn er hörte, der Krieg mit ihnen sei noch weit entsetzlicher als seinerzeit der in der Vendée. Besser dachte er von den Engländern. „Nur die Engländer sind das einzig Gefährliche in Spanien", schrieb er Ende Januar 1810 an Berthier. Aber sollte man der paar tausend Briten nicht Herr werden können auch ohne ihn, namentlich wenn er, wie er nun that, die Streitkräfte auf der Halbinsel bedeutend erhöhte und Massena, den tüchtigsten seiner Marschälle, mit Schmeicheleien und Versprechungen für das Unternehmen gewann, Portugal Wellington abzujagen? Ney und Junot sollten unter Massena kommandieren, Soult, der an der Spitze der Armee in Andalusien stand, ihm von dort nach Portugal zu

Hilfe kommen. So sicher war Napoleon des Erfolges, daß er am 8. Februar 1810 ein Dekret erließ, welches die nördlich des Ebro gelegenen Provinzen Vizcaya, Navarra, Arragon und Katalonien der spanischen Staats-Verwaltung entzog, sie in vier französische Militärgouvernements verwandelte und vier Generale: Suchet, Augereau, Reille und Thouvenot mit der höchsten bürgerlichen und militärischen Gewalt über dieselben ausstattete. Sie sollten für die ihnen unterstehenden Truppen aus den Einkünften dieser Provinzen sorgen, da die Regierung Josefs nicht im Stande sei, die Hilfsquellen des Landes so energisch auszubeuten, daß sie die Armeekosten bestreiten könne; nur von Paris hatten sie fortan Befehle zu empfangen. An die Stelle der spanischen Farben trat in diesen Gebieten die Trikolore. Ein begleitender Brief an Berthier vom selben Tage sprach noch allgemeiner die Absicht des Kaisers aus, die Verwaltung alles von seinen Generalen eroberten spanischen Landes in deren Hände zu legen. Und wenn nun die Eroberung weiter fortschritt? Wenn Suchet von Katalonien immer tiefer nach Süden vordrang, und Massena wirklich Portugal den Engländern abgewann? Dann fiel wohl schließlich ganz Spanien unter französische Verwaltung? Gewiß. Nichts Andres war die Absicht Napoleons. Als Josef, den die Abtrennung der vier Provinzen um das bischen Kredit brachte, das er sich durch seine Mäßigung bei den Liberalen des Landes erworben, seinen Minister Azanza nach Paris sandte, um dort die Zurücknahme des Februar-Ediktes zu erwirken, erhielt dieser nach langem Warten schließlich die Aufklärung, der Kaiser habe die Einverleibung ganz Spaniens in Frankreich, „dessen natürliche Fortsetzung es bilde“, unwiderruflich beschlossen; sein König solle abdanken und damit nur solange noch warten, bis die Engländer von der Halbinsel vertrieben seien.*)

*) Der bestürzte Diplomat erhielt sogar die betreffenden Dokumente — die Verzichturkunde Josefs und ein Manifest Napoleons an die Spanier — fix und fertig in die Hand gedrückt. In dem letzteren hieß es:

Alles kam nun auf Massena an, und ob sein Zug gelang. Er sollte nicht gelingen. Die Festungen, die den Weg nach Portugal verlegten, kapitulierten erst nach langer und hartnäckiger Gegenwehr, was Wellington eine Frist gab, die er dazu nutzte, bei seinem methodischen Rückzug alle Hilfsquellen zu vernichten und im Norden von Lissabon einen dreifachen Forts-Gürtel vom Meere bis zum Tajo zu ziehen. An dieser starken Stellung bei Torres vedras brach sich schließlich, trotz eines wichtigen Erfolges bei Busaco im September 1810, die Kraft des Franzosenheeres, dem die Entbehrungen des Vormarsches sehr hart zugesetzt hatten und welches weder aus Frankreich noch von Soult her die nötige Unterstützung erhielt, sodaß Massena im Frühling 1811 nach Spanien zurückkehren mußte. Nach einer neuen Schlappe, die er Anfangs Mai bei Fuentes de Onöro erlitt, verlor er das Oberkommando, welches der erzürnte Kaiser Marmont übergab.

So war Portugal nicht erobert, England vom Festlande nicht vertrieben, vielmehr hatte der Brite durch seinen Sieg über den trefflichsten Marschall des Kaiserreichs seine Geltung wesentlich erhöht. Dagegen litten die einzelnen französischen Heeresteile und ihre gezwungenen Alliierten unsäglich. Ungezählte Menschenleben verschlangen Krankheit, Hunger und die heimliche Tücke des Gegners. „Dies ist ein grausamer

---

„Mein Bruder hat mir freiwillig die Krone zurückgegeben, die ich ihm abtrat, und mich angefleht, den Untergang seiner Unterthanen nicht zuzulassen. Er kennt Eure Angelengeheiten, er rief meinen Schutz an und bestand darauf, daß ich Euch in mein Reich aufnehme." Ein starkes Stück an Verdrehung der Thatsachen! Das Gegenteil war die Wahrheit. Azanza hatte in Paris die Zwiste und Diebereien der französischen Generale und Soldaten als die Hauptursache des allgemeinen Aufruhrs, die Mäßigung Josefs als das einzige Mittel, das Land zu beschwichtigen, bezeichnet und gebeten, den Letzteren nur noch ein Jahr lang wirksam zu unterstützen, ohne die Integrität Spaniens zu verletzen. Jene Aktenstücke gelangten übrigens nicht nach Madrid. Sie fielen einer Guerilla in die Hände und standen bald darauf in spanischen Insurgentenblättern und im „Courier de Londres" abgedruckt.

Krieg", schreibt ein Offizier der rheinbündischen Truppen über den unaufhörlichen Kampf mit den Guerillas, „hier gilt nichts als Sieg oder Tod und am Ende — doch der Tod." Das Regiment der sächsischen Fürstentümer z. B., welches im Frühjahr 18.0 2300 Mann stark in Spanien angekommen war, hatte bereits im September 1000 Mann verloren und über 1200 in den Spitälern liegen. Im Oktober waren davon nur noch 27 Mann dienstfähig. Von den Truppenkörpern, die der Kaiser über die Grenze sandte, langte immer nur ein Bruchteil, und kein großer, am Bestimmungsorte an. Die Entmutigung der Krieger wuchs fortwährend, und nur die eine Hoffnung hielt sie bis ins Jahr 1812 aufrecht: der große Schlachtenkaiser werde sicher noch kommen, um die Kampfesnot ruhmreich zu endigen.

Aber er kam auch jetzt nicht, wenn sich gleich die Lage immer schwieriger gestaltete. Und das hatte wieder seinen ganz bestimmten Grund. Er kam nicht, weil er in dem Krieg auf der Halbinsel nur eine nebensächliche Episode der gewaltigen Fehde erblickte, die er an allen Ecken des Kontinents gegen Großbritannien führte, ein sekundäres Moment, welches sofort jede Bedeutung verlieren mußte, sobald anderwärts der große Streit siegreich zu Ende geführt war. Und da dieser seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm, so durfte er — dies war offenbar sein Erwägen — sich nicht persönlich in die untergeordnete Einzelheit des peninsularen Gefechtes einlassen, das ihn vom Centrum seiner Politik und deren nächsten Zielen allzuweit entfernte. Kurz gesagt, der Handelskrieg war ihm die Hauptsache; er bildete den wesentlichsten Teil seiner Politik. Als er denselben im Jahre 1810, zur Zeit, da er Massena gegen Lissabon aussandte, mit erhöhtem Eifer wieder aufnahm, war es seine Überzeugung, England sei durch die Blockade bereits so sehr finanziell geschwächt, daß nur noch ein paar Jahre Ausdauer hinreichen würden, um seine Macht völlig zu erschöpfen. Und es fehlte in der That nicht an Symptomen, welche diese Ansicht unterstützten. Der englische Staatsschatz hatte durch die ewigen Subsidien an die Kontinen-

talmächte und die kostspieligen Expeditionen nach Spanien und Holland stark gelitten; die Noten der englischen Bank hatten bereits über 20% an Agio eingebüßt; auf dem Festlande nahm man das Pfund Sterling, welches gemeiniglich mit 25 Franken gewechselt worden war, nur noch zu 17 Franken an. Eine Handelskrise war die selbstverständliche Folge, und die Bankbrüche häuften sich. Schon eiferte im Parlament eine respektable Opposition gegen die Fortführung des Krieges. Und die Kontinentalsperre war bisher noch nicht einmal in ihrer vollen Strenge durchgeführt worden. Geschah dies erst, so meinte Napoleon sicher zu sein, daß England sich beugte, um Frieden bat und auf seine Alleinherrschaft zur See verzichtete. Dann war natürlich auch der Kampf in Spanien zu Ende. War es unter solchen Umständen — rechnete er — nicht widersinnig, selbst über die Pyrenäen zu gehen, anstatt von Paris aus alles zur schärfsten Anwendung des Blockadesystems vorzukehren? Aus Spanien wäre dies, schon des schlechten Verkehrs wegen, unmöglich gewesen. Nein, nein, Wellington war nicht bloß auf der iberischen Halbinsel zu besiegen, denn nicht die physische Kraft des einen oder andren britischen Expeditionskorps war der wesentliche Gegner, sondern die materielle Kraft des britischen Reichtums, der diese Expeditionen ausrüstete, Koalitionen warb und Aufstände zettelte. Dieser mußte vernichtet werden, und dieser vor allem andern.

So drängte alles nach der einen Frage hin: ob sich die Kontinentalsperre wirklich in der vollen, dem britischen Nationalvermögen so verderblichen Strenge durchführen ließ, wie Napoleon es für möglich hielt? In ihrer Beantwortung lag die Entscheidung über das Schicksal der Welt.

Es ist in dieser Lebensgeschichte wiederholt angedeutet worden, daß der Gedanke, den seit hundert Jahren währenden Krieg mit England fortzuführen, indem man den britischen Industrieartikeln und Kolonialwaren den kontinentalen Markt entzog,

nicht in Napoleons Kopf entsprungen, sondern früheren Datums sei. Thatsächlich ist derselbe im Schoße der revolutionären Regierung von Frankreich schon zu einer Zeit entstanden, als der junge General Bonaparte eben erst in Italien seine Lorbeeren zu pflücken begann.*) Die Machthaber der Republik waren von der Richtigkeit der Idee durchdrungen, und der Kaiser ist ihr treu geblieben. Unablässig hat er im Verkehr mit den einzelnen Staaten darauf hingearbeitet, bis er, Sieger über Österreich und Preußen, im November 1806 von Berlin aus jenes Blockadedekret erließ, welches alle Schiffe, die aus England und dessen Kolonieen kamen, von den Küsten des Kontinents fernhielt.**) Darauf hatten die Engländer 1807 mit der Verfügung geantwortet, daß alle Fahrzeuge nichtfranzösischen Ursprungs — die französischen wurden schlechtweg konfisziert — welche mit den blockierten Häfen Handel treiben wollten, vorerst London oder Malta anzulaufen und sich dort für eine hohe Abgabe dazu die Erlaubnis zu erwirken hätten, eine tyrannische Maßregel, die Napoleon noch im selben Jahre mit dem ebenso harten Dekret erwiderte, es seien alle Schiffe, die sich diesen englischen Bedingungen unterwerfen oder überhaupt auf ihrer Fahrt britisches Territorium berühren würden, als entnationalisiert anzusehen und in den Häfen Frankreichs als gute Prise zu behandeln. Durch diese Maßnahmen

*) In einem Briefe vom 22. Juli 1796 schreibt Mallet du Pan an Thugut: „Der Haß gegen England hat neue Kraft gewonnen; die Vorbereitungen zu einer Landung daselbst werden fortgesetzt, und es ist ein Plan gefaßt und zum Teile auch schon durchgeführt, England die Häfen des Kontinents zu verschließen." Eine Woche später: „Man wird England, soweit man es vermag, den Markt des Kontinents versperren, damit seine Einkünfte, seine Fabriken, kurz, seine wichtigsten Hilfsquellen angreifen, hierdurch den Widerspruch der britischen Nation hervorrufen, und auf solche Weise die Regierung zwingen, um Frieden zu bitten." Ein Artikel des offiziellen „Redakteur" vom 29. Oktober desselben Jahres enthält den Satz: „Unsere Politik muß sich darauf beschränken, den Handel Englands und damit seine Macht zu ruinieren, indem man es vom Kontinent ausschließt."

**) Siehe Bd. II. S. 123.

war der Seehandel der Angehörigen neutraler Mächte unendlich schwierig geworden, so sehr, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren Bürgern geradezu den Verkehr mit Europa untersagte. Nur fand sie nicht viel Gehorsam für ihr Verbot. Im Gegenteile. Amerikanische Rheder nahmen englische Kolonialwaren und Manufakturen an Bord und handelten damit unter falschen Angaben über deren Herkunft nach Holland, den Hansestädten, den preußischen und russischen Häfen. Im Mittelmeere deckte die neutrale türkische Flagge auf Schiffen griechischer Kaufleute die britische Fracht, welche nach Triest, Venedig, Genua 2c. eingeschmuggelt wurde. Dieser ausgedehnte Zwischenhandel störte nun freilich den großen Plan Napoleons aufs empfindlichste, und er war darauf bedacht, denselben ebenso lahm zu legen wie den direkten Kommerz mit England. Er erließ im März 1810 ein Edikt, welches sich geradezu gegen die Neutralen kehrte, indem es die griechischen Schiffe im Süden genauester Durchforschung nach der Provenienz ihrer Ladung unterwarf, die Amerikaner dagegen — und hier kam ihm jenes Verbot der Regierung von Washington trefflich zu statten — in allen französischen und Frankreichs Waffen erreichbaren d. i. okkupierten Häfen mit Beschlagnahme bedrohte.*)

Der Handel der Neutralen war es jedoch nicht allein, der Napoleons Politik wider England beirrte. Ihm zur Seite hatte sich längs der Nord- und Ostseeküste ein immenser Schleichhandel entwickelt, der, trotz aller Dekrete und Verordnungen, den Kontinent fortwährend mit den verfehmten englischen Kolonialwaren und Webeartikeln versah; allerdings zu recht hohen Preisen, wäh-

*) Auch diese Maßregel gegen die Neutralen ist schon vom Direktorium vorgedacht gewesen. Anfangs Januar 1798 empfahl es den gesetzgebenden Körperschaften, alle neutralen Schiffe, welche englische Ware führen, wer immer die Eigentümer seien, in Beschlag zu nehmen und jedem neutralen Fahrzeug, das in England angelegt habe, die französischen Häfen zu verschließen. Der Zweck war, wie man angab, die Freiheit der Meere zu schirmen.

rend in den Londoner Lagerhäusern die Entwertung der heimischen Produkte immer größere Fortschritte machte. Die Differenz, d. i. die Prämie für den Schmuggel belief sich 1810 durchschnittlich auf ungefähr 50%. Um nun diesem Pascherwesen ein Ende zu machen, erließ der Kaiser am 5. August des genannten Jahres zu Trianon ein Edikt, welches allen Kaufleuten von ihren Kolonialwaren — „die ja sämtlich englischen Ursprungs seien" — einen Zoll von 50% des Wertes und darüber abforderte und Depots solcher Waren, die innerhalb vier Meilen jenseits der französischen Grenze lagen, mit Konfiskation bedrohte. Damit jagte er den Schmugglern gleichsam das Geschäft ab und sicherte seiner Schatzkasse, der „außerordentlichen Domäne", die ihm ein Senatskonsult vom Januar 1810 unabhängig vom Haushalt des Staates und seiner Kontrole eingeräumt hatte und in die der Zoll floß, einen erheblichen Zuschuß. Ein späteres Dekret, vom 18. Oktober aus Fontainebleau datiert, bestimmte, daß englische Manufakturartikel in Frankreich sowohl wie in den verbündeten Ländern, wo immer man ihrer habhaft wurde, dem Feuer überliefert werden sollten. In der That sah man während der nächsten Wochen allenthalben französische Soldaten über die Grenze gehen, im Vereine mit den Zöllnern Magazine erbrechen, den Fleiß britischer Arbeit zu Haufen tragen und in Asche verwandeln, Zucker und Kaffee aber auf Munitionswagen laden und nach Antwerpen, Mainz, Frankfurt, Mailand führen, wo sie öffentlich versteigert wurden. Dabei waren Prämien auf den Eifer gesetzt, während Pascher und Hehler den drakonischen Strafen eines im November 1810 eigens zu diesem Zweck eingesetzten Gerichtshofes verfielen. Zu solcher Härte hatte sich das Kontinentalsystem ausgebildet, die nur in Frankreich dadurch gemildert wurde, daß hier einzelne Rheder für gutes Geld — welches gleichfalls in den kaiserlichen Tresor floß — die Erlaubnis erhielten, gewisse Gattungen englischer Produkte, namentlich unentbehrliche Material- und Farbwaren zu importieren. Damit erhielt man die Franzosen bei guter Laune, wenn auch ander-

wärts das Unwesen der „Lizenzen" die größte Erbitterung erzeugte.*)

All diese Verfügungen konnten aber nur dann ihren Zweck erreichen, wenn sie überall auf dem Kontinent die gleiche Geltung erhielten, d. h. wenn sämtliche Regierungen des festländischen Europas die Gesetze gegen die Neutralen und den Tarif von Trianon bei sich einführten. Napoleon säumte denn auch nicht, sie allesamt dazu aufzufordern, die Einen mit Fug und Art, die Andern in drohender Weise. Und davon schien jetzt alles abzuhängen, ob sie wirklich alle sich fügten oder widersetzten.

Einer der Staaten war sogar bereits dem Kontinentalsystem zum Opfer geworden: Holland. Nur durch ihre Schiffahrt, ihre Kolonieen, ihren Handel waren die Generalstaaten zu Geltung und Reichtum gelangt, hierauf allein waren sie angewiesen, und wenn daher Napoleons Gesetze, die allen Kommerz zur See unmöglich machten, zur Durchführung kamen, dann war ihr Verderben unausbleiblich. Das wußte der Kaiser sehr genau. „Holland wird seinem Ruin nicht entgehen können", schrieb er schon im März 1808 an seinen Bruder Ludwig, als er diesem die spanische Krone antrug, in der Absicht, das Niederland mit Frankreich zu vereinigen.**) Denn es war ihm nicht

*) Man darf sich überhaupt nicht vorstellen, als habe Napoleon den europäischen Staaten, die er gegen Englands Zufuhr verschloß, dafür freien Verkehr untereinander gewährt. Schon 1806 hatte er die Einfuhr von Webewaren nach Frankreich unmöglich gemacht, desgleichen die von Seifen, Soda u. dgl. Noch 1810 wird den Schweizer Zeugen der italienische Markt verboten und italienische Rohseide, durch hohe Tarife vom Rheinbund und der Schweiz ferngehalten, ausschließlich nach Lyon gezogen, um die dortigen Fabrikanten zu bereichern, während die lombardischen Züchter verarmten. So entschieden erklärte sich Napoleon gegen den Freihandel, daß er z. B. von J. B. Say's Lehrbuch der politischen Ökonomie, welches 1803 erschienen war, keine neuen Auflagen zuließ. Übrigens sind auch die „Lizenzen" nicht die Einrichtung seiner Regierung, sondern bereits vom Direktorium verliehen worden.

**) Siehe Bd. II. S. 187.

unbekannt geblieben, daß die Holländer die Schiffe der Amerikaner und ihre britische Fracht mit offenen Armen bei sich aufnahmen und die Waren weiter ins Innere des Erdteils verschickten, um so wenigstens einen Bruchteil ihres ehedem so großartigen Speditionshandels zu retten. Damals lehnte Ludwig ab, und auch Napoleon legte den Annexionsplan fürs erste beiseite. Nach dem österreichischen Kriege aber kam er sofort darauf zurück. Er nahm jetzt zum Vorwande, daß die Holländer nicht imstande gewesen seien, der englischen Invasion im Jahre 1809 mit genügenden Kräften zu begegnen. Und thatsächlich waren ja die Briten auch mehr durch das Sumpffieber als durch die Truppen König Ludwigs von Antwerpen abgehalten und zur schleunigen Rückkehr nach der Insel Walcheren genötigt worden, wo sich eine Abteilung allerdings noch ein paar Monate lang behauptete. Als dann Ludwig nach Paris eilte, um sich und sein Land gegen den Vorwurf des „Verrates an Frankreich" zu verteidigen, teilte ihm Napoleon offen seine Absicht mit, Holland dem Empire einzuverleiben, ihn selber aber mit einem deutschen Fürstentum auszustatten. Nur das eine Zugeständnis erhielt der König, daß ein holländischer Vertrauensmann vorerst nach England gehen durfte, um dort insgeheim die Zurücknahme der Dekrete von 1807 zu verlangen und dafür die Räumung Hollands und der Hansestädte, im Falle der Ablehnung aber die Reunion mit Frankreich in Aussicht zu stellen. Diese Mission, bei welcher es Napoleon offenbar nur darum zu thun war, England die Schuld für die Annexion Hollands aufzuladen, scheiterte, da die Londoner Regierung offene Unterhandlung auf einer Friedensbasis wünschte, die Jener ablehnte, und es wäre gewiß schon jetzt um die Selbständigkeit des Nachbarstaates geschehen gewesen, wenn dem Kaiser der Augenblick, wo alle Welt von seiner Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren" Frieden und Ruhe erhoffte, für einen solchen Gewaltstreich nicht allzu ungeeignet erschienen wäre. Er begnügte sich, Ludwig vorläufig einen Vertrag aufzunötigen, der alles niederländische Gebiet auf dem linken

Rheinufer, also Seeland, Brabant und das linkswaalische Geldern an Frankreich überließ, die Bewachung der ganzen holländischen Küste einem französischen Okkupationskorps von 6000 Mann und französischen Zollwächtern anheimgab und überdies den König zur Ausrüstung von fünfzehn großen Kriegsschiffen verpflichtete, wogegen der Kaiser den seit Jahren gehemmten Handel Hollands mit Frankreich freizugeben versprach (16. März 1810).

Aber es war damit kein Ernst. Es galt nur den ersten Schlag zu führen, da man den Baum nicht auf einen Streich fällen wollte. Napoleon war weit davon entfernt, die Vertragsbedingungen zu erfüllen. Die Zollschranken zwischen Holland und Frankreich blieben aufrecht, das französische Okkupationskorps ward auf das vierfache der festgesetzten Truppenzahl vermehrt und übte im Vereine mit den fremden Zöllnern unerträgliche Akte der Willkür, auf Beschwerden tönten aus Paris nur Beleidigungen zurück. Da hielt es Ludwig mit seiner königlichen Ehre nicht mehr vereinbar, die Krone auf dem Haupte zu behalten; er legte sie am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines jüngeren Sohnes — der ältere war im März 1809 Großherzog von Berg geworden — nieder und begab sich heimlich nach Österreich. Napoleon war von diesem Schritte seines Bruders überrascht und sprach in herben Worten über dessen Undank.*) Und im Grunde war es ja auch eine Verlegenheit für ihn, so vor aller Welt im Zwiespalt mit seinen nächsten Anverwandten zu erscheinen. In der Sache freilich ward dadurch nichts geändert. Denn noch ehe die Kunde von Ludwigs Rücktritt in Paris anlangte, lag dort schon ein Dekret fertig dessen erste Bestimmung lautete: „Holland ist mit dem Reiche vereinigt“. Nun ward das-

*) Siehe Band I. S. 28 das Gespräch mit Berthier. Es ist interessant damit ein andres zu vergleichen, in welchem der Kaiser kurz nachher dem schwedischen Gesandten mitteilte, er habe seinen Bruder, den er liebe und dessen Erziehung sein Werk sei, vom Throne gejagt (!), weil er machtlos gegen den holländischen Schmuggel gewesen sei. (Lefebvre V. 73.)

selbe kundgemacht. Lebrun, der ehemalige Kollege Napoleons im Konsulate, ging als dessen Statthalter in die neue Provinz.

Man beobachte die Methode, die in diesen Usurpationen liegt. In Holland wie in Spanien täuschen die Brüder die Hoffnungen des Kaisers, da weder Josef noch Ludwig sich den starken nationalen Impulsen wider das Empire entziehen können. Anstatt nun diese Impulse zu würdigen und zu achten, hält Napoleon blos seine Brüder für zu schwach, zu ehrgeizig, zu eigenwillig, um ihm zu dienen. Sein tiefes Mißtrauen erstreckt sich fortan auch auf sie, und er bricht mit dem Familiensysteme, um, sozusagen, Europa in eigene Regie zu nehmen.*) In Holland wie in Spanien geht er in gleicher Weise vor. Dort annektiert er im Februar 1810 das Land bis zum Ebro, hier im März das Land bis zur Waal, und dabei waren die Urkunden bereits präpariert, welche die gänzliche Einverleibung beider Königreiche in das Kaiserreich auszusprechen hatten. Nur daß in Spanien die nötige Voraussetzung d. i. die Vertreibung der Engländer fehlte, während die Letzteren schon im Dezember 1809 ihre Position auf Walcheren hatten räumen müssen. Aber es sollte bei diesen Annexionen nicht bleiben.

„Die Beschlüsse des britischen Konseils von 1806 und 1807 haben das öffentliche Recht Europas zerrissen. Eine neue Ordnung der Dinge lenkt das Universum." Mit diesen Worten empfahl Napoleon dem Senate, die Vereinigung Hollands mit Frankreich zum verfassungsmäßigen Gesetze zu erklären. Aber nicht davon allein war in dem Reskript die Rede, nicht bloß die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheines forderte er als „neue Bürgschaften" gegen England, auch die der Weser und Elbe verlangte er, und die gehorsamen Senatoren erklärten wirklich in einem Konsult vom Dezember 18.0 außer

*) Im September 1810 sagte er u. a. zu Metternich: „Da giebt es Verwandte, Vettern, Basen; all das taugt nichts. Ich hätte auch meinen Brudern die Throne nicht überlassen dürfen. Aber man wird eben nur mit der Zeit klug. Ich hätte bloß Statthalter und Vizekönige ernennen sollen."

Holland auch noch die gesamte deutsche Nordseeküste, d. h. die Gebiete von Oldenburg, Lauenburg, der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, die Fürstentümer Arenberg und Salm, Teile von Hannover, das erst im Januar 1810 an Jérôme gefallen war, von Westfalen und Berg, kurz über 600 Geviertmeilen, als Bestandteile des Empire. Die neuen Territorien hatten drei Departements mit den Hauptorten Osnabrück, Bremen und Hamburg zu bilden. Und dafür nicht der geringste Rechtstitel, keinerlei Rechtsgrund, auch nicht einmal zum Schein, sondern bloße Willkür! Und mit derselben Willkür inkorporierte Napoleon zur selben Zeit die schweizerische Republik Wallis. „Die Reunionen sind durch die Umstände geboten“, sagte der Minister des Kaisers in seinem Bericht an den Senat. Aber was war dann nicht alles durch die Umstände geboten? Durch die Umstände konnte der Imperator ebensogut die Vereinigung von ganz Europa unter seinem Zepter rechtfertigen, wenn er die Macht dazu besaß. Und dahin gingen in der That seine Gedanken.

Übrigens war auch hierin Napoleon nicht originell, denn mit dem Blockadesystem wider England war auch die Reunion der deutschen Nordseeküste bereits von den Direktoren ins Auge gefaßt worden, und schon vor zwölf Jahren hatte Sieyès diese Gebiete als den „für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs“ bezeichnet; besitze man sie, dann könne man die Engländer von Gibraltar bis nach Holstein, ja bis zum Nordkap von allen Festlandshäfen ausschließen.*) Dieses Programm schien sich jetzt erfüllen zu sollen. Denn auch Dänemark, welches derzeit sein Staatsgebiet noch über Norwegen ausdehnte, hatte sich der Aufforderung Napoleons, die Waren der neutralen Schiffe zu proskribieren, allsogleich gefügt. Der seit dem Bombardement Kopenhagens im Jahre 1807 ins Maßlose gesteigerte Haß gegen die Engländer ließ Friedrich VI. den empfindlichen Nachteil über-

*) Siehe Bd. I. S. 188.

sehen, welcher daraus notwendig für sein Land entstand, und außerdem bewegte den Dänenkönig noch die Hoffnung, mit Hilfe Frankreichs vielleicht dereinst auf den schwedischen Thron zu gelangen, der bald zur Erledigung kommen mußte. Diese Erwartung freilich sollte sich nicht erfüllen. Denn in Schwedens politischer Haltung war gleichfalls eine Wendung eingetreten. Noch während des Krieges gegen die russisch-französische Allianz, der den Russen Finnland, den Franzosen Schwedisch-Pommern mit Stralsund und Rügen in die Hände lieferte, war dort Gustav IV., dessen unkluge Feindseligkeit gegen Napoleon und starres Festhalten an dem unzuverlässigen England den Staat in so üble Lage gebracht hatte, im März 1809 vom Throne entfernt und durch seinen Oheim Karl XIII. ersetzt worden. Dann hatten die Schweden mit Rußland und (im Januar 1810) mit Frankreich Frieden geschlossen, der ihnen Pommern wieder zurückgab, sie jedoch zur strengsten Beobachtung der Kontinentalsperre verpflichtete. Ja, sogar zur Kriegserklärung an England ließ sich Karl XIII. im November 1810 herbei, nachdem er kurz zuvor — er war kinderlos — Bernadotte, der sich in Schwedisch-Pommern durch seine Leutseligkeit Sympathieen erworben, zu seinem Nachfolger erwählt hatte, freilich kaum ahnend, daß er damit just keinen Freund des Franzosenkaisers an seine Seite berief.*)

Und wie Napoleon den höchsten Norden des Weltteils seinem Hauptfeinde streitig machte, so trachtete er auch im äußersten Süden Herr zu werden. Dort saßen die Briten fest auf Sizilien, wo sie die bourbonische Königsfamilie unter dem Druck steter Einmischung und Bevormundung hielten. Von

---

*) Im Dezember 1810 berichtete ein russischer Abgesandter aus Stockholm nach Hause, der Kronprinz Karl Johann — so hieß jetzt Bernadotte — habe sich mit herben Worten über Napoleon geäußert; er sei von ihm im Felde stets so postiert worden, daß er leicht hätte fallen können. (Revue historique, XXXVII. 74.) Man vergesse nicht, Bernadotte war ein Gaskogner.

hier aus hatten sie im Jahre 1809 eine Expedition gegen Neapel unternommen, allerdings mit demselben kläglichen Erfolge, wie die gegen Antwerpen im Norden. Darauf hatte nun Napoleon geantwortet, indem er seinem Schwager, dem König Joachim von Neapel, befahl, Sizilien den Engländern abzujagen oder doch ihre Truppen dort eingeschlossen zu halten, damit sie nicht Verstärkungen nach Spanien und Portugal senden könnten. Dieser Versuch einer Landung auf Sizilien scheiterte im Jahre 1810. Im folgenden Sommer sollte er, unterstützt von der Toulonser Flotte, wiederholt werden. Da jedoch die Schiffe nicht auszulaufen vermochten, wurde das Unternehmen verschoben. Im Grunde bildete es, wie die Eroberung Spaniens und Portugals, gleichfalls nur ein sekundäres Moment, und Messina konnte, wie Lissabon, auf anderen Wegen gewonnen werden.*)

Eins aber ergiebt sich mit Deutlichkeit, wenn man die unendliche Geschäftigkeit Napoleons in dieser Zeit überblickt: daß sich alle diejenigen gar sehr getäuscht sehen mußten, die von seiner Verbindung mit einem alten Herrscherhause seine Versöhnung mit dem Systeme der alten Staaten erhofft hatten. Und ebenso gingen Jene in die Irre, die ein Jahr später in der Geburt seines Sohnes

*) Interessant ist, was man damals wissen wollte und worüber der englische Bevollmächtigte, Lord Bentinck, nach Hause berichtete, daß nämlich Königin Karoline, seitdem ihre Enkelin Marie Luise Napoleon geheiratet hatte, eine Verständigung mit den Napoleoniden wider England gesucht habe, dessen Druck sie nur mit dem größten Widerwillen ertrug. Der Plan soll gewesen sein, daß ihre Truppen 1811 die Engländer auf der Insel angriffen, während Murat Messina forcierte. Dann sollte Sizilien gegen eine entsprechende Entschädigung an diesen oder Napoleon gegeben werden, der Bourbonenprinz Leopold eine Nichte des Korsen zur Frau nehmen. Ein vollgiltiger Beweis für diese Dinge ist noch nicht erbracht Die Depeschen Bentincks, die davon sprechen, sind kürzlich bekannt geworden. Daneben war aber auch viel von einer Einverleibung Neapels in das Empire und von der Ungnade Murats die Rede. Auch in den jüngst veröffentlichten Tagebüchern der Königin Katharine von Westfalen liest man darüber. Es kam jedoch nicht zu alledem. Größere Ereignisse schoben derartige Projekte in den Hintergrund.

ein Unterpfand des Friedens erblickten. Denn gerade jetzt, im Frühling 1811, nahmen seine Pläne den höchsten Flug: Spanien und Portugal werden früher oder später, sei es durch Eroberung — noch stand Massena vor Lissabon — sei es durch den Gang der größeren Ereignisse, an Frankreich fallen; von der Südspitze des italienischen Festlandes bis dort oben hinauf, wo der Kontinent ins Eismeer taucht, standen bereits die Regierungen, wie es schien willenlos, unter seinem Einfluß, und nur mit dem slavischen Koloß des Ostens mußte die Rechnung erst noch bereinigt werden. Wozu hätte man denn den halben Erdteil zur Heeresfolge verpflichtet, wenn nicht, um endlich Herr über den ganzen zu werden?

Und was an neuen Nachrichten aus England kam, war nur angethan, den Kaiser auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Dort gestalteten sich die ökonomischen Verhältnisse infolge der Reunionen der Küstenstaaten mit Frankreich immer bedenklicher. Zwar hatte man die meisten Kolonieen Europas jenseits des Ozeans (darunter die französischen Bourbon, Isle de France und Cayenne) in die Gewalt bekommen, aber die Hoffnung auf einen gewinnreichen Export von Manufakturartikeln dahin war unerfüllt geblieben, da man Kolonialwaren dafür in Tausch nehmen mußte, denen Napoleon den europäischen Markt immer mehr entzog. Überdies war es durch die Anwendung von Maschinen zu einer Überproduktion gekommen, die nun nicht rentierte. Das britische Parlament mußte den bedrängten Fabrikanten einen Staatskredit eröffnen. Allerdings litt auch die französische Industrie, aber da war die Hilfe, wie der Kaiser meinte, nur eine Frage kurzer Zeit. Als er, wenig Tage nach der Geburt seines Kindes, die Glückwünsche einer Deputation der Handels- und Industriekammern entgegennahm, sprach er mit der größten Zuversicht von seinem schließlichen Siege. Den Gedanken an Frieden wies er jetzt offen weit von sich. „Sie sehen“, sagte er, „wie weit herunter England heute ist. Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren seinerzeit genötigt, Frieden zu schließen, und auch ich hätte

ihn längst suchen müssen, wenn ich, wie jene, das alte Frankreich regierte; aber ich bin nicht der Nachfolger der französischen Könige, sondern derjenige Karls des Großen, und mein Reich ist eine Fortsetzung des Kaiserreichs der Franken. In vier Jahren werd' ich eine Marine haben. Sind meine Geschwader erst drei oder vier Jahre zur See, dann können wir uns mit den Engländern messen. Ich weiß, daß ich drei oder vier Seeschlachten verlieren kann*); gut, ich werde sie verlieren: aber wir sind mutig, stets gestiefelt und gespornt, und wir werden reüssieren. Ehe zehn Jahre vergehen, werd' ich England unterworfen haben. Kein Staat Europas wird mehr mit ihm verkehren. Meine Zollschranken sind es, die den Engländern das größte Übel zufügen. Hat es doch mit seiner Blockade sich selbst am meisten geschadet, indem es uns lehrte, wie wir seine Produkte, seinen Zucker, seinen Indigo entbehren können. Nur noch einige Jahre und wir werden daran gewöhnt sein. Bald werd' ich Rübenzucker genug haben, um ganz Europa damit zu versorgen. Für Ihre Fabrikate steht Ihnen in Frankreich, Italien, Neapel, Deutschland ein weites Feld offen." Dann kam der Kaiser auf den französischen Staatshaushalt zu sprechen und sagte u. a.: „Ich nehme jährlich 900 Millionen lediglich von meinem eigenen Lande ein und habe 300 Millionen in den Tuilerien liegen; die Bank von Frankreich ist mit Silber gefüllt, während die englische keinen blanken Sou besitzt. Seit 1806 hab' ich mehr als eine Milliarde an Kontributionen hereingebracht. Ich allein habe Geld. Österreich hat bereits Bankrott gemacht, Rußland wird ihn machen und England nicht minder."**)

*) „Drei oder vier Flotten", nach einer anderen Lesart.

**) Die Rede ist hier — als Bruchstück — in ihrer ursprünglichen Fassung mitgeteilt, wie sie aus zwei von einander unabhängigen Quellen in der Revue critique des Jahres 1880 veröffentlicht wurde. Die Version, die man bei Thiers (XIII. 22 27) findet, repräsentiert offenbar eine nachträglich redigierte Form, in welcher die Worte des Kaisers den Diplomaten, den deutschen Zeitungen u. dgl. zugingen. In Miots Memoiren (III. 189) erscheint eine dritte Lesart.

Die letzteren, Frankreichs Finanzen betreffenden Bemerkungen des Kaisers bedürfen ein Wort näherer Beleuchtung. Allerdings gewann auch Metternich, der sich 1810 längere Zeit in Paris aufhielt, die Ansicht: „Frankreich ist unstreitig der reichste Staat des Kontinents und kann in finanzieller Hinsicht jedem anderen Trotz bieten.“ Aber er setzt doch einschränkend hinzu: „Die Kassen des Staates sind leer, die des Monarchen sind gefüllt.“ Und das kam der Wahrheit nahe, denn den 900 Millionen Einnahmen, von denen Napoleon spricht, standen im Budget von 1811 954 Millionen Ausgaben gegenüber, und wenn auch die Annexionen von Rom, Illyrien, Holland, der hanseatischen Departements und der neue Tarif zur Erhöhung der Einkünfte beitrugen, so waren doch auch die Ziffern des Heeresetats rapid gewachsen. Nach demselben Staatsvoranschlage forderte das Kriegsministerium 480 Millionen (1810: 400), das Marineministerium 170 Millionen (1810: 110). Um dieser Lage gerecht zu werden, stellte Napoleon in einem Elaborat vom Dezember 1810 anstatt jedes Anlehens, das er als „unmoralisch, weil künftige Geschlechter belastend“ bezeichnete, nur Erhöhung der indirekten Steuern (droits réunis) in Aussicht, denen er als neue Auflage das Tabakmonopol hinzufügte. (Er rechnete für dieses auf ein Erträgnis von 80 Millionen Franken.) Das Präliminare erwies sich als irrig. 1811 war zwar ein Weinjahr, aber kein günstiges für das Getreide. Die Dürre, welche die Reben zu denkwürdiger Süße ausreifen ließ, verbrannte die Ähren, die Mehlpreise stiegen auf nahezu das Doppelte, der Konsum schränkte sich dementsprechend ein, und mit ihm verminderte sich der Steuerertrag. Das Jahr schloß mit einem Defizit von 46 Millionen. Und wenn andrerseits Napoleon seinen Schatz mit 300 Millionen bezifferte, so war das zwar im ganzen richtig, aber davon lagen gewiß nicht mehr als etwa die Hälfte bar vor; der Rest bestand in Schuldforderungen an Staaten und Private. Man sieht, so glänzend, wie der Kaiser das Bild der Finanzen Frankreichs darstellte, war es nicht. Man ermißt

daran, wie tief es ihn traf, als — wie wir noch hören werden — Rußland sein Gebiet dem französischen Export verschloß, und wie sehr er danach strebte, die Einnahmsquellen und damit die Steuerkraft der Franzosen zu vermehren, indem er ihren Produkten auch im Osten neue Märkte eroberte. So hat ihm wohl, wie 1809, auch drei Jahre später mit die Rücksicht auf die Finanzen den Krieg als geboten erscheinen lassen.*)

Wer mit jener Anrede des Kaisers an die Industriellen seine Befehle an den Marineminister aus demselben Monat März 1811 zusammenhält, der findet da seinen ganzen großen Weltherrschaftsplan in den gewagtesten Entwürfen angedeutet. Nicht mehr das Reich Karls des Großen, nicht den Kontinent von Europa, nein, das ganze Erdenrund fordert er jetzt unter sein eisernes Zepter. Zwei gewaltige Flotten, eine ozeanische und eine für das Mittelmeer bestimmte, will er in den nächsten drei Jahren hergestellt wissen; für die eine faßt er Sizilien und Ägypten, für die andre zunächst Irland ins Auge. Und ließen sich die Dinge in Spanien und Portugal gut an, so sollten noch im Jahre 1812 Expeditionen ans Kap der guten Hoffnung, nach Surinam, Martinique u. a. entsendet und 60 bis 80 000 Mann, „die feindlichen Kreuzer vermeidend“, über beide Hemisphären verteilt werden. Zur gleichen Zeit ist aber auch schon der letzte entscheidende Festlandskrieg wider Rußland in Vorbereitung, mit der Absicht, den Zaren, wenn er sich nicht in das Föderativsystem unter napoleonischer Hoheit einfügen will, zu bezwingen und auf den Weg nach dem britischen Indien zu verweisen. Mit einem einzigen gierigen Blick umfaßte der Kaiser die ganze Welt, und so völlig beherrschte ihn der Gedanke seiner künftigen Allherrlichkeit, daß er ihn gar nicht mehr zu verheimlichen suchte. „Man will wissen, wohin wir gehen“, sagte er. „Wir werden mit Europa ein

*) Es wird bezeugt, daß der Minister Mollien dem Kaiser vom Kriege mit Rußland abriet, weil die Finanzen des Staates der Ruhe bedürfen, worauf derselbe zur Antwort gab: „Im Gegenteile, sie geraten in Verwirrung und bedürfen deshalb des Krieges.“ Vergl. Band II. S. 213.

Ende machen und uns sodann wie Räuber auf weniger kühne Räuber als wir sind werfen und uns Indiens, zu dessen Herren sie sich gemacht haben, bemächtigen.“ Als der bairische General Wrede, der sich im Frühsommer 1811 in Paris aufhielt, dort gelegentlich ein Wort zum Frieden sprach, erwiderte ihm der Kaiser mit Härte in Ton und Mienen: „Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums.“

Je fester Napoleon auf den schließlichen Erfolg seiner Kontinentalpolitik wider England baute, umsomehr mußte ihm darum zu thun sein, den britischen Waren auch die letzte Zuflucht zu rauben: die russischen Häfen. Er hatte sich also auch mit Rußland auseinanderzusetzen, um es für den Anschluß an seine Maßregeln gegen die neutrale Flagge, d. i. an seinen Zolltarif zur Abwehr der Kolonialwaren und an sein Vernichtungsdekret wider die Depots englischer Manufakturen zu gewinnen. Das war nun entweder auf gütlichem Wege, wenn der Zar sich fügte, oder mit Gewalt denkbar, wenn er widerstrebte. Wie die Dinge lagen, war das Letztere das wahrscheinliche.

Wir kennen schon die ersten Anfänge einer ernsten Verstimmung unter den beiden Alliierten. Sie datiert vom Kriege des Jahres 1809 her, wo es Rußland an Eifer der Unterstützung gegen Österreich fehlen ließ, worauf dann Napoleon das Herzogtum Warschau durch galizisches Land vergrößerte. Die Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin konnte bereits als ein Schachzug gegen die Macht des Zaren dargestellt werden, und es ist sehr bezeichnend, daß genau am selben Tage, an welchem Napoleon den Fürsten Schwarzenberg in Paris zur Unterzeichnung des Heiratskontraktes auffordern ließ — d. i. am 6. Februar 1810 — dem Gesandten in Petersburg geschrieben wurde, ein von ihm am 5. Januar unterzeichneter Vertrag könne die Ratifikation nicht erhalten. Dieser Vertrag betraf Polen Alexander I., voll Sorge, das Herzogtum Warschau könnte sich

einmal unter dem Protektorate des Franzosenkaisers über das ganze Gebiet des alten Nationalreiches erstrecken, hatte von Frankreich Garantieen hierüber gewünscht, und Caulaincourt, dem noch immer seine Instruktion vor Augen lag, Rußland zu beruhigen, war darauf eingegangen und hatte in aller Form versprochen, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt, ja der Name „Polen“ in allen öffentlichen Dokumenten sorgfältig vermieden werden solle. Dies unterschreiben hieß für Napoleon eine der wertvollsten Waffen gegen Rußland aus der Hand legen, an der er in den Jahren 1806 und 1809 emsig geschmiedet hatte, und überdies mit seiner Kraft dafür einstehen, daß der Versuch zu einer Herstellung Polens auch von keiner andren Seite mit Erfolg gewagt wurde. Und wenn jetzt noch eine Nötigung vorhanden gewesen wäre, dem Zaren dieses Zugeständnis zu machen. Aber eine solche lag, seitdem die österreichische Heirat den Kaiser Franz an Frankreichs Seite gebracht hatte, nicht mehr vor. Kurz, Napoleon ratifizierte nicht, und nur um den Alliierten nicht zu brüskieren, ließ er in Petersburg ein Gegenprojekt in Vorschlag bringen, mit dem er sich lediglich verpflichten wollte, keine Unternehmung, welche auf die Restauration des alten Jagellonenreichs abziele, zu unterstützen. Das sollte in einem geheimen Vertrage verbrieft werden. Damit war Alexander nicht zufrieden. Er wünschte einen offenkundigen Traktat, der den Franzosenkaiser vor aller Welt verpflichtete, blieb bei seinem ursprünglichen Verlangen und berief sich auf die Zusagen, die er kurz nach Abschluß des Schönbrunner Friedens erhalten hatte.*) „Der Kaiser“, sagte er zum französischen Gesandten, „hat mir doch die positivste Sicherheit versprochen und damals auch geben wollen; warum nun nicht mehr?“ Die Antwort hätte der Wahrheit gemäß lauten müssen: Weil der Kaiser der Franzosen, der sich jetzt schon für den „einzigen Herrn Europas“ hält, den Bruch mit Rußland bereits fest ins Auge gefaßt hat und nur ein

---

*) Siehe Bd. II. S. 239.

Mittel in der Hand haben will, denselben, sobald es ihm taugt, in Szene zu setzen. So antwortete nun der Gesandte allerdings nicht Der russische Monarch aber wußte doch woran er war, denn just damals — im April 1811 — versicherte er dem Fürsten Adam Czartoryski, es sei Napoleon viel weniger um die Wohlfahrt Polens als darum zu thun, „sich dieses Landes, wie eines Instrumentes in dem Zeitpunkte zu bedienen, wenn er einmal Rußland den Krieg machen will.“ Dieser Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Aber er lag auch nicht mehr allzufern. Metternich war schon im Oktober 1810 aus Frankreich mit der Überzeugung zu seinem Herrn heimgekehrt: „Im Jahre 1811 wird der materielle Friede auf dem europäischen Kontinent durch eine neue Schilderhebung Frankreichs nicht gestört werden. Im Verlaufe dieses Jahres wird Napoleon mit verstärkten eigenen Streitkräften seine Bundesgenossen zu einem gegen Rußland gerichteten Hauptschlage sammeln. Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahr 1812 beginnen.“

Die polnische Frage bildete übrigens nur ein einziges Glied in einer ganzen Kette von Zwistigkeiten, die sich im Laufe der beiden Jahre 1810 und 1811 zwischen den Alliierten von Tilsit ergaben. Ein nicht minder trennender Umstand lag dort, wo Napoleon Rußland heimlich stets aufs eifrigste bekämpft hatte, in der Turkei. Die Russen waren siegreich über die untere Donau gegangen und hatten so entschiedene Erfolge errungen, daß der Friede mit der Pforte in nahe Aussicht rückte. Napoleon war davon aufs unangenehmste berührt, denn er mußte die fortdauernde Beschäftigung russischer Streitkräfte im Süden wünschen, wenn er einmal im Norden zugriff. Um dies durchzusetzen, suchte er, da er nicht offen gegen den Alliierten auftreten wollte, Österreich vorzuschieben. Er riet Metternich, Serbien zu okkupieren, welches Rußland für sich forderte, und versprach, ruhiger Zuschauer zu bleiben, wenn der Wiener Hof dem Zaren die Donaufürstentümer streitig machte. Kaiser Franz ging hierauf nicht ein. Jener hatte aber doch erreicht, daß die Türkei,

von dem Interesse, welches Frankreich und Österreich an ihrem Schicksale nahmen, unterrichtet, in ihrem Widerstande gegen die russischen Forderungen beharrte und der Krieg seinen Fortgang nahm.

Das waren jedoch untergeordnete Dinge im Vergleiche mit der Hauptangelegenheit, d. i der Haltung Rußlands in Sachen der Kontinentalsperre. Mitte Oktober 1810 hatte Napoleon den Zaren auffordern lassen, die Schiffe neutraler Flagge an seiner Küste mit Beschlag zu belegen, wie es seit dem Mai in den französischen und den Frankreich zugewandten Häfen der Fall war. „Nimmt sie Rußland in Beschlag", heißt es in der betreffenden Depesche an den Gesandten, „so versetzt es England den Gnadenstoß und endet mit einem Male den Krieg". Und an Alexander selbst schrieb der Kaiser: „Es hängt nur von Ew. Majestät ab, Frieden oder Krieg zu schaffen." Der Zar lehnte ab. Er konnte nicht anders. Denn schon der Abbruch der direkten Handelsverbindung mit England im Jahre 1807 hatte Rußland große Opfer auferlegt. Der Export seiner Naturalien hatte sich damit seines wichtigsten Debits begeben. Die Folgen waren nicht ausgeblieben: drei Jahre später erhob sich das Defizit zur Höhe der Staatseinkünfte, und das Papiergeld sank auf ein Viertel seines Nennwertes. Wahrlich, wenn Napoleon der Pariser Handelskammer mit so großer Zuversicht den Bankrott des nordischen Reiches in Aussicht stellte, so wußte er wohl, worin die finanzielle Bedrängnis des Alliierten ihren Ursprung hatte. Barg es nicht den Wunsch, dieselbe noch zu vermehren und die Katastrophe zu beschleunigen, wenn er jetzt in Petersburg auch noch auf eine Abweisung der Neutralen drang? Nein, der Zar durfte hierauf nicht eingehen. Wo sollte er denn, einem künftigen Angriffe Napoleons gegenüber, noch wirksame Unterstützung in der Welt finden, wenn er selbst jetzt England ruinieren half? Er erwiderte das Ansinnen Frankreichs mit der Erklärung: er wolle gerne nach wie vor an dem antibritischen Systeme des Tilsiter Vertrages festhalten und jedes Schiff,

welches nicht den untrüglichen Beweis seiner Herkunft liefern könne, wegnehmen, dürfe sich aber nicht entschließen, darüber hinauszugehen, da Rußland die Kolonialwaren nicht entbehren könne und auf die Zufuhr der Neutralen angewiesen sei. Daß die Letzteren lediglich britische Waren führen, stehe nicht außer Zweifel.

Damit war die Politik Napoleons an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Denn sobald Rußland die neutrale Flagge in seinen Häfen duldete, blieb der Kontinent dem britischen Export offen, und England konnte aus der Weigerung des Zaren neue Hoffnung und Kraft zum Widerstande schöpfen. Wenn noch irgend etwas zur Überzeugung des Imperators gefehlt hätte, daß er Rußland vorerst bekämpfen müsse, wenn er England ruinieren und der Welt Herr werden wolle, jetzt fehlte nichts mehr. Von nun ab geht er, bei aller förmlichen Höflichkeit und scheinbaren Offenheit des diplomatischen Verkehrs, entschieden gegen den Alliierten vor, und es erfolgt jene Annexion der norddeutschen Strandländer, unter denen sich, wie erwähnt, auch das Herzogtum Oldenburg befand, dessen Fürst mit dem russischen Herrscherhause nahe verwandt war.*) Napoleon hatte anfänglich dem Herzog die Wahl gelassen, ob er sein Land für eine Entschädigung dahingeben oder französische Truppen und Zollwächter darin aufnehmen wolle. Aber als der bedrängte Regent erst nach einigem Säumen auf die letztere Zumutung einging, ward ihm — das alte Spiel — bedeutet, es sei nun zu spät und sein Land bereits einverleibt. Man bot das geringfügige Gebiet von Erfurt als Ersatz an, welches, ehevor kurmainzisch, dann preußisch, seit 1806 zur Disposition der französischen Verwaltung stand. Es war nicht unrichtig, wenn der

*) Herzog Peter I., der für seinen Vetter Wilhelm die Regierung führte, gehörte, wie der Zar, dem Hause Holstein-Gottorp an; er war Alexanders I. Oheim, sein jüngerer Sohn Georg dessen Schwager. Siehe Bd. II. S. 238, wo ein Versehen aus „Georg von Oldenburg" einen „Großherzog von Oldenburg" entstehen ließ.

Zar dem französischen Botschafter erklärte, die That sei ein Faustschlag, ihm vor ganz Europa ins Gesicht versetzt, und zugleich eine flagrante Verletzung des Tilsiter Friedensvertrages, mit welchem Napoleon die Integrität Oldenburgs feierlich garantiert hatte. Er wendete sich in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er Verwahrung einlegte gegen die Kränkung der Rechte des Hauses Holstein-Gottorp auf das Herzogtum. „Welchen Wert" — hieß es darin — „können die Allianzen haben, wenn die Verträge, auf denen sie beruhen, den ihrigen nicht behalten?" Also war dies der Bruch? Noch nicht Der Schluß des Protestes lautete einlenkend und die Fortdauer der Allianz trotzalledem betonend. Aber das waren Worte. Die Handlungen der russischen Politik ließen eine Verständigung nur schwer zu. Denn am 31. Dezember 1810 erschien ein russischer Ukas, welcher nicht blos die Kontrole der neutralen Schiffe in den russischen Häfen erleichterte, sodaß fortan Kolonialwaren unter jedem Vorwande ausgeladen und südwärts über Brody nach den Binnenländern verhandelt werden konnten, sondern auch die Einfuhr gewisser Luxusartikel, insbesondere von Seidenwaren und Weinen, durch einen hohen Zolltarif bis zur Unmöglichkeit erschwerte. Seidenwaren und Weine aber gehörten unter die Haupterzeugnisse Frankreichs und die wesentlichsten Gegenstände seines Exports. Nun war wieder Napoleon der Betroffene. Er forderte die Zurücknahme des Dekrets, erhielt aber nur zur Antwort, dasselbe sei durch die üble Finanzlage des russischen Staates diktiert.

Nach dieser neuen Weigerung seines Bundesgenossen begann der Franzosenkaiser insgeheim aufs eifrigste zu rüsten.*) Im März 1811 erhält Davout, der mit einer Armee an der Elbe steht, den Befehl, „wenn es sich darum handeln sollte, gegen Rußland zu operieren", im Fluge nach Danzig zu eilen und

*) Im Dezember 1811 gab er dem preußischen Gesandten Krusemarck offen zu, daß er seit dem Erscheinen des russischen Ukas sich im Stillen für den Krieg bereitet habe.

dort seine 90000 Mann durch 50000 Polen und Sachsen zu verstärken. Jetzt war es, wo Napoleon von seinen weltumfassenden Plänen sprach und seine künftige Alleinherrschaft in Aussicht stellte, und jetzt, im März 1811, offenbarte er seinem Generaladjutanten Narbonne seine längst gehegte und unausgesetzt überdachte Absicht, über Moskau nach dem Ganges zu ziehen, um die indobritische Herrschaft zu stürzen. Aber auch Rußland sah dem Kampf entgegen, und just zur selben Zeit entwickelte Alexander I. dem preußischen Gesandten einen Feldzugsplan, in das Herzogtum Warschau einzurücken und bis an die Oder vorzudringen. Beide Kaiserreiche waren zum Kriege entschlossen, beide rüsteten, Napoleon mit dem Vorgeben sich deckend, seine Maßregeln seien durch die des Zaren hervorgerufen. Nur noch einmal scheint er eine friedliche Verständigung — wenn auch nur zum Aufschub — erwogen zu haben, als die Nachricht vom Mißgeschick Massena's nach Paris gekommen war. Doch auf Alexanders Wunsch, ihm Warschau für Oldenburg abzutreten, ging er nicht ein. Rußland, welches eben im Norden Finnland erworben hatte, im Süden auf dem Wege war, die Donaufürstentümer zu gewinnen, wollte er durchaus nicht auch noch im Westen verstärken. Nicht ein Dorf des polnischen Herzogtums solle an das Zarenreich fallen, sagte er in einer öffentlichen Audienz am 15. August 1811 dem Vertreter desselben. Einen andern Vorschlag machte aber Alexander nicht und ließ auch einen solchen Napoleons — der natürlich die Durchführung seiner Handelsdekrete vor Allem verlangte und nur Lizenzen versprach — unbeantwortet. Der Zar erblickte in den spanischen Ereignissen und in der Unzufriedenheit der Norddeutschen eine wesentliche Unterstützung. Er glaubte einen Krieg nicht um jeden Preis vermeiden zu müssen. Vor Ende 1811 sagte der Franzosenkaiser zu Krusemarck, man meine in Rußland, er sei in Spanien zu sehr beschäftigt, um nach andrer Seite hin eine furchtbare Macht aufzustellen. Das sei ein Irrtum. Er könne ganz gut die Engländer auf der Halbinsel dulden, sie würden seine Armeen

doch nicht vertreiben. Zuerst müsse er den Krieg im Norden zu Ende führen, dann erst könne er sich wieder nach dem Süden wenden. Für ihn kam es jetzt nur noch darauf an, genügend Zeit zu gewinnen, um soviel Truppen auf Kriegsfuß zu setzen, als er zu seinem Entscheidungskampfe mit dem letzten aufrechten Staate des Kontinents für nötig hielt, und Herr des Augenblicks zu bleiben, in welchem er die Feindseligkeiten beginnen wollte Das Schweigen Rußlands auf seine letzten Eröffnungen ward dazu benützt, den Zaren als den eigentlichen Urheber des Krieges hinzustellen, was dann auch in weiteren Kreisen zur Überzeugung wurde.*)

Und es war ein riesiges Heer, das der Imperator ins Feld zu stellen dachte. Viermalhunderttausend Mann versicherte er dem preußischen, eine halbe Million dem österreichischen Gesandten, und selbst diese Ziffer sollte schließlich noch hinter der Wahrheit zurückbleiben. Solche Massen hatte seinerzeit auch die Republik gegen ihre Feinde entsendet; doch mit dem Unterschiede, daß damals der Enthusiasmus der jungen Freiheit die Volkskraft Frankreichs bewehrte, während jetzt nur der eiserne Wille des Herrschers die Widerstrebenden unter die Waffen rief. Immer schwerer lastete seit seinem letzten Kriegszuge sein Regiment auf den Franzosen. In den Städten wurde das geringste Zeichen der Unzufriedenheit, welches sich hervorwagte, der Anlaß zu Mißtrauen, Verfolgung und Strafen, und seit 1811 stieg die Zahl der eingezogenen Staatsverbrecher auf dritthalbtausend. Sie sind auf

*) Versuche, die in jüngster Zeit gemacht wurden, diese Auffassung auch in die Geschichte einzuführen, müssen wohl jedem genaueren Kenner von Napoleons Zielen und Charakter als verfehlt erscheinen. Man lese doch nur was Metternich ein Jahr später, am 23. Mai 1813, an Bubna schreibt: „Es genügt, daß Napoleon die Mittel erwäge, deren wir uns bedienen mußten, um zu verhindern, daß die Unterstützung, die wir Frankreich gegeben haben, ganz und gar verhaßt wurde. Wir haben das Unmögliche gethan, um zu beweisen, daß Rußland den Frieden störte. Dieser Vorwand fehlt uns im Jahre 1813.“ (Oncken, Österreich u. Preußen im Befreiungskriege, II. 378.)

den bloßen Befehl des Kaisers oder seines Polizeiministers hin arretiert worden und werden ohne Prozeß gefangen gehalten, hier Einer, „weil er Napoleon haßt“, dort Einer, „weil er seit 1811 in Briefen an seinen Bruder regierungsfeindliche Ansichten äußert“, ein Dritter wegen „religiöser Anschauungen“ rc. Seit dem Februar 1810 giebt es eine besondere Zensurbehörde in Paris mit einem Generaldirektor, mehreren Auditoren und an fünfzehn bis zwanzig Zensoren, damit die Zensur, wie der Kaiser will, nicht der Polizei überantwortet bleibe. Mit der größten Dienstwilligkeit wird hier verboten oder verändert, was nur den Schein der Unzufriedenheit des Gewaltigen erwecken könnte. Da muß z. B. aus einem Buche eine anerkennende Stelle über die englische Verfassung entfernt werden; ein anderes muß seinen Titel „Geschichte Bonapartes“, weil dies zu wenig submiß klingt, in „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Feldzüge Napoleons des Großen“ umwandeln. Und bis an die fernen Grenzen des Empire reicht die emsige Fürsorge der Zensur. Seitdem die Hansestädte französisch sind, dürfen Schillers „Räuber“, „Maria Stuart“, „Wilhelm Tell“, Goethes „Faust“ dort nicht mehr aufgeführt werden. Und vollends die Zeitungen! Von den vier unabhängigen Pariser Blättern sind zwei, der „Publiciste“ und der „Mercure de France“ ganz unterdrückt, die anderen verlieren ihre Fonds und werden völlig von der Regierung abhängig. Ein eigenes Amt (Bureau de l'Esprit public) versorgt sie mit Siegesberichten aus Spanien oder mit Artikeln über italienische und französische Musik, um — während Hunderttausende zum blutigen Kampfe sich rüsten — die Aufmerksamkeit der gelangweilten Hauptstadt von der Politik abzulenken. Freilich sucht Napoleon diese Härte gegen die Presse auf der anderen Seite durch Auszeichnungen für Gelehrte und Künstler in Vergessenheit zu bringen. Er schmückt sie mit dem Kreuze der Ehrenlegion, macht die Gros, Gérard, Guérin, die Lagrange, Monge, Laplace zu Baronen und beklagt es, daß Corneille nicht mehr lebe, den er zum Fürsten hätte erheben wollen.

Und wie in den Städten, so mußte bald auch auf dem flachen Lande die Regierung ihre Autorität mit harten Maßregeln stützen. Der französische Bauer hatte sich bisher als der zuverlässigste Anhänger des Kaisers erwiesen. Wohl zum Teile deshalb, weil er, schwerer beweglich als der Städter, bei einer ergriffenen Partei länger beharrte und der Ordnung schaffende General nun einmal sein Mann gewesen war; dann aber wohl auch, weil im französischen Landvolk eine gewisse Neigung für den Militärdienst vorhanden war, der immerhin eine Anzahl Männer ernährte und — wenn der Tapfere nur notdürftig sich zu bilden verstand — in ansehnliche Stellungen brachte. Napoleon konnte dreist sagen, wie er es that: „Was kümmert mich die Ansicht der Salons und der Schwätzer! Ich höre nicht darauf. Ich kenne nur eine Meinung, die der Bauern. Das Übrige hat keine Bedeutung.“ Aber auch diese Neigung fand ihre Grenzen, als man selbst auf den Dörfern immer häufiger von den zahllosen Opfern hörte, die der fürchterliche Krieg jenseits der Pyrenäen verschlang, und daß nun ein zweiter beginnen sollte, in fernen Landen, von deren Schrecknissen die Braven von 1807 genug zu erzählen gewußt hatten. Kein Wunder, daß der Konskription der Altersklasse von 1811, die dem Kaiser neue 120000 Mann zuführen sollte, keinerlei Begeisterung entgegenkam. Bis an 8000 Franken zahlten die Bemittelten für einen Stellvertreter, und von den Armen entflohen viele Tausende. Für die Ausreißer wurden dann die Familien, die Gemeinden, ja der ganze Kanton haftbar gemacht und dieses neue „Geißelgesetz“ mit größter Strenge durch fliegende Kolonnen (Colonnes mobiles) durchgeführt.

Und nicht minder hart, ja noch viel härter als auf Frankreich, drückte die Faust des „Protektors“ auf die Lande des deutschen Rheinbundes, dessen Fürsten im April 1811 Ordre erhielten, ihre Kontingente bereitzustellen. Westfalen, durch die Verschwendungssucht seines Königs Jérôme finanziell aufs Äußerste herabgekommen, sodaß Steuererhöhungen und Zwangs-

anleihen den Bankrott nicht mehr aufhielten, mußte gleichwohl seine Armee auf 30 000 Mann erhöhen und überdies 20 000 Franzosen mit ihren Pferden ernähren. Als Jérôme Vorstellungen machte, hieß es zurück, es stände ganz in seinem Belieben, von seinem Throne herunterzusteigen. Ähnlich war es in Baiern, welches zwar nach dem Kriege von 1809 mit dem Gebiete des Dalbergischen Bistums Regensburg belohnt wurde, dafür aber Südtirol an Italien und Illyrien, Ulm und andere kleinere Territorien an Württemberg abtreten, hohe Schuldsummen für den Schatz des Kaisers auf sich nehmen und an 30 000 Mann für den Krieg stellen mußte. Württemberg tauschte 40 000 Seelen, die es an Baden abtrat, gegen 140 000, die es von Baiern erhielt. Baden mußte für seinen Zuschuß Hessen-Darmstadt vergrößern. Wie Spreu schüttelte der Korse die deutschen Regierungen und Unterthanen durcheinander! Der Staat des Fürstprimas ward für den Entgang von Regensburg durch Fulda und Hanau vergrößert und zum „Großherzogtum Frankfurt“ erhoben, freilich mit dem willkürlichen Vorbehalte, daß nach Dalbergs Tode der Vizekönig Eugen, welcher durch die Neuvermählung des Kaisers seine Aussichten auf den italienischen Thron einbüßte, diese Souveränetät antreten solle. Dalberg mochte fürchten, daß der ungeduldige Machthaber jenseits des Rheins diese Klausel einmal übersehen könnte, und empfahl sich durch die servilste Gefügigkeit, indes sein Volk unter den drückendsten Auflagen seufzte und seine Truppen für den spanischen Krieg in weit größerem Maße herangezogen wurden als der Bundesvertrag heischte. Vor Allen aber rüstete Sachsen wie im Fieber, namentlich im Herzogtum Warschau, wo Napoleon ungeheure Vorräte an Kriegsmaterial aufhäufte. Alle Streitpflichtigen wurden einberufen, eine Nationalgarde errichtet. So standen die Regierungen des Rheinbundes mit ihren Truppen dem Kaiser unbedingt zur Verfügung. Weh ihnen, wenn sie es nicht thaten. „Wenn die Bundesfürsten“, schrieb Napoleon im April 1811 an Friedrich von Württemberg, „über ihre Neigung zur gemein-

samen Abwehr auch nur den leisesten Zweifel in mir entstehen lassen, sind sie, ich gestehe es frei, verloren. Denn ich ziehe Feinde unsicheren Freunden vor.*)

Da waren denn nur noch die deutschen Mittelmächte, Preußen und Österreich, die Besiegten von Jena und Wagram, in Pflicht zu nehmen. Was Preußen betraf, so hatte es Napoleon nicht vergessen, daß er das Land schon einmal erobert und nur aus Rücksicht für dasselbe Rußland aus den Händen gelassen, gegen welches er sich jetzt zum Streite erhob, und auch nicht vergessen, daß er schon einmal als Sieger am Niemen kampiert hatte. Ließ sich diese Position nicht wieder erreichen? Etwa indem er Preußen, wie Holland zuvor, unmittelbar in seine Gewalt brachte? Dies scheint ihm wirklich einen Augenblick lang im Sinne gelegen zu haben. Ein gefälschter Rapport Champagnys vom November 1810, worin der Minister dem Kaiser die Aufteilung Preußens zu Gunsten von Sachsen und Westfalen anrät, soll auf guten Informationen des Fälschers beruhen. Anfangs 1811 verzeichnet Königin Katharine von Westfalen gleichfalls die Notiz von der bevorstehenden Zerstückelung des Hohenzollernstaates in ihr Tagebuch. Und um dieselbe Zeit geht ein Gerücht durch die spanischen Blätter, der Rest von Preußen solle an Berthier gegeben werden.**) Der Gedanke ward aber wohl bald wieder aufgegeben. Es war doch vielleicht möglich, daß die Vernichtung Preußens ebenso wenig ohne Widerstand von seiten der Bevölkerung ablief, wie die Spaniens, so groß auch der Unterschied zwischen den heißblütigen Südländern und den „vernünftigen, kalten,

---

*) Daß dies keine leere Drohung war, geht aus einer Tagebuchnotiz der Königin von Westfalen hervor, die am 11. Januar 1811 in ihr Journal schreibt: „Der Kaiser ist mit dem Großherzog von Baden sehr unzufrieden, er scheint unter den Fürsten zu sein, die verschwinden werden.“ (Revue historique XXXVIII. 95.)

**) Siehe meinen Aufsatz über „Stein und Gruner in Österreich“ in der „Deutschen Rundschau“, Jahrg. 1888, S. 137.

toleranten und jedem Exzeß abholden" Norddeutschen — so charakterisierte sie Napoleon — sein mochte. Und über das geheime Treiben des „Tugendbundes", wie man die Gesamtheit der deutschen Franzosenfeinde nun einmal zu bezeichnen pflegte, trafen die übertriebensten Berichte in Paris ein. Nein, kein Gewaltstreich! Mußte denn nicht, ebenso wie Spanien, auch Preußen nach dem Siege über Rußland dem Beherrscher Europas als reife Frucht in den Schoß fallen? Viel klüger, die nicht unansehnlichen Hilfskräfte Friedrich Wilhelm III. auf friedlichem Wege sich dienstbar zu machen und sich so die Stellung am Niemen zu sichern. Dies war schließlich der Plan Napoleons. Und er gelang. Gelang, einmal der unseligen Lage wegen, in der sich Preußen befand, dessen einzelne Landesteile einerseits vom Rheinbunde, andererseits von Warschau her und endlich durch die französischen Besatzungen in Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig fortwährend bedroht waren, und zweitens, weil auch jetzt wieder, wie 1805 und 1809, den Absichten des Eroberers in Friedrich Wilhelm mit seinem Mißtrauen gegen sein Volk und seiner felsenfesten Überzeugung von des Korsen Unüberwindlichkeit ein Helfer wider Willen zur Seite stand.

Zwar gab es im Jahre 1811, als Napoleon auf Bündnisanträge, die Preußen im Frühling stellte, die Antwort schuldig blieb, Momente, in denen nicht nur die Führer der Patriotenpartei, der Kriegsminister Scharnhorst voran, sondern auch der Staatskanzler Hardenberg, der 1810 wieder ans Ruder getreten war, zu Rüstungen und Verabredungen mit Rußland mahnten, und es ist auch wirklich im Sommer dieses Jahres, so verdeckt und geheim wie möglich, zu einer Verstärkung der Machtmittel auf über 100 000 Mann und im Herbste zu einer Militärkonvention mit dem Zaren gekommen, in welcher dieser versprach, jedem Angriff auf Preußen wie einem Anfall auf sein eigenes Land zu begegnen und möglichst rasch an die Weichsel vorzudringen. Aber da war König Friedrich Wilhelm schon wieder anderen Sinnes. Es fehlte eben dem sonst so klar blickenden

Fürsten, der die Streitkräfte Napoleons richtiger schätzte als die Kriegspartei, durchaus an jedem Wagemut. Als man in Paris Einstellung der Rüstungen verlangte, wurde diesem Ansinnen alsbald Folge geleistet, und als man dort auf jene Bündnisanträge Preußens zurückkam, ließ sich der König von einer Hofpartei, die nur im Anschluß an Frankreich die Rettung des Staates erblickte, zu Unterhandlungen bewegen, welche am 24. Februar 1812 zu einer Offensiv- und Defensivallianz mit dem Eroberer führten. Aber unter welchen Bedingungen! Damals, als Hardenberg dem Kaiser ein Bündnis und preußische Hilfe anbot, that er es unter Vorbehalten, welche die Integrität des Landes verbürgen, die Erhöhung der preußischen Kriegsmacht bewirken, die Festung Glogau zurückbringen und gewisse Terrainerwerbungen sicherstellen sollten. Jetzt war von alledem nicht mehr die Rede. Hatte doch Napoleon absichtlich erst dann die Verhandlung mit Preußen wieder aufgenommen, als seine Verstärkungen in den Oderfestungen, in Westfalen und Polen soweit gediehen waren, daß er seinen Forderungen — Eintritt in den Rheinbund oder Schutz- und Trutzbündnis — augenblicklich den größten Nachdruck geben konnte. So wurde der Vertrag vom 24. Februar für Preußen eine Demütigung ohnegleichen. Nur in Spanien, Italien und der Türkei — hieß es darin — braucht Preußen Frankreich keine Heeresfolge zu leisten, sonst überall in Europa. Gegen Rußland stellt es 20000 Mann und 60 Geschütze unter den Befehl Napoleons, etwa die Hälfte der ihm überhaupt zugestandenen Armee; die andere Hälfte hat in den schlesischen Festungen, in Potsdam, vorzüglich aber in Kolberg und Graudenz zu garnisonieren, wo die Kommandanten ihre Befehle vom französischem Generalstabe erhalten. Die Franzosen marschieren ungehindert durch den ganzen preußischen Staat, einen Teil Schlesiens ausgenommen; ihre Generale requirieren, beschaffen die Lieferungen für die Armee und sorgen für Ordnung und Sicherheit in deren Interesse. Diese Armeelieferungen, die Preußen im größten Maßstabe zu leisten hat, werden von der alten Kriegsschuld in

Abrechnung gebracht. So hatte der patriotische Aufschwung des Jahres 1811 mit Unterthänigkeit geendet, für die der König nichts gewann als vage Versprechungen von Gebietszuwachs im Falle des Sieges — Versprechungen von Napoleon, der seit 1807 immer bedauernd wiederholte: „Wie konnte ich diesem Manne nur soviel Land übrig lassen!"

Nicht wenig hat zu dem Entschluß des Preußenkönigs, sich in dem bevorstehenden Kriege Frankreich anzuschließen, die Haltung Österreichs beigetragen. Nach seiner Überzeugung konnte das „Hazardspiel" eines Kampfes gegen das überlegene Genie und die Übermacht Napoleons nur dann gewagt werden, wenn Rußland und Österreich einig und zur Anstrengung aller ihrer Kräfte bereit wären. Da war denn wirklich noch im Dezember 1811 Scharnhorst in Wien gewesen, um die Stimmung des dortigen Kabinetts zu erkunden, hatte aber schließlich nur erfahren, daß Kaiser Franz Augenblicks nicht imstande sei, irgend Hilfe zu gewähren. Die Wahrheit war: Österreich stand auf französischer Seite. Aus den Schriftstücken, mit welchen jenerzeit Metternich seinen Herrn beriet, geht hervor, daß die wiener Politik entschieden gegen den Zaren Stellung nahm. Schon die Aktion Rußlands gegen die Türkei in den Donaufürstentümern trennte die beiden Mächte. Dann hatte Alexander in den ersten Monaten des Jahres 1811 den Plan wieder aufgenommen, den er vor dem Kriege von 1805 mit seinem Vertrauten, dem Fürsten Adam Czartoryski, überlegt hatte, d. i. Polen wieder herzustellen und dasselbe als einiges Reich unter russischer Oberhoheit konstitutionell zu regieren. Dieser Plan verstimmte in Wien gleichfalls, denn er beanspruchte von Österreich die Aufgebung Galiziens, wofür Rußland zwar Serbien und die Donaufürstentümer bot, die man aber doch erst wieder hätte erobern müssen, woran in einem Kriege gegen Napoleon nicht zu denken war. Gewiß, auch wenn man sich an den Franzosenkaiser anschloß, konnte Galizien für den Donaustaat verloren gehen, da der Imperator ohne Zweifel sofort das einige Polen gegen Ruß-

land ausspielte, und es war schon im Sommer 1810 in Paris zwischen Napoleon und Metternich davon die Rede gewesen; aber einmal bot Jener dem seit dem letzten Kriege gänzlich verarmten Staate das wichtige Illyrien mit der Seeküste als Äquivalent für das polnische Land und überdies noch, als Preis für Österreichs Mitwirkung am Kriege, weiteren Gewinn, den der österreichische Hof mit der Inngrenze gegen Baiern und dem preußischen Schlesien in Vorschlag brachte. Denn daß Preußens Auflösung — es mochte Partei nehmen, welche es wollte — unfehlbar erfolgen müsse, war für Metternich eine ebenso ausgemachte Sache, als der Sieg der französischen Waffen im Kriege mit Rußland.*) Dann war allerdings auch die völlige Abhängigkeit der wiener Politik von der napoleonischen unvermeidlich, aber selbst in dieser abhängigen Stellung wollte Metternich die Konjunkturen nutzen und wenigstens das unterthänige Österreich stärken, wenn schon ein freies nicht mehr möglich war. Und Napoleon setzte sich den Wünschen seines Schwiegervaters nicht entgegen. „Die schlesische Frage ist beim ersten Fehler, den sich Preußen zu schulden kommen läßt, entschieden", erklärte er dem österreichischen Botschafter im Dezember 1811; ja selbst, wenn sich Preußen nicht von der vorgeschriebenen Linie entferne, könne er in einem glücklichen Kriege über Schlesien zu Österreichs Gunsten verfügen, da es dann an Kompensationsobjekten nicht fehlen werde und dem Könige Friedrich Wilhelm jede andere

*) „Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen", versicherte er dem Kaiser Franz Anfangs 1811, und in einem Vortrage vom Ende November desselben Jahres: „Preußen befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen" In demselben Schriftstücke heißt es aber auch: „Nach vorhinein zu berechnenden, auf frühere Erfahrungen, besonders auf jene der letzten Zeit gestützte Probabilitäten spricht aller Anschein unleugbar für französische Siege." Damals schätzte Metternich die französische Armee auf 200 bis 230 000 Mann. Wie mußte es ihn in seiner Politik bestärken, als er von der doppelten Anzahl hörte!

Provinz passen müsse, während Schlesien die einzige sei, die Österreich abzurunden vermag.*)

So war man in Wien dazu gekommen, sich in eine enge thätige Allianz mit Frankreich zu begeben, welche bestimmte Vorteile in Aussicht stellte. Dieser Entschluß war bereits gefaßt und in Paris angekündigt, als Scharnhorst nach Wien kam. Man begreift nun leicht, daß seine Mission scheitern mußte, ja, man begreift sogar — wenn man es auch gewiß nicht entschuldigen wird — daß Metternich dem Sendboten des in seinen Augen verlorenen Staates geradezu zum Anschluß an Rußland riet, d. h. zu eben jenem „ersten Fehler", der die schlesische Frage sofort zu Gunsten Österreichs lösen mußte.**) Und als ob der bloße Name Schlesiens die Zeit der großen Kaiserin wieder in Erinnerung gebracht hätte, welche um die entrissene Provinz drei Kriege gewagt, so suchte man jetzt den französisch-österreichischen Allianzvertrag von 1756 hervor, um das neue Schutz- und Trutzbündnis nach seinen Bestimmungen, ja teilweise nach seinem Wortlaut abzufassen. Am 14. März 1812 unterzeichnete Schwarzenberg in Paris die Vertragsurkunde. Österreich stellt

---

*) Metternichs Papiere, II. 442. Maret, damals als Nachfolger Champagnys Minister des Äußeren, brachte in Vorschlag, man könne Preußen für Schlesien mit den baltischen Provinzen Rußlands entschädigen.

**) Am 17. Dezember hatte Schwarzenberg in Paris die entscheidende Audienz. Den Bericht darüber wird Metternich nicht vor dem 25. erhalten haben. Bis dahin blieb Scharnhorst ohne definitiven Bescheid. Am 26. empfing er ihn mit der Erklärung, Österreich sei außer Stande zu helfen, und mit dem Winke, Preußen werde in jeder andern Partei als der russischen noch unglücklicher sein. Siehe Metternichs nachgelassene Papiere, II. 442 und Lehmann, Scharnhorst II. 434. Wenn bei Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III. S. 422 Metternich dem Abgesandten gegenüber auch noch die Äußerung in den Mund gelegt wird, Österreich werde Frankreichs Partei nicht nehmen, sondern neutral bleiben, so ist davon, wie ich Professor Lehmanns freundlicher Mitteilung verdanke, in Scharnhorsts Berichten nichts enthalten.

für den Krieg gegen Rußland 30 000 Mann zu Frankreichs Unterstützung, die jedoch — ungleich den preußischen Hilfstruppen — ungeteilt unter österreichischer Führung stehen, von keinem französischen General Befehle annehmen und nur den Weisungen Napoleons gehorchen sollten. Bei der Wiederherstellung Polens wird Österreich Galizien behalten, und nur wenn es selbst einen Teil desselben dazu hergeben wollte, dafür durch Illyrien entschädigt werden. Die Integrität der Türkei bleibt garantiert, d. h. Rußland wird nichts davon für sich gewinnen. Und zum Schluß heißt es: „Im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen dem Kaiser von Österreich Kriegsentschädigungen und Gebietsvergrößerungen zuzuwenden, welche nicht allein die dargebrachten Kriegsopfer aufwiegen, sondern auch ein Denkmal bilden sollen der engen und dauerhaften Verbindung, die zwischen beiden Souveränen besteht." Da von Illyrien bereits die Rede war, bleibt hier nur noch an Schlesien zu denken übrig, denn es war ja „die einzige Provinz, die Österreich abrunden konnte".

So hatte sich Napoleon auch der deutschen Mittelmächte versichert, und von der Südspitze Kalabriens bis zur Memel, vom Kap Finisterre bis in die Bukowina gehorchte der Kontinent seinem Winke. Freilich hätte er gerne auch Schweden und die Türkei, die alten Feinde Rußlands, in sein System aufgenommen — oder vielmehr: darin festgehalten — damit sie von Norden und Süden her den Gegner angriffen, wenn er ihm im Zentrum den entscheidenden Stoß versetzte. Doch hier zog er den Kürzeren. Als sich in Stockholm die Abgesandten Frankreichs und Rußlands den Rang abzulaufen suchten, hielt Bernadotte den Augenblick für günstig, sich dem Lande seines künftigen Regiments durch eine große Acquisition zu empfehlen Der Zar bot als Preis für Schwedens Beitritt seine Zustimmung zur Annexion Norwegens nach dem Kriege, wovon Napoleon nichts wissen wollte, da Norwegen zu Dänemark gehörte, welches treu zu ihm hielt. Er seinerseits brachte bei

Wiedergewinnung Finnlands nach der Besiegung Rußlands in Vorschlag, wenn Schweden mit 40000 Mann gegen Alexander marschieren und zugleich den Krieg wider England energisch betreiben wolle. Aber gerade dieses doppelte Engagement gegen Rußland und das britische Reich zu gleicher Zeit erschien der schwedischen Regierung unmöglich. „Man verbarg sich nicht" — heißt es in einem nachträglichen Berichte des schwedischen Ministeriums an Karl XIII. vom 7. Januar 1813 — „daß ein Krieg mit Rußland, welcher notwendig auch Feindseligkeiten mit England herbeiführen mußte, die Kräfte Schwedens überstieg, daß eine englische Flotte im baltischen Meere während des Sommers alle Unternehmungen von seiten Schwedens gegen Rußland hindern konnte, daß die Küsten Schwedens inzwischen der Rache Englands preisgegeben sein würden, daß der Handel und die Küstenfahrt einstweilen ganz aufhören und daraus eine allgemeine Not entstehen würde, daß Schwedens großer Bedarf an Getreide eben mit diesen beiden Mächten, England und Rußland, ein fortgesetztes friedliches Verhältnis heischte u. s. w." Aus solchen Gründen — die in diesem Zeitpunkte höchst unkluge Besetzung Pommerns durch die Franzosen, um den Schleichhandel zu stören, und die langjährige persönliche Spannung zwischen Bernadotte und Napoleon thaten das Übrige — ward der französische Antrag in Stockholm abgelehnt und am 5. April 1812 die Allianz mit Rußland eingegangen.

In der Türkei, wo der Sultan Mahmud gerne die ihm allerdings erst in den ersten Monaten des Jahres 1812 dargebotene Hand Napoleons angenommen hätte, lagen die Verhältnisse doch so, daß selbst der Großherr seiner Absicht nicht folgen konnte Noch im letzten Herbste hatten die Russen sich zu einem entscheidenden Schlage gesammelt, Erfolge errungen und darauf den Frieden unter relativ günstigen Bedingungen angeboten, nur um den Krieg an der Donau zu enden, bevor das große Streiten gegen die Franzosen begann; sie forderten nicht mehr beide Fürstentümer für sich. Das geschah in einem Augenblicke, wo

die türkische Staatskasse leer, der Zustand der Armee ein kläglicher, der Wunsch der Bevölkerung nach Frieden und Erholung ein allgemeiner geworden war. Nur die zügellosen Janitscharen riefen noch nach Krieg. Was halfen da die Versprechungen Napoleons: die Krim, die Tatarei, alles Land, das die Pforte in den letzten vierzig Jahren verloren hatte, wenn man die 100 000 Mann nicht aufbrachte, die er als Hilfsheer forderte? Und dazu drohte England, es werde, wenn der Sultan das französische System annehme, die Dardanellen forcieren und Stambul verbrennen. Der Divan, den Mahmud befragte, erklärte sich für den Frieden mit dem Zaren, welcher dann auch Ende Mai 1812 unter der Bedingung, daß fortan der Pruth die Grenze bilde, zustandekam.

Das waren nun freilich sehr empfindliche diplomatische Niederlagen, die Napoleon in Stockholm und am Bosporus erlitt. Aber trotzdem gebot er doch über eine überwältigende Macht, als er den letzten Schritt zur Beherrschung des Kontinents hin that. So fest entschlossen er hierzu war — der abmahnende Einspruch seiner Minister und Generale machte ihn nicht irre — so entschieden ward auf der anderen Seite Alexander I. durch die volkstümliche Opposition am Widerstande gegen die napoleonische Diktatur festgehalten, welche so dreist in die materiellen Interessen Rußlands eingriff. Der Bruch war unvermeidlich. Alles Zögern beruhte nur noch auf militärischen Rücksichten. Am 30. April 1812 übergab endlich der russische Botschafter in Paris das Ultimatum des Zaren. Er wolle nur dann über einen Vergleich mit Frankreich unterhandeln — wobei er allerdings auf den Verkehr mit den Neutralen nicht verzichten könne — wenn die Franzosen vorher Preußen und Schwedisch-Pommern geräumt haben würden. Um noch etwas Zeit zu gewinnen, antwortete Napoleon nicht sogleich hierauf, sondern sandte vielmehr seinen Generaladjutanten Narbonne zu Alexander mit Instruktionen, die man — obzwar am 3. Mai abgesendet — auf den 25. April zurückdatierte, als hätte man das russische Ultimatum noch nicht

gekannt.*) Während sich dann der Bote nach Wilna begab, reiste Napoleon im Mai nach Dresden, um hier gleichsam seine Macht drohend auszulegen, und wir glauben es, daß er sich davon nochmals eine einschüchternde Wirkung auf den Gegner versprach.

In Dresden versammelten sich huldigend die Fürsten des Rheinbundes, über die der Korse unbedingter gebot als seit langer Zeit ein römischer Kaiser deutscher Nation. Auch der letzte von diesen, Franz von Österreich, fand sich ein. Mit dem Könige von Preußen und den kleineren „Souveränen" trat er gehorsam in den Schatten des gewaltigen Parvenüs, der die Grenzen zwischen den romanischen und germanischen Elementen Europas verwischt und deren Kräfte zum Entscheidungskampf über das Schicksal des Weltteils vereinigt hatte. Gewiß, es war die Triebfeder persönlichsten Ehrgeizes und unendlicher Herrschsucht, welche diese Massen in Bewegung setzte, ein schier unerträglicher Zwang, der sie kittete, aber wen der Genius auf Höhen geführt, wo ihm über dem weiten Horizont des Ganzen das Einzelne sich entrückte, der konnte hier einen Bund europäischer Kulturpotenzen zu erblicken meinen, gerüstet, um unter der Führung des größten Feldherrn die Zivilisation des Westens erobernd nach Osten zu verbreiten und den Völkerhaber zur Einheit auszugleichen, der konnte versucht sein, mit Goethe von Napoleon zu sagen:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist Alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte."

Oder wären diese an Marie Louise gerichteten Worte nur huldigende Konvenienz, mit denen jetzt, wo der Kaiser die höchste Stufe seiner Macht erklommen hat, der große Humanist des

*) Ernouf, Maret, Duc de Bassano, S. 354.

Jahrhunderts ihm Beifall spendet? Nein, für Goethe stand Napoleons Größe außer Zweifel. Er hat genau herausempfunden, was dessen historische Bedeutung ausmacht: sein unbewußtes Handeln im Dienste des Idealen. „Napoleon“, sagte er einmal, „der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet.“ Den Aufwand des Imperators an niedriger Hantierung und Gemeinheit eigennützigen Strebens übersah der Dichter souverän. Mochten Andere von den Greueln des Krieges und dem drückenden Zwange der Übermacht reden, er behielt nur das letzte Ziel im Auge: die Vereinigung der Völker in höherer Gesittung. Und von diesem Standpunkt aus hatte Goethe recht, Napoleon den großen Männern der Geschichte beizuzählen. Denn sie Alle waren es nur, weil sie im Banne großer Ideen gehandelt hatten, gleichviel welches ihre eigensten Zwecke gewesen. Wohl drängte der macedonische Alexander aus der Enge seines kleinen Staates hinaus nach der Beherrschung der Welt und grub seinen Namen durch Thaten ohnegleichen in das Gedächtnis der Jahrtausende ein, aber was ihn auf den Weg dahin gebracht hatte, war doch nur die gewaltige Expansivkraft der hellenischen Kultur gewesen, in deren Dienst er den Zug nach Osten unternahm. Wohl begründete Karolus Magnus mit den Waffen ein Weltreich, aber doch nur als ergebenes Werkzeug der Moralideen des Christentums, das sich die jungen Volker des Nordens eroberte. Und wenn wir jetzt Napoleon auf der gleichen Bahn finden, wenn wir auch ihn begierig sehen, seine Person zu höchst zu stellen und alle Welt unter seinem Willen zu versammeln, so ist dieser Wille doch zum guten Teile sein eigener nicht, sondern nur das Organ jener Zivilisation der Humanität, an der die Geisteskräfte von Jahrhunderten sich gemüht, ehe sie Gemeingut des Erdkreises wurde. Unter Strömen von Blut, allerdings. Aber die Gesetzbücher der Menschheit sind einmal mit Blut geschrieben, ob es der Einzelne am Kreuze vergieße oder Millionen

sterbend dafür zeugen. Überall, wo der Franzosenkaiser gesiegt hatte, erblicken wir den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung: am Manzanares wie am Tiber, am Rhein und an der Elbe, in Neapel und in Polen, in Preußen und in Österreich, hier unmittelbar unter dem Drucke der Eroberung, dort mittelbar, weil ein Widerstand gegen den Mächtigen forthin nur möglich schien, wenn man sich mit seinen eigenen Waffen bewehrte. Hat doch, um nur an Eines zu erinnern, der verlorene Schlachttag von Jena allein das ganze innere Wesen des preußischen Staates verändert*). So war es ein Kulturprozeß von größter Bedeutung, der im Jahre 1812 die letzten Grenzen europäischer Gesittung aufsuchte. Daß der Anwalt, der ihn mit seinem Degen führte, für sich als Entgelt die Herrschaft der Welt begehrte, erscheint geringfügig daneben.

Aber die Völker Europas standen nicht auf dieser Höhe der Anschauung. Sie forschten in Napoleon nicht nach der idealen Mission, die er unbewußt vollführte, und konnten sich demnach auch nicht mit ihr darüber trösten, daß er im offenkundigen Drange seiner persönlichen Absichten ihre Unabhängigkeit bedrohte, ihre Söhne auf die Schlachtfelder zwang, ihnen Handel und Erwerb beschränkte und die Autoritäten ihres Glaubens befehdete. Sie haßten ihn bitter. Am stärksten trat diese feindselige Gesinnung bei jenen beiden Völkern hervor, die der Kultur des revolutionären Humanismus am fernsten standen und in denen sich die ursprünglichen Instinkte des Nationalgefühls und der Religiosität am reinsten erhalten hatten: bei den Spaniern und den Russen. Die Ersten waren noch nicht bezwungen. Ob es wohl mit den Zweiten gelang?

---

*) „Merkwürdig bleibt es doch, daß kein Einziger von denen, welche später in hervorragender Weise bei der Reformgesetzgebung thätig geworden sind und welche sämtlich bereits zu den maßgebenden Männern des alten Staatswesens gehört hatten, vor dem gewaltigen Stoße irgendwie mit reformatorischen Plänen hervorgetreten ist.“ (E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. S. 133.)

Zweites Kapitel.

Moskau.

Während Napoleon in Dresden den Staat seiner Herrlich-lichkeit zur Schau stellte, marschierten seine Kolonnen an die Weichsel. Es war ein Heer, wie es bis dahin die Welt nicht gesehen hatte. Weit über 400 000 Streiter standen zum Einmarsch nach Rußland bereit, und was an Reserven später noch nach Osten gezogen wurde, brachte die Armee des nordischen Feldzugs auf mindestens 600 000 Mann. Lange und eifrig, den Gegner bis zum letzten Augenblicke mit Unterhandlungen hinhaltend, hatte der Kaiser gerüstet und unerhörte Anstrengungen den Völkern zugemutet, bis er endlich hoffte, mit sicherer Überlegenheit des Feindes Herr zu werden.

Allerdings nicht ohne eigene Zweifel. Ségur erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß er in Paris zur Zeit der Rüstungen zuweilen in größter Aufregung aus seinen Gedanken auffahrend ausgerufen habe, er sei für einen so entfernten Krieg noch nicht genug vorbereitet und bedürfe weiterer drei Jahre. Dann aber sei er doch wieder Warnungen und Einwendungen, die Einzelne aus seiner Umgebung wagten, unzugänglich gewesen und habe sie mit allem Eifer zu widerlegen gesucht. Unter den Mahnern hatte Caulaincourt obenan gestanden. Der kannte Rußland und kannte den Nationalstolz des russischen Volkes; dieses würde, meinte er, nicht an Frieden denken, solange noch ein Feind auf vaterländischem Boden stünde; er wies auf die Unsicherheit der gezwungenen Alliierten hin, auf den Haß der deutschen Bevölkerung, der unter dem Beutesystem der Franzosen emporgewachsen, auf das unwirtliche Kriegstheater, dessen Schrecken aus dem Feldzuge von 1807 bekannt genug wären. Ihm zur Seite schilderte Poniatowski das wüste unwegsame Litthauen, schilderte dessen Adel, der bereits halb russisch geworden sei, das Volk kühl und wenig empfänglich, und versicherte, man

dürfe sich von der Befreiung desselben keine großen Erfolge versprechen. Darauf lenkte der ältere Ségur die Blicke des Kaisers auf Frankreich zurück, welches nach dem Feldzuge aufhören müßte Frankreich zu sein, sobald es zu Europa erweitert würde; das Ende wäre dann, daß an die Stelle der Monarchen des Weltteils die Generale des Empire als Statthalter träten, die, ehrgeiziger als die Offiziere Alexanders des Großen, vielleicht nicht erst den Tod ihres Herrn abwarten würden, um selbst zu herrschen. Und ähnlich sprach Duroc. Aber Alle hatten vergeblich geredet. Von seinen Alliierten, erwiderte Napoleon, besorge er nichts; Preußen sei an jeder Bewegung gehindert, mit den süddeutschen Höfen und mit Österreich verknüpfe ihn das Band der Verwandtschaft. Übrigens seien die Deutschen von langsamer methodischer Art, und er würde immer noch Zeit für sie gewinnen. Die Ehrsucht seiner Generale sei ihm bekannt; sie werde aber eben durch den Krieg abgewendet. Habe dieser seine Gefahren, so der Friede nicht minder. Denn zöge er seine Armeen ins Innere des Landes, so würden hier in Muße und Ruhe viel zu viel ehrgeizige Interessen und waghalsige Leidenschaften keimen, als daß er ihrer Herr zu werden vermöchte. Meint man da nicht die Wortführer des Konvents und die Radikalen des Direktoriums zu hören?*) Und ist es nicht der alte Träumer von ehemals, der jetzt wieder das Schicksal als letztes Argument ausspielt? „Ich fühle mich“, sagte er, „nach einem Ziele hingetrieben, welches ich nicht kenne. Wenn ich es erreicht haben werde, wird ein Atom genügen, mich niederzuwerfen. Bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich.“

Hatte er so die Vorstellungen seiner Umgebung zum Schweigen gebracht, so wandte er sich mit neuer Energie der tausendfältigen Sorge für das riesige Heer zu, dem es an nichts gebrechen sollte. Und fürwahr, bis ins kleinste Detail war die

---

*) Vergl. Band I. S. 77 und 156.

Ausrüstung vorgesehen. Außer den Munitionsparks der einzelnen Korps waren in Modlin, in Thorn und Pillau, in Danzig und Magdeburg Reservedepots mit vielen Millionen von Patronen angelegt. Um ungefähr 1350 Geschütze nach Rußland zu schaffen, waren 18000 Pferde bereitgestellt worden, und überdies wurden aus Danzig und Magdeburg Belagerungsparks nach Düneburg und Riga dirigiert. Für die wasserreiche Gegend wurden zwei große Brückentrains mitgeführt; außerdem hatte jedes Armeekorps seine Pontons und Werkzeuge. Für Pferdedepots an der Weichsel und Oder hatte Preußen zu sorgen. Die wichtigste Aufgabe lag in der Verpflegung solcher Massen. Sie erforderte die größte Aufmerksamkeit, da, wie Napoleon nicht müde wurde, seinen Unterfeldherren zu versichern, eine so große Menschenmenge, enge beisammen, nicht vom Lande werde leben können. Auf Tausenden von Wagen wurden den französischen Armeekorps Mehl und Reis nachgeführt, zum Teile von Ochsen befördert, die man dann zu schlachten gedachte. Mitte Januar trifft der Kaiser Anordnungen zur Aufhäufung von Lebensmitteln für 400000 Mann auf 50 Tage in Danzig und in den Oder- und Weichselstädten. Außerdem hatte Preußen mit Lieferungen für 20 Tage aufzukommen. Zwei große Transporte sollten dann Mehl und Zwieback von Elbing zu Wasser nach Wilna bringen. Danzig, Elbing, Warschau, Thorn, Marienburg, Bromberg, Modlin enthielten riesige Vorräte, Danzig allein 300000 Centner Mehl und zwei Millionen Zwiebackportionen. Wollte man nicht auch noch die Nahrung für anderthalb hunderttausend Pferde der Armee mitführen, so mußte man für den Feldzug eine Jahreszeit abwarten, die auf Wiesen und Feldern grünes Futter bot. So spielte die Armeeadministration in die Politik hinüber; sie hat die Eröffnung des Krieges bis zum Sommer verzögert.*) Und auch das war nun erreicht, ohne

*) Ségur (IV. 94) erzählt, Napoleon sei durch eine Lebensmittelkrisis, veranlaßt durch den Mißwachs im Vorjahre, zwei Monate länger in

daß die Russen — wie Napoleon gefürchtet haben mochte — inzwischen die Offensive ergriffen und über die Grenze drangen. Der „letzte Akt", wie er beschwichtigend sein russisches Unternehmen nannte, konnte beginnen.

Am frühen Morgen des 28. Mai verließ der Kaiser Dresden und fuhr zunächst nach Posen, wo er am 31. eintraf, um von hier nach Königsberg weiterzureisen. Narbonne hatte als Antwort des Zaren zurückgebracht, was man bereits wußte: die Forderung, Preußen zu räumen. Jetzt nahm Napoleon den Handschuh ohne weiteres auf. Er hatte seine „Große Armee" in drei Gruppen zerlegt, von denen die eine unter seinen Oberbefehl, eine zweite unter Eugen, eine dritte unter Jérôme gestellt war. Die Hauptarmee umfaßte die Elite des Heeres: die Garde, ein starkes Korps unter Davout, ein zweites unter Oudinot, ein drittes unter Ney, dem zwei württembergische Divisionen unterstanden, ein viertes unter Macdonald, dem die Preußen unter Grawert zugeteilt waren, endlich die Kavalleriereserve (zwei Korps) unter Murat, zusammen 250 000 Mann.*) Zur zweiten Armeegruppe unter dem Vizekönige von Italien gehörten das italienische und das bayrische Armeekorps, und überdies ein

---

Frankreich zurückgehalten worden. Dagegen ist schon in einem die ganze Politik gegen Rußland zusammenfassenden Vortrage Marets vom 16. August 1811 vom Juni des nächsten Jahres für den Beginn des Krieges die Rede. (Ernouf, Maret, S. 304.)

*) Die Angaben über die Stärke der einzelnen Armeekorps sind nicht ganz übereinstimmend. Die Tabelle in Fézensacs Souvenirs beziffert z. B. die Garde mit 35 800 Mann, während sie nach authentischen Quellen 47 000 zählte. Sie zeifiel in die Division der alten Garde, zwei Divisionen der jungen Garde, eine Division polnischer Garde und eine Division Gardekavallerie. Über die Stärke des Davoûtschen Korps gehen selbst die amtlichen Quellen auseinander. Die Listen des Kriegsminsteriums sprechen von 72 000, Thiers, der die kaiserlichen Tabellen benützt haben will, von 97—99 000. Ungefähr die letztere Anzahl, 100 000 Mann, nennt auch Napoleon im Gespräche mit Katharina von Westfalen. (S. deren Tagebuch von 1812 in der Revue historique von 1888.)

französisches Reiterkorps, im Ganzen 80 000 Mann. Die dritte Armee unter Jérôme faßte die Polen unter Poniatowski, die Sachsen unter Reynier, die Westfalen unter Vandamme, der den König beraten sollte, und ein aus Polen und Franzosen gemischtes Kavalleriekorps in sich, gleichfalls an 80 000 Streiter. Das Heer war fast durchwegs voll guten Geistes, stolz auf seinen Führer, der Kriegsthaten so freigebig zu belohnen wußte und an dessen Genie man unbedingter glaubte als je. Wenn auch einzelne Generale auf die allzu junge Mannschaft hinwiesen, die den Beschwerden nicht gewachsen sein werde, wenn sie auch, wie Rapp, offen eingestanden, daß sie lieber in Paris geblieben wären; es gab andere genug, die noch keine Lehen empfangen hatten und keinen Herzogstitel besaßen; und wer weiß, ob sobald wieder die Gelegenheit kam, beides zu erwerben? Ob auch gleich in Holland und Illyrien Aufruhr über die Konskription entstanden war, Tausende französischer Militärflüchtlinge gefesselt herbeigeführt werden mußten, und zwischen Preußen und Franzosen schon in den ersten Tagen ein blutiges Rencontre über einen Verpflegstrain entbrannte, so waren das doch nur untergeordnete Momente.

Ende Mai stand das Heer von Königsberg und Elbing die Weichsel aufwärts bis Nowo Alexandria hin, indes die Österreicher unter Schwarzenberg bei Lemberg sich sammelten. Diese weite Ausdehnung der alliierten Streitkräfte ließ die Russen im Unklaren, ob der Vorstoß Napoleons im Norden bei Kowno und Grodno oder südlich von Warschau her erfolgen werde. Sie mußten hier wie dort bereitstehen, um nicht überrumpelt zu werden, und teilten zu diesem Zweck ihre verfügbaren Kräfte in zwei Armeen, von denen die eine nördlich um Wilna unter dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly, eine andere unter Bagration — beide Generale hatten sich im Feldzuge von 1807 ausgezeichnet — südlich des Pripet ihre Aufstellung nahm. Eine dritte gegen die Österreicher bestimmte Abteilung unter Tormassow war in Wolhynien erst in der

Bildung begriffen. Die Armee Barclays zählte 127 000 Mann, die Bagrations 66 000, mußte aber, als sie nordwärts rückte, um den Anschluß an das Hauptheer zu gewinnen, nahe bei 30 000 Mann an Tormassow überlassen. Es lagen also den 400 000 Mann Napoleons zunächst nicht ganz 170 000 Russen gegenüber, und diese getrennt. Allerdings stand noch eine russische Armee in der Walachei, eine zweite schwächere in Finnland gegen die Schweden, aber diese beiden hatte die Politik noch nicht freigemacht, vorläufig waren sie noch gebunden. Daß er dem Feinde so weit überlegen sei, vermutete Napoleon nicht. Er schätzte dessen Kräfte um vieles höher.*) Vielleicht war es dieser Irrtum, der ihm und seinem Heere vor jedem anderen verhängnisvoll wurde. Denn er ließ ihn einen Plan entwerfen, den er möglicherweise bei genauerer Kenntnis vom Feinde nicht gefaßt haben würde und in dessen eifriger Verfolgung er seine Truppen aller Unbill aussetzte, die ihnen bei einem methodischeren Feldzuge erspart geblieben wäre. Dieser Plan ging dahin, mit der ersten Armee, deren linker Flügel unter Macdonald bei Tilsit über den Niemen rücken sollte, über Kowno auf Wilna vorzudringen und so zwischen Barclay und Bagration durchzubrechen. Die zweite und dritte sollten der ersten zur Rechten staffelförmig über Grodno folgen, um, gleichsam einen mächtigen Keil bildend, den Riß zwischen den feindlichen Heerteilen zu erweitern, damit dieselben dann getrennt umfaßt und geschlagen werden konnten. Aber merkwürdiges Schicksal! Gerade die ungeheuren Massen, über die Napoleon verfügte, sollten ihn in Nachteil setzen. Derselbe General, der im Jahre 1796 mit 40 000 Mann über einen überlegenen Gegner unerhörte Triumphe

*) In den Aufzeichnungen zweier Offiziere des großen Hauptquartiers finden sich die Belege für solche Überschätzung. Ségur nennt als Gesamtanzahl der Russen 300 000, Fézensac 330 000. Der Letztere beziffert die beiden Armeen Barclays und Bagrations allein mit 230 000 Mann. Die Abteilung des Letzteren wurde immer in ihrer ursprünglichen Stärke (66 000 M.) festgehalten.

errungen hatte, sollte nun, mit der zehnfachen Kraft bewehrt, eines weit geringeren Feindes nicht Herr zu werden vermögen Und so paradox es klingt, es war im Grunde nur natürlich. Denn der Überzahl der Franzosen wagte Barclay allein nicht, wie er sonst gerne gewollt hätte, sich zum Kampfe zu stellen. Er suchte vielmehr retirierend weiter rückwärts den verlorenen Anschluß an Bagration, der sich in der gleichen Absicht zurückzog. Da nun aber die Entfernung Beider durch die zwischendrängenden Heeressäulen der Franzosen immer größer wurde, konnte ihre Vereinigung — wenn Bagration der ihm drohenden Umarmung entschlüpfte — erst nach weitem Rückmarsche bewerkstelligt werden. Und so kam es, daß sie, fortwährend ihre Verbindung suchend, vor den Franzosen wichen, keine Schlacht annahmen, die Napoleon mit fieberhafter Ungeduld herbeisehnte, den Feind durch wüstes Land und auf verheerten Wegen hinter sich herhetzten, bis ihn seine Vorräte nicht mehr erreichen konnten, seine Truppen vor Erschöpfung versagten und das stolze Heer so arg zusammenschmolz, daß es den Sieg, den es endlich mühevoll errang, nicht mehr entscheidend auszunützen vermochte. Das war im wesentlichsten der Gang der nächsten Ereignisse, die eine Katastrophe vorbereiteten, wie sie die Geschichte entsetzlicher nicht kennt.

Man wird hierbei nicht übersehen dürfen, daß Napoleon zwar sehr lebhaft an Moskau als letztes Ziel seiner Unternehmung, aber doch wohl kaum daran dachte, dieses Ziel noch mit diesem spät begonnenen Feldzuge zu erreichen. In Paris hatte er seinen Vertrauten verkündet, er denke nur Alexander und die russische Macht, durch den Verlust Polens geschwächt, hinter den Dnieper zurückzuwerfen. In Dresden sagte er zu Metternich, die Kampagne solle bei Minsk und Smolensk ihr Ende erreichen; dort wolle er Halt machen, die beiden Plätze befestigen, in Wilna sein Winterquartier nehmen, das eroberte Litthauen organisieren und seine Armee auf Kosten Rußlands ernähren. Sollte dies dann nicht zum Frieden führen, so würde er im nächsten Jahre

bis zum Zentrum des Landes vordringen und ebenso geduldig, wie im ersten Feldzuge, die Nachgiebigkeit des Zaren abwarten. Diese Absicht, mit welcher das ganze Verpflegswesen zusammenhing, bestand noch, als Napoleon sein Heer über die russische Grenze führte. In dem Manifeste, welches er da an seine Soldaten richtete, nannte er den Krieg, den er begann, den „zweiten polnischen Krieg“, und in Wilna versicherte er dem General Sebastiani, er werde die Düna nicht überschreiten, denn über sie hinauszugehen wäre in diesem Jahre unfehlbares Verderben. Polen, das er den Russen entreißen wollte, ward freilich in seiner größten Ausdehnung gedacht, die es im 17. Jahrhunderte gehabt hatte als auch Smolensk noch dazu gehörte, und in dieser Stadt gedachte er zu bleiben, wie er zu Jomini sagte, der für den Nachschub der Verpflegsmittel sorgen sollte.*) Man sieht, er hatte ursprünglich durchaus nicht einen raschen Vorstoß ins Herz von Rußland geplant, wie einzelne Militärschriftsteller festhalten wollen, und es war gewiß gegen seine wohl und lange überlegte Absicht, so schnell nach Moskau zu kommen. Die verderbliche Hast der Bewegung ward ihm vom Feinde aufgedrungen. Doch nun zu den Ereignissen selbst.

Am frühen Morgen des 23. Juni hat der Kaiser — nur von einem General begleitet — südöstlich von Kowno den günstigsten Punkt für den Übergang über den Niemen erkundet. Um Mitternacht beginnt derselbe auf drei Brücken und währt einige

---

*) Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I. 76. Hier wird auch von einem Tischgespräch in Wilna erzählt, bei welchem sich der Kaiser über seine Absichten genau so wie in Dresden zu Metternich äußerte: „Wenn Herr Barclay meint, ich würde ihm bis zur Wolga nachlaufen, irrt er sich gewaltig. Wir werden ihm bis nach Smolensk und an die Dwina folgen, wo eine gute Schlacht uns Kantonnements geben wird. Ich werde mit dem Hauptquartier nach Wilna zurückkehren, um hier den Winter zu verbringen, werde eine Truppe der Pariser Oper und des Theatre français kommen lassen. Im nächsten Mai wird dann das Geschäft beendigt, wenn wir nicht noch während des Winters Frieden machen.“

Tage. Kein Feind ist zu sehen. Niemand macht den Franzosen das jenseitige Ufer streitig. Und Napoleon hatte auf Widerstand gerechnet. Nun, er hofft ihn vor Wilna, der großen Stadt Litthauens, zu finden. Dahin dirigiert er seine Armee. Dort weilt Alexander Der Zar hatte den Polen wiederholt seine Sympathieen entgegengebracht. Jetzt will er wenigstens dem Franzosenkaiser sein Spiel erschweren. Und das scheint ihm zu gelingen. Denn von dem Enthusiasmus der Litthauer für den „Befreier" Polens vernimmt das anrückende französische Heer nur wenig. Endlich mußte der Zar Wilna räumen, wo am 28. Juni Napoleon mit den Seinigen einzog. Von einem Widerstande war wieder nicht die Rede. Schwache russische Posten wurden mit spielender Leichtigkeit vertrieben. Und auch in der Stadt nicht die erwartete Begeisterung, nicht der Opfermut, den man in Warschau gefunden, nicht die vielen Tausende von Streitern, auf die man gerechnet hatte, nicht Geld und keinerlei sonstige Unterstützung. Der Kaiser war voll Unmut hierüber. Schon daß die Warschauer die 70 000 Mann, welche sie stellten, kaum zur Hälfte bezahlen konnten, woraus Frankreich Unkosten entstanden, ließ ihn die Herstellung der alten polnischen Republik von einer ganz anderen Seite betrachten, als sie die nationalen Patrioten ansahen. „Ich kann nicht begreifen", hatte er im letzten Dezember einmal an Davoat geschrieben, „wie dieses Land beanspruchen kann, eine Nation zu werden." Auch zu Alexander I. hatte er wiederholt verächtlich über dieses Verlangen der Polen gesprochen, und zu dessen Abgesandten Balascheff, dem Polizeiminister, der ihn — wohl mehr zur Kundschaft als zu diplomatischer Unterhandlung — in Wilna aufsuchte, um ihm zu versichern, daß der Zar, solange ein Feind in seinem Reich stünde, nicht an Vergleich denken werde, sagte er u. a.: „Glauben Sie etwa, daß mir etwas an diesen polnischen Jakobinern gelegen sei?" Es war, wie er sich zu Narbonne äußerte: „Die Polen dulde ich nur als disziplinierte Macht auf dem Schlachtfelde. Wir werden ein Stückchen Reichstag haben im Großherzogtum

Warschau, weiter nichts.“ Als dann dieses Stück Warschauer Reichstag eine Deputation nach Wilna schickte und ihn bat, er möge doch nun nur das eine Wort sprechen, daß das Königreich Polen existiere, antwortete er ausweichend und mit dem Hinweis auf die Integrität Österreichs, die er gewährleistet habe. So hatte er es in Dresden mit Franz I. vereinbart.*) Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn es den Litthauern an Opferwilligkeit fehlte.

Dies hatte übrigens noch einen besonderen Grund. Die „Befreier“ kamen nämlich wie die erbittertsten Feinde über das Land hergefahren. Tausende von hungernden Marodeurs strömten durch die Dörfer, beraubten die Edelsitze und hausten in wildem Unfug. Ja, selbst in Wilna wurde unter des Kaisers Augen in den Vorstädten geplündert. Und diese Lockerung der Disziplin, bei Franzosen und Verbündeten, hatte wieder ihre zwiefache Ursache. Einmal waren gleich hinter dem Niemen die Truppen, um den Feind zu erreichen, in Eilmärschen vorgegangen, und zwar auf Wegen, die ein mehrtägiger Landregen gänzlich aufweichte, sodaß das Vorwärtskommen zur Qual wurde und Viele, namentlich die blutjungen Rekruten, dieser Anstrengung nicht ge-

*) Daß dem so ist, geht aus einem Schreiben des Kaisers von Österreich an seinen Gouverneur in Galizien, den Grafen Goëß, vom 7. Juni 1812 hervor, worin es heißt: „Die Herstellung eines Königreichs Polen wird wahrscheinlich eines der ersten Resultate des Ausbruches des Krieges zwischen Frankreich und Rußland sein. Der französische Kaiser wird an diesem Ereignisse nur einen indirekten Anteil nehmen und dem zusammenzuberufenden polnischen Reichstage und dem mit allen Regierungsvollmachten versehenen Warschauischen Ministerio die Bearbeitung der ehemaligen, das Königreich Polen konstituierenden Theile, welche nun unter russischer Botmäßigkeit sind, überlassen. Der Deputation des Reichstages, welche die Herstellung des Königreiches bei dem Kaiser anflehen dürfte, wird derselbe antworten, daß dieses die Sache der Polen selbst sei, daß er ihnen aber ausdrücklich erklären müsse, daß unter Polen nie die im Besitze Österreichs befindliche galizische Provinz verstanden werden könne, da er selbe vermöge der Traktate vom Monate März 1812 Österreich ausdrücklich und auf ewig garantiert habe“. (Handschriftlich.)

wachsen, zurückblieben. Und dann kamen auch die Lebensmitteltransporte nicht vorwärts. Die Wagen blieben stecken. Die Ochsen, schlecht gewartet, wurden größtenteils von der Seuche befallen und verendeten. Desgleichen die Pferde, deren schon in den ersten Tagen über zehntausend an dem nassen Grünfutter zu Grunde gingen. Die großen Mehlladungen zu Schiff gelangten allerdings bis in die Wilia, fuhren aber in dem seichten Fluß auf den Grund, und als die Fracht endlich zu Wagen bis Wilna gebracht war, befand sich die Armee nicht mehr dort. Bitterer Mangel trat ein. Es kam vor, daß selbst in der jungen Garde — wie deren Führer Mortier dem Kaiser berichtete — Soldaten Hungers starben; Andere schossen sich in der Verzweiflung vor den Kopf. Napoleon mußte zu den Juden seine Zuflucht nehmen und wohl auch zu den falschen Rubelscheinen, die er in Paris in Millionen hatte anfertigen lassen. So war schon auf der Strecke von Kowno bis Wilna eine Unordnung eingerissen, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Das Ende lag schon im Anfange begründet.

Aber auch beim Feinde herrschte genug Verwirrung. Man darf sich überhaupt die Haltung des russischen Hauptquartiers nicht sehr zielbewußt denken. Erst im Verlaufe der nächsten Wochen ist, gleichsam unabsichtlich, der richtige Weg zur Vernichtung des Gegners gefunden worden. Für jetzt konzentrierte Barclay die sechs Korps seiner Armee einige Tagmärsche hinter Wilna, ohne daß die Franzosen es hindern konnten, und zog eilends, à la Wellington alle Vorräte und Magazine hinter sich verbrennend, nach Drissa, wo ein festes Lager — die Torres Vedras schwebten vor — errichtet war. Hier wollte er Bagration erwarten, der mit dem Kosakenschwarm Platows über Nowogrudok und Wileika herankommen soll. Bagration kam nicht. Er fand den Weg bereits von Davout verlegt, den Napoleon rasch mit einigen Divisionen bis Minsk vorgeschoben hatte, damit er dort die zweite russische Armee empfange, die Jérôme ihm von Westen her entgegentrieb. Der Russe wagte es nicht,

sich durchzuschlagen, in der Meinung, es stehe die Hauptarmee des Feindes wider ihn, und wandte sich nach Süden, um über Bobruisk und Mohilew zu Barclay zu gelangen. Jérôme war nicht rasch genug vorgeeilt, um ihn festhalten zu können; Davoût hinwieder, der auch den Gegner noch immer in der alten Stärke — bei 70000 Mann — wähnte, wartete in Minsk auf den Angriff des Königs von Westfalen, ehe er vorstieß; und so entkam Bagration. Napoleon, außer sich über die Saumseligkeit seines Bruders, gab das Oberkommando über die dritte Armee an Davoût, und Jérôme kehrte gekränkt in sein Land zurück.

Zur selben Zeit, gegen die Mitte Juli — viel zu spät, da die Not der Verpflegung den Aufenthalt in Wilna verlängert hatte — ließ der Kaiser Murat, Oudinot und Ney der russischen Hauptarmee nach Drissa folgen. Dort sollten sie Barclay in der Front festhalten, indes er selbst mit den Garden, drei Divisionen von Davoût und den Truppen des Vizekönigs Eugen ihn rechts umging und ihm so die Verbindung mit Petersburg und Moskau abschnitt. Aber auch diese Absicht scheiterte. Die Russen erhielten in Drissa Nachricht, daß Bagration nicht herankommen könne, gaben den schlecht gewählten Platz nach unbedeutenden Gefechten mit der französischen Vorhut auf und zogen ostwärts. Nur das rechte Flügelkorps unter Wittgenstein blieb zur Deckung der Straße nach Petersburg zurück, von Oudinot und Saint-Cyr beobachtet. So war für Napoleon zum zweitenmal die Aussicht geschwunden, den Feind zum Stehen zu bringen. Er ging unerbittlich zurück. Und was hatten diese mißglückten Manöver nicht schon gekostet! Je mehr man vorwärts eilte, um so größer wurden die Opfer, namentlich auf den Straßen, die der Gegner vorher gezogen war. Die Maraudage nahm die größten Dimensionen an, umsomehr als in den Tagen des Vormarsches an die Dwina die Julisonne heiß herniederbrannte und unendlicher Staub das Atmen erschwerte. General Saint-Cyr, der die Bayern kommandierte, erzählt, sein Korps habe im Durchschnitt täglich ein Bataillon (8 bis 900 Mann) aus den

Reihen verloren; und so war es überall. Und was in den Reihen blieb, hatte erst recht mit Not und Elend zu kämpfen. Von regelmäßiger Verpflegung war seit Wochen keine Rede mehr. Bei der bloßen Fleischnahrung — denn es fehlte vollständig an Brot und jeglicher Hülsenfrucht — wurden die Truppen so elend, daß sie während des Marsches zusammenbrachen. Schließlich kam die Ruhr hinzu und raffte Tausende weg. Am schlimmsten daran waren die Reiter, denen die Pferde, die sich nur noch vom alten Stroh der Hüttendächer nährten, unter dem Leibe hinstarben und mit ihren Kadavern die Straßen verpesteten. Es waren fürchterliche Strapazen, unter denen auch Napoleon litt. Das war nicht mehr der Mann, der sich in der Winternot des ersten polnischen Krieges so wohl gefühlt hatte. Ein Unterleibsübel (Dysurie) hatte sich in den letzten Jahren geltend gemacht. Es beschwerte ihn jetzt besonders, da ihm jeder Ritt lästig wurde. Und dazu kam, daß seine Nerven durch die täglichen Meldungen vom Hinschwinden der Armee und bei der steten Jagd nach einer entscheidenden Aktion, die sich immer nicht darbot, bis zum Äußersten angespannt wurden. Er schien die ruhige Herrschaft über sich und Andere zu verlieren, die er sonst im Felde bewiesen. Wie sehnte er sich nach einer Schlacht, um der qualvollen Lage ein Ende zu machen! „Seit wir den Niemen überschritten“, schreibt der Maler Albrecht Adam, der im Hauptquartier Eugens den Feldzug mitmachte und sich gut unterrichtet zeigt, „beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee: der Gedanke an eine große Schlacht! Man sprach von einer Schlacht, wie von einem großen Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah.“

Da winkt die Hoffnung wieder. Barclay zieht auf dem rechten Ufer der Dwina nach Witebsk. Er hat Bagration die Ordre zugesandt, über Mohilew und Orscha gleichfalls dorthin zu kommen. Nun gab es für Napoleon zwei Möglichkeiten: entweder es gelingt ihm, auf dem linken Ufer marschierend,

dem Feind einen Vorsprung abzugewinnen, hinreichend, um bei Bjeschenkowitschi über den Fluß zu gehen und einen Stoß in die Flanke der marschierenden Russen zu unternehmen, oder Barclay stellt sich bei Witebsk, wo er Bagration erwartet, zur Schlacht. Das Erste traf nicht zu; der Gegner war zu schnell vorgegangen; es blieb nur übrig ihm zu folgen. Aber das Zweite schien zur That werden zu sollen. Am 25. Juli traf Murats Reiterei zum erstenmal auf ernsten Widerstand. Tags darauf drückten die Franzosen die russische Nachhut bis Witebsk zurück, und da stand am 27. das ganze Barclaysche Heer kampfbereit. Augenzeugen schildern die Freude der Franzosen über diesen Anblick, die Befriedigung ihres Führers. Und der Russe war wirklich zum Streit entschlossen; denn da er Bagration aus Süden im Anmarsch wußte, konnte er ihn nicht ohne Unterstützung Napoleon in die Hände fallen lassen. Es kam aber doch wieder anders. Davoût war von Minsk östlich auf Mohilew gerückt und Bagration an diesem Orte zuvorgekommen. Dieser hatte dann am 23. Juli versucht, sich Bahn zu machen, war zurückgewiesen worden und ging nun neuerdings südwärts, um im Bogen nach Smolensk zu gelangen und erst dort mit der ersten Armee zusammenzutreffen. Die Nachricht hiervon erhielt Barclay in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli, als er bereits in Gefechtsstellung den Franzosen gegenüberstand. Nun hatte die Schlacht, erwog er, allerdings keinen Sinn mehr; die Kräfte der Franzosen waren den seinigen weit überlegen, und es war nicht unmöglich, daß, während bei Witebsk gekämpft wurde, Davoût auf Smolensk losrückte und dort vor ihm eintraf. Freilich, wenn Napoleon angriff, mußte er Stand halten. Der Kaiser aber ließ es am 27. bei unbedeutenden Scharmützeln bewenden, einmal, um möglichst viel Truppen heranzubekommen und dem Feinde ein „Austerlitz“, wie er sagte, zu liefern, dann, um seine vom Marsch ermatteten Soldaten nicht in der Mittagsglut des überheißen Tages in den Kampf zu schicken, vielleicht aber auch, wie man vermutet hat, weil er selbst

in seinen körperlichen und moralischen Kräften angegriffen und zu einem jähen Entschluß nicht imstande war. Sein Zaudern aber wurde ihm verhängnisvoll. Am Morgen des 28. Juli war kein Russe mehr zu sehen. Sie waren alle während der Nacht abmarschiert, und ein starker Frühnebel, der erst spät am Tage sank, hatte ihren Rückzug so gründlich verschleiert, daß auch keine Spur übrigblieb, welche die Richtung ihrer Bewegung bekundet hätte.

Die Enttäuschung war ungeheuer. Fast ein Drittel der Großen Armee war bereits dahin, über 130 000 Mann mußten aus den Mannschaftsrollen gelöscht werden, und noch war nichts erreicht! Die Kavallerie war so nahe der Erschöpfung, daß General Belliard dem Kaiser offen versicherte, noch sechs Tage Vormarsch und es gebe überhaupt keine Reiterei mehr. Zudem hatte man sich von den Flügelkorps allzu weit entfernt: von Macdonald, der die Preußen gegen Riga entsendet hatte und mit seinen Franzosen auf Jakobstadt marschierte, von Reynier, der zur Beobachtung der russischen Ersatzarmee unter Tormassow am Pripet zurückgelassen werden mußte, endlich von Schwarzenberg, der schon im Anmarsch auf Minsk gewesen war, um sich der Hauptarmee anzuschließen, unterwegs aber auf einen Hilferuf Reyniers umkehrte. Denn Tormassow hatte an demselben 27. Juli, an welchem sich Napoleon zur Schlacht bei Witebsk rüstete, eine sächsische Abteilung von dritthalbtausend Mann gefangen genommen und heischte ernste Beachtung, die ihm der Kaiser bis dahin versagt hatte. Jetzt stellt er Reynier unter Schwarzenbergs Befehl und trägt dem Letzteren auf, den Russen zu schlagen und „mit ihm fertig zu werden". Einen ähnlichen Befehl hatte Oudinot Wittgenstein gegenüber erhalten, den er von Drissa vertreiben und nordwärts Macdonald entgegenwerfen sollte. Aber Wittgenstein ließ sich nicht werfen, auch nicht als Saint-Cyr zur Verstärkung herankam. Mitte August steht er noch immer bei Drissa.

So lagen die Dinge, als Napoleon sich entschloß, seiner

Armee endlich die Ruhe zu gönnen, deren sie so dringend bedurfte, Munition heranzuziehen und etwas Ordnung in das völlig zerrüttete Verpflegswesen zu bringen. Zum Glück begann bei Witebsk die Gegend fruchtbarer und bevölkerter zu werden, das Volk selbst reinlicher und wohlhabender als die vertierten polnischen Bauern Litthauens. Man schöpfte neuen Mut, obgleich gerade während dieser Rasttage die Ruhr die meisten Opfer forderte. Auch Davout ward herzu kommandiert. Es wird erzählt, der Kaiser habe, von der Suche nach den entwichenen Russen zurückkehrend, seinen Degen in Erregung auf den Tisch geworfen und ausgerufen, hier wolle er bleiben, sich sammeln und Polen organisieren, der Feldzug von 1812 sei zu Ende; was zu thun übrig bleibe, werde der nächste besorgen. Und ähnlich hätte er sich zu Murat, der vorwärts wollte, geäußert: das Jahr 1813 werde ihn in Moskau, 1814 in Petersburg sehen, der russische Krieg drei Jahre in Anspruch nehmen. Und so ungefähr hatte es ja auch auf seinem ursprünglichen Programm gestanden. Nur ein Punkt fehlte darin, allerdings der wichtigste: der Sieg oder, wie er zu Jomini gesagt hatte, „eine gute Schlacht“. Zwar stand die französische Heermacht zwischen Dnieper und Dwina, in jenem natürlichen Thore, das den Eingang zum Reiche der Moskowiter bildete, wie er es sich für den ersten Waffengang als Ziel gesetzt. Aber was er von Rußland innehatte, war nur mit seinen eigenen Verlusten, nicht mit denen des Feindes erkauft, ein unsicherer und unerfreulicher Besitz. Darüber kam er nicht hinweg. Er litt förmlich unter dem quälenden Gedanken an seine beeinträchtigte Geltung. Und plötzlich rückte er damit heraus: er wolle auch Witebsk nach kurzer Rast verlassen und auf der Straße nach Moskau weitergehen. Bei Smolensk stehe der Feind; der werde diese erste eigentlich russische Stadt nicht ohne Kampf opfern wollen wie das öde polnische Gebiet, vollends wo seine beiden Armeen nun vereinigt seien; dort müsse es zur Schlacht kommen. Siege man bei Smolensk, so habe man den Schlüssel gewonnen, um beliebig

nach Moskau oder Petersburg zu ziehen. Auch könne man dort eher, durch den Dnieper gedeckt, eine feste Winterposition gewinnen. Aber vor allem die Schlacht. „Es ist noch kein Blut geflossen“, sagte er zu den widerstrebenden Generalen seiner Umgebung, den Berthier, Duroc, Mouton, Caulaincourt, die Alle vom Weitermarsch abrieten, „und Rußland ist zu angesehen um ohne Kampf nachzugeben. Alexander kann nur nach einer großen Schlacht unterhandeln. Ich werde diese Schlacht, wenn es sein muß, bis vor der heiligen Stadt suchen und gewinnen.“

In der That, der Zar dachte nicht an Unterhandlung. Vollends jetzt nicht, wo der Sultan den Friedensvertrag ratifiziert hatte und die Moldauarmee nach Norden ziehen konnte. Auch hiervon erfuhr Napoleon, und die Kunde traf ihn hart. Aber ihre Wirkung war doch wieder die, daß sie ihn in seinem Streben nach einer raschen großen Entscheidung nur bestärkte. Nach zwei Wochen Aufenthaltes brach er das Kantonnement in Witebsk und Umgegend ab. Er wird jetzt die gesamte im Umkreis der Stadt lagernde Armee, noch etwa 190 000 Mann, südlich derselben zusammenfassen, sie über den Dnieper werfen und auf dem rechten Ufer dieses Flusses und durch ihn gedeckt nach Osten rücken. Der Feind, erfährt er, habe nach der Vereinigung seiner Streitkräfte die Offensive ergriffen und sei, von Smolensk her, auf der direkten Straße nach Witebsk im Anmarsch; es ist also nicht unmöglich, daß man unbemerkt an Smolensk herankommt, den linken Flügel des Gegners umgeht und ihm den Weg nach Moskau verlegt. Diese Operation — ähnlich der gegen Mack im Jahre 1805 — wurde am 10. August mit der größten Präzision begonnen; die Truppen gingen über den Dnieper und überschritten am 14. bei Kraßnoi die altrussische Grenze. Die Nachrichten von den Bewegungen der Russen waren richtig. Die herrschende Stimmung in der Armee und im Volke, die auch den Zaren in ihren Bann zwang, hatte die Verteidigung des altmoskowitischen Bodens gefordert und Barclay sich zum Angriff entschließen müssen. Um die Verbindung mit Wittgenstein nicht

ganz zu verlieren und nicht von rechts her, wo er die Franzosen in großer Stärke glaubte, überflügelt zu werden, wählte er die nordwestliche Richtung für seinen Vorstoß; nur für alle Fälle ist linker Hand jenseits des Flusses eine Division detachiert. Auf diese Division nun trifft die Avantgarde Napoleons am 14. August und wirft sie mit großen Verlusten nach Smolensk. Schon aber hat ein Bote Bagration verständigt, der — die Gefahr erkennend — in fliegender Eile ein Korps zurück nach der Stadt sendet, um den ersten Anprall des Feindes abzuwehren. Er selbst folgt, so rasch er kann, am 16., nachdem er auch Barclay in Kenntnis gesetzt hat.

Am Morgen dieses Tages ist die französische Vorhut vor Smolensk angekommen und beginnt sofort den Angriff auf dessen Mauern. Derselbe wird abgeschlagen, und damit ist Napoleons Vorhaben bereits gescheitert. Denn mittlerweile sind die zwei russischen Armeen herbeigeeilt und wieder im Besitze des wichtigen Knotenpunktes und der Straße nach Moskau. Kein Geringerer als Clausewitz hat den Kaiser getadelt, daß er auf das rechte Dnieperufer ging, anstatt den anrückenden Feind in der Front anzugreifen, zu schlagen und so Smolensk zu gewinnen. Aber das wäre gewesen, was Napoleon eine „gewöhnliche Schlacht“ zu nennen pflegte. Der besiegte Gegner hätte sich durch Smolensk auf seiner Operationslinie zurückgezogen. Das eben wollte er gerne hindern. Jetzt freilich blieb nichts anderes übrig, vorausgesetzt, daß der Russe sich überhaupt zum Schlagen bequemte. Er that es, aber nur in der Form eines Rückzugsgefechtes. Barclay ließ sich nicht bewegen, aus der Stadt hervorzukommen, sondern schickte den kampflustigen Bagration auf der Straße nach Moskau voran, während er selbst Smolensk nur von einem einzigen Armeekorps verteidigen ließ. Als Napoleon sich überzeugte, daß es dem Feinde wieder nicht um den entscheidenden Kampf zu thun sei, wollte er dessen Stellung forcieren, um ihn so mit Gewalt festzuhalten und zum Streit zu zwingen. Aber Sturm auf Sturm zerschellte an den Mauern,

sodaß den älteren Offizieren die syrische Festung Akka in Erinnerung kam, und auch ein Bombardement ergab kein Resultat. Und noch einen Tag kämpfen die Franzosen mit all ihrer Übermacht vergeblich gegen die Nachhut des abziehenden Feinde, bis auch diese freiwillig den Platz räumt. Sie hat nicht vergessen, den nördlichen Stadtteil — meist, wie alle russischen Städte, aus Holzhäusern bestehend — mit den Magazinen niederzubrennen. Rauchende Trümmer findet der Eroberer, aber auch hier keinen Sieg. Wenn er nur sofort die Moskauer Straße weitergezogen wäre! Barclay hatte, um den französischen Batterieen jenseits des Dnieper auszuweichen, einen Bogen gemacht, dessen Sehne Napoleon beherrschte. Man hätte ihn leicht überholen und hier zur Schlacht zwingen können. Aber der Kaiser kannte diese Situation nicht und sandte blos Ney und Murat vorwärts, die am 19. bei Walutina Gora wieder nur mit der feindlichen Nachhut in ein ernstes Gefecht gerieten. Barclay konnte mit dem Gros seiner Truppen ungehindert fortmarschieren.

Was nun? In Dresden hatte Napoleon zu Metternich gesagt, sein Unternehmen sei eines derjenigen, deren Erfolg von der nötigen Geduld abhänge. Dem, der sie am meisten übe, werde der Sieg zufallen. Er hat arg gegen diese Überzeugung gesündigt. Ehe der Sturm auf Smolensk begann, hatte selbst Murat ihm zugeredet, er solle nun einhalten, wo es offenkundig sei, daß der Feind keine Schlacht annehmen sondern abmarschieren wolle. Vergebens. Später, nachdem er Herr der trümmerhaften Stadt geworden war, machte seine Umgebung neuerdings Vorstellungen. Rapp, der vom Niemen kam, schilderte das Elend auf der langen Straße, die zahllosen Opfer des Typhus und der Dysenterie, die Tausende von Marodeurs, die sich halbtot vor Entkräftung mühselig nach einem Busch hinschleppten, um ungesehen zu sterben, die Tausende von Deserteurs, die, in Banden organisiert, in Schlössern und Dörfern auf eigene Faust hausten, bis das verzweifelte Volk sie totschlug. Und was antwortete Napoleon? Er kenne das alles und gebe das

Entsetzliche der Lage zu, aber gerade deshalb sei keine Zeit mehr zu versäumen. Nach der ersten gewonnenen Schlacht würde sich Alles wieder finden. So war und blieb sein nächstes Ziel der Sieg über die Hauptmacht des Feindes, und der war nur auf dem Wege nach Osten, auf der Straße nach Moskau zu gewinnen. Von einem Stehenbleiben in dem halbverbrannten Smolensk war keine Rede weiter.

Es könnte auffallen, daß der Kaiser seiner Truppen noch so sicher war. Freilich nur derjenigen, die ihre robuste Natur und ihr disziplinierter Charakter bei der Fahne festgehalten hatte. Sie murrten zwar, wie sie 1807 gemurrt hatten, aber sie gingen weiter, trotz der entsetzlichen Hitze bei Tage, trotz der mangelnden Nachtruhe, denn die Nachtstationen mußten zu Rationierungen in den umliegenden Dörfern verwendet werden, trotz der düsteren Aussicht, die Last des kommenden Tages vielleicht nicht mehr zu ertragen. Es waren Elitetruppen, kräftig an Körper und an Seele, die 157 000 Mann, mit denen er Smolensk verließ, besonders die Soldaten Davouts.*) Sie waren gerne dabei, wenn es vorwärts ging, denn hinter ihnen lag das Grauen der polnischen Öde, vor ihnen Kampf und Sieg und Ehre und Lohn, und endlich mußte man ja nach dem gepriesenen Moskau kommen.

Freilich, hätte Napoleon genauer zugesehen, er wäre vielleicht doch am Dnieper stehengeblieben oder nach Litthauen zurückgegangen. Aber sein Blick war in Rußland ebenso trübe wie er es in Spanien gewesen. Auch jetzt gewahrte er nur eine Armee vor sich, die er zu schlagen hatte, und ein Kabinett, dem er den Frieden diktieren wollte, nichts weiter. Er sah nicht den neuen Feind, der sich ihm in dem Augenblick entgegenstellte, als er bei Kraßnoi das polnische Gebiet verließ und die alt-

*) In Witebsk, Orscha, Mohilew und Smolensk blieben Besatzungen, etwa 14 000 Mann, zurück. Ebensoviel waren in den letzten Kämpfen und auf dem Marsche von Witebsk her eingebüßt worden.

russische Grenze überschritt, den starken nationalen Instinkt der Russen, der sich mit ihrer Religiosität und ihrer Barbarei zu unerhörtem Widerstande verband. Schon machte er sich überall geltend: im Heere, dessen Kraft und Mut er mit Fanatismus stählte, am Hofe des Zaren, der sich seinem Einfluß nicht entziehen konnte, in der Bevölkerung, die sich zu vielen Tausenden bewaffnete und vor dem Kreml in Moskau ihrem Herrscher zurief: „Laß uns sterben oder siegen!" Napoleon gewahrte nichts davon. Und doch fehlte es nicht an deutlich redenden Anzeichen. War es denn nicht merkwürdig genug, daß ein einziges feindliches Korps zwei Tage lang einer großen Armee widerstand, ohne auch nur einen Gefangenen in ihre Hände fallen zu lassen? nicht merkwürdig, daß der Gegner die durch ihre Gnadenbilder geheiligte Stadt am Dnieper eher in Flammen aufgehen ließ, bevor er sie dem Feind überantwortete?

Schon forderte der russische Chauvinismus im eigenen Lager sein Opfer. Es war der Oberbefehlshaber Barclay selbst. Als Livländer galt er der Armee als Fremdling; am Hofe hatte er unter den Führern der Altrussenpartei seine erbittertsten Gegner; mit Bagration war er überworfen, und die Aktionen litten unter der Zwietracht der Feldherren. Nur der Zar hatte ihn bisher gehalten, jetzt vermochte auch er es nicht mehr. Daß er die Stadt der heiligen Jungfrau nicht energischer verteidigt, daß er davor keine Schlacht gewagt hatte, wurde ihm als unsühnbarer Frevel angerechnet, und man brachte Alexander dahin, zu glauben, die Schlacht bei Smolensk hätte wirklich zu seinen Gunsten enden müssen.*) Barclay ward des Oberbefehls ent-

*) So schrieb der Zar nachträglich an den Admiral Tschitschagoff, der die Moldauarmee nach dem Norden führte. Der Brief ist in dessen Memoiren abgedruckt. Barclay rechtfertigte seine Handlungsweise mit der Erhaltung des Heeres für eine entscheidende That zu geeigneter Zeit und mit dem Hinweis darauf, daß Napoleon nur unterhalb über den Dnieper zu gehen brauchte, um ihn aus Smolensk hinauszunötigen, seine Stellung darin also niemals haltbar gewesen wäre.

hoben, und Kutusow wurde sein Nachfolger, ein Altrusse, beliebt bei der Armee, vom Zaren aber nur aus Not berufen. Wir kennen ihn von 1805 her. Sein Prestige gestattete ihm noch weiter zurückzugehen und erst in dem zerklüfteten Terrain bei Borodino, wo die Kalotscha in die Moskwa fließt, die Schlacht zu wagen. Die „heilige Haide" hieß es dort und die Sage ging, daß nie ein Feind darüber hinausgedrungen sei. Da sollte der Kampf ausgefochten werden. Denn ohne Schwertstreich durfte Moskau nicht dem Gegner in die Hände fallen; erst kürzlich hatte der Zar den Bewohnern seinen militärischen Schutz aufs bestimmteste verheißen.

Am 1. September war Napoleon nach Gshazk gelangt, wo er von ernstem Widerstande hörte, auf den seine Vorhut gestoßen sei. Bald schien kein Zweifel mehr möglich: der Feind wollte schlagen. Der Kaiser sammelte seine Armee, ungefähr 130 000 Mann, während die Russen nur 120 000 ins Gefecht führen konnten, und darunter 10 000 Milizen ohne Kriegsübung. Dagegen hatte Kutusow eine ausgewählte Position inne. Er hatte sich rittlings der Moskauer Straße hinter der Kalotscha aufgestellt und einige Erdwerke aufgeworfen. Die westlichste dieser Redouten wurde von den Franzosen am 5. September nach erbittertem Kampfe weggenommen, wodurch der linke Flügel der Russen von der Kalotscha weg an die anderen Schanzen zurückgedrängt ward, sodaß nun ihre Aufstellung beim Dorfe Borodino ein Knie bildete. Napoleon entwirft seinen Plan. Er wird den Feind nicht, wie Davoût gut rät, in dessen linker Flanke umgehen — die drohende Bewegung könnte ihn leicht wieder der Schlacht entfremden — sondern dessen linken Flügel und Zentrum nacheinander mit starken Kräften angreifen und noch weiter umbiegen, auf solche Weise die nach Westen gerichtete Front der Russen nach Süden umwenden, sie dann über die Straße zurückwerfen und der Moskwa zujagen. Wenn Kutusow jetzt nur wirklich standhält! Napoleon ist durch diesen Zweifel so erregt, daß er die Nacht kaum schläft. Zum Überfluß war

des Abends die Nachricht eingetroffen, Wellington habe am 22. Juli bei Salamanca über Marmont gesiegt. Das war nun ebenfalls zu reparieren. Auch seine Soldaten schlafen wenig; müssen sie doch erst von weit her etwas Nahrung für sich und ihre Pferde holen. Aber sie kommen alle wieder und kleiden sich in ihre beste Montur, denn es geht ja nun zu dem lang ersehnten Feste. Man kann es nicht ohne tiefe Bewegung hören, wie sich auch die Kranken — Deutsche wie Franzosen — in die Reihen der Kämpfer drängten.

Frühmorgens begann der Kampf auf dem rechten Flügel, woran sich der Sturm der Davoutschen Divisionen gegen die Schanzen des feindlichen linken Flügels und daran noch am Vormittage der Angriff Neys, und Murats auf das befestigte Zentrum des Gegners schloß, während links Eugen das Dorf Borodino, den Stützpunkt der Bewegung, eroberte. Mit unendlicher Erbitterung wurde gestritten, und der Geschichtsschreiber ist unsicher, ob er dem Angreifer oder dem Verteidiger das größere Maß von Heroismus zuerkennen soll. Jetzt erobert, waren die russischen Redouten bald wieder verloren, um dann wieder gewonnen und wieder verloren zu werden. Napoleons Fußvolk und Reiter, und die deutschen Kavallerie-Regimenter insbesondere, leisteten das Außerordentlichste, und so ward man schließlich Herr der feindlichen Stellung. Aber auch nicht mehr. Die Russen wichen allerdings daraus, doch nur, um ein paar tausend Schritte weiter zurück sich aufs neue zu sammeln und neuen Widerstand zu leisten. Zu neuem Angriff aber waren die fürchterlich heimgesuchten Divisionen Neys und Murats nicht mehr imstande. Hier — und zwar in dem Augenblicke, da Jene sich noch nicht wieder erholt hatten — mußte eine starke Reserve eingreifen, um den Feind völlig aufzureiben. Eine solche stand bereit; es waren 20 000 Mann der Garde; inständig begehrten Murat und Ney ihr Vorrücken: Napoleon versagte es. „Und wenn morgen eine zweite Schlacht stattfindet", antwortete er, „womit soll ich sie liefern?" Kaum daß er den Befehl gab,

das zurückgegangene Zentrum des Gegners mit Kanonen zu beschießen. Man erkannte ihn nicht wieder und schob alles auf das Fieber einer Erkältung und die Schmerzen, an denen er tagsüber litt, insbesondere aber auf die abgespannten Nerven, die nach so viel aufreibender Erregung der neuen Aufgabe nicht mehr gewachsen waren.*) Am 7. September 1812 hat Napoleon bei Borodino nur ein Schlachtfeld, keine Schlacht gewonnen. Die Russen blieben trotz ihrer ungeheuren Verluste — 44 000 Mann an Toten und Verwundeten — die Nacht über in ihren letzten Positionen und zogen erst am nächsten Tage die Moskauer Straße weiter. Sogar dem Zaren wußte ihr Feldherr glauben zu machen, sie hätten gesiegt.

Napoleon hatte sich während des Kampfes nicht von seinem entfernten Standorte fortbewegt. Es war das erste Mal, daß er nicht persönlich eingriff — ganz gegen seine sonst geäußerte Überzeugung. Er litt ohne Zweifel. Aber was war seine Unpäßlichkeit gegen den vieltausendfachen Jammer zu seinen Füßen! Nun war Eylau weit überboten an schreckensvollen Szenen. Über 70 000 Menschen hatte der eine Tag getödet oder verwundet, und eine Verwundung bedeutete hier nur allzu häufig den sicheren Tod. Napoleon bezeichnete die Schlacht als die blutigste, die er erlebt, und die, in der am tüchtigsten gekämpft worden sei. Allerdings war gewonnen, daß sich ihm Moskau erschloß. „Moskau, Moskau!" soll er am Tage darauf wiederholt in höchster Aufregung herausgestoßen haben. Aber hinter Moskau wird eine Armee stehen, die er in ihrer Widerstandskraft kennen gelernt hat. Sie wird Verstärkungen an sich ziehen. Aus dem Süden wird eine andere Armee heranrücken, welche gegen die Türken zu siegen gewußt hatte. Seine Flügel

*) Napoleon ist fast von allen militärischen Schriftstellern verurteilt worden, weil er seine Garde nicht hergab. Nur Jomini findet Worte zur Entschuldigung des Kaisers und gewahrt dessen Fehler vielmehr darin, daß er den linken Flügel der Russen nicht gleich von allem Anfang an, solange derselbe noch schwach war, mit größter Energie bedrängte.

und mit ihnen seine Rückzugslinie werden von überlegenen feindlichen Kräften bedroht werden. Das war kein Sieg gewesen, der den Gegner zur Nachgiebigkeit zwang. Es wird zu neuen Kämpfen kommen, und wird denen sein Heer gewachsen sein? Nur etwas über 100 000 Mann waren ihm nach dem Gemetzel noch übrig geblieben. Drei Tage vor der Schlacht hatte ein Ersatzkorps unter dem Marschall Victor — 30 000 Mann — den Niemen überschritten; der Kaiser befiehlt es nach Smolensk zur Vereinigung mit den dortigen Reserven und zur Verstärkung der Hauptarmee nach Moskau. Das ist aber zunächst auch alles, was er aufbieten kann. Und doch leuchtet sein Auge, als er am 14. September von einer Anhöhe herab die Riesenstadt der Moskowiter gewahrt. Sein Ziel war erreicht.

Am Morgen des 14. September marschierte Kutusow in Moskau ein, um es am Nachmittage beim jenseitigen Thore wieder zu verlassen. Die Bestürzung der zurückgebliebenen Bewohner — die Vornehmen und Reichen hatten sich schon früher fortgemacht — war eine ungeheure. Auch sie hatten von einem Siege bei Borodino gehört, und nun retirierte der Triumphator und gab die Stadt den Fremden preis. Eine allgemeine Flucht begann, sodaß die Armee kaum vorwärts konnte; aber was in der Eile gerettet wurde, war doch nur wenig. Unmittelbar hinter den Russen zogen die Franzosen ein, Napoleon erst am nächsten Tage. Er erwartete, wird erzählt, eine Abordnung der Behörden. Aber niemand ließ sich blicken. Das war eine erste Enttäuschung. Andere sollten folgen. In der Stadt war alles öde, kein Mensch auf den Straßen; wer geblieben war, verbarg sich scheu hinter den Fensterläden. „Es kam uns vor“, erzählt Adam über den Einzug der Truppen, „als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen sollten.“ Der Kaiser ritt in den Kreml, um dort seine Residenz zu nehmen, und behielt die Garden in der Stadt; die anderen Korps mußten

in der Umgebung unterkommen. Tröstlich war es, daß allem Anscheine nach kein Mangel herrschte; es gab reichlich Lebensmittel und Fourage, und man begann in den verlassenen Wohnungen sich einzurichten, um von den unsäglichen Leiden des Feldzuges endlich auszuruhen.

Ruhe sollte jedoch in Moskau nicht zu finden sein. Schon vor dem Einmarsch hatte man aus der Ferne einzelne dicke Rauchsäulen emporsteigen sehen, aber das gewöhnliche Schauspiel nicht weiter geachtet. In jeder Stadt waren beim Nahen des Feindes Vorräte verbrannt worden. Bald aber wurde man aufmerksamer. Meldung auf Meldung lief im Kreml ein, es brenne an verschiedenen Punkten, und bald ließ der Augenschein nicht mehr bezweifeln, daß man einen dem Untergange geweihten Ort besetzt halte. Und immer weiter verbreitete sich, vom Nordostpassat gepeitscht, das entfesselte Element. Am Mittag des 16. September stand die ganze Stadt im Feuer, das seine Funken schon bis in den Hof des Kreml spie. Endlich hieß es, auch dieser sei ergriffen, und Napoleon, der sich kaum erst staunend in der Residenz der Zaren umgesehen, mußte eilends den Palast verlassen, um — mit seinen Garden mühselig durch den Wirrwarr der Straßen sich kämpfend — das Lustschloß Petrowskoje zu erreichen. Von dort sieht er die Stadt, deren Besitz seinem Ehrgeiz als der höchste Triumph erschienen war, in einem Meer von Flammen untergehen. Wenn noch etwas hinzukommen konnte, den Eindruck des grausen Schauspiels auf sein Gemüt zu verschärfen, so war es die Gewißheit, die sich alsbald ergab, daß nicht Zufall oder Leichtsinn die Brandstifter waren, sondern daß der Feind selbst die Metropole geopfert hatte, um ihre Vorräte und Reichtümer nicht in die Hände der Fremden fallen zu lassen und diesen den Aufenthalt unmöglich zu machen.*)

*) Daß der Gouverneur der Stadt, Graf Rostoptschin, die Brandlegung anordnete bevor er die Stadt verließ, wird nun auch von russischen Historikern als erwiesen angesehen. Daß nebenbei das entfesselte Gesindel, die Rücksichtslosigkeit der Soldaten, manches beigetragen haben mögen, ist

Napoleon ließ eine Kommission nach der Ursache forschen und eine Anzahl ertappter Brandleger erschießen. Aber der Wut des Feuers war kein Einhalt mehr zu thun. Um die Soldaten nicht um all ihre Hoffnungen zu bringen, gab er die Plünderung zu. Die Verwüstung war ungeheuer, der Gewinn gering. Die Lebensmittel waren meist verbrannt. Dagegen hatten die Flammen die Keller verschont, und Wein und Branntwein wurden in Fülle angetroffen. Die Wirkung aber war nur, daß die Unordnung zu höchst stieg, sodaß man die seltenen Bauern, die sich herbeiließen, Nahrungsmittel nach der Stadt zu bringen, ausraubte, während man andererseits mit einigen tausend russischen Marodeurs fraternisierte und dieselben laufen ließ, als ob der Krieg vorüber wäre.

Das war freilich der sehnlichste Wunsch Aller. Nicht zuletzt der des Kaisers. Am 20. September ließ endlich der Brand nach. Drei Vierteile der Stadt lagen in Asche. Die Bewohner — noch an zehntausend Menschen — irrten obdachlos und verhungert durch die Straßen. Ein Bataillon Garde hatte den Kreml gerettet. Napoleon kehrte dahin zurück. Er kann es nicht glauben, daß Alexander nicht alles thun werde, um wieder Herr seines Landes zu werden. Täglich erwartete er die Einladung zur Friedensunterhandlung. Vergeblich. Dann suchte er sie zu beschleunigen, indem er noch am 20. an den Zaren schreibt: Moskau sei verbrannt; das Unglück wäre zu vermeiden gewesen, wenn Alexander ihm vor oder nach Borodino einen Brief geschickt hätte; er hoffe sein Schreiben werde wohlwollend aufgenommen werden. Und nun wartete er neuerdings. Bald ist der September vergangen, und der Winter steht in drohender Nähe. Die Armee kann nur durch Streifungen, die immer weiter ausgedehnt werden müssen, ernährt werden. Dabei ist viel Gefahr und oft

---

gewiß nicht abzuweisen. Die Stimmung des Volkes kam übrigens dazu. Manche wollten ihre Häuser lieber verbrannt als den Franzosen überliefert wissen.

kein Erfolg. Ein einziges russisches Korps will binnen drei Wochen dreitausend Franzosen gefangen haben. Dazu kam der Landsturm der Bauern, die ihre Habe versteckten und ihre Dörfer verteidigten. „Ihr seid die Nation des russischen Glaubens“, riefen ihnen ihre Führer zu. „Sterbet für den Glauben und den Zaren. Wozu seid ihr Christen, wenn ihr nicht für den Glauben dulden wollt? Wozu seid ihr Rechtgläubige, wenn ihr nicht dem Zaren dienen wollt?“ Es genügte, daß Rostoptschin Napoleon als ungetauft denunzierte, um dessen Aufruf an die Bewohner des Moskauer Gouvernements illusorisch zu machen. In der Stadt Wereja ward die französische Garnison von Parteigängern überrumpelt und festgenommen. Schon ist die große Straße nach Smolensk unsicher geworden, die Zuzüge von Lebensmitteln werden abgefangen, der regelmäßige Kouriergang ist unterbrochen. Die Generale raten zum Rückzug nach Polen, aber Napoleon kann sich noch nicht dazu entschließen, seine Niederlage vor der Welt zu bekennen, deren Herr er in Moskau werden wollte.

„Denken Sie sich Moskau genommen“ — hatte er vor Beginn des Feldzuges zu Narbonne gesagt — „den Zaren versöhnt oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee von Franzosen und Verbündeten nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort durch bloße Berührung allein schon das ganze Gebäude kaufmännischer Größe in Indien zu Fall zu bringen? Frankreich hätte mit einem Schlage die Unabhängigkeit des Abendlandes und die Freiheit der Meere erobert. Alexander der Große hatte einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges wie ich von Moskau.“ So war Moskau, und immer wieder Moskau vor seinem Auge erschienen. Wie das Bild Jerusalems ehevor die Phantasie der Kreuzfahrer beherrscht hatte, beschäftigte die seinige die heilige Stadt der Reußen. Es klingt durchaus glaubhaft, was man späterhin im Kreise seiner nächsten Verwandten und Vertrauten erzählte: er habe die Insignien seiner Kaiserwürde, Mantel, Szepter und Krone

mit auf den Weg nach Rußland genommen, um sich im Kreml an der Moskwa, nachdem er den Frieden diktiert, vom Heere zum „Kaiser des Abendlandes, Oberhaupt des europäischen Bundes, Verteidiger der christlichen Religion“ ausrufen zu lassen.*) Das war nun alles dahin, der Friede nicht gesichert, die große Armee, die ihm den Weg zur höchsten Macht der Erde bahnen sollte, eingeschrumpft und in ihrer Existenz gefährdet.

Denn Kutusow war allerdings vorerst südöstlich weitergegangen, hatte dann aber nach Westen umgedreht, um bei Tarutino, südlich von Moskau, eine vortreffliche, die Rückzugslinie der Franzosen bedrohende Flankenstellung einzunehmen und sich fortwährend zu verstärken. Zugleich ließen sich auch bei den Flügelarmeen die Verhältnisse durchaus zu Gunsten der Russen an. An der Dwina verstärkte sich Wittgenstein bis auf 40 000 Mann gegen Saint-Cyrs 17 000. Im Süden hatte sich die russische Moldauarmee unter Tschitschagoff am 20. September mit der Armee Tormassows vereinigt, 64 000 Mann, die das Schwarzenbergsche Korps um 30 000 überboten. Und aus Petersburg noch immer keine Antwort! Napoleon ist außer sich. Er denkt einen Augenblick daran, sich dieselbe zu holen, aber im nächsten ist das unmögliche Projekt wieder aufgegeben. Er muß sich endlich dazu verstehen, selbst Unterhandlungen anzubieten, und schickt am 5. Oktober General Lauriston zu Kutusow. Der aber erklärt, er habe keine Vollmacht und könne nur an den Zar berichten. Neue Erwartung, die bald genug der Überzeugung Platz macht, daß auch dieser Schritt nutzlos war.

An der Newa blieb man fest. Zwar Rumänzow an der Spitze einer Frankreich freundlich gesinnten Hofpartei, Großfürst Konstantin, ja selbst die Mutter Alexanders, die Napoleon aufs

*) „Spectateur militaire“, 1887, 38. Bd., 478 ff. Kaisermantel, Krone und Zepter sollen nicht wieder gesehen worden sein; vielleicht sind sie auf dem Rückzuge in der Verwirrung der Ausfahrt aus Wilna verlorengegangen. Vergl. die Schilderung im Memorial des Zahlmeisters Peyrusse S. 136 und bei Coignet S. 342.

äußerste haßte, sprachen für den Frieden. Der Zar blieb dennoch fest. Nicht weil sich sein sonst so lockerer Charakter nun plötzlich in der Not der feindlichen Invasion gekräftigt hätte, nein, aus anderen Gründen. Einmal war die kriegerische Strömung im Volke, namentlich nach dem Verluste der reichen Metropole, zu solcher Stärke angewachsen, daß er kaum anders konnte, als ihr nachgeben. Dazu kam, daß er in den letzten Augusttagen in der finnischen Stadt Åbo mit Bernadotte zusammengetroffen war, der ihn zur Beharrlichkeit aufgefordert und ihm das russische Korps, welches vertragsmäßig Norwegen erobern helfen sollte, zurückgegeben hatte. Es waren 20000 Mann, die Wittgenstein zueilten. Endlich mag es in der Umgebung Alexanders nicht an energischen Naturen gefehlt haben — man denkt unwillkürlich an den Freiherrn vom Stein, den Jener im Mai zu sich berufen hatte — die zum Ausharren im Streite geraten und dem schwankenden Willen des Kaisers eine feste Stütze geliehen haben mögen. Es blieb beim Kriege.

Unterdes hatte Napoleon fünf Wochen kostbarster Zeit an die Hoffnung auf den Frieden hingeschwendet, bis es endlich mit unerbittlicher Klarheit vor ihm stand, er müsse fort von Moskau. Wer wollte zu zeichnen versuchen, was jetzt im Geiste dieses Mannes vorging, als er das stolze Gerüst, das er seinem Ruhme aufgerichtet, Balken um Balken zusammenbrechen sah, er mit seinem weitblickenden Auge, welches nicht nur die furchtbare Gefahr der nächsten Nähe, den todbringenden Winter, wo schon der Sommer die Armeen auf die Hälfte eingeschmolzen hatte, sondern auch alle fernen Folgen mit erspähte: den Aufruhr der gezwungenen Verbündeten und eine endlose Reihe neuer Kämpfe, um im besten Falle wieder zu erstreiten, was man vor wenig Wochen noch besessen! Vergebens suchte er den Gedanken an den Verlust seiner Geltung zurückzudrängen, vergebens vermied er es mit ihm allein zu bleiben. Wir hören, daß er, was er sonst nie gethan, die Mahlzeiten ungewöhnlich hinausdehnte, sich von einer zurückgebliebenen französischen Schauspielertruppe Stücke

vorspielen ließ, sich eifrig mit einem neuen Statut des Pariser Théatre français befaßte u. a. m. Endlich aber mußte doch Entscheidendes geschehen. Vor allem hatte der Kaiser wieder General zu werden. Das ganze Unglück kam ja daher, daß er bisher zuviel Kaiser und zu wenig General gewesen war.*) Als solcher hatte er jetzt den Rückzug zu beschließen. Da, mitten in den Vorbereitungen dazu, bei einer der täglichen Revüen, traf ihn die Kunde, die Russen hätten am 18. Oktober die Offensive ergriffen, Murat, der zur Beobachtung Kutusows südwärts geschickt worden war, überfallen und ihn mit sehr starkem Verluste gegen Moskau zurückgeworfen. Damit war die letzte Friedenshoffnung zerstört, und unwiderruflich stand es fest: man mußte wieder kämpfen.

Seit Anfang Oktober erwog Napoleon die Frage, auf welchem Wege er die unhaltbare Hauptstadt verlassen solle. Er faßte drei Routen ins Auge: die auf der Straße, welche man gekommen war, dann die über Kaluga nach Smolensk, und endlich die nordwestlich über Bjeloi nach Weliki-Luki, welche eine Petersburg bedrohende Haltung zuließ. Er hatte anfänglich nicht übel Lust, sich für das letztere Projekt zu entscheiden, weil es am wenigsten die Retraite verriet, kam aber bald davon zurück. Auch der Weg nach dem Süden hatte seinen vollen Beifall nicht. „Jede Operation auf Kaluga“, heißt es in den Notizen, die er diktierte, „ist nur in dem Falle vernünftig, wenn sie den Zweck hätte, sich auf Smolensk zurückzuziehen. Ist es aber, wenn man schon auf Smolensk zurückgeht, vernünftig, den Feind aufzusuchen und sich dem Verlust einiger tausend Mann auf einem Marsche auszusetzen, der doch nur den Anschein eines Rückzuges

*) „Moskau ist keine militärische sondern eine politische Position“, hatte er zu Daru gesagt. „Man will in mir hier immer nur den Feldherrn sehen, während ich doch als Kaiser da bin.“

vor einer Armee hätte, die ihr Land gut kennt, viele geheime Agenten und eine zahlreiche leichte Kavallerie hat?“ Man könnte da, entwickelte er weiter, bei einer Affaire mit dem Gegner 3 bis 4000 Verwundete bekommen, mit denen man dann eine rückgängige Bewegung von hundert Wegstunden ausführen müßte, was wie eine Niederlage aussähe und dem Feinde, wenn er auch geschlagen wäre, in der öffentlichen Meinung einen Vorteil sichern würde. Da wollte er noch lieber den Rückzug auf dem Wege, den man gekommen, wählen. „Man hätte hier den Feind nicht auf dem Halse, man kennt die Straße genau, sie ist auch um fünf Tagmärsche kürzer. Die Armee würde für vierzehn Tage Mehl tragen, in Wjasma sich aufhalten können und dort Lebensmittel und Futter finden.“ Diese Notizen stammen aus den ersten Oktobertagen. Bald darauf hat sich Napoleon dennoch für den Marsch auf der Straße von Kaluga entschieden, und vollends, als der Vorstoß der Russen Murat aufzunehmen zwang. Wir werden aber sehen, daß jene Erwägungen gleichwohl zur Geltung kamen.

Am 19. Oktober verließ die „Große Armee“ Moskau in südwestlicher Richtung: die Soldaten überladen mit Beutestücken, deren Last sie nur zu bald ermatten ließ, die Wagen in endlosen Reihen, befrachtet mit der geraubten Pracht der heiligen Stadt, mit nützlicher und unnützer Ware, mit Kranken und Verwundeten, der Troß vermehrt durch eine Anzahl fremder Familien, die sich vor dem Haß der Russen flüchteten, das Ganze einem fahrenden Volksstamme nicht unähnlich. Der Kaiser hatte in Moskau, wo Mortier mit 8000 Mann zurückblieb, verbreiten lassen, er wolle nach der Besiegung Kutusows zurückkehren, und wirklich erreicht, daß dieser meinte, er käme, um ihn zu schlagen. In Wahrheit war dies nicht seine Absicht. Er dachte vielmehr, um die „Affaire“ und die Tausende von Verwundeten zu vermeiden, dem linken Flügel des Feindes vorbeizugehen und auf der westlichen (neuen) Straße Kaluga vor ihm zu erreichen, oder doch Juchnow zu gewinnen und über Jelnia

nach Smolensk zu gelangen. Aber die Täuschung Kutusows dauerte nicht lange. Bald nachdem Napoleon, durch zwei Korps verdeckt, mit dem Gros des Heeres westwärts auf Borowsk abgeschwenkt war, kam die Kunde davon ins russische Hauptquartier, und alsbald machte sich der Russe auf den Weg nach Malojaroslawetz, wo die beiden Kalugaer Straßen an der Luscha zusammenlaufen. Vielleicht hätte der Kaiser trotzdem seinen Plan ausführen können, wenn sein Heer sich rascher vorwärtsbewegt haben würde. Aber die schwere Belastung der Fußgänger, die schlechten Pferde der Reiter, die unzulängliche Bespannung der 600 Geschütze, der ungeheure Train, und obendrein starker Regen, der den Boden weichte, ließen kaum ein schnelleres Tempo zu. So kam es, daß die Vorhut unter Eugen am 24. Oktober nur kurz vor den Russen in Malojaroslawetz eintraf, wo sich sofort ein erbitterter Kampf um die vom Feinde besetzte Höhe jenseits des Flusses entwickelte. Sie ward von den Russen verloren, wiedergewonnen, in wiederholt wechselndem Streite, bis sie endlich, nach einem furchtbaren Blutbade, von den Italienern des Vizekönigs dauernd erobert wurde. Mehr aber war nicht erreicht. Denn Kutusow, der unterdes mit der ganzen Armee herbeigerückt war, hielt weiter südlich die Straße besetzt, und es kam jetzt darauf an, ob Napoleon hier durchbrechen wollte oder nicht.

Da war es nun doch zu der „Affaire“ gekommen. Das Gefecht am 24. hatte den Franzosen 5000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet. Erneuerte man es in größerer Ausdehnung am nächsten Tage, dann wurden die Verluste bei dem erprobten Widerstande der Russen gewiß sehr beträchtlich. In dem Kriegsrat, den Napoleon abhielt, war kaum eine Stimme, die Murats, dafür, die meisten entschieden dagegen. Auch der kühne Mouton, der im Mai 1809 die Situation in der Lobau gerettet hatte, riet zu möglichst schleunigem Rückmarsch bis an den Niemen, und zwar auf der großen Straße, die man gekommen war und die man genau kannte. Damit traf, wie wir sahen, des Kaisers eigene Überzeugung zusammen. Auch die Gefahr, in

der er heute, am 25., bei einer Rekognoszierung geschwebt, von einem dreisten Kosakenpulk gefangen zu werden, mochte Eindruck auf ihn gemacht haben. Nur die Sorge, beim Rückmarsch nach Norden „den Feind auf dem Halse zu haben", gab noch zu denken. Da löste Kutusow selbst die Frage, indem er am Tage darauf seine Zelte abbrach und weiter nach Süden ging, vielleicht in der Absicht, den Kaiser noch mehr von seiner Operationslinie abzulenken. Dieser aber benützte die Freiheit, die ihm der Gegner ließ, um sogleich nach Norden umzudrehen und bei Moshaïsk die große Straße zu erreichen. Schon am 21. war Mortier aus Moskau abkommandiert worden. Er sollte vorher noch den Kreml in die Luft sprengen — eine That ohnmächtigen Zornes, die übrigens nur unvollkommen gelang. Am 27. war er mit seinem Korps bei der Armee, die nun in Eilmärschen nach Westen zog. Sie hatte eine Woche Zeit verloren und durfte sich wohl auch in Wjasma nicht aufhalten, wenn Kutusow sein Metier verstand.*)

Was nun folgt, ist eine Retraite, neben welcher der Marsch durch die Wüste nach dem vergeblichen Sturm auf Akka wie ein

---

*) Die Berichte über die Haltung Napoleons in diesen Tagen sind nicht zureichend. Daß er den weichenden Russen nicht folgte — die sich später doch wieder zur Schlacht stellen konnten — hat alles in allem genommen nichts erstaunliches. Nur daß er den allerdings kürzeren Weg von Malojaroslavez über Medyn nach Wjasma nicht einschlug, muß überraschen. Doch hat er sich darüber in einem Briefe an Junot vom 26. Oktober ausgesprochen: die Kälte und die Notwendigkeit, die Verwundeten — es waren wirklich 3 bis 4000 — loszuwerden, hätten ihn bestimmt, nach Moshaisk zu gehen. Aber die Kälte war noch nicht eingetreten. Erst am 27. zeigte sich etwas Nachtfrost bei sonst schönem Wetter. Der Winter kam 1812 überhaupt später als gewöhnlich über Rußland. Also konnte nur das zweite Moment bestimmend gewesen sein, die Verwundeten, denen Napoleon schon in seinen Entwürfen vom Anfang Oktober eine entscheidende Bedeutung eingeräumt hatte. Übrigens mochten auch die schlechten Karten, über die er verfügte, und seine Unkenntnis der Wegverhältnisse mit die Schuld tragen.

Knabenspiel erscheint. Wird, was vor wenigen Wochen in der Hast des Vorwärtsdrängens die Kräfte nicht verlor, sie jetzt in der flüchtigen Eile des Rückganges nicht verlieren? wird, was dort die Hitze verschonte, nicht jetzt die Kälte hinwegraffen? wird, was dort der Not und dem Hunger widerstanden, ihnen jetzt nicht um so sicherer erliegen, als man nun nicht mehr Verfolger war, sondern selbst verfolgt ward? Allerdings, man hatte ein Ziel. Nur bis Smolensk, hieß es, müsse man tapfer marschieren. Dort stand das Korps Viktors, dort fanden sich — so war es wenigstens befohlen worden — reiche Vorräte, dort, zwischen Dwina und Dnieper, ließ sich der Winter überdauern. Und so ging denn die stark demoralisierte Armee denselben Leidensweg, den sie vor zwei Monaten gegangen war, wieder zurück, vorbei an dem entsetzlichen Schlachtfelde von Borodino, wo die Toten noch immer unbeerdigt lagen, an den Hospitälern, Höhlen des Grauens, aus denen man, was noch lebte, fortzubringen trachtete, vorbei an den verbrannten Städten und Dörfern und all den Orten traurigster Verwüstung. Seit Anfang November begannen sich die Nachtfröste immer fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist zu leicht gekleidet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger, denn was man aus Moskau von Lebensmitteln mit fortgenommen, war bald völlig aufgebraucht, und sich seitwärts der Straße zu verproviantieren, wie man es früher gethan, unmöglich, da die bewaffneten Bauernscharen dies hinderten und der Feind sich wieder zeigte.

Kutusow, von seiner leichten Reiterei trefflich bedient, hatte zeitig Kunde von dem Abmarsch Napoleons erhalten, machte kehrt und folgte ihm mit der Hauptarmee über Silenki nach Wjasma, während das Kosakenkorps Platows hinter Davout, der die Arrieregarde befehligte, nachdrängte. Man müsse marschieren — befiehlt nun Napoleon — wie man in Ägypten marschiert sei, das Gepäck in der Mitte, sodaß beim Frontmachen nach allen Seiten gefeuert werden könne. So ging es weiter in schnellem Tempo. „Der Feind flieht“, meldet Platow, „wie noch nie eine Armee

geflohen ist“. Die Hast hatte ihren guten Grund. Dadurch, daß Kutusow den kürzeren, vom Kaiser verschmähten Weg gewählt, kam es, daß seine Avantgarde schon hinter Wjasma, am 3. November, auf die große Straße gelangte und die französische Nachhut abschnitt. Nur daß der Vizekönig Eugen zwei Divisionen aus Wjasma zurücksandte, rettete Davout. Napoleon war mit der Garde schon weit über diese Stadt hinaus. Hätte an dem Tage Kutusow mit seiner ganzen Armee eingegriffen, er hätte dem Feinde einen entscheidenden Stoß versetzt. Er that es nicht. Von ausdauernder Energie im Widerstande, war er zaghaft im Angriff und eher geneigt, dem Gegner goldene Brücken zu bauen, da, wie er meinte, derselbe im russischen Winter auch ohne sein Zuthun zu grunde gehen müsse.

Das Gefecht bei Wjasma hatte den Franzosen 4000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, 3000 waren gefangen worden, das Davoutsche Korps völlig in Auflösung, sodaß Ney die Nachhut übernehmen mußte. Am 6. November wuchs die Kälte auf 8 bis 12 Grad an, und ein eisiger Nordwind brachte dichten Schnee.*) Die Straße wurde glatt; massenweise stürzten die Pferde, fortan die einzige Fleischnahrung der hungernden Soldaten; viele Geschütze blieben zurück; lange Reihen von Munitionskarren wurden in die Luft gesprengt; Reiterei, die ihre Rosse verlor, mußte zu Fuß weitermarschieren. Die Disziplin geriet nun gänzlich aus den Fugen. Jeder dachte nur an sich selbst. Die Verwundeten des letzten Gefechts wurden ihrem Schicksal überlassen und starben am Wege, desgleichen Tausende, welche vor Kälte und Ermüdung die Waffen weggeworfen und die Reihen verlassen hatten. Man duldete sie nicht bei den Beiwachtfeuern der Nachtrast. Sie gingen beiseite und erfroren haufenweise. So sollen auf einem einzigen Bivouakplatze in

*) In einigen Aufzeichnungen (Bausset, Gurezky-Cornitz, Berthezène) wird der Eintritt der strengen Kälte und des Schnees auf den 4. November, in fast allen übrigen aber (Fézensac, Gourgaud, Peyrusse, Coignet, Napoleon im 29. Bulletin) auf den 6. angesetzt.

einer Nacht an 300 Mann gestorben sein. Gar mancher erwartete die Russen, um bei ihnen zu betteln und noch ein paar Tage des Lebens zu fristen, bis mit dem Feinde seine letzte Hoffnung schwand, wenn sich nicht vorher schon die Pike eines Kosaken des Todgeweihten erbarmte. Am größten war das Elend bei der Nachhut. Einer der Obersten Neys berichtet aus diesen Tagen: „Das Wenige, was wir an Lebensmitteln hatten, war aufgezehrt, die Pferde fielen vor Hunger und Anstrengung und waren von den Soldaten bald verschlungen. Wer sich von der Straße entfernte, um Nahrung zu suchen, geriet in Feindeshand. Da stürzten sich nun unsere Leute auf jeden isoliert Marschierenden und nahmen ihm seinen Vorrat mit Gewalt; ein Glück, wenn sie ihm seine Kleider ließen. So waren wir, nachdem wir das Land verwüstet, darauf angewiesen, uns selbst gegenseitig zu vernichten.“

Endlich, wie ein Zeichen der Erlösung, winkten die Türme von Smolensk den erschöpften Kriegern. Von den hunderttausend Mann, die aus Moskau ausgezogen waren, antworteten kaum noch fünfzigtausend beim Appell, darunter 5000 Reiter in einem elenden Zustande. Nicht wenig hatte Murat daran Schuld, der, ganz überflüssig, die armen Leute auf die Kosaken hetzte, sodaß sie ihre Pferde einbüßten und zu Fuß verdarben. Man nannte ihn darum auch den „Henker der Kavallerie“, während von den anderen Führern vor allem der Vizekönig und der „unverzagte“ Ney im höchsten Ansehen standen. Und wer die Geschichte dieses Feldzuges aufmerksam verfolgt, muß hier der öffentlichen Meinung unbedingt zustimmen; namentlich Ney verrichtete auf diesem Zuge Wunder an Mut, Umsicht und Kaltblütigkeit unter den verzweifeltsten Verhältnissen. Napoleon dagegen ward seine Vorliebe für die Garde, die er schon im Sommer wiederholt an den Tag gelegt hatte, von den anderen Truppen sehr verargt. Auch jetzt in Smolensk, wo er am 9. November eintraf, und wo die Maßregeln zur Verpflegung der Armee tief unter seiner Erwartung blieben, versah er vor

allen anderen die Garden mit Proviant für vierzehn Tage, was die übrigen Korps, die nur eine achttägige Ration bekamen, zu Ausschreitungen veranlaßte.*) In der ausgebrannten Stadt gewährten nur wenig Häuser Unterkunft und Schutz wider die grimmige Kälte. Die meisten Truppen mußten wieder im Freien übernachten, und in den Gassen häuften sich die Leichen. Und hier sollte man überwintern?

Nein. Denn die Linie zwischen Dwina und Dnieper war bereits unhaltbar geworden. Noch auf dem Marsche hatte Napoleon von Viktor eine Nachricht erhalten, die ihn tief bekümmerte. Dieser, von Saint-Cyr gerufen, war mit ungefähr 18 000 Mann demselben gegen Wittgenstein zu Hilfe geeilt; Beide wurden aber Ende Oktober bei Tschaschniki von überlegenen Kräften geschlagen und mußten weichen. Damit war der Rückmarsch der Armee von Norden her ernstlich bedroht und Napoleon in der größten Unruhe. Er befiehlt Victor — und er thut es mit beweglichen Worten — neuerdings vorzugehen und den Feind über die Dwina zurückzuwerfen. Wenn es aber nicht gelang, den Befehl auszuführen? Nein, in Smolensk war nicht zu bleiben. Der Kaiser verweilte auch nur solange, bis Eugen, der auf einem martervollen Umwege über Duchowschtschina herankam, angelangt war, um die Armee notdürftig zu sammeln;

---

*) Über die Ankunft der Armee in Smolensk schreibt der Zahlmeister Peyrusse in sein Tagebuch zum 10. November: „Alsbald waren die Magazine erbrochen, eine geregelte Verteilung unmöglich, alles wurde geplündert. Gewalt und Autorität der Vorgesetzten hörten auf gegenüber einer Armee, die durch den Hunger und alle Art von Elend zur Verzweiflung gebracht war. Die Soldaten blieben Herren der Magazine. Wein, Branntwein, Reis, Zwieback, Gemüse, alles rann durcheinander und wurde unter die Füße getreten. Die ungeheuren Vorräte, auf solche Art verschleudert, reichten kaum für zwei Divisionen.“ Wenn später Napoleon seine Intendanten der Pflichtverletzung und Korruption zieh, so kann man leicht auf die Vermutung kommen, er habe dies nur gethan, um nicht eingestehen zu müssen, daß er, der Gebieter der Welt, zuweilen nicht Herr seines Heeres gewesen war.

die Nachhut wartete er nicht ab Am 13. verließ er wieder die Stadt, nachdem er angeordnet, die einzelnen Korps sollten auf Tagweite von einander getrennt marschieren. Warum er dies verfügte, wo doch Kutusow, während der vier Rasttage in Smolensk, über Jelnia auf gleiche Höhe herangekommen war und jeden Augenblick wieder auf die Marschlinie der Armee vorstoßen konnte, ist nicht aufgeklärt. Man könnte vermuten, er habe den Feind noch nicht so nahe gewähnt und durch die größeren Distanzen zwischen den einzelnen Heeresteilen in Orscha eine geregeltere Verpflegung als in Smolensk erzielen wollen. Wie dem auch sei, in den Tagen vom 12. bis 17. November zog die Armee aus der Stadt. Von den 30 000 Nachzüglern, die mit ihr in Smolensk einmarschiert waren, schloß sich jetzt nur der vierte Teil der Nachhut unter Ney an. Die übrigen waren teils vor Kälte und Hunger umgekommen, teils blieben sie, um zu plündern, zurück. Sie wurden von den heimkehrenden Einwohnern erschlagen, in die Flammen geworfen, ertränkt. Die Kranken und Verwundeten hatte man in den Hospitälern zurückgelassen. Viele von ihnen verloren ihr Leben, als auf Napoleons Befehl die Türme der Stadtmauer in die Luft flogen. Es waren Greuel ohnegleichen.

Gleich in den ersten Tagen nach dem Ausmarsch forderte die bittre Kälte ihre Opfer, und die Armee begann neuerdings sich aufzulösen. Und da war auch der Feind wieder. Als Napoleon mit der Garde Krasnoi erreicht hatte, schob sich die russische Avantgarde hinter ihm auf die Straße vor, und es war die Gefahr, daß die einzeln marschierenden Korps von der 17 000 Mann starken Abteilung nacheinander geschlagen wurden. Dies hintanzuhalten, blieb der Kaiser stehen, um den zunächst heranrückenden Eugen aufzunehmen. Er hatte nur 15 000 Mann bei sich — soweit waren auch die Garden schon herabgekommen — während Kutusow, der bloß einen Tagmarsch von Krasnoi entfernt war, gut über das Dreifache verfügte, obgleich auch er auf dem eiligen Marsche durch den tiefen Schnee der Neben-

straßen fast die Hälfte seiner Infanterie krank und unfähig hatte zurücklassen müssen.*) Der Russe vermied es auch jetzt, wie bei Wjasma, mit seiner Hauptmacht, die er nur vorzuschieben brauchte, Napoleon von dem Reste seiner Armee zu trennen und diesen dann zu überwältigen. Er blieb bei seinem System, aus Furcht, wie man vernimmt, vor dem Genie des Kaisers, das ihm selbst in solcher Bedrängnis noch unüberwindlich schien. Dadurch kühner gemacht, und um auch Davoût vor der russischen Vorhut zu schützen, ergreift Napoleon am nächsten Morgen sogar die Offensive, indem er annimmt, Kutusow werde angesichts eines größeren Engagements seine Avantgarde an sich d. i. von der Straße wegziehen und so den Weg freigeben. Das Wagnis gelingt — es war am Frühmorgen des 17., bei einer grimmigen Kälte — und auch Davoût kann nach Krasnoi kommen. Nun aber droht dem Kaiser die Gefahr, überflügelt zu werden, und er marschiert nach Orscha weiter, Ney seinem Schicksale überlassend, der sich nach vergeblichen Kämpfen mit 3000 Mann in der Nacht über den zugefrorenen Dnieper stiehlt, jenseits unter die Kosaken Platows gerät und nach unsäglicher Mühsal mit kaum 900 Mann hinter Orscha auf die große Straße zurückkehrt.

Jetzt begann die Kälte nachzulassen, aber nun machten Thauwetter und mehrtägiger Regen die Straße grundlos und den Marsch für die Soldaten, die ihre Füße meist nur mit Lumpen bekleidet hatten, noch peinvoller. Von den kaum 25 000 Mann, die noch übrig waren, warfen nun die meisten die Waffen weg,

---

*) Die regulären russischen Truppen bewiesen in diesem Kriege nicht die Widerstandskraft, die man bei ihnen voraussetzen sollte Von 100 000 Mann, mit denen Kutusow die parallele Verfolgung Napoleons begann, lagen Anfangs Dezember 48 000 in den Spitälern, obgleich sie in Pelze gekleidet, gut genährt und nicht so rasch wie der Feind vorwärtsbewegt worden waren. Mitte Dezember waren von 200 000 Mann der russischen Armee nur noch 40 000 unter den Waffen. Am besten scheinen Polen und Deutsche die Kälte ertragen zu haben. (Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten, II 352, 469.)

und sogar die Garde begann zu wanken. Da trat Napoleon, der an den kalten Tagen häufig zu Fuß, mit einem polnischen Pelz bekleidet, auf einen Birkenstock gestützt, vor den Truppen einhergegangen war, unter seine alten Grenadiere und sprach sie an: „Ihr seht die Desorganisation meiner Armee. Durch eine unglückliche Verblendung haben die meisten Soldaten die Gewehre von sich geworfen. Wenn auch Ihr diesem schädlichen Beispiele folgt, so bleibt uns keine Hoffnung mehr. Von Euch hängt das Heil des Heeres ab!" Es war die höchste Zeit, daß man in Orscha durch die Vermittlung der Juden Proviant erhielt und außerdem Waffen und einige Batterien vorfand, die man mit den Pferden zweier Pontonparks bespannte. Die Kähne ließ man zurück. Man glaubte sie nicht zu benötigen. War doch die Brücke bei Borissow über die Beresina von Franzosen besetzt, und hatte man nur erst einmal diesen Fluß hinter sich, dann, meinte man, gab es auf dem Wege über Minsk nach Wilna kein ernstes Hindernis mehr.

Aber es waren der Prüfungen noch lange nicht genug. Am 22. November erhielt Napoleon die Nachricht, Admiral Tschitschagoff, der einen Teil seiner Armee gegen Schwarzenberg und Reynier am Bug aufgestellt hatte, sei mit dem andern über Minsk nach Borissow vorgegangen, habe die Franzosen von dort verjagt und sei nun Herr des Übergangs; und was diese Nachricht völlig trostlos machte, war, daß auch Victor und Oudinot gegen Wittgenstein nichts hatten ausrichten können und südwärts auf die große Straße losmarschierten. Nun schien das Schicksal der Armee besiegelt. Im Rücken Kutusow, im Süden und in der Front Tschitschagoff, rechter Hand Wittgenstein. Wenn die beiden Letzten sich vereinigten und an der Beresina entgegenstellten, so war an ein Entrinnen nicht zu denken.*)

*) Die Russen waren nach einem vorzüglichen Kooperationsplane vorgegangen, der den Führern der Flügelarmeen schon im September mitgeteilt worden war. Wittgenstein sollte Oudinot und Macdonald, Tschitschagoff Schwarzenberg zurückdrängen, und beide an der Beresina bei Borissow zu-

Denn das Tauwetter und der Regen haben die feste Eisdecke geschmolzen, der Fluß ging hoch, seine Ufer waren versumpft, die Pontons in Orscha zurückgeblieben.

Es war eine Situation, um den Stärksten im Geiste zu verwirren. Aber Napoleon, den wir auf dem Zuge nach Moskau vor der Ungewißheit seines Erfolges, schwächlich und nervös gefunden haben, ist jetzt der Gewißheit des Mißerfolges gegenüber stark und besonnen. Seitdem er wieder General geworden war, war er es auch ganz. Auch seine körperlichen Übel schienen geschwunden zu sein. Er befand sich so wohl wie nur im Winterfeldzuge von 1807. Dieses Moment darf hier nicht übersehen werden. Sein Geist und seine Energie zeigen in diesen Tagen höchsten Unglücks und äußerster Verlegenheit die alte Kraft. „Er war bleich“ — meldet ein Begleiter — „aber sein Antlitz war ruhig; nichts in seinen Zügen verriet seine moralischen Leiden.“ Sein Blick übersieht die ganze Größe der Gefahr und erkennt die Mittel zur Rettung, wenn es noch Rettung giebt. Vor allem müssen die Truppen heran, die bisher gegen Wittgenstein gekämpft und nicht entfernt wie die Hauptarmee gelitten haben. Oudinot soll mit seinen 8000 Mann die Abteilung, welche Tschitschagoff über Borissow hinaus entsendet hat, zurückwerfen und sich womöglich des Überganges wieder versichern, während Victor mit 11 000 von Tschereja, wo er steht, südwestlich gegen die Beresina marschiert und Wittgenstein solange als möglich von dort fernhält. Nebenbei entledigt sich Napoleon eines großen Teils des Heertrosses, der noch immer mitgeht, und die Hälfte der Wagenburg wird in Bobr geopfert, um die Pferde für die geringe Artillerie zu erhalten, die noch vorhanden ist. Hier vernimmt er von Oudinot, daß zwar Borissow wiedergewonnen, die Brücke aber von den Russen verbrannt worden sei. Noch am Tage vorher hatte er ihm geschrieben: „Sollte

---

sammentreffen, um dem Feinde, den Kutusow ihnen entgegentreiben wird, den Rückzug abzuschneiden.

der Feind sich des Brückenkopfes bemächtigt und die Brücke verbrannt haben, sodaß man nicht übergehen könnte, so wäre das ein großes Unglück". Nun war auch dies eine Thatsache, und Thatsache somit, daß man angesichts zweier überlegener feindlicher Armeen, auf der Flucht vor einer dritten, einen Fluß von hundertzwanzig Schritt Breite mit morastigen Ufern werde überschreiten müssen.

Hätte der Kaiser mit Gegnern zu thun gehabt, die ihm nur halbwegs ebenbürtig waren, weder er noch seine Armee wären entkommen. Er hätte nicht mit einem wenn auch nur geringen Rest von Offizieren und Unteroffizieren die Grenze erreichen, nicht neue Armeen in diese geretteten Cadres füllen und Europa mit neuen Kriegen überziehen können, wie er es thatsächlich gethan hat. Aber weder Kutusow, der nur darauf bedacht war, „nicht mit abgemagerten Truppen an der Grenze zu erscheinen" und überraschend langsam folgte, noch Wittgenstein, der ungenügend über die trostlosen Verhältnisse des Feindes unterrichtet, nur vorsichtig vorrückte, anstatt auf die obere Beresina loszueilen, noch endlich der ganz unfähige Tschitschagoff waren danach angethan, den größten General ihrer Zeit zu vernichten. Der Dritte, dessen Aufgabe es nun eigentlich gewesen wäre, den Kaiser nicht durchzulassen, ging plump in eine ihm von Oudinot gestellte Falle. Dieser war nämlich angewiesen worden, einen passenden Ort zum Brückenschlag zu suchen und, nachdem derselbe etwas nördlich von Borissow bei Studjanka gefunden war, dem am anderen Ufer stehenden Feinde durch Scheinmanöver die Meinung beizubringen, als wolle man im Süden der Stadt übergehen. Die Täuschung ward so glücklich durchgeführt und wurde überdies durch die gleiche Vermutung Wittgensteins, die bei dem Admiral einlief, so wirksam unterstützt, daß Tschitschagoff nach Norden nur eine schwache Abteilung vorschob und mit seiner ganzen Macht einen Tagmarsch weit von Borissow gegen Süden zog, um das französische Heer zu empfangen, wenn es, wie er annahm, mit Schwarzenberg Verbindung suchte.

Das war am 25. November, am selben Tage, an welchem Oudinot sein Korps von Borissow nordwärts nach Studjanka führte und dort mit dem Bau zweier Brücken begann, die — wie bedauerte man jetzt den Abgang der Pontons! — allerdings erst am andern Nachmittage fertig wurden. Es war wieder plötzlich Frost eingetreten, das sumpfige Gelände wurde fest, doch der Fluß trieb Eis, was die Arbeit der armen Pionniere, die bis zur Brust im Wasser standen, gewaltig hinderte. Und das jetzt, wo jeder Augenblick kostbar war. Endlich konnte der Übergang beginnen. Eine Anzahl Geschütze, die man auf der Höhe von Studjanka aufgefahren hatte, beherrschten das jenseitige Ufer und hielten die russische Abteilung, die dort stand, vom Strande fern. Reiterei, die hinüberschwamm, vertrieb sie. Die Bahn war frei. Sie blieb es auch den nächsten Tag. Napoleon kontrollierte den Marsch über den Fluß, bis er selbst am Mittag des 27. mit der alten Garde überging. Bei Studjanka stand nun nur noch das Gros des Korps von Victor, dessen Arrieregarde in Borissow angelangt war, um dort den nachrückenden Wittgenstein aufzuhalten. Die ganze Armee zählte kaum 30 bis 35 000 Mann unter den Waffen.*) Der Haufe der „Isolierten" wird nicht weniger stark gewesen sein. Einen großen Teil dieser Armen hielten Hunger und Kälte bei dem jenseitigen Dorfe fest. Und auch viele vom Troß der Moskauer Flüchtlinge mit ihren Fa-

*) Die Angaben sind sehr verschieden und schwanken zwischen 22 000 (Ségur) und 60 000 (Fézensac). Die letztere Angabe ist gewiß unrichtig. Übrigens haben selbst Napoleon keine Tabellen mehr vorgelegen. Clausewitz in einem Briefe aus Borissow vom 30. November an Stein spricht von „etwa 40 000". Das Richtigste dürfte bei Chambray stehen, der am Morgen des 26. den Bestand auf 26 700 Mann Fußvolk und 4000 Reiter schätzt. Die Zusammenstellung bei Bogdanowitsch III. 271 ist fehlerhaft. Den Hauptteil bildeten die Korps von Oudinot und Victor. Alles andere waren nur Trümmer. Die Garde war von 47 000 Mann auf 6400 eingeschrumpft, trotz aller Fürsorge. Das große Korps Davouts, ehedem gewiß über 70 000 Mann stark, zählte jetzt 1200; von den 40 000 Mann, die am Niemen unter Ney gestanden, waren nur 300 übrig.

milien blieben dort, da sie sich trotz aller Mahnung nicht von ihren Wagen, die ihre Habe und ihr letztes bischen Nahrung enthielten, trennen wollten. Es waren Bilder unsäglichen Jammers.

Aber so ganz ohne jede Störung durch den Feind sollte Napoleon doch nicht entkommen. Noch am Abend des 27. traf Wittgenstein mit Platow auf die Nachhut Victors, etwa 4000 Mann, die er umging und zur Ergebung zwang. Dann rückte er ungehindert gegen Studjanka weiter und hielt hier den Marschall mit dem größten Teile seiner Streitkräfte fest. Zur gleichen Zeit war auch Tschitschagoff, über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt, auf dem rechten Ufer nordwärts gegangen. Es mußte also der Abmarsch der Armee, von der erst nur die Trümmer der Korps von Eugen, Davout und Junot über Sembin weitergezogen waren, nun doch noch erkämpft werden. Die beiden russischen Führer hatten sich über Borissow zu gemeinsamem Vorgehen verständigt, und so kam es am 28. November, während neuerdings eisige Kälte herrschte, auf beiden Ufern zum Schlagen: jenseits hatte sich Victor mit etwa 7000 Mann mehrfacher Übermacht zu erwehren, während diesseits der Anprall von 26 000 Mann mit höchstens 17 000 zurückgewiesen werden mußte. Und auch diese Aufgabe ward von den vielgeprüften Truppen — von denen jetzt übrigens der größere Teil aus Nichtfranzosen bestand — gelöst. Zwar wichen auf dem rechten Ufer anfänglich die vorgeschobenen Abteilungen vor dem Ansturm der russischen Jäger zurück, und selbst die junge Garde retirierte gegen den Fluß, aber Ney, der an Stelle des verwundeten Oudinot das Kommando übernahm, befeuerte seine Leute zu neuem Vorgehen, sodaß sie den Feind warfen und ein paar tausend Gefangene machten. Dann wurde noch bis tief in die Nacht hinein gekämpft, ohne daß die Russen nennenswerte Vorteile errangen und ohne daß die alte Garde ins Gefecht gekommen wäre.*)

*) Ob man, wie jüngst geschah, Tschitschagoff absichtlicher Fahrlässigkeit zeihen darf, steht doch noch dahin. Die russischen Feldherren waren nun einmal keine Helden, und die französische Armee mit all ihren

Unterdes hatte sich drüben auch Victor, unterstützt durch die Artillerie des anderen Ufers, gegen Wittgensteins lahme Angriffe bis zum Abend gehalten und konnte die Dunkelheit benützen, um mit den Resten seines Korps über den Fluß zu gehen, nachdem er noch vorher eine große Zahl Unbewaffneter hinüberbefördert hatte.*) Den Übergang all der Isolierten und Flüchtlinge vermochte er aber nicht mehr zu decken. Gleich am Morgen des Schlachttages, als die russischen Geschütze zu spielen begannen, waren tausende derselben, von Entsetzen erfaßt, auf die Brücken losgestürzt, wo nun ein gewaltiges, unentwirrbares Durcheinander entstand von Wagen und Karren, die den Weg versperrten, Pferden, die, scheu geworden, Kranke und Verwundete unter ihre Hufe traten, Menschen, die sich mit ihren letzten Kräften um ein Restchen Dasein balgten, das Ganze bestrichen von den Kugeln der Feinde. Viele wurden bei dem Handgemenge, das auf den Brücken entstand, seitwärts ins Wasser gestoßen. Viele hatten sich in der Angst freiwillig den eisigen Wellen oder den rinnenden Schollen vertraut, andere waren von der nachdrängenden Menge in den Strom gezwungen worden: die meisten gingen zu grunde. Wenn diese Szenen an Grauen noch überboten werden konnten, so war es am nächsten Frühmorgen, als die letzten Bewaffneten sich mit dem Bajonnet ihren Weg über die hölzernen Pfade bahnten und dieselben dann in Brand steckten. Unter wildem Gebrüll warfen sich die Zurückgebliebenen, Männer,

Isolierten machte aus der Ferne immerhin den Eindruck eines Heeres von 60–70 000 Mann. Tschitschagoff verfügte nicht über die Hälfte. Es ist also immerhin begreiflich, wenn auch nicht gerade rühmlich, daß er, nachdem er endlich orientiert war, nicht sofort auf den Übergangsplatz eilte, sondern sich — wie Jomini erzählt — zuvor bei Borissow aufhielt, um über eine rasch gebaute Schiffbrücke Verstärkungen heranzuziehen. Ist doch auch Wittgenstein aus Gründen derselben Vorsicht langsamer an die Beresina vorgerückt als für einen vollen Erfolg nötig gewesen wäre.

*) Wittgensteins Zaghaftigkeit erklärt einer seiner Generale durch die Anwesenheit Napoleons; „diesen fürchtete man wie den Löwen, dem sich kein Tier zu nahen wagt“. (Historische Zeitschrift 62, 192.)

Weiber und Kinder, der Kolonne nach in die Flammen, bis die Balken brachen und ihre verzweifelte Last in die Flut abwarfen. Doch wurden ihrer noch fünftausend die Gefangenen der Russen. Als Tschitschagoff nach dem Abmarsche Napoleons an den Übergangsort kam, fand er — so erzählt er selbst — den Boden bedeckt mit Gemordeten und Erfrorenen in allen Stellungen, die Bauernhütten von Studjanka vollgepreßt mit Kadavern, im Flusse grausige Knäuel von ertrunkenen Soldaten, Frauen und Kindern, die über die Oberfläche hervorragten, und zwischendurch Reiter, Statuen gleich, starr und tot auf ihren von Eis umschlossenen Rossen. An 24000 Leichen hat der Gouverneur von Minsk hier verbrennen lassen Es waren nur die, welche man auf dem Schlachtfelde und an den Ufern aufgelesen hatte. In der Beresina aber will man noch nach zehn Jahren Inselchen und Hügel wahrgenommen haben, gebildet von den Opfern jener Tage und mit Vergißmeinnicht bewachsen, wie zum mahnenden Gedächtnis an das gräßlichste Schauspiel des Jahrhunderts.

Nach dem ruhmvollen Waffengang am 28. November, der die Pläne des Feindes zu nichte machte — es war wie das letzte Aufflackern eines dem Tode verfallenen Organismus — brach Napoleons militärische Kraft allerdings zusammen. Er hatte nun keine Armee mehr, er hatte nur noch ein Gefolge, welches unter dem Zwang einer fürchterlichen Kälte sich selbst entwaffnete und halb, mitunter wohl auch ganz wahnsinnig vor Hunger und vom Typhus befallen auf der Straße über Sembin und Molodetschno gegen Wilna strebte. Am 3. Dezember, als das Thermometer auf 16 Grad unter Null zeigte, halten nur etwa 9000 Mann noch ihre Gewehre; bald aber auch diese nicht mehr, als am 6. die Kälte auf 24, am 8. auf 30 Grad stieg. Jede neue Nacht forderte viele hunderte von Opfern. Napoleon war sich schon am Tage nach der Schlacht an der Beresina klar gewesen, daß mit diesen Truppen nichts mehr zu thun sei. „Bei solcher Lage der Dinge“ — schrieb er

an Maret nach Wilna — „ist es möglich, daß ich meine Anwesenheit in Paris für Frankreich, für das Reich, selbst für die Armee notwendig erachte“. Damit war es bei ihm beschlossen. Und aus guten Gründen. Denn noch weit vor Smolensk hatte er aus der Hauptstadt Frankreichs eine Nachricht erhalten, die ihm nicht wenig zu denken gab. Ein republikanisch gesinnter General, namens Malet, der schon 1808 in ein Komplott gegen das Regiment des Kaisers verwickelt gewesen und seitdem in einer Pariser Maison de santé unter Aufsicht gehalten worden war, hatte dort mit ein paar royalistischen Vertrauten den Plan gefaßt, Napoleon tot zu sagen und ein Senatskonsult zu fälschen, welches ihm das Kommando der Stadt übertrug und eine provisorische Regierung von gemäßigten Republikanern und Konstitutionellen, Moreau und Carnot an der Spitze, einsetzte. Hierauf gestützt, wollte man die Munizipalgarde und die in Paris garnisonierende Nationalgarde gewinnen, sich der Behörden bemächtigen und so das Empire stürzen. Seit zwei Wochen war vom Kaiser keine Kunde eingetroffen. Die Bevölkerung hatte anfänglich den Zug nach Rußland als den letzten entscheidenden Schritt zur Begründung eines dauernden Friedens gutgeheißen, war dann aber durch das immer weitere Vordringen stutzig gemacht, durch den Brand von Moskau schließlich aus allen Illusionen gerissen worden und sah fortan nur neue endlose Kämpfe voraus. Auf all das rechnete Malet, als er am Frühmorgen des 23. Oktober ans Werk ging. Ein Regiment Nationalgarden, die altgediente Munizipalgarde, zwei Generale, die er aus dem Gefängniß abholte, Alle hielten seine Vorspiegelungen für wahr und gehorchten ihm. Sie halfen ihm Savary, den Polizeiminister, festnehmen, und der Seinepräfekt war so überzeugt von der Sache, daß er bereits im Stadthause den Saal für die Sitzungen der provisorischen Regierung in Stand setzen ließ. Erst auf der Kommandantur wurde Malet durch die Geistesgegenwart zweier Offiziere mit seinem Begleiter ergriffen, gebunden, und den untenstehenden Truppen verkündet

daß der Kaiser lebe. „Vive l'Empereur!" scholl es zurück, und der Putsch war zu Ende. Malet und seine von ihm getäuschten Anhänger wurden kurz nachher kriegsrechtlich erschossen.

Das war die Nachricht, die Napoleon auf dem Marsche empfing. Was ihm an ihr auffiel und auch für die Geschichte merkwürdig bleibt, ist der Umstand, daß von all denen, die so leicht an den Tod des Kaisers glaubten, keiner sich der Dynastie erinnerte, sondern jeder eine Änderung im Staatsregiment als etwas nunmehr Selbstverständliches hinnahm. „Wie?" rief er in seiner Enttäuschung aus, „an meine Frau, an meinen Sohn, an die Institutionen des Kaiserreichs, an das alles hat man also gar nicht gedacht!" Und damit nicht genug. Wenn derlei bis zu einem gewissen Grade gelingen konnte, solange man die Armee nur in der Ferne wußte, was konnte nicht erst gewagt werden, wenn man erfuhr, daß sie gar nicht mehr existierte? Und ihr Schicksal ließ sich doch nicht verheimlichen. War es nicht auffallend, daß er seit Smolensk keinen Kourier mehr erhalten hatte? Nein, nein, er mußte fort, mußte in Paris gleichzeitig mit der Nachricht vom Scheitern der Expedition und vom Verderben der Hunderttausende, die er mit sich geführt, eintreffen, um dem Eindrucke mit der dominierenden Gewalt seiner Persönlichkeit zu begegnen Er hatte noch an der Beresina seine Schuldigkeit als General gethan. Nun wo die Armee sich auflöste blieb für den Feldherrn nichts mehr zu thun übrig, als ihr Hilfe zu schaffen, was auch nur aus der Ferne möglich war. Die Besorgnis über die Haltung der Deutschen kam noch dazu. Und so wird er denn, sobald die Kolonne nur einmal bei Molodetschno die Wilnaer Heerstraße erreicht hat, sie verlassen und nach Hause eilen.

Am 5. Dezember — man war unter Arrieregefechten mit dem nachrückenden Feinde, dem tausende von wehrlosen Gefangenen zu die Hände fielen, nach Smorgonj gelangt — versammelte er seine Marschälle um sich und teilte ihnen seinen Entschluß mit. Murat solle die Armee hinter den Niemen füh-

ren. Vor Wilna werde man bairische Truppen unter Wrede und eine frische Division finden. Für die Reste des Heeres wie für Frankreich sei seine Anwesenheit in Paris unerläßlich. Von dort aus allein könne er Österreicher und Preußen im Zaume halten. Sie würden sich's überlegen, ihm den Krieg zu erklären, sobald sie ihn an der Spitze der französischen Nation — er war in diesem Augenblicke ganz Franzose — und einer neuen Armee gewahrten. Vorher hatte er ihnen das letzte Bulletin, aus Molodetschno den 3. Dezember datiert, von Eugen vorlesen lassen; es war das 29. und enthielt, wenn auch nicht die unumwundene Mitteilung, so doch Andeutungen vom Untergange der großen Armee. Volle Wahrheit war darin nicht zu lesen, und dem Kenner all des Jammers muß es fast wie ein verabscheuungswürdiger Scherz mit dem Unglück erscheinen, wenn es u. A. heißt: „Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, welche sie Allem überlegen schuf, bewahrten Heiterkeit und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten.“ Auch wie die Hunderttausende zu grunde gingen, stand nicht in dem Bulletin. Alles hatte die böse russische Kälte gethan. Vor dem 6. Dezember sei das Heer noch stolz und stattlich und siegreich gewesen, bis das fürchterliche Klima des Nordens es verdarb und verzehrte. Daß er selbst, und nur er selbst das Verderben herbeigeführt, verriet der kaiserliche Autor mit keinem Wort. Von seinem unausgesetzten Vorwärtsstürmen über Witebsk und Smolensk hinaus in der heißen Zeit des russischen Sommers, der dem Heere viel mehr Leute gekostet hatte als der Winter, davon war nichts zu lesen. Und wenn es schon die Kälte gewesen sein mußte, daß er sie mit seinem trotzigen Ausharren in der verbrannten Hauptstadt heraufbeschworen hatte, davon ward nichts mitgeteilt. Vor allem mußte die Welt Eines wissen:

daß er lebte und sich wohl befand. „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals eine bessere gewesen", schloß das Bulletin. Dann nahm er Abschied von den Generalen und fuhr mit Caulaincourt, als dessen Sekretär Rayneval er gelten wollte, mit Daru und Mouton von dannen.*) Am 6. trifft er mit Maret bei Wilna, am 10. mit dem französischen Bevollmächtigten de Pradt in einer Vorstadt Warschaus, am 14. mit dem Könige von Sachsen in Dresden zusammen, wo er noch vor sieben Monaten im vollen Glanze seiner Macht die Huldigung der halben Welt entgegengenommen hatte; unerkannt erreicht er die französische Grenze und am 18. Dezember vor Mitternacht Paris, wo tags vorher sein Bulletin angelangt war.

Auf der Heimfahrt soll er zweimal von Attentaten bedroht gewesen sein: das erste Mal noch auf russischem Boden in Osmiana, wo ihm die kombinierte Division Loison begegnete und ein französischer Major derselben einigen deutschen Hauptleuten den Gedanken nahelegte, ihm das Schicksal Wallensteins zu bereiten; das zweite Mal in Glogau. Die Angaben hierüber sind sehr bestimmte und lassen nicht zweifeln, daß die Idee gefaßt und besprochen wurde. Doch ist sie in keinem Falle zum ernsten Vor-

*) Hier — wie es geschehen ist — von Desertion zu sprechen, ist ebenso unrichtig und weit unrichtiger noch als dort, wo Bonaparte das ägyptische Expeditionsheer verließ. Er war Souverän und konnte seine Armee befehligen oder nicht, wie es ihm gutdünkte, und folglich auch das Kommando abgeben, wann er wollte. Und der herabgekommenen Truppe Rettung zu verschaffen, vermochte er viel eher, wenn er ihr voraus eilte als wenn er blieb. Auch den eigentümlichen Schluß des 29. Bulletins hat man oft als cynisch gerügt. Derselbe war hervorgerufen durch einige Bemerkungen in Briefen seines vertrauten Korrespondenten, des Staatsrates Fiévée, der gelegentlich des Maletschen Putsches an den Bulletins tadelte, daß darin niemals zu lesen sei, ob der Kaiser lebe, „was man doch vor Allem darin suche". In einem vorhergegangenen Briefe vom 23. Oktober hatte es geheißen: „Die Anwesenheit des Kaisers in Paris würde, wenn er ohne Gefahr für die Armee abkommen könnte, sehr viel Gutes stiften." Napoleon pflegte diesem Ratgeber ein seltenes Zutrauen zu schenken.

satz gediehen, und Napoleon entkam. Sein Stern sollte noch nicht verschwinden. Aber schon neigte er sich zum Horizont. Blutrot, wie das Gestirn des Tages vor seinem Untergang, wird er noch einmal Europa in die Farben von Mord und Feuer tauchen ehe er im Ozean des Westens versinkt.

Drittes Kapitel.

Leipzig.

Das war ein schmerzliches Erwachen aus dem Traume von einer unbegrenzten Herrschaft über Staaten und Völker, den Napoleon geträumt, als er nach Moskau ging! Seine Geltung, die er sich mit einer langen Reihe genialer Kriegsthaten erkämpft, war erschüttert. Denn wenn er auch im letzten Feldzuge nicht besiegt worden war, so war er doch geflohen, sei es nun vor dem Mangel, vor der Kälte, vor dem sicheren Verderben, gleichviel, er war geflohen und der Eindruck nicht auszutilgen, den dieses unerhörte Ereignis in der Welt hervorbrachte. Die „Große Armee", deren tüchtigste Elemente bei Austerlitz und Friedland gesiegt hatten, existierte nur noch in kaum nennenswerten Resten. Und wir wissen, was ihm die Armee war. „Seine Nation" nannte sie einmal mit einem treffenden Worte Jaucourt, der Freund Talleyrands. Allerdings stand noch ein Heer seinem Willen zu Diensten, aber es war an Größe dem verlorenen nicht zu vergleichen und lag überdies gegen Engländer und Spanier zu Felde; allerdings hatte er noch Alliierte, aber sie waren Alliierte seines Glücks und seiner Stärke gewesen, und es war doch sehr fraglich, ob sie auch seiner Schwäche verbunden bleiben würden.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Ziele, die der Kaiser auf seinem Zuge nach dem Osten im Auge gehabt, so war

es nicht nur die Ausdehnung seiner kontinentalen Macht über Rußland gewesen, die er erstrebte, sondern zugleich die völlige Absperrung Europas gegen England, welches, dadurch in seinen wesentlichsten Interessen getroffen, einen Frieden nachsuchen, sein Heer aus Spanien ziehen und der Weltpolitik des Eroberers den Ozean eröffnen sollte. Vielleicht wäre dieses Ziel erreicht worden, wenn Napoleon nach seinem ursprünglichen Plane bei Smolensk Halt gemacht und Litthauen befreit hätte. Er hätte seine Armee gesammelt, durch Nachschübe ergänzt, ein geordnetes Verpflegswesen eingerichtet und in imponierender Stärke gegen die beiden russischen Hauptstädte eine drohende Position eingenommen, die auch auf die großen Weltverhältnisse nicht ohne Rückwirkung geblieben wäre. Denn gerade als er den Niemen überschritt, fand er in seinem Kriege gegen England einen Helfer. Das waren die nordamerikanischen Vereinsstaaten, welche im Juni 1812 an Großbritannien den Krieg erklärten. Schon seit zwei Jahren hatte Napoleon hieran gearbeitet, indem er ihnen Ausnahmen von den Dekreten von Berlin und Mailand versprach, wenn sie nicht mehr mit England und seinen Kolonieen verkehren und in London die Aufhebung der Edikte von 1807 erreichen wollten. Er wußte gut, daß die Engländer sich hierzu nicht oder doch nicht im Wesentlichen verstehen würden. Sie lehnten auch das Ansinnen ab und benahmen sich überdies durchaus feindselig, suchten auf allen amerikanischen Fahrzeugen nach britischen Matrosen, um dieselben für ihre Marine zu pressen, und erregten der Regierung von Washington auf dem nordamerikanischen Kontinent Feinde. So kam es dann 1812 zum offenen Kampfe, der in der ersten Zeit den Briten einige Verluste zur See eintrug. Diese neue Verwicklung, zusammen mit den stets sich verschlimmernden Finanzzuständen des Inselreichs und einer drohenden Haltung Napoleons in Rußland, wäre vielleicht geeignet gewesen, den Gedanken eines allgemeinen Friedens in London zu unterstützen, namentlich da auch auf der iberischen Halbinsel das Jahr nicht mit großen Erfolgen für England zu

Ende ging. Denn trotz des Sieges, den Wellington bei Salamanca davongetragen, und der ihm den Oberbefehl über alle antifranzösischen Streitkräfte einbrachte und Kadix von der feindlichen Belagerung befreite, ward er durch die Fehler und die Selbstsucht der Spanier schließlich doch wieder zum Rückzug an die portugiesische Grenze gezwungen. Aber als in London Kunde auf Kunde aus Rußland eintraf vom Zusammenschmelzen der Großen Armee, von dem entscheidungslosen Morden bei Borodino, vom Brande Moskaus, von der Retraite und ihren Schrecken: da war selbstverständlich von Vergleich und Frieden mit Napoleon nicht mehr die Rede. Vielmehr gewann jetzt die Kriegstendenz unbestritten die Oberhand.

Noch während des Sommers war Großbritannien mit Rußland zu einem friedlichen Abkommen gelangt und hatte zu gleicher Zeit durch seinen Einfluß einen Vertrag Alexanders I. mit der spanischen Regentschaft zu stande gebracht (18. und 20. Juli 1812), sodaß, als das Schicksal des Feldzugs noch nicht entschieden war, bereits eine Koalition bestand, welche nicht so sehr gegen Frankreich selbst, als gegen das ihm von Napoleon erkämpfte und in dessen ehrgeiziger Persönlichkeit repräsentierte Übergewicht gerichtet war. Es ergab sich nun die für die fernere Entwicklung der Dinge entscheidende Frage: ob nicht auch die im Bannkreise der napoleonischen Macht stehenden Völker, angesichts der starken Einbuße, welche dieselbe erlitten, mit oder trotz dem Willen ihrer Regierungen sich der allgemeinen Bewegung anschließen werden?

Die ganze Tragweite der Ereignisse in Rußland scheint Napoleon nicht sogleich erkannt zu haben. Nach seiner Abreise von der Armee hatte er noch gehofft, die letztere werde sich in Wilna nähren und ordnen, die entgegenkommende Division ihr den notwendigen Halt gewähren, Murat, unterstützt von Macdonald mit den Preußen einerseits und von Schwarzenberg andrerseits, hinter dem Niemen sich behaupten können. Als er Warschau passierte, versicherte er der dortigen Regierung, er habe noch 120 000 Mann. An ein Aufgeben seiner vorherrschenden

Stellung in Europa dachte er nicht. Er dachte selbst dann nicht daran, als er endlich vernehmen mußte, daß die Überbleibsel der „Großen Armee“ sich auch in Wilna nicht hatten halten können, sondern, die anlangenden frischen Truppen in ihre Unordnung fortreißend, unter unsäglichem Jammer und stündlichen Verlusten über den Niemen zurück nach Königsberg gebracht werden mußten, wo die alte Garde nur noch 400 Mann, die Gardekavallerie 800 Reiter zählte, während der Rest aus einer chaotischen Masse von mehreren tausend Offizieren und Unteroffizieren bestand. Das war freilich viel Unglück. Aber doch nicht soviel, um allen Mut zu verlieren. Napoleon wird eine neue Armee ins Feld und im Frühling den Russen gegenüberstellen. Sogleich nach seiner Ankunft in Paris werden umfassende Anstalten zu Rüstungen ins Werk gerichtet, die er sich wohl auf dem langen Rückmarsche reiflich überlegt haben mag.

Das Wichtigste war freilich, daß sein Regiment in Frankreich noch fest genug stand und das französische Volk ihm den Gefolgsdienst nicht weigerte. Allerdings, die Behörden und die Korporationen — welche insgeheim Winke erhalten hatten — ließen es auch jetzt an devoten Huldigungen und Versicherungen unwandelbarer Treue nicht fehlen. In den Antworten, die der Kaiser darauf erteilte, hören wir ihn auf das Maletsche Unternehmen hinweisen und auf die Haltung der Regierungsorgane. „Furchtsame und feige Soldaten“, sagte er der Deputation des Senats, „können einer Nation ihre Unabhängigkeit kosten, zaghafte Beamte aber vernichten die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones und die gesellschaftliche Ordnung. Der schönste Tod würde der des Soldaten auf dem Felde der Ehre sein, wenn der des Beamten, der fällt, indem er seinen Monarchen, den Thron und die Gesetze verteidigt, nicht noch ruhmreicher wäre.“ In der Erwiderung der Ansprache des Staatsrats erhob er sich zu einem Ausfall gegen die doktrinären Naturrechtsmenschen, denen er auch jetzt wieder die Schuld an der Unsicherheit der öffentlichen Institutionen beimaß. „In der That“

sagte er, „wer hat das Prinzip der Empörung zur Pflicht erklärt? wer dem Volke geschmeichelt, indem er ihm eine Souveränetät zuerkannte, die es auszuüben nicht fähig war? wer zerstörte die Achtung und Heiligkeit der Gesetze, indem er sie nicht von den geheiligten Grundsätzen der Gerechtigkeit, von der Natur der Dinge und des bürgerlichen Rechtes, sondern lediglich von dem Willen einer Versammlung von Männern abhängig machte, denen es an allem Verständnis des Zivil- und Strafrechts, der Verwaltung, der militärischen und politischen Gesetze fehlte? Ist man berufen, einen Staat zu regenerieren, so gilt es geradezu entgegengesetzten Prinzipien zu folgen. Die Geschichte schildert das menschliche Herz, in ihr muß man nach den Vorzügen und Nachteilen der verschiedenen Gesetzgebungen forschen.“ Welche Absicht verfolgte wohl Napoleon mit diesen Auslassungen? Gewiß nur die, wieder einmal recht deutlich darauf hinzuweisen, wie er es war, der seinerzeit den Staat aus der Verwirrung errettete, in die ihn jener Geist der Empörung gestürzt. Dieser habe sich nun neuestens wieder geäußert, und ohne Zweifel würde ihm der Staat anheimfallen, wenn man den Kaiser jetzt im Stiche ließe, anstatt ihn mit allen Kräften zu unterstützen, ihn sowie den Erben seines Thrones und seiner Grundsätze.

Es kam nun darauf an, ob sich das Volk von Frankreich mit der gleichen Überzeugung durchdringen ließ. Denn dies war nötig, wenn es Napoleon gelingen sollte, mit einem neuen Heere seine alte Stellung wieder zu erkämpfen.

Bei seiner Heimkehr stand ihm an Rekrutenmaterial nur die Aushebung von 1813 zu Gebote, etwa 140000 Mann, von denen die Mehrzahl noch im Dezember bei den Depots einrückte und von den bereitstehenden Cadres aufgenommen wurde. Binnen einigen Monaten sollten sie hinreichend exerziert sein, um zur Verwendung zu gelangen. Von gedienten Soldaten kamen nur vier Regimenter Marine-Artillerie, 3000 Gendarmen und zwei Bataillone Pariser Munizipalgarde in Betracht. Diese Streitkräfte konnten dem Kaiser in seiner Lage und mit seiner Absicht

auf neuen Kampf und Sieg keineswegs genügen. Er bedurfte weiterer und weit größerer Machtmittel. Da waren allerdings die Cohorten der Nationalgarden, 80 000 Mann stark; aber sie waren nicht nach auswärts zu verwenden und hatten nur teils invalide, teils pensionierte oder verabschiedete Offiziere zu Führern. Hier mußte geholfen werden. Zunächst soll der Senat einen Beschluß fassen, daß die Cohorten, gleich der Linie, in auswärtigen Kriegen zu dienen hätten, und dann muß von der „Großen Armee“ — wenn einmal das Chaos der „Isolierten“ entwirrt war — an Generalen, Stabs-, Ober- und Unter-Offizieren herbeigesandt werden, was nur irgend noch tauglich schien. Beides wurde erreicht. Man brachte es dahin, daß aus der Nationalgarde selbst, auf Bestellung natürlich, vereinzelte Bitten um den Vorzug einliefen, gegen den Feind geführt zu werden, worauf dann am 11. Januar 1813 der gewünschte Senatsbeschluß erfolgte. Derselbe eröffnete außerdem noch die Aussicht auf weitere 250 000 Mann, d. i. 100 000 aus den vier letzten Altersklassen, welche von der Aushebung bisher nicht betroffen worden waren, und 150 000 der Konskription von 1814, die der Kaiser übrigens erst im Frühling zu den Waffen rufen wollte. Damit war das Menschenmaterial für die neue Armee beschafft, und wenn man nun auch noch von den Korps in Spanien Cadres und einzelne größere Truppenkörper entnahm, so konnte allerdings ein achtunggebietendes Heer im Felde stehen. Napoleon wird sich aber auch damit noch nicht zufrieden geben, sondern im April vom Senate nochmals 180 000 Mann, Nationalgarden und Rekruten, heischen, um dann — Desertion, Untauglichkeit, Krankheit berücksichtigt — eine Truppenmenge von ungefähr 600 000 Mann für den Feldzug von 1813 zur Verfügung zu haben. Dem Pferdemangel trachtete er durch Aufkäufe in Frankreich und Hannover abzuhelfen. Außerdem wurde Korporationen und reichen Privatleuten der Gedanke nahegelegt, sie könnten sich durch die freiwillige Stellung ausgerüsteter Reiter dem Kaiser besonders empfehlen.

Es war die alte rastlose Thätigkeit, die Napoleon im Januar 1813 entfaltete, die alte Kenntnis seiner Hilfsmittel bis ins Kleinste, von einem namenlosen Gedächtnis bereitgehalten. Man hört nicht auf zu staunen, wenn man diesen einzelnen Mann, dem jetzt nicht, wie sonst, die sorgfältig gearbeiteten Tabellen der Truppenbestände vorlagen, unter Verhältnissen, die jedem anderen die Übersicht getrübt und die Ruhe geraubt hätten, umgeben von Dienern, die nur im Untergeordneten Helfer waren, mit unermüdlicher Emsigkeit an dem Neubau seiner Macht arbeiten sieht, und man bedauert tief, daß dieses große Genie der Administration, welches ehedem dem Staate Ordnung und Stärke zu verleihen wußte, jetzt sich nur noch darin erschöpft, demselben seine Kräfte zu entziehen.

Für diese neuen Opfer war es aber nicht genug, die Zustimmung des Senats erreicht zu haben. Man mußte auch den guten Willen der Bevölkerung gewinnen, oder doch ihren Widerwillen besiegen, und das war keine leichte Aufgabe. Hier half aber der Patriotismus der Franzosen. Nicht nur der Kaiser, auch Frankreich hatte durch das Unglück des letzten Jahres dem Auslande gegenüber seine imponierende Position, das entscheidende Übergewicht eingebüßt. Mochte man nun auch noch so sehr den ewigen Kriegszustand und seine Konsequenzen beklagen, ein schwaches Frankreich wollte man dennoch nicht. Und schon begannen die Folgen des Machtverlustes sich offen zu äußern.

Zunächst in Preußen, das man nur durch eine bedrohliche Übermacht gezwungen hatte, sich an die Seite seines Bedrängers zu stellen. Dort erblickte das Volk in dem Verderben des großen Heeres, dem die eigenen Krieger entgangen waren, eine Art Gottesgericht und den Wink, das Joch der erniedrigenden Bundesgenossenschaft nun abzuwerfen;

„Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen“,

sang ihm ein Dichter vor. Die Bedrückungen von seiten der durchmarschierenden Truppen hatten den Zorn gegen die Frem-

den entflammt und einen unendlichen Haß erzeugt, der nach thätlichem Ausdruck rang. Danach ermesse man die Stimmung, die in dem preußischen Korps herrschte, welches gezwungen war, dem Volksfeinde zu dienen. Dasselbe hatte sich vor Riga allerdings gut gehalten. Als aber später der russische Kommandant der Festung, Paulucci, vom Zaren autorisiert, den General von Yorck, der statt des erkrankten Grawert den Befehl führte, zum Übertritt zu bewegen suchte und einen Brief vorwies, worin Alexander sich feierlich verpflichtete, die Waffen nicht eher niederzulegen, ehe Preußen wieder in seine Machtstellung von 1806 eingesetzt sei; als dann im Dezember, auf dem Rückmarsch nach Süden, die Abteilung Yorcks eine russische Division unter Diebitsch vor sich fand, der in einer Unterredung das Versprechen des Zaren bestätigte; als endlich sichere Nachrichten von der Auflösung der Großen Armee eintrafen: da schloß der preußische General am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen eine Konvention ab, derzufolge das Korps neutralisiert wurde und sich verpflichtete, selbst wenn der König den Vertrag verwerfen und den Zurückzug zur französischen Armee befehlen sollte, zwei Monate lang nicht gegen Rußland zu fechten. Das war eine entscheidende That, weil sie zeigte, daß selbst ein Mann von eiserner Pflichttreue und konservativster Gesinnung, der den Scharnhorst und Stein als Reformatoren durchaus abgeneigt war, dem allgemeinen Zuge der Volksstimmung Herrschaft über sich einräumen mußte. „Mit oder ohne König“ hatten die Blücher und Bülow 1809 zu Gunsten Österreichs agieren wollen; jetzt weigerten sich sogar die Yorck, gegen die Russen zu fechten, der König mochte ratifizieren oder nicht. So gewann es die nationale Gesinnung selbst über die monarchische. Die Kabinettsregierung Friedrich Wilhelm III. begann ihrer Machtmittel unsicher zu werden; sie wird notwendig die Schwenkung mitmachen müssen, um sich wieder in ihren vollen Besitz zu bringen. Auf das übrige Deutschland aber war die That von Tauroggen von unbeschreiblich ermutigender Wirkung. „Die, deren Erinnerung in jene Zeit

zurückreicht", schreibt Ranke, „werden sich entsinnen, daß die Nachricht davon auch dem weit Entfernten wie ein Blitzstrahl erschien, der den Gesichtskreis durchzuckte und veränderte. Noch unter dem französischen Drucke fühlte man allenthalben die ungewohnten Pulsschläge des nationalen Bewußtseins."

Der Eindruck, den dieselbe Nachricht auf Napoleon machte, war tief und nachhaltig. Die Lehre über die Aktionskraft der Nationen, welche er in Rußland erhalten und stündlich noch in Spanien erhielt, hatte seinen Blick endlich auch hiefür geschärft, sodaß er sich über die moralische Tragweite des Ereignisses nicht täuschte. Daneben jedoch, und das war ihm in erster Linie fatal, hatte dasselbe noch eine strategische Bedeutung. Denn nun, nach dem Abfall des alliierten Korps, war an ein Verweilen der inzwischen verstärkten Armeereste in Königsberg nicht mehr zu denken. Murat mußte vor den verfolgenden Russen zurück nach Posen und die Weichsellinie aufgeben. Dies war es, was Napoleon den Franzosen gegenüber zur Geltung brachte. „Sogleich nachdem ich den Verrat Yorcks erfahren hatte", schreibt er am 9. Januar an Berthier, der bei der Armee geblieben war, „hab' ich mich entschlossen, der Nation eine Mitteilung zu machen, die morgen erfolgen wird, und außerordentliche Aushebungen zu veranstalten." Die Antwort war der erwähnte Senatsbeschluß vom 11., der dann nirgends auf nachhaltigen Widerstand traf, sodaß Maret immerhin die Gesandten im Auslande verständigen konnte, es sei die Absicht des französischen Volkes, nicht bloß seinen Verlusten entsprechend zu rüsten, „sondern auch sein Ansehen, seinen Ruhm und seine Ruhe gegen alle Vorkommnisse sicherzustellen." Dem preußischen Gesandten Krusemarck in Paris versicherte der Kaiser, die Franzosen würden ihm unbedingt folgen, und nötigenfalls werde er selbst die Frauen bewaffnen.

Aber wenn das Opfer der neuen Blutsteuer ohne Widerstand dargebracht werden sollte, dann mußten auch Ansehen und Ruhm des Heerführers ungeschmälert gelten. Darum wurde

jetzt, wo es nur anzubringen war, versichert, daß der Kaiser überall die Russen geschlagen, daß eben nur die böse Kälte das Heer zerstört habe, welches eigentlich erst unter Murats Führung zu Grunde gegangen sei. Seit Kurzem ist ein Gespräch zwischen dem Kaiser und einem seiner höheren Beamten, dem Grafen Molé, aus dem Februar 1813 bekannt geworden, welches deutlich zeigt, wie Napoleon sich beurteilt zu sehen wünschte. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Der König von Neapel ist unfähig, einen Oberbefehl zu führen; er hat mir meine Armee verloren, denn als ich dieselbe verließ, hatte ich noch eine, und jetzt hab' ich keine mehr. Nach meiner Abreise verlor der König den Kopf, er wußte nicht zu imponieren, die Undisziplin stieg aufs höchste, in Wilna plünderten die Truppen zwölf Millionen, und der Soldat war zu nichts mehr zu gebrauchen."

Ein andres Mittel, die Abneigung des Volkes gegen seine neuen Rüstungen zu besiegen, gewahrte er in der Beilegung seines Streites mit dem Papste. Damit gedachte er die Millionen gläubiger Katholiken, die seine Gewaltmaßregeln wider Pius VII. ihm abwendig gemacht hatten, wiederzugewinnen. Mußten nicht auch sie in dem Untergange des Heeres einen Wink des Himmels erblicken, welcher dem mit dem Banne belasteten Führer seine Gunst verweigerte? Onkel Fesch, der Kardinal, besaß den Mut, dies geradezu herauszusagen. Da mußte Rat werden. Der Papst hatte, wie wir wissen, 1811 in Savona das vom Nationalkonzil erlassene Dekret, betreffend die Einkleidung neuernannter Bischöfe, nur unter gewissen Vorbehalten angenommen; er hatte das Konzil nicht anerkannt und den Metropoliten die Institution im Falle der päpstlichen Verweigerung bloß in der Weise zugestanden, daß sie dieselbe nur im Namen des Kirchenoberhauptes erteilten, während der Kaiser wünschte, daß in solchen Fällen die Einkleidung der neuen Bischöfe im Namen des Imperators erfolgen sollte. Hierauf einzugehen wehrte sich Pius, der bereits unter seiner Reue litt, worauf Napoleon befahl, ihn von Savona weg nach Fontainebleau zu bringen, wo unter dem Beistand er-

gebener Prälaten aufs neue Unterhandlungen begannen, die dann der Kaiser selbst zu Ende führte. Alle Register seiner diplomatischen Kunst und Künste zog er seinem Gefangenen gegenüber auf. Einmal stellte er Forderungen ohne Ernst und nur in der Absicht, sie für andres, das ihm wichtiger war, fallen zu lassen; dann drohte er, wurde heftig, warf dem hl. Vater seine Unkenntnis in kirchlichen Angelegenheiten vor, und dann wieder entrollte er vor ihm ein glänzendes Zukunftsbild von der Ausdehnung und Machtstellung, zu der er der Kirche verhelfen würde — die Rekatholisierung Deutschlands obenan — wenn Pius sich seinen Wünschen fügen, der weltlichen Herrlichkeit entsagen, das Konzilsdekret schlichtweg annehmen und seine Residenz in Paris aufschlagen wollte. Aber zu dem Letzteren war der Papst nicht zu bewegen, er wählte Avignon, das allerdings in dem Übereinkommen, welches man niederschrieb, nicht besonders genannt wurde und wo es bloß hieß: „Seine Heiligkeit wird die päpstliche Gewalt in Frankreich und im Königreich Italien in derselben Art und Form wie seine Vorgänger ausüben." Und wie Napoleon hier nachgab, so bestand er auch nicht auf der ausdrücklichen Artikulierung des Verzichtes auf das Erbe des hl. Petrus. Derselbe ging aus dem Inhalte des Vertrags von selbst hervor. Am 25. Januar 1813 ward das neue Konkordat unterzeichnet. Das Konzilsdekret bezüglich der Institution der Bischöfe fand darin Wort für Wort Aufnahme. Der Papst wird für sein verlorenes Land mit zwei Millionen Franken jährlicher Rente schadlos gehalten; der Kaiser begnadigt die widerstrebenden Prälaten. Damit hatte Napoleon freilich nicht Alles erreicht, was er gewünscht: eine Stellung als kirchliches Oberhaupt, etwa wie sie der Zar in seinem Lande einnahm, nur noch größer, allgemeiner, wie es der Name der Kirche besagte, und unbegrenzt, wie ihre Mission war, hatte er nicht erlangt. Aber der Vorteil, den er zunächst angestrebt, war doch gewonnen. Er hatte seinen Frieden mit dem Papste gemacht, und das konnte die Welt nicht rasch genug erfahren. Zeitungsartikel und Kirchenglocken tönten es hinaus, und allerorten sang

man Te deum laudamus. Wenn auch Pius, von Bedenken und Reue gefoltert und von seinen alten Räten, die wieder Zutritt zu ihm erhielten, über Napoleons politische Situation aufgeklärt, zwei Monate später seine Zusage widerrief, so hatte mittlerweile die Kunde vom Versöhnungswerke zu Fontainebleau ihre Wirkung thun können, und die Rüstungen waren dann zum guten Teil beendet.

Außer den Gläubigen hatte aber der Kaiser auch jene zu gewinnen, die den irdischen Gütern mehr Beachtung schenkten als den ewigen. Das war nun freilich sehr schwierig, denn wenn er, wie wir sahen, den russischen Feldzug mit der Erwartung unternommen hatte, derselbe werde, wie die Kriege von 1805 und 1807, materiellen Gewinn und Ordnung in den Haushalt des Staates bringen, so war die Enttäuschung eine ungeheure. Und die neuen Rüstungen erforderten neue außerordentliche Ausgaben. Man erwartete für 1813 ein Defizit von beinahe 150 Millionen Franken, und die Abgänge der beiden vorhergehenden Jahre, über 80 Millionen, waren auch noch nicht gedeckt. Der Tresorminister Mollien, ein überaus ehrenwerter Charakter, der mit unverhohlenem Bangen der Politik des Kaisers folgte, riet zur Erhöhung der direkten Steuern. Aber Napoleon wies jetzt mehr als je diesen Gedanken ab. Er scheute sich, das persönliche Eigentum des Einzelnen zu treffen. Er ersann etwas Andres. Er wird sich an das Gemeingut halten. Einige tausend Gemeinden besaßen Gründe und Güter, die nicht öffentlichen Zwecken dienten, sondern verpachtet waren, im Verkaufswerte von 370 Millionen Franken. Der Pachtschilling war gering, er betrug etwa neun Millionen. Neun Millionen Zinsen ergaben aber schon 135 Millionen 5% Rente, die damals mit 75 gehandelt wurde. Garantierte man nun den Gemeinden ihre neun Millionen jährlicher Revenüen durch eine Einschreibung von 140 Millionen in das große Buch der Staatsschuld, so hatte man, wenn man die Güter von staatswegen verkaufte, die 230 Millionen für das Erfordernis, und der Ausfall war gedeckt.

Für den Verkauf hatte die Amortisationskasse*) zu sorgen, die für die Zwischenzeit amortisierbare 5%ige Anweisungen emittierte, mit denen der Minister die Staatsgläubiger, Lieferanten u. dgl. bezahlte, was bei der Sicherheit der Verzinsung leicht möglich war. Napoleon selbst kaufte 71 Millionen davon aus dem Tuilerienschatz, um die Geltung des Papiers zu erhöhen. Mollien wehrte sich lange gegen diese Gewaltmaßregel, welche die Gemeinden nicht blos ihres Gutes beraubte, sondern sie auch für alle Zukunft auf die genannte geringfügige Summe der Einkünfte fixierte, während naturgemäß ihre Ausgaben wuchsen und dann nur durch erhöhte Umlagen, die ja doch schließlich den Einzelnen trafen, zu bestreiten waren. Es konnte also nur für den Moment scheinen, als wäre der Einzelne mit seiner Habe durch die neuen Anstrengungen des Staates nicht ins Mitleid gezogen. Aber Napoleon galt lediglich der Moment. Der große Begründer der Staatsordnung und Volkswohlfahrt von ehedem ist kaum wiederzuerkennen in diesem Virtuosen des Augenblicks. Rücksichtslos strebt er auch jetzt nur — wie im verflossenen Sommer — nach dem entscheidenden Siege, der ihm Europa zu Füßen legen soll. Dann will auch er wieder Ordnung und Wohlfahrt stiften, aber allerdings erst dann.

Als das neue Finanzgesetz durchberaten war, gelangte es, wie die Verfassung vorschrieb, vor den Gesetzgebenden Körper. Vor dem russischen Feldzuge hatte man dieses Zugeständnis nicht mehr gemacht; das Finanzgesetz für 1812 war gegeben worden, ohne die bestellten Legislatoren zu befragen. Ja, Napoleon schien die feste Absicht gehabt zu haben, nach seinen Siegen über Rußland den Gesetzgebenden Körper ganz aufzulösen, von dem er in Dresden zu Metternich sagte, er habe ihn geknebelt und diskreditiert und brauche nun nur noch den Schlüssel des Beratungssaales zu sich zu stecken. Er hatte damals ein neues Programm im Sinne. „Frankreich“, sagte er, „eignet sich

*) Siehe Band I. S. 223.

weniger für die Form der Volksvertretung als viele andre Länder. Im Tribunat trieb man nur Revolution; ich habe Ordnung geschafft, hab' es aufgelöst. Übrigens will ich gar nicht die absolute Gewalt, will mehr als bloße Formen. Ich will etwas, was ganz und gar nur der Ordnung und dem Gemeinwohle dient. Ich werde den Senat und den Staatsrat neu organisieren. Der Erstere soll das Oberhaus, der Zweite die Deputiertenkammer ersetzen. Ich werde fortfahren, alle Senatoren zu ernennen, ein Drittel des Staatsrates durch Wahl aus dreifachen Listen hervorgehen lassen, die anderen zwei Drittel wähle ich selbst. Da wird dann das Budget gemacht, werden die Gesetze durchberaten. So werd' ich eine wirkliche Volksvertretung haben, denn sie wird nur aus erfahrenen Geschäftsleuten bestehen; kein Geschwätz der Ideologen, kein falsches Rauschgold mehr. Dann wird Frankreich auch unter einem unthätigen Fürsten — denn es werden solche kommen — gut regiert werden, und die Art, wie man Fürsten zu erziehen pflegt, wird vollkommen ausreichen.“ Die Rede sollte der bestimmten Absicht dienen, Metternich und mit ihm der Welt klarzumachen, daß sein Werk, das Empire, nicht bloß auf zwei Augen stehe. Er werde schon dafür sorgen, daß es beständig bleibe, auch unter denjenigen Kaisern seiner Dynastie, denen Geist und Thatkraft nicht in dem hohen Maße wie ihm innewohnten. Gut. Daß er aber dabei das Heil nur von den Bureaukraten erwartete, ließ auch seinen Geist nicht grenzenlos erscheinen, der es nicht zu fassen vermochte, daß nur aus einem Zusammenwirken von Theorie und Praxis, nur dort, wo der Gedanke die That und umgekehrt das Werk die Idee zu berichtigen vermag, ein gesundes Staatsleben sich entfaltet, während er mit der beabsichtigten Alleingeltung der praktischen Machtfaktoren in ein ebenso unfruchtbares Extrem verfiel wie die linkischen Rechtstheoretiker, die ihm in Frankreichs Regierung voraufgegangen waren. War denn, was er als die Grundlagen des modernen Staates erkannte und mit seinen Heeren, seinen Beamten und Gesetzbüchern in der Welt

verbreitete, nicht auch einmal der Traum solcher Ideologen gewesen, die er so bitter haßte? Er mochte noch so geringschätzig über sie urteilen; ohne sie und die Frucht ihres Denkens wäre sein Name vielleicht gar nicht auf die Nachwelt gekommen.

Aber diese Pläne des Imperators aus der Zeit seines höchsten Glanzes waren seitdem durch die Ereignisse unausführbar geworden. Er beabsichtigte jetzt durchaus keine Verfassungsänderung. Er sperrte den Saal des Gesetzgebenden Körpers nicht ab, sondern eröffnete vielmehr selbst am 14. Februar 1813 dessen Sitzungen mit einer Rede, von der er wünschte, daß sie als eine Mitteilung an die Nation aufgefaßt und verbreitet würde. Dieser letzte Rest von Volksrepräsentanz war ihm jetzt ein ganz willkommenes Mittel der Verständigung. Er verwies auf den Minister des Innern, welcher den Beweis führen werde, daß zu keiner Zeit in Frankreich Handel und Gewerbe in solcher Blüte gestanden hätten wie zur Stunde. Darauf schilderte er den Verlauf des russischen Krieges in der bekannten Weise, nur daß hier zum ersten Male der „vorzeitig eingetretenen Winterkälte“ Erwähnung geschah, welche sich dann jahrzehntelang als ein wesentlicher Bestandteil der Napoleonlegende in der Geschichte zu erhalten gewußt hat. Außerdem sprach er vom Frieden mit dem Papste, von den Engländern, welche Spanien wieder hatten räumen müssen, wo die „französische Dynastie“ herrsche und auch weiterhin herrschen werde. Von der Haltung seiner Verbündeten sei er befriedigt, er werde keinen aufgeben und die Integrität ihrer Staaten aufrecht erhalten. Damit war gesagt: er will Polen, den Rheinbund und Italien, kurz die ganze Machtsphäre des verflossenen Jahres ungeschmälert festhalten und sichern, just als ob nicht ein unglücklicher Krieg seine Kräfte um eine erprobte Armee von über 400 000 Mann gemindert hätte. Aber die Welt hatte ihn ja daran gewöhnt, Außerordentliches zu wollen, und für ihn war es schon des Opfers genug, daß er seine Absichten auf die Beherrschung der Erde verschieben mußte, da die Kontinentalsperre nun nicht durchzuführen

war, England seinen Seehandel nach der Ostsee und dem baltischen Meere, nach Kadix und der Levante ungehindert weiterbetrieb, und das indische Projekt in entlegenen Fernen verschwand. Er mußte erst wieder kämpfen und siegen, unerhört siegen, um den Faden dort anzuknüpfen, wo er abgerissen war.

Wenn nun Napoleon von den Franzosen nochmals die Ausrüstung zu einem neuen Waffengange erlangte, so entstand daneben die Frage: ob er wohl auch jetzt noch über die Streitkräfte all seiner Verbündeten werde verfügen können, wie im letzten Feldzuge?

Am 18. Januar 1813 hatte er an die Fürsten des Rheinbundes geschrieben und sie zur Stellung neuer Kontingente aufgefordert. Um ihnen Mut zu machen, behauptete er, die Russen hätten sich schlecht geschlagen und nur die Kosaken sich in ihrer Art, den Krieg zu führen, tüchtig gezeigt. Die Große Armee in Deutschland, mit dem Korps von Schwarzenberg, betrage noch immer 200 000 Mann (!), die er bis zum März durch die Nationalgarden, neue Aushebungen und Zuzüge aus Italien auf eine Höhe bringen werde, die ihn jede weitere Hilfe von Seiten „seiner Völker" entraten lassen könnte, wenn nicht — York mit 20 000 Preußen abgefallen wäre. Dadurch sei die Armee genötigt worden (man merke wohl: eine Armee von 200 000 Mann) sich vor den Russen (die so schlecht fochten) hinter die Weichsel zurückzuziehen, und so sei der Krieg in die Nähe Deutschlands gerückt. Zwar wäre er mit allen Kräften bereit, die Grenzen des Rheinbundes zu verteidigen, aber die Bundesstaaten müßten doch auch die Notwendigkeit empfinden, sich daran entsprechend zu beteiligen.

Auf diesen Appell lautete die Antwort durchaus befriedigend, wenn auch die Beteiligung an den Rüstungen je nach der Entfernung von Frankreich eine geringere wurde. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin war der einzige der Rheinfürsten, der

offen von Napoleon abfiel. Alle anderen blieben treu. Am gefügigsten zeigte sich, weit gefügiger als des Kaisers eigener Bruder Jérôme, der Großherzog von Frankfurt, welcher sofort eifrigst zwei Bataillone zu rüsten begann, um Napoleon „Gelegenheit zu neuem Ruhme zu geben." Eine drückende Accise lieferte die nötigen Geldmittel. Der König von Württemberg, dessen Armeekorps von 14000 Mann auf 173 Offiziere und 143 Bewaffnete zusammengeschwunden war, eilte zu versichern, daß er sogleich, nachdem ihm das 29. Bulletin bekannt geworden sei, sich damit beschäftigt habe, sein Bundeskontingent wiederherzustellen. Jérôme von Westfalen klagte dem Bruder neuerdings seines Staates Geldnot — für sich selbst hatte er 19 Millionen in Frankreich angelegt — verstand sich jedoch auf Napoleons kategorische Zurechtweisung dazu, neben den 20000 Mann seines Pflichtteils noch Magdeburg mit Lebensmitteln für 15000 zu versehen Da kein Geld vorhanden war, wurde schlechtweg requiriert. Bayern, das nicht weniger als 28000 Mann verloren hatte, mußte ein ganz neues Heer schaffen, was nur möglich wurde, wenn man im Jahre 1813 mehrmals konskribierte. Solche Opfer erschienen in München zu hoch, und man überlegte einen Augenblick, ob man sich nicht neutral halten sollte, ließ sich aber schließlich von den gewaltigen Rüstungen Napoleons einschüchtern und gab willig zunächst eine Division ab. Der Rest des Kontingentes wurde in einem Lager bei München unter Wrede gesammelt. Noch mehr als der bayrische Hof geriet der sächsische ins Schwanken, da er Polen in die Hände der Russen geraten und bald auch sein Land von einer russischen Invasion bedroht sah. Seine Politik wird ganz von der Haltung seiner beiden deutschen Nachbarn abhängen, von Österreich und Preußen.

Und damit ist die Hauptfrage berührt: ob die beiden deutschen Großmächte die Allianz mit Frankreich aufrecht erhalten werden oder nicht? Von ihrer Beantwortung hing in der nächsten Zeit Alles ab.

Früher noch als an den Rheinbund hatte sich Napoleon an

die Höfe von Berlin und Wien mit dem Ansinnen gewendet, ihre Kontingente zu verstärken. Darauf erfolgte der Abfall Yorcks. War das zugleich die Antwort Friedrich Wilhelms III.? Napoleon, mißtrauisch wie immer, mochte dies vermuten, gab aber dann doch den Versicherungen des preußischen Gesandten Raum, daß der König dem Schritte fernstehe. Und so war es auch. Nicht nur, daß er ihn nicht anbefohlen hatte, er fühlte sich vielmehr von dem eigenmächtigen Thun des Generals in seiner Politik geradezu gestört. Denn wenn es auch wahr war, was vertrauenswürdige Berichterstatter über das Schicksal der Großen Armee schon seit dem November nach Berlin mitgeteilt hatten, die Folge konnte doch nur sein, daß die Russen nicht versäumen würden, einen so unerhörten Vorteil auszunützen. Nun war aber die Abneigung gegen das, was man die „russische Präponderanz" nannte, in Berlin fast ebenso groß wie die Lust, das französische Joch los zu werden. An einen Wiedergewinn der preußischen Lande jenseits der Elbe glaubte man nicht entfernt denken zu dürfen, und das im Jahre 1807 verlorene Stück Polen nahm jetzt wahrscheinlich Rußland für sich in Anspruch. Und gerade an Polen hatte Hardenberg in der letzten Zeit eifrig gedacht, ja sogar gemeint, Napoleon könnte Friedrich Wilhelm dieses Königreich verleihen, was dann einen starken Wall gegen Rußland abgäbe. So war man denn am Berliner Hofe Ende 1812 eher geneigt, sich mit Österreich, wo ebenfalls eine stark russenfeindliche Tendenz herrschte, über eine Mittelstellung zu verständigen und ein Vertrauter des Königs begab sich nach Wien. Da traf auf sicheren Wegen der Antrag des Zaren ein, man möge sich von Frankreich trennen und ihm anschließen, er wolle Preußen wieder in den Besitz seiner Machtstellung von 1806 bringen; würde jedoch der König bei seinem Bunde mit Napoleon beharren, so müßte man dies als Kriegserklärung ansehen und sich vorbehalten, das preußische Land zu teilen.

Das war keine leere Drohung. In Alexanders Abmachungen mit Bernadotte zu Åbo war von der Annexion Ostpreußens

bis zur Weichsel die Rede gewesen, die der Kronprinz von Schweden gleichsam als Äquivalent für das versprochene Norwegen zugestand. Und jetzt noch hielt eine starke Partei in der Umgebung des Zaren daran fest, man solle auf die Bedingung der Weichselgrenze hin Frieden mit Napoleon machen. Diese Partei — Kutusow und Rumänzow gehörten zu ihr — drang aber nicht durch. Alexander gab vielmehr einer anderen Auffassung Raum, die ein junger Diplomat, Nesselrode, mit Glück vertrat. Rußland thue ein langer und sicherer Friede not, meinte der; ein solcher sei nur zu gewinnen, wenn durch entscheidende Siege über Frankreich dessen Übergewicht endgiltig zerstört und das alte Gleichgewicht der Mächte wiederhergestellt werde. Zu solchem Unternehmen sei Rußland allein nicht im Stande und bedürfe der Unterstützung der Mittelmächte. In diesem Sinne erfolgte dann die Eröffnung an Preußen. Der Zar verzichtete damit auf das ostpreußische Land. Allerdings nicht auch auf die Erwerbung des Herzogtums Warschau, in dessen Gebiet er eben einrückte. Wir erfahren, daß er nun wieder, wie im Jahre 1811, eifrig das Projekt eines einigen Polens unter seiner Herrschaft d. i. in Personalunion mit Rußland erwog. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Meinung daheim, die den Polen abträglich sei, und die andere auf Österreich und Preußen hinderten ihn, damit schon jetzt hervorzutreten, wie er am 13. Januar 1813 an Czartoryski schreibt. Diese Absicht mußte aber notwendig eine Verständigung mit Friedrich Wilhelm III. erschweren, und es kam nun ganz besonders darauf an, ob dessen Abgesandter Knesebeck in Wien fand, was er suchte: die Bereitwilligkeit zu einer gemeinsamen bewaffneten Vermittlung, um einerseits die Schwächung Frankreichs auszunützen und andrerseits einem drohenden Übergewicht Rußlands vorzubeugen.

Nirgends war man mehr erstaunt über den Ausgang des russischen Feldzugs als am Hofe Franz I. Noch im Oktober hatte Metternich, der es nach Abschluß der französisch-preußischen Allianz passend gefunden hatte, Hardenberg näherzutreten, dem-

selben vertraulich geschrieben, er halte nach der Art, wie die Russen den Krieg führen, die europäische Existenz ihres Staates für verloren, und da man auch in England die Notwendigkeit des Friedens fühle, beabsichtige er eine allgemeine Pazifikation in Anregung zu bringen. Das war in der That sein Vorhaben. Um nun aber die Rolle des Vermittlers mit Anstand spielen zu können, meinte der Minister die geringen Kräfte des verarmten Donaustaates möglichst schonen zu müssen, was übrigens schon während des ganzen Feldzugs sein Bestreben gewesen war. Denn schon im April 1812 hatte er dem russischen Botschafter Stackelberg in Wien den ostensiblen Teil des Allianzvertrags mit Frankreich unter der Versicherung mitgeteilt, daß Österreich sein Hilfskorps gewiß nicht über 30000 Mann erhöhen, sonst aber nur zu seiner Verteidigung rüsten werde. Rußland, dem die Sicherheit von der österreichischen Grenze her ebenso willkommen war, wie den Österreichern die von der russischen, antwortete mit der Bereitwilligkeit, im Falle seines Sieges den Interessen des wiener Hofes nicht entgegenhandeln zu wollen. So war es zu einer Art ungeschriebener Konvention zwischen den zwei erklärten Feinden gekommen, und die politischen Beziehungen zwischen ihnen wurden nur äußerlich abgebrochen. An ein Einverständnis, welches seine Spitze gegen Napoleon kehrte, ist dabei nicht entfernt zu denken.*) Österreich gewann, daß es sich stärken konnte, ohne von russischer Seite gestört zu werden. Den Krieg gegen Rußland hat es darum nicht, wie gesagt worden ist, als bloßen Scheinkrieg geführt, sondern eben nur wie eine Macht, die ihr bißchen Streitkraft zu Rate hält, weil sie unbedingt muß. Wenn jetzt aber, nach dem Feldzuge, Napoleon von seinem Schwiegervater forderte, er solle sein Hilfskorps, welches mit den Sachsen unter Reynier und einer französischen

---

*) Hat doch zur selben Zeit der österreichische Gesandte Nelpperg in Stockholm die schwedisch-russische Verbindung zu stören gesucht, was in Petersburg bekannt wurde. (Martens, Recueil III. 66.)

Division nach Warschau zurückgegangen war, verdoppeln, damit es die Russen beschäftige, während er neue Armeen aushob, so war dies so gänzlich den wiener Absichten entgegen, daß keine zustimmende Antwort erfolgen konnte. Aber auch die Ablehnung durfte nicht schroff und ohne weiteres ausgesprochen werden, um nicht Mißtrauen zu erwecken. Was war zu thun?

Eine Auskunft fand Metternich darin, daß er jetzt seine Pazifikationsidee erst recht vornahm und durch einen besonderen Abgesandten — General Bubna — bei Napoleon versichern ließ, nur ein allgemeiner Friede auf breiter Basis könne die Wunden des letzten Feldzugs heilen und die neue französische Dynastie befestigen. Zugleich ließ er in London zum Frieden raten. Der Franzosenkaiser lehnte die österreichische Intervention nicht ab, aber seine Eröffnungen an Bubna gewährten so gut wie keine Aussicht auf Vergleich: Spanien werde im Besitze seiner Familie bleiben, nur seine Truppen sollten es räumen, und auch nur dann, wenn die Briten Sizilien verlassen wollten, Murat behalte Neapel, keines der durch Senatsbeschlüsse mit Frankreich vereinigten Länder (Piemont, Rom, Toskana, Holland, Wallis, das Hansegebiet, Oldenburg ꝛc.) werde er aufgeben, vom Herzogtume Warschau nicht ein Dorf. Dagegen wolle er, wenn Kaiser Franz sein Korps verdoppele, für Subsidien sorgen. Er lebte eben ganz in der Erneuerung des Krieges. Kaum hatte man in Wien diese Sicherheit, so richtete Metternich all sein Trachten nur noch dahin, den Lärm der Waffen von Österreich fernzuhalten. Er lehnte zwar die Forderung Napoleons auf Verdoppelung des Hilfskorps ab, trat jedoch keineswegs auf die Seite seiner Gegner. Er verschanzte sich hinter seine Rolle als Friedensprediger, vermied es aber noch sorgfältig, als Friedensvermittler mit bestimmten Bedingungen, die er hätte verteidigen müssen, aufzutreten, denn dazu war man finanziell und militärisch noch lange nicht in der Lage. Er ermutigte Hardenberg zur offenen Parteinahme für Rußland, weil dadurch der Krieg bestimmt im Norden blieb, unterließ es aber, sich für den Heim-

fall des Herzogtums Warschau an Preußen bei Rußland zu verwenden, woran die wiener Mission Knesebecks scheiterte. Um jede Kollision zu vermeiden, ließ er das Hilfskorps nicht von Warschau nach Kalisch — wie es der Vizekönig Eugen, der Murat im Oberbefehl der trümmerhaften Armee abgelöst hatte, verlangte — sondern nach Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Russen nach Krakau gehen, „um es für den kommenden Feldzug zu schonen“, wie in Paris versichert wurde. Das war noch nicht der Abfall von Napoleon, wohl aber „der erste Schritt dazu“; so nannte es der Franzosenkaiser selbst. Der erkannte sofort alle Nachteile dieser Maßregel, die Eugen, seines Stützpunktes rechter Hand beraubt, zwingen mußte, von der Weichsel zur Oder zurückzuweichen. Die Russen gewannen freie Bahn vorwärtszugehen.

Ihr Vorrücken drückte aber wieder auf ihre Verhandlungen mit Preußen und mußte dieselben zu einem Abschluß bringen. Friedrich Wilhelm III. war durch die exklusiv österreichische Politik, welche Metternich verfolgte, empfindlich berührt. Er war noch immer derselbe, als den wir ihn in den Krisen von 1805, 1809 und 1811 kennen lernten; auch jetzt noch lebte er der (nicht eben grundlosen) Überzeugung, daß Napoleon nur durch ein Zusammengehen von Rußland, Preußen und Österreich zu besiegen sei, und nur mit Widerwillen entschloß er sich zu Separat-Unterhandlungen mit Alexander. Er hatte Yorck desavouiert, dennoch aber durch denselben Boten, der dem General seine Absetzung ankündigen sollte, dem Zaren insgeheim ein Bündnis in Aussicht stellen lassen, wenn er ihn durch rasches Vorrücken gegen Napoleon schützen und seine polnischen Pläne einschränken wolle. Als Alexander hierauf beruhigend antwortete — er schrieb am selben Tage jenen Brief an Czartoryski! — ließ sich der König zur Abreise von Potsdam nach Breslau bewegen, um aus der Nähe der Franzosen, die Berlin besetzt hielten, fortzukommen (22. Januar 1813). Dem Franzosenkaiser ließ er trotzdem immer noch den Weg offen, sich durch Bezahlung einer durch die letzten

großen Armeelieferungen aufgelaufenen Schuld von 90 Millionen Franken oder durch feste Territorialversprechungen Preußens aufs Neue zu versichern. Napoleon that weder dies noch jenes; er begnügte sich, dem preußischen Gesandten ganz obenhin von Teilen des Herzogtums Warschau und des Königreichs Westfalen zu sprechen, ohne sich im Geringsten zu binden, und erleichterte damit Alexander seine Werbung. Am Tage, da der betreffende Bericht des Gesandten aus Paris in Breslau eintraf, bewog Hardenberg, der bereits für Rußland gestimmt war, den König, eine Rüstungskommission einzusetzen, zu der Scharnhorst beigezogen wurde (28. Januar). Doch dachte Friedrich Wilhelm noch keineswegs an Krieg an der Seite des Zaren. Wenn er am 12 Februar die Linientruppen in Schlesien und Pommern mobil machte, so geschah es nur zur Sicherung gegen einen möglichen Überfall durch die Franzosen, etwa von Berlin her, wo eine Division unter Grenier eingerückt war, und wenn er Knesebeck zu Alexander sandte, um über einen Bundesvertrag zu unterhandeln, so war seine Absicht dabei zunächst nur, durch den Rückhalt an Rußland gesichert, Napoleon einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der die französischen Truppen links der Elbe, die russischen rechts der Weichsel halten und die Einleitung zu einem Frieden, etwa auf der Basis von Lünéville oder Amiens, bilden sollte. Einen Vernichtungskrieg gegen Napoleon zu führen, war vorerst durchaus nicht sein Wille.

Das war aber der Wille seines Volkes. Und wenn dieses auch im Jahre 1809 noch nicht stark genug gewesen war, den König mit sich fortzureißen, jetzt sollte es gelingen. In Denkschriften, Petitionen und Adressen, in Zuschriften ergebener Generale war es dem Monarchen nahegelegt worden, daß jeder Preuße den Krieg gegen Frankreich, dessen Druck man so tief und schmerzlich empfunden, als einen heiligen ansehe. Und wie ernst es der Bevölkerung damit war, sah man, als die Rüstungskommission am 3. Februar die Wohlhabenden und Intelligenten aufforderte, als freiwillige Jäger ins Heer einzutreten, und

einige Tage nachher für das Alter vom 17. bis zum 24. Jahre jede Ausnahme von der Dienstpflicht aufhob und damit allgemeine Wehrpflicht verkündete. Da zogen sie in hellen Scharen herbei, von Begeisterung und Kampfeslust durchglüht, und griffen gierig nach den Waffen, die man ihnen reichte, während Andre, die nicht mitfochten, fast ihre letzte Habe opferten, nur um die Franzosen zu bekämpfen — gewiß zu keinem andern Zwecke, der König mochte beschließen was er wollte. Es war ein revolutionärer Drang im preußischen Volke, wie damals, als vor vier Jahren Friedrich Wilhelm zauderte, nur noch stärker.*) Dazu kam, daß man sich nicht bloß als Preußen, sondern voraus als Deutsche fühlte und sich, wie die Österreicher im Jahre 1809, als „Nation konstituierte“, während der König und seine nächsten Vertrauten auf dem Boden des territorialen Partikularismus verharrten. Diese deutschnationale Bewegung im Volke kam aber dem Zaren insofern zu statten, als sie auf den Besitz polnischen Landes unendlich viel weniger Gewicht legte als die Berliner Kabinettspolitik, und Alexander brauchte sie nur wirksam zu unterstützen, um für seine heimlichen Pläne auf Warschau Raum zu bekommen. Er sandte deshalb Stein mit Vollmacht nach Königsberg, damit er dort die Landstände einberufe und sie zu Geldgaben und Rüstungen vermöge, denselben Stein, der als das Haupt der nationalen Partei galt, welche über die Grenzen der deutschen Staaten hinweg nur ein einiges Deutschland erblickte. „Ich habe nur ein Vaterland“, hatte er im Dezember 1812 geschrieben, „das heißt Deutschland; mir sind die Dynastieen in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig.“ In Königsberg erreichte er seinen Zweck vollauf. Der Landtag genehmigte mit Freuden Yorcks Forderungen in betreff der Komplettierung seines Korps und ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz, im Ganzen die Stellung von ungefähr 40000 Mann, und öffnete die ostpreußischen

*) Siehe Band II. S. 210.

Seehäfen — alles ganz unabhängig vom Hofe und so, als ob der König dieses Landes bereits endgiltig die russische Partei ergriffen hätte.

Das war aber noch lange nicht der Fall. Vielmehr gerieten die Unterhandlungen zwischen Knesebeck und Alexander in Kalisch ins Stocken, weil Jener über seine Instruktion hinaus, und hartnäckiger als dieselbe es vorschrieb, die Rückgabe aller ehemaligen Besitzungen Preußens in Polen vertrat, wovon der Zar nichts wissen wollte. Erst als dieser auf den Vorschlag Steins über den unbequemen Unterhändler hinweg in Breslau selbst einen Vertrag vorlegen ließ, kam es dort unter dem Eindruck der immer wachsenden Bewegung in Volk und Armee am 27. Februar zum Abschluß. Am nächsten Tage wurde das Abkommen auch in Kalisch unterzeichnet. Man verbündete sich zu Schutz und Trutz zum Zwecke der Befreiung Europas und zunächst der Restauration Preußens in seiner Macht von 1806. Rußland garantiert seinem Aliierten den Besitz Altpreußens, Friedrich Wilhelm giebt seine ehemalige polnische Provinz auf und begnügt sich mit einem Landstrich, der Ostpreußen mit Schlesien verbindet. Beide Mächte werden dahin trachten, Österreich für ihre Sache zu gewinnen, und Rußland wird Preußens Bemühungen um englische Subsidien unterstützen. Zur Herstellung der alten Macht des Hohenzollernstaates sind Eroberungen in Norddeutschland — nur Hannover um Englands willen ausgenommen — bestimmt. Im Artikel III verpflichtete sich der König, seine Streitkräfte durch das Aufgebot einer Landwehr zu vermehren, und am 17. März 1813 erschien das betreffende Edikt, begleitet von einem markigen Aufruf „An mein Volk“ zum Befreiungskriege von dem so lange erduldeten Druck fremder Willkür. Am selben Tage überreichte Hardenberg dem französischen Gesandten Saint-Marsan die Kriegserklärung.

So hatte in Breslau die Nationalpartei über die Territorialpartei den Sieg davongetragen, und bald kam die nationale Tendenz der russisch-preußischen Verbindung in einem neuen Ver-

trage vom 19. März 1813 zum Ausdruck. In einer Proklamation an alle Deutschen des Rheinbundes wollte man die Befreiung Deutschlands vom herrschenden Einflusse Frankreichs als Zweck hinstellen, zu dem alle mitwirken sollten; jeder Fürst, der nicht innerhalb einer bestimmten Frist dem Aufruf entsprochen haben würde, sollte mit dem Verluste seiner Staaten bedroht werden. Wenige Tage darauf ward ein Aufruf Kutusows, des Befehlshabers der alliierten Armeen, „An die Deutschen" veröffentlicht, worin die Drohung gegen jene Fürsten noch deutlicher ausgesprochen war, „welche der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben wollen"; sie seien „reif zur Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen." Eine Zentralverwaltungskommission von vier Bevollmächtigten Preußens und Rußlands — Stein voran — sollte in den besetzten Gebieten die Administration ausüben, requirieren, eine Landwehr ausheben ꝛc. Dabei war es vor allem auf Sachsen abgesehen, wohin sich der Vizekönig von der Oder weg über Berlin begeben hatte, um es aber noch im März auf besonderen Befehl Napoleons vor den Russen zu räumen und eine feste Stellung bei Magdeburg zu beziehen. Alexander hatte sich zu Knesebeck und andern Vertrauten geäußert, zu Preußens Vergrößerung wäre eben Sachsen, anstatt des polnischen Gebietes, besonders geeignet, was in Breslau Eindruck gemacht haben mag. König Friedrich August war mit zwei Reiterregimentern fort nach Regensburg gezogen, und sein Minister Senfft meinte den Staat am besten aus der Affaire ziehen zu können, wenn er die sächsischen Truppen in Torgau sowohl den Franzosen als den Verbündeten vorenthielt und heimlich ein Bündnis mit Österreich verabredete, welches die Integrität des deutschen Besitzes und für Warschau eine Entschädigung zugestand, wogegen Sachsen mit 30000 Mann die Friedenswerbung des Kaisers Franz unterstützen wollte (20. April 1813). Ein Aufstand des sächsischen Volkes und dessen Vereinigung mit den Preußen, wie die Alliierten gehofft haben mochten, blieb aus, wenn man auch in Dresden,

erbittert über die von dem retirierenden Davout angeordnete Sprengung der steinernen Brücke, den beiden Monarchen zujubelte, als sie am 23. April in die Stadt einzogen.

Scheiterte hier noch der Apell an das Nationalgefühl, so kam es dafür an andern Orten zu Aufständen, die schon der Nähe der Franzosen wegen ohne nachhaltige Wirkung bleiben mußten: in Hamburg, wo Mitte März ein Kosakenstreifkorps erschien und mit Jubel empfangen wurde, in Oldenburg und an andern Strandorten, wo übereilte Gewaltthat gegen französische Zöllner und Gendarmen später zu argen Repressalien führte, als die Russen wieder umkehren mußten und eine französische Mobilkolonne an ihrer Stelle erschien. Hätte der Preußenkönig zwei Monate früher, als alle Welt noch unter dem frischen Eindruck der Katastrophe des großen Heeres stand, das System gewechselt und die nationale Partei ergriffen, er hätte damit unter den westdeutschen Völkerschaften reichen Anhang gewinnen und der Aufruf an die Nation allenthalben ein Echo finden können.*) Jetzt freilich, wo Napoleon eine neue Armee aus der Erde gestampft und seine Vasallen jenseits des Rheins aufs neue an sich gefesselt hatte, war diese Wirkung nicht mehr zu erzielen. Die Verbündeten waren, wenn sie siegen wollten, nur an sich selbst und die Hilfe der auswärtigen Mächte gewiesen.

Der breslauer Vertrag vom 27. Februar sollte außer Österreich auch Schweden und England mitgeteilt werden. Diese beiden Staaten wurden nun durch Rußland, welches seit einem Jahre mit ihnen verbündet war, in ein näheres Verhältnis zueinander gebracht. England garantierte dem Kronprinzen Karl Johann die künftige Erwerbung Norwegens und versprach ihm die Insel Guadeloupe und entsprechende Subsidien, wenn er mit 30 000 Mann in den Festlandskrieg gegen Frankreich eintreten wolle. Napoleon, welcher dergleichen voraussehen mochte, hatte

*) Am 29. Januar noch sagte Fürst Hatzfeldt in Paris zu Napoleon, wenn jetzt der Brand in Preußen ausbräche, würde er ganz Deutschland entzünden, und der Kaiser fiel ihm bei.

Ende Februar 1813 durch einen geheimen Boten noch einen Versuch gemacht, sich Bernadotte zu versöhnen, da er aber wieder nicht Norwegen, sondern nur Pommern und unbestimmte Ländereien zwischen Elbe und Oder — die bekannte Teilung Preußens — anbot, scheiterte auch jetzt die Unterhandlung. Am 3. März wurde der schwedisch-britische Vertrag abgeschlossen, und am 23. schickte der Kronprinz einen offenen Absagebrief an seinen früheren Souverän. Natürlich trat nun auch Preußen, das bis jetzt im Kriege mit England gestanden hatte, zu dieser Macht in ein Bundesverhältnis, welches für Friedrich Wilhelm III. die nötigen Subsidien ergab. Und um diesen Monarchen um so sicherer beim Kriege und damit Rußland bei der Offensive festzuhalten, gab man in London das Projekt auf, zwischen Schelde und Elbe ein welfisches Königreich unter einem britischen Prinzen zu gründen, wie man vorhatte. Der Plan Pitts wurde wieder lebendig: im Kampfe gegen die französische Übermacht das Gleichgewicht der Staaten herzustellen und mit ihm dem britischen Export die alten Märkte wiederzugewinnen. Man holte die alte Karte Europas wieder hervor, die er aufzurollen befohlen hatte, denn sie sollte wieder zur Geltung kommen. Das war nicht mehr die Stimmung, die Metternich an der Themse voraussetzte, als er dort seine guten Dienste für einen allgemeinen Frieden anbieten ließ, in welchem England Napoleon durch überseeische Abtretungen dazu bringen sollte, daß er sich auf dem Kontinent einschränkte und Ruhe hielt. Das Londoner Kabinett ging hierauf jetzt nicht mehr ein. Die Stelle in Napoleons Thronrede über Spaniens Zukunft verbürge allein schon die Aussichtslosigkeit des Schrittes, sagte man.

Das wirkte natürlich auf die Wiener Politik zurück. Denn wenn man hier die Friedensstifterrolle festhalten wollte — und das wollte man schon der eigenen Unabhängigkeit wegen und um von der französischen Allianz loszukommen — so mußte man jetzt dem Franzosenkaiser jene Einschränkungen nahelegen, ohne ihn zunächst dafür entschädigen zu können, und, da er wohl

kaum gutwillig darauf einging, gerüstet sein, damit diesen Propositionen durch Machtmittel Nachdruck gegeben werden könne. Mit andern Worten: Österreich mußte die Haltung des unbewaffneten Intervenienten mit der des bewaffneten Vermittlers vertauschen. Um darin stark zu sein, knüpfte Metternich jenes Band mit Sachsen, versuchte er, Murat, Baiern, ja — wie es heißt — sogar Jérôme für seine Partei der neutralen Mediation zu gewinnen. Diese Wandlung vollzog sich zu einer Zeit, als Napoleon eben im März 1813 einen neuen Gesandten, den Grafen Narbonne, nach Wien gesandt hatte, um auch hier wieder die Teilung Preußens und den Gewinn Schlesiens in Aussicht zu stellen, wenn sein Schwiegervater mit 100 000 Mann an seiner Seite weiter kämpfen wollte. Metternich lehnte ab, und als der Sendbote verlangte, es solle wenigstens das Hilfskorps den im Januar geschlossenen Waffenstillstand kündigen, antwortete er, die Russen selbst hätten ihn bereits gekündigt, verschwieg aber weislich, daß dies auf Österreichs Wunsch und nach Abschluß einer besonderen Konvention vom 29. März geschehen sei, damit sich das Korps vor überlegenen Kräften völlig nach Galizien und von da nach Böhmen ziehen konnte, wo ein neues Heer zu Zwecken der Vermittlung des Kontinentalfriedens gerüstet wurde. Ob dasselbe in Aktion trat? Das hing davon ab, ob Napoleon „vernünftig" wurde, wie Franz I. es nannte, d. h. ob er auf sein drückendes Übergewicht in Europa verzichtete. Die Lage war, wie sie Talleyrand in Paris dem dort wieder eingetroffenen Fürsten Schwarzenberg mit den Worten zeichnete: „Der Augenblick ist da, wo der Kaiser Napoleon König von Frankreich werden muß." Der scharfsichtige Mann wußte genau, daß er damit einen unlösbaren Widerspruch ausdrückte.

Es war ursprünglich Napoleons Absicht gewesen, erst im Mai die Offensive zu ergreifen. Noch Mitte März spricht er in Briefen an Eugen davon, und daß er nicht bloß mit der von diesem befehligten Elb-Armee, sondern auch mit einer zweiten,

in Mainz und Erfurt gesammelten Main-Armee im Norden Magdeburgs die Elbe überschreiten und in Gewaltmärschen über Stettin nach Danzig rücken wolle, wo Rapp mit etwa 30 000 Mann des Entsatzes harrte. Er meinte für diese Bewegung bis zu jener Zeit 300 000 Mann zur Verfügung zu haben, um sich in den Besitz der unteren Weichsel zu setzen. Dann mußten die Russen zurück, Preußen fiel in seine Hände, und wir sahen bereits, wie er in seinen Anerbietungen den Staat der Hohenzollern aufteilte. Es war eine große Konzeption, wenn auch noch lange kein Kriegsplan. Bald — nach ein paar Wochen schon — ward sie fallengelassen. Die Allianz der nordischen Mächte mit ihren insurrektionellen Tendenzen, der drohende Verlust Sachsens, namentlich aber Österreichs immer deutlicher zu Tage tretende Unverläßlichkeit änderten das Vorhaben. Napoleon kam zu der Überzeugung, daß er je eher je besser das Gewebe der Diplomatie mit seines Schwertes Schärfe zerschneiden müsse, um die Schwankenden durch das Machtwort des Siegers und das Gut des Besiegten wieder an seine Seite zu bringen. Darum entschloß er sich den Krieg früher, als er vorhatte, zu beginnen. Am 15. April 1813 verließ er St. Cloud und war zwei Tage später in Mainz.

Was er hier und bald darauf in Erfurt von den Zurüstungen zu sehen bekam und was er an Truppen Revue passiren ließ, konnte ihn nicht eben mit großer Zuversicht erfüllen. Zwölf Armeekorps sollte — außer der Garde — sein neues Heer umfassen. Davon waren aber vor erst nur sieben zu seiner Verfügung, und von diesen stand das erste unter Davoût im Hannoverschen, um die untere Elbe zu dominieren, und kam für die Offensive nicht in Betracht. Zwei andere (47 000 Mann) befehligte Eugen, und den Rest, etwa 135 000 Mann, führte der Kaiser selbst Ende April nach Sachsen.*)

*) Die eingehendsten Forschungen über die französische Armee des Jahres 1813 sind jüngst in den Jahrbüchern f. d. deutsche Armee und Marine, 1888, veröffentlicht worden, deren Ziffern hier angenommen sind. Sie

Es waren demnach nur wenig über 180 000 statt der 300 000 Krieger, mit denen er noch vor einem Monate gerechnet hatte, und da der Feldzug früher als ursprünglich vorgesehen war begann, ließ auch deren Ausrüstung viel zu wünschen übrig. Vor allem fehlte es noch an Kavallerie. Die ganze Armee — das Korps Davoûts abgerechnet — hatte nicht mehr als 10 000 Reiter, und von diesen waren die Rekruten in der kurzen Zeit mit ihren Pferden noch nicht vertraut geworden. Die Infanterie hatte die Waffen spät bekommen und sich erst auf dem Marsche einüben können. Die besten Geschütze waren in Rußland verlorengegangen oder standen jenseits der Pyrenäen; man mußte die zurückgestellten älteren schwerbeweglichen Kanonen hervorholen. Aber auch sonst fehlte es allerorten: voraus an Offizieren, und soviel man deren auch aus Spanien heranzog. sie genügten nicht. Insbesondere schlecht bestellt war es um den Generalstab. Die Korps von Marmont und Oudinot hatten gar keinen. Dazu Mangel an Sanitätspersonal und eine elende Administration. So war es im Ganzen ein ungenügend gerüstetes Rekrutenheer, das jetzt den Riesenkampf um die Weltherrschaft erneuern sollte. Welcher Unterschied gegen das Vorjahr! Napoleon fühlte wohl, daß er das volle Gewicht seiner genialen Persönlichkeit hinzulegen mußte, wenn er siegen wollte. „Ich werde", sagte er, „diesen Krieg als General Bonaparte und nicht als Kaiser führen."

Einen Vorteil hatte er übrigens außerdem noch auf seiner Seite: er war den Gegnern an Zahl der Truppen doch weit überlegen. Der frühe Losbruch traf auch die Alliierten mitten in ihren Rüstungen. Erst Ende Mai, schrieb Scharnhorst am

---

gewinnen durch die annähernd gleiche Schätzung Jominis (Précis des campagnes etc. I. 237) an Gewicht. Dieser zählt dem Kaiser 140 000, dem Vizekönig 40 000 Mann zu, ohne die Abteilungen Davoûts und Victors. Die Angaben Thiers sind zu hoch, die Camille Roussets zu niedrig gegriffen. Die Ziffern in den deutschen Quellenschriften von Clausewitz, Odeleben, Müffling u. A. sind sämtlich irrig.

2. April, werde die preußische Armee etwas leisten können, vorher habe man viel vom Glück zu erwarten. Von den Russen war nach den Einbußen des letzten Feldzugs und nach der Einschließung der von Franzosen noch immer besetzten Festungen an der Weichsel und an der Oder nur wenig für den offenen Kampf übrig geblieben, kaum über 50 000 Mann, die mit den etwas stärkeren Preußen in drei Armeen unter Wittgenstein, Blücher und Tormassow (statt des erkrankten Kutusow, der noch Ende April starb) vorrückten. Nur an Kavallerie hatten die Alliierten mehr als das Doppelte, ein Vorzug, der auf den Gang der Kriegsereignisse nicht ohne Einfluß sein sollte. Als jetzt Napoleon von Erfurt auf Leipzig heranrückte, vereinigten sich diese Heerteile zwischen der Elster und Pleiße, und Wittgenstein, dem der Oberbefehl übertragen ward, beschloß, am 2. Mai bei Pegau in der Richtung auf Lützen in die Flanke des marschierenden Gegners vorzustoßen.

Einer solchen raschen Offensive versah sich der Franzosenkaiser keineswegs, wenn er auch von der Konzentration der Feinde und ihrer Stellung bei Pegau Kunde erhalten hatte. Er dachte vielmehr, nachdem er Fühlung mit Eugen gewonnen, selbst von Leipzig herab auf des Gegners rechten Flügel und in dessen Rücken zu fallen. Am 1. Mai war er bei Lützen auf die russische Vorhut getroffen und hatte sie in östlicher Richtung zurückgeworfen; dann hatte das Ney'sche Korps ostwärts dieser Stadt Posto gefaßt, indes Eugen von Markranstädt nach Leipzig rückte und die übrigen Korps von Marmont, Bertrand rc. einzelweise auf der Linie Naumburg-Lützen herankamen. Napoleon war eben am nächsten Morgen vor Leipzig angelangt, wo eine detachierte feindliche Division Widerstand leistete und ihn glauben ließ, er habe hier stärkere Massen zu bewältigen, als ihn plötzlich heftiger Kanonendonner im Rücken eines anderen belehrte: er zweifelte nicht, Neys Truppen waren von überlegenen Kräften attakiert worden. Sofort entschloß er sich, die im Marsch überraschte Armee halten, Eugen von Markranstädt südwärts, Mar-

mont ostwärts zur Rechten Neys avancieren zu lassen und den Letzteren durch die Garde als Reserve von Lützen her zu unterstützen. Mittlerweile konnte auch Bertrand rechts von Marmont des Feindes linken Flügel bedrohen, indes ein Korps der Eugenschen Armee unter Lauriston sich Leipzigs bemächtigte. Das alles war im Flug erdacht und angeordnet worden. Es handelte sich nun nur darum, ob Neys Rekruten dem Angriff solange Stand hielten, bis die anderen Heeresteile in die Schlachtlinie eintreten konnten. Und was man kaum zu hoffen gewagt, geschah. Die jungen, ungeübten, schlecht verpflegten Mannschaften, die dem Rufe des Kaisers nur mißmutig und widerwillig gefolgt waren, schlugen sich jetzt mit der größten Hartnäckigkeit gegen die Bravour der Preußen und waren erst am Nachmittage nach langen blutigen Kämpfen aus den von ihnen besetzten Dörfern — Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja — vertrieben und in Unordnung gebracht. Unterdessen hatte aber Marmont in das Gefecht eingreifen, Bertrand sich in seiner drohenden Haltung zeigen können, und als vollends Napoleon im Centrum die Garde vorschickte, um Kaja und die anderen Ortschaften wieder zu erobern, und ein Korps des Vizekönigs unter Macdonald die rechte Flanke des Feindes angriff, mußte dieser der Übermacht weichen, und die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen war von den Franzosen gewonnen. Napoleon hatte sich an diesem Tage mehr als je exponiert, um die neuen Truppen zu befeuern. Zum Lohne bekam er auch von den jüngsten seiner Soldaten, ja selbst von Verwundeten und Verstümmelten, das enthusiastische Vive l'Empereur! seiner alten Krieger zu hören.

Freilich, ein so vollkommener Sieg, wie er sich ihn mit der Umarmung des Feindes über Leipzig gedacht haben mochte, war nicht errungen, und es war auch nicht unbedingte Notwendigkeit gewesen, daß die Verbündeten sofort des Nachts über die Elster und dann weiter bis an die Elbe zurückgingen. Napoleon, der etwa 120 000 Mann in der Schlacht gehabt haben mochte, hatte

größere Einbußen erlitten als seine Gegner: über 20000 Mann waren tot oder verwundet und darunter sehr viel Offiziere, die er schwer entbehrte. Kein Gefangener, kein Geschütz war erbeutet worden. Der Mangel an Reiterei und die doch zu geringe Spannkraft der jungen Infanterie ließen eine wirksame Ausnutzung des Sieges nicht zu. Die Vorhutgefechte der nächsten Tage waren ohne Belang. Gleichwohl war der Sieg bei Lützen nicht ganz ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse: er brachte Sachsen wieder an Napoleons Seite. Der Kaiser zog am 8. Mai in die Altstadt Dresden ein und ließ von hier aus den in Prag weilenden König auffordern, sich als Feind oder Freund zu erklären, worauf Friedrich August, trotz seines Abkommens mit Österreich, das Letztere wählte und Napoleon seine Garde-Kavallerie und die gesamte Garnison von Torgau zur Verfügung stellte. Ney brach mit drei Korps nach dieser Festung auf, um die Sachsen aufzunehmen und zugleich durch das Überschreiten der Elbe die Verbündeten bei Dresden von diesem Flusse fortzunötigen. Am 11. Mai ist denn auch die Neustadt von ihnen geräumt worden, und erst hinter der Spree wird das preußisch-russische Heer von neuem Posto fassen.

Die wichtigste Frage aber hat der unvollkommene Sieg von Lützen nicht, wie Napoleon gehofft, entschieden: Österreich hielt auf der eingeschlagenen Bahn nicht inne. Kaum war die Kunde davon nach Wien gelangt, als Metternich alsbald den Grafen Philipp Stadion, den Minister des Kriegsjahres 1809, in das Hauptquartier der Verbündeten sandte, um dort die Donaumacht nun schon als bewaffneten Vermittler anzukündigen und Bedingungen mitzuteilen, für deren Durchführung der Wiener Hof sich mit allen Kräften einsetzen wolle. Das Minimum derselben war: Auflösung des Herzogtums Warschau, Verzicht Napoleons auf die überrheinischen Departements (Holland, Oldenburg, Hansestädte), Verzicht auf das Protektorat über den Rheinbund, Wiederherstellung Preußens, Abtretung Illyriens und Dalmatiens an Österreich, welches auch eine neue Grenze

gegen Baiern erhalten sollte. Neue Erfolge des Feindes im Felde würden diese Bedingungen allerdings ermäßigen, die politische Haltung Österreichs jedoch nicht ändern. Dieselben Bedingungen waren es, die Metternich Napoleon annehmbar zu machen gehofft hatte, wenn es ihm gelang, England zur Herausgabe von Kolonieen zu vermögen. Wie wir sahen, hatte die Weigerung Großbritanniens diesen Plan vereitelt.

Wie wenig die letzte Aktion angethan war, Kaiser Franz in die abhängige Allianz des Vorjahres zurückzubringen, ward Napoleon sofort klar, als in seinem Hauptquartier zu Dresden Graf Bubna erschien, um das Programm Österreichs folgendermaßen auseinanderzusetzen: ein allgemeiner Friede sei nur durch Abtretungen von seiten des Empire möglich, wofür England Ersatz zu leisten habe; da nun dieses sich zur Zeit weigere, so müsse der Imperator den Anfang machen; dann werde das durch den Kontinentalfrieden isolierte Inselreich auch seinerseits nachgiebig werden. Mußte diese letzte Bemerkung Napoleon nicht wie eine hohle Phrase in die Ohren klingen, ihm, der seit Jahren gerade diese Isolirung Englands mit allen Mitteln vergeblich betrieben hatte? Er gewann die Überzeugung, daß Österreich seinen Gegnern bereits weit näher stehe als ihm, und ergriff sofort seine Maßregeln. Dem Kaiser Franz schrieb er: er wünsche zwar den Frieden mehr als irgendeiner, sei bereit, einen Kongreß zu beschicken, auf welchem selbst die Vertreter der spanischen Insurgenten Platz finden könnten, und auch dem von Bubna vorgebrachten Gedanken eines Waffenstillstandes während der Unterhandlungen sei er geneigt, nur in Englands Augen lächerlich wolle er nicht werden, lieber an der Spitze aller hochherzigen Franzosen sterben. Zur selben Stunde wies er den Vizekönig, der nach Italien gereist war, an, bis längstens Ende Juni eine neue Armee zu sammeln, die 60 bis 80 000 Österreicher im Süden festhalten könne, wovon man die Kunde eifrig nach Wien verbreiten solle, um dort einzuschüchtern.

Da er aber immer mehrere Sehnen auf seinem Bogen hatte

machte er zugleich auch den Versuch, sich ohne Österreichs aufdringliche Vermittlung, die ihm Opfer zumutete, mit dem geschlagenen Zaren zu verständigen. Caulaincourt sollte mit dem Antrag auf Kongreß und Waffenstillstand zu den feindlichen Vorposten gehen, sich die Erlaubnis zu einer Besprechung mit Alexander I., der beim Heere war, verschaffen und demselben die Gelegenheit eröffnen, „sich glänzend für die dumme Diversion Österreichs in Rußland zu rächen“, wie es in der Instruktion heißt. Und was hatte der Herzog von Vicenza zu bieten? Zunächst Polen. Das Großherzogtum Warschau und die Republik Danzig sollten, zwar nicht an Rußland, wohl aber an Preußen kommen, einen Strich ausgenommen, der den Herzog von Oldenburg entschädigen würde. Friedrich Wilhelm hätte dafür sein Land westlich der Oder, d. i. die Mark Brandenburg mit Berlin und von Schlesien jenen Teil abzutreten, den eine von Glogau nach der böhmischen Grenze gezogene Linie markiert. Auf diese Weise fiele Preußen, das seine Hauptstadt in Warschau, Königsberg oder Danzig hätte, unbedingt in die Machtsphäre Rußlands. (Brandenburg war für den König von Westfalen, das Krossener Land offenbar für Sachsen bestimmt.) Auf die Tilsiter Abmachung gegen England wolle Napoleon nicht wieder zurückkommen, da es sich um die Anbahnung eines allgemeinen Friedens handle und der Zar schon selbst ein System werde finden müssen, um seiner Flagge in der Zukunft Achtung zu verschaffen.*) Mit diesen Zugeständnissen hoffte Napoleon die Koalition zu sprengen. Polen aufgegeben, die Kontinentalsperre fallen gelassen, mußte das nicht Rußland genügen? Waren dies nicht die wesentlichsten Punkte des Zwistes von 1812? Vor sechs Jahren hatte er, was er jetzt be-

*) Nur ein Teil dieser Instruktion hat in die Korrespondenz Napoleons Aufnahme gefunden. Die eigentlichen Präliminar-Vorschläge sind von Lefebvre (Histoire des Cabinets de l'Europe, V. 331) mitgeteilt worden, während das Fallenlassen des Punktes der Kontinentalsperre nur bei Jomini, (Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I. 261) erwäh t wird, der gleichfalls wörtlich citiert.

zweckte, durch den glänzenden Sieg bei Friedland erreicht. Auch jetzt soll ihm ein zweites Friedland Gehör verschaffen. Sein Abgesandter harrte noch vergebens der erbetenen Audienz, als bereits wieder die eisernen Würfel rollten.

Am 18. Mai — am selben Tage, an welchem Caulaincourt abgefertigt wurde — erließ Napoleon den Befehl an Ney, den er mit drei Korps bei Luckau weiß, eilends mit der Direktion auf Drehsa, östlich von Bautzen, heranzurücken; dann eilte er selbst am folgenden Tage von Dresden über Hartha in die Nähe dieser Stadt, wo sich Wittgenstein entschlossen hat, eine zweite Schlacht zu wagen. Dieser war durch neue Truppen, die Barclay und der preußische General Kleist herbeiführten, verstärkt und in einem vorzüglichen Terrain, welches im siebenjährigen Kriege zu Ansehen gelangt war, verschanzt, um Napoleon zu empfangen, wenn er von Westen herankam. Als man nun aber im Hauptquartier der Verbündeten vernahm, daß auch von Norden her feindliche Kräfte im Anmarsch seien — und das war in der That der Fall, da Ney, noch ehe ihn der Befehl des Kaisers erreichte, auf den Rat seines Generalstabschefs Jomini sich südwärts dirigiert hatte — sandte Alexander, anstatt Napoleon mit Übermacht anzugreifen, Barclay und York Ney entgegen, wodurch es am 19. Mai bei Weißig und Königswartha zu Gefechten kam, die den Franzosen nicht mehr Schaden brachten als den Verbündeten. Sie hatten zur Folge, daß der Franzosenkaiser am 20. Mai selbst losschlug, um die Verbündeten von Ney abzulenken und diesem den Vormarsch zu erleichtern. Mit vier Korps und der Garde griff er am Mittag von Westen her an, überschritt die Spree an mehreren Orten und warf des Feindes Vorhut aus Bautzen zurück. Am Abend ist es ihm gelungen, jenseits festen Fuß zu fassen, und unterdes ist auch Ney mit zwei Korps bei Klix an den Fluß herangekommen und nur Reynier noch zurück. Der nächste Tag soll die Entscheidung bringen, die voraussichtlich nicht zum Vorteile der Verbündeten fallen wird, weil sie nunmehr in der Minderzahl sind.

Der Kaiser hat den Plan, Ney gegen Barclay, der die Rechte des Feindes bildet und an den sich Blücher im Centrum anschließt, vorstoßen und die gegnerische Rückzugslinie gewinnen zu lassen, während er selbst die Russen in der Front durch seine persönliche Anwesenheit und die Entwicklung starker Kräfte über seine wahre Absicht täuschen wird. Er arbeitet bis zum frühen Morgen und läßt alsbald die Aktion rechts beginnen, um Ney das Zeichen zum Vorrücken zu geben; erst dann legt er sich für ein paar Stunden auf dem Schlachtfeld zur Ruhe. Hätte Alexander seinen großen Widersacher so ruhig schlafen sehen, er hätte wohl kaum, die Einwendung Wittgensteins nicht achtend, an dieser Stelle die Entscheidung gesucht, wie er es that, indem er Ney gegenüber den schwachen Barclay ohne Verstärkung ließ. Dieser ist denn auch schon nach wenig Stunden weit hinter Gleina zurückgeworfen und dadurch Blüchers Flanke ernstlich gefährdet. Anstatt nun aber — wie ihm Jomini geraten haben will — seinen Weg im Rücken Blüchers dreist fortzusetzen, handelt Ney zum erstenmal bedächtig. Er konnte ja auch freilich nicht vermuten, daß der Feind seinen rechten Flügel so unverantwortlich schwach besetzen werde, und wollte Reyniers Ankunft abwarten. Erst als dieser bei Klix erschien, rückte er neuerdings vor, nun aber nicht mehr — denn der günstige Moment ist verpaßt — geradeaus auf Hochkirch, sondern rechts auf Blücher los, der ihn bereits mit seinen Geschützen bedient. Dadurch bleibt die Görlitzer Straße offen, und die Masse der Verbündeten, die jetzt auch von Napoleon ernsthaft angegriffen werden, kann sich noch rechtzeitig aus der Schlinge ziehen. Sie haben die Schlacht, wie verdient, verloren, aber ihr Heer haben sie gerettet, welches der Vernichtung preisgegeben war, wenn der kühnste Marschall des Kaiserreichs an diesem Tage seinem Rufe nicht untreu wurde. Umsonst, daß Napoleon dem Feinde nachdrängt. Es fehlt ihm hier, wie bei Lützen, an der nötigen Reiterei, und seine jugendlichen Kolonnen sind vom Kampf ermattet. Als er Tags darauf, am 22. Mai, selbst zur Avant-

garde vorreitet, um sie zu rascher That gegen die hartnäckig widerstrebende Nachhut der Russen anzufeuern, verliert er drei tüchtige Generale seiner Suite und darunter seinen vertrauten Duroc, den er aufrichtig betrauert.

War das die Schlacht, mit welcher Napoleon dem Zaren seine Vorschläge aufzwingen wollte? Gewiß nicht. Und der politische Erfolg entsprach dem militärischen. Caulaincourt erhielt von Alexander I. nicht die Erlaubnis zu einer Besprechung, sondern nur den Bescheid, man habe die österreichische Vermittlung akzeptiert, und werde nur durch diese Macht Anträge entgegennehmen. Bloß den Gedanken eines Waffenstillstandes hielten die Verbündeten fest und ließen durch Stadion an Berthier schreiben, daß sie geneigt seien, über diesen Gegenstand bei den Vorposten unterhandeln zu lassen. Es kam nun darauf an, ob es Napoleon damit ernst war.

Der war unterdes, immer fechtend, hinter dem Feinde hergezogen. Nur das Korps Oudinots hatte er in Bautzen zurückgelassen, um es dann über Hoyerswerda gegen Berlin zu entsenden. Die Verbündeten hatten sich schließlich von Liegnitz und Jauer rechts ab gegen Schweidnitz gewendet und Breslau preisgegeben. Sie waren nicht einig über die Fortsetzung des Krieges. Barclay, der Wittgenstein im Oberbefehl ablöste, war dafür, mit seinen in Unordnung geratenen Russen nach Polen zurückzuziehen, um sie dort zu reorganisieren und mit Munition zu versehen, die bereits zu fehlen begann. Solle er in Schlesien bleiben, so bedürfe er sechs Wochen Ruhe. Dieses Moment neben der Rücksicht auf Österreichs Rüstungen wurde im Lager der Alliierten entscheidend, da Friedrich Wilhelm III. nur mit der größten Besorgnis einer Trennung der beiden Armeen entgegensah. Hätte Napoleon von dieser kritischen Situation seiner Gegner Kenntnis gehabt, er hätte kaum gethan, was er später selbst — und andere mit ihm — als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet hat. Er wußte nichts davon, und so ließ er sich zum Waffenstillstand herbei. Freilich hatte auch er seine

besonderen Gründe dazu. In einem Briefe an den Kriegsminister Clarke vom 2. Juni gab er zwei derselben an: den Mangel an Kavallerie, der ihn verhindere entscheidend zu schlagen, und die feindliche Haltung Österreichs. Das waren aber nicht alle. Auch in seiner Armee gab es der Unordnung nur zu viel. Die großen Verluste an Offizieren in den beiden Schlachten machten sich empfindlich geltend. Die junge Infanterie versagte auf dem anstrengenden Marsche; die meisten Korps hatten ein Drittel, das Ney'sche über die Hälfte des Bestandes in den Spitälern. Infolge der durch die schlechte Administration verursachten Not desertirten Tausende oder zerstreuten sich in zügelloser Maraudage, um für sich selbst zu sorgen. So war das Heer trotz der Nachschübe bald auf 120000 Mann eingeschrumpft.*) Dazu kam, daß feindliche Parteigängerkorps im Rücken desselben manchen Schaden thaten, Zuzüge abschnitten, zwei Artillerieparks eroberten u. dgl. m. Es schien Napoleon allzu kühn, auf solche Verhältnisse die Hoffnung eines dritten Sieges zu bauen, den man doch wieder ebensowenig würde ausnützen können wie die beiden ersten, und der mit seinen neuen Verlusten nur dem zaudernden Österreich ein neues Übergewicht verschaffen mußte. Und noch Eins. Die Nachrichten aus Paris häuften sich, die von dem sehnlichsten Verlangen der Bevölkerung nach Frieden sprachen. Sogar die Männer, deren erprobte Gefügigkeit den Kaiser nur selten unangenehme Wahrheit hören ließ, die Maret und Savary, wurden eindringlich mit ihren Bitten um Beschluß der Feindseligkeiten, und er mußte der öffentlichen Stimmung Frankreichs für den Augenblick Rechnung tragen. So ward am 4. Juni — die Armee war unterdes nach Breslau vorgedrungen, Oudinot stand an der schwarzen Elster Bülow gegenüber, Davouts Truppen hatten Hamburg besetzt — zu Poischwitz der Waffenstill-

*) Lefebvre (V. 348), der sich aus den Akten des pariser Kriegsarchivs zu unterrichten wußte, nennt diese Ziffer vor Abschluß des Waffenstillstandes.

standsvertrag unterzeichnet. Die Franzosen ziehen sich hinter die Katzbach zurück, die Verbündeten hinter eine Linie, die von der böhmischen Grenze über Landeshut, Striegau, Canth östlich von Breslau an die Oder führt. Von der Mündung der Katzbach nördlich rahmt die Oder, dann die sächsische Landesgrenze, endlich die Elbe bis zur Nordsee das französische Heergebiet ein. Der Krieg hat bis zum 20. Juli zu ruhen.

Wenn es Napoleons Absicht gewesen war, mit raschem Losschlagen der Diplomatie ihr Spiel zu verderben und insbesondere das Gespinnst Metternichs zu zerreißen, so war ihm das durch den Frühjahrs-Feldzug nicht gelungen — weder gelungen die Allianz Rußlands mit Preußen zu trennen, noch Österreich an seine Seite, etwa wie Sachsen, zurückzubringen. Vielmehr hatte er durch die beabsichtigte Sonderunterhandlung mit dem Zaren diesem nur das Mittel zu einer Pression auf den Wiener Hof an die Hand gegeben, das alsbald in Anwendung gebracht wurde. In Wien war man nach dem Eintreffen der Kunde von der zweiten verlorenen Schlacht, dem wiederholten Erscheinen Caulaincourts bei den Vorposten der Verbündeten und den Waffenstillstandsunterhandlungen in nicht geringe Angst geraten. Man fürchtete, Napoleon könnte sich nun gegen Österreich wenden und dessen Anschluß erzwingen, oder Rußland, wie 1805 und 1807, die Partie aufgeben. Hier mußte man wenigstens durch einen äußerlichen Akt den Alliierten entgegenkommen und sie bei der Sache festhalten. Darum begab sich Franz I. mit seinem Minister in den ersten Junitagen nach Schloß Gitschin in Böhmen, um ihnen näher zu sein. Dort traf, von Alexander gesendet, Graf Nesselrode ein, mit der Aufgabe, den förmlichen Beitritt der Donaumacht zu betreiben. Was er fand, war zunächst eine große Abneigung des Kaisers, mit seinen noch ungerüsteten Kräften in den Krieg einzutreten, so lange nicht die Unmöglichkeit erwiesen sei, durch Unterhandlungen zum Frieden zu gelangen.

Aber er erreichte doch, daß Metternich sechs Bedingungen nannte, die er für den Frieden nötig erklärte und von denen man die ersten vier, wenn sie Napoleon ablehnte, mit den Waffen gegen ihn geltend machen wollte: 1) die Auflösung des Herzogtums Warschau, 2) die daraus erfolgende Vergrößerung Preußens nebst der Rückgabe von Danzig an dasselbe, 3) Rückfall der illyrischen Territorien an Österreich, 4) Unabhängigkeit der Hansestädte, 5) Auflösung des Rheinbundes, 6) Wiederherstellung Preußens möglichst wie vor 1806. Da war mit den ersten vier Bedingungen allerdings nicht das gesagt, was Österreich früher als sein „Minimum“ in Vorschlag gebracht hatte, und insofern hatte der Sieg bei Bautzen doch auch auf die Donaumacht eingewirkt; dafür aber war man jetzt sicher, daß dieselbe unter bestimmten Umständen gegen Frankreich, nie aber gegen die Alliierten kämpfen werde. Diese hatten sich freilich schon am 16. Mai zu Wurschen über ein viel weiter gehendes Programm geeinigt, d. i. außer den obenerwähnten Punkten noch die Trennung Hollands von Frankreich, die Wiederherstellung der Bourbons in Spanien, Österreichs auf dem Stande vor 1805, den Rückzug der Franzosen über den Rhein und die Befreiung Italiens zu fordern; aber die nunmehr erlangte Sicherheit der Mitwirkung Österreichs, welche Metternich dem Kaiser Alexander auf dem böhmischen Schlosse Opočno persönlich verbürgt haben will, ließ sie bereitfinden, auch schon unter jenen Bedingungen über einen Frieden mit Frankreich zu unterhandeln. Denn daß Napoleon, der Sieger, selbst darauf nicht eingehen würde, schien so gut wie ausgemacht. Dieser Friede sollte dann allerdings nur ein Präliminarfriede sein, dem später erst die Verhandlung über eine definitive Pazifikation zu folgen hätte und die dann nicht ohne Englands Beiziehung und Zustimmung zu Stande kommen durfte. (Zu letzterem mußten sich Preußen und Rußland verpflichten, als sie Mitte Juni Subsidientraktate mit der Londoner Regierung abschlossen, die ihnen das zur Fortführung des Krieges nötige Geld lieferte.) So kam es denn am

27. Juni 1813 zu Reichenbach, im Hauptquartier der Verbündeten, zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zwischen Österreich, Preußen und Rußland, der schon in Opočno formuliert worden war und die vier unumgänglichen Artikel des Wiener Hofes nebem dem feierlichen Versprechen des letzteren enthielt, sofort an Frankreich den Krieg zu erklären, wenn Napoleon dieselben bis zum 20. Juli nicht angenommen haben würde.*) Dann allerdings sollte der Krieg von den drei Mächten nicht mehr um jenen bescheidenen Preis, sondern für das ganze umfassende Programm vom 16. Mai geführt, d. i. Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückgezwungen werden. Die Mächte verpflichteten sich außerdem, keiner von Napoleon etwa beabsichtigten Sonderunterhandlung Raum zu gestatten.

Napoleon, der durch die Reise Metternichs zu Alexander unruhig gemacht und durch Bubna's Eröffnungen nicht befriedigt worden war, lud den Minister Österreichs zu sich nach Dresden. Metternich folgte dem Rufe, nachdem er vorher mit Nesselrode ins Reine gekommen, und stand am 26. im Palais Marcolini vor dem Imperator. In einer neunstündigen Unterredung, in der es dieser nicht an lebhaften Ausbrüchen seines Temperamentes fehlen ließ — ging er doch so weit, seine zweite Heirat als Dummheit zu bezeichnen und Metternich der Käuflichkeit zu beschuldigen — versuchte er, Österreich auf den Stand der bewaffneten Neutralität zu fixieren, während dessen Minister beharrlich auf dem der bewaffneten Vermittlung stehenblieb. Die Unterredung ist zu einer welthistorischen Berühmtheit gelangt, weil man in ihr die entscheidende Wendung für die Politik des Donaustaates und für das Schicksal Napoleons zu sehen glaubte. Dies ist nicht richtig. Der Wiener Hof folgte vielmehr schon seit einiger Zeit einem Druck von russischer Seite und ein Einhalten in seiner Bewegung war kaum mehr denkbar, sodaß der

*) Unter die unerläßlichen, Österreich zum Kriege verpflichtenden Forderungen wurde auch die Räumung der Weichsel- und Oderfestungen durch die Franzosen aufgenommen.

Franzosenkaiser mit einer Äußerung, die er in jener Zeit über Metternich that, nicht so unrecht hatte: „Er glaubt alle Welt zu lenken, und alle Welt lenkt ihn.“ Nur nicht Napoleon selbst. Denn das Wort, das er dem Minister am Schluß jener Besprechung vertraulich sagte: „Ihr werdet mir ja doch nicht den Krieg machen“, sollte nicht in Erfüllung gehen.

Die Entrevue in Dresden endete damit, daß der Kaiser Österreich entgegenkam, indem er nicht nur den Allianzvertrag von 1812 für aufgehoben erklärte, sondern auch die bewaffnete Vermittlung Franz I. annahm. Man könnte sich über diesen Entschluß Napoleons wundern, fände man nicht die Erklärung dafür in einer am 30. Juni von Maret und dem österreichischen Minister unterzeichneten Konvention, des Inhalts, daß im Interesse der auf einem Kongreß zu Prag stattfindenden Friedensunterhandlungen der Waffenstillstand bis 10. August zu währen und Österreich die Verbündeten für diese Verlängerung desselben zu gewinnen habe. Schon in der ersten großen Unterredung vom 26. Juni hatte sie Metternich als Preis für die Annahme seiner Mediation angeboten, ein Beweis, daß es ihm damals mit dem Frieden noch recht Ernst war.*) Und auch Napoleon

*) Die Frage, ob Napoleon oder Metternich in Dresden die Verlängerung vorgeschlagen habe, war von jeher kontrovers. Seit der Mitteilung des authentischen Berichts, den der Minister Franz I. 1820 über die große Besprechung verfaßt hat, scheint doch nur das Zweite noch zulässig. Denn darin verzeichnet Metternich folgende Antwort, die er Napoleon auf dessen Begehr nach Österreichs Neutralität gegeben haben will: „Kaiser Franz hat den Mächten seine Vermittlung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben sie angenommen; an Ihnen ist es heute, sich zu entscheiden. Entweder Sie nehmen an, *dann wollen wir einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen feststellen*; oder Sie lehnen ab, dann wird sich mein Herr unabhängig erachten in Bezug auf seine Entschlüsse und sein Benehmen“, d. h. wenn Napoleon die Vermittlung annimmt, proponiert Österreich eine nicht an die Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrages gebundene Frist für deren Dauer. Die Verlängerung kam zwar auch den österreichischen Rüstungen zu gute, aber doch weit mehr den französischen. Wenn also Metternich ein solches Angebot

war es keineswegs um Krieg auf alle Fälle zu thun. Auch er wäre vielleicht bereit gewesen, Frieden zu schließen, wenn auch am liebsten einen allgemeinen, der allen Feindseligkeiten mit einem Mal ein Ende machte und das französische Volk beruhigte. Um einen bloßen Kontinentalfrieden, der den Krieg mit England fortbestehen und die französischen Koloniecn in britischen Händen ließ, war es ihm weit weniger und wohl nur unter zweierlei Umständen zu thun: entweder nach vernichtenden Schlägen im Felde, die das Übergewicht des Empire für lange sicherten, oder in einer besonderen Abkunft mit Rußland, ähnlich jener zu Tilsit. Nun, um vernichtende Schläge zu führen, bedurfte er ausgedehnter Rüstungen und dazu eines entsprechenden Zeitraumes, den er in der Instruktion für Caulaincourt vom 26. Mai mit drei Monaten berechnet hatte. Davon war der Waffenstillstandsvertrag vom 4. Juni weit entfernt geblieben. Jetzt ließ sich ein wertvolles Plus gewinnen, und sofort griff der Kaiser zu. Zugleich aber hoffte er auf dem Kongreß Gelegenheit zu finden, sich mit dem Zarenreiche besonders zu verständigen. Er wird deshalb nicht nur den am österreichischen Hofe beglaubigten Narbonne, sondern auch Caulaincourt nach Prag entsenden. Allerdings nicht sogleich. Er hält den Marschall zurück, bis am 26. Juli zu Neumarkt die Verlängerung des Waffenstillstandes von den militärischen Unterhändlern unterzeichnet worden war. Warum? Hat er gehofft, schon in Neumarkt Anknüpfungspunkte mit Rußland zu finden? Oder wollte er in Prag nicht unter dem frischen Eindruck der Nachricht auftreten, daß Wellington am

---

dafür machte, daß Napoleon auf seine Vermittlung einging, so mußte es ihm doch recht sehr um sein Friedensgeschäft zu thun sein, welches eine feindliche Invasion fernhielt. Er selbst erklärte noch in den ersten Julitagen dem Grafen Hardenberg, Kaiser Franz sei überzeugt, daß die ganze Last des Krieges auf Österreich fallen, daß daraus für die Monarchie die größten Unglücksfälle hervorgehen würden, und wolle, um das zu vermeiden, auf jede Gebietserwerbung verzichten. (Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II. 399.)

21. Juni bei Vittoria, weit nördlich vom Ebro, die Franzosen total geschlagen und in die Flucht gejagt habe, daß nur wenig feste Plätze ihnen noch jenseits der Pyrenäen geblieben seien, nach deren Fall Frankreich unmittelbar Gefahr drohe? Fürwahr, der Gedanke lag ihm nahe genug, im Osten die Hände mit Ehren frei zu bekommen, und so erhielt denn Caulaincourt die Instruktion mit auf den Weg, „mit Rußland einen für diese Macht glänzenden Frieden zu schließen".*)

In der Hauptstadt Böhmens gelangte Caulaincourt bald zur Überzeugung, daß hier dem Wunsche seines Herrn keine Erfüllung winke. Anstett, der Vertreter Rußlands, war ein entschiedener Napoleonhasser und außerdem mit Metternich übereingekommen, die Verhandlungen in der Art wie auf dem Teschner Kongreß von 1779 zu führen, d. h. sich nicht in Konferenzen zu besprechen, sondern nur schriftlich, jede Partei für sich, mit der vermittelnden Macht zu verkehren. Metternich hatte diese Form gewählt um jede Möglichkeit einer Verständigung hinter seinem Rücken auszuschließen, und die Verbündeten waren darauf eingegangen, damit sich Österreich um so sicherer Frankreich gegenüber kompromittiere. Unter diesen Umständen fand Caulaincourt nichts zu thun, und Napoleon mußte die Idee eines Separatabkommens mit dem Zaren aufgeben. Die Nachricht, daß Alexander und Friedrich Wilhelm auf dem schlesischen Schlosse Trachenberg mit Bernadotte über einen Kriegsplan beraten hätten, schloß vollends jeden weiteren Gedanken an Frieden aus. Er verließ Ende Juli Dresden, um in Mainz mit der Kaiserin-Regentin und den Ministern zusammenzutreffen, ihre Berichte entgegenzunehmen,

*) Ernouf, Maret, S. 574. Daß damals Napoleon einem allgemeinen Frieden nicht abgeneigt war, bestätigt Metternich in einem Briefe vom 28. Juni aus Dresden an Kaiser Franz, „überzeugt, daß die Frage des allgemeinen Friedens weit leichter durchzufechten wäre als jene eines bloß kontinentalen Friedens". (Oncken, II. 395.) Maret übergab ihm sogar einen bezüglichen Entwurf. (Ernouf, 565.) Die Beteuerung Napoleons auf St. Helena, in Dresden den allgemeinen Frieden gewollt zu haben, ist durch Montholons „Erzählungen von St. Helena" bekannt geworden.

ihnen Weisungen für die Zeit des nächsten Feldzuges zu erteilen und die Divisionen zweier neuer Korps zu inspizieren. Dann kehrte er am 5. August wieder nach Sachsen zurück. Nur noch fünf Tage hielten den Schluß des Kongresses auf, und noch war man über die Formalitäten nicht hinaus. Natürlich. Denn jetzt lag niemandem mehr etwas am Frieden. Die Verbündeten hatten ihn von der Vermittlung Österreichs nie erwartet, sondern waren auf dieselbe nur eingegangen, um der Donaumacht eine „Brücke von jenseits nach diesseits" zu bauen, und Metternich selbst war, unter dem Eindrucke der Ereignisse in Spanien, ganz kriegerisch geworden. Er hatte nur noch den einen Wunsch, seinen zaghaften Herrn von der Unmöglichkeit eines Ausgleichs mit Napoleon zu überzeugen, was ihm endlich auch gelang.*) Fouché, der in jenen Tagen als neuernannter Gouverneur von Illyrien durch Prag kam, hatte hier viel von der prekären Lage des Franzosenkaisers und der schwierigen Stimmung seines Volkes erzählt. Die Bevölkerung Österreichs selbst war schließlich in eine Gährung geraten, mit welcher der Minister rechnen mußte. Broglie, der Sekretär Narbonnes, berichtet in seinen Erinnerungen: „Wir konnten nicht mehr über die Straße gehen, ohne insultiert zu werden."

Was aber das Wesentlichste war: auch Napoleon gewann endlich die Überzeugung, daß er sich in Bezug auf Österreichs künftige Haltung geirrt hatte, als er in Dresden zu Metternich vertrauensselige Worte sprach. Die Berichte Caulaincourts, namentlich aber die Tabellen über die österreichischen Rüstungen, welche sich die Franzosen in Prag zu verschaffen wußten, ließen ihn das Moment einer Kriegserklärung von dieser Seite ernster in Erwägung ziehen, als er bisher gethan. Er sah sich plötzlich einer Koalition gegenüber, wie sie gewaltiger noch nie wider ihn gestanden hatte, und von Mächten, die er bisher in ihren Inter-

*) Wellington konnte demnach immerhin mit einem Schein von Recht behaupten, sein Sieg bei Vittoria habe Napoleon aus Deutschland vertrieben. (Historical review, 1887, S. 598.)

essen unvereinbar geglaubt. Er machte noch einen letzten Versuch, sie zu stören. Kaum nach Dresden zurückgekehrt, beauftragte er Caulaincourt, heimlich bei Metternich anzuklopfen: „wie Österreich den Frieden verstehe und ob es, wenn Napoleon seine Bedingungen annehme, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen oder neutral bleiben wolle?" Doch dazu war es nun zu spät. Metternich übergab zur Antwort nicht nur die vier unerläßlichen Artikel, für welche Österreich zu kämpfen sich verpflichtet hatte, sondern alle sechs Punkte, für die es diplomatisch eintreten wollte, d. h. er verlangte auch die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung des alten preußischen Staates — und alles das, damit Napoleon ja nicht nachgab. Die Erklärung hierauf sollte, ja oder nein, längstens bis zur Mitternacht des 10. August in Prag eintreffen. Es mögen unangenehme Stunden gewesen sein, die Metternich seit dem Abgang dieses Ultimatums verlebte. Wie, wenn Napoleon kurzweg und noch rechtzeitig erklärte, daß er darauf einging? Welche Verlegenheit für Österreich! Doch Metternichs Rechnung war sicher. Der Sieger von Lützen und Bautzen konnte ein Programm nicht annehmen, das ihm das Verfügungsrecht über seine deutschen Truppen bestritt und ihn die Weichsel- und Oderfestungen räumen hieß. „Will man von mir", hatte er damals in Dresden zu dem Minister gesagt, „daß ich mich entehre? Niemals! Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks; ich würde aufgehört haben zu regieren an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, Achtung zu gebieten." Er ist jetzt empört über Österreichs Zumutungen, die er in seinen Briefen an Jérôme und Cambacérès bis zur Wiedererstattung von Venedig übertreibt, und nur um auch seinerseits einen Schritt zu thun, bietet er die Auflösung des Herzogtums Warschau, Danzig als Freistaat, Illyrien ohne Triest. Das bekam Bubna noch am 9. abends in Dresden zu hören und berichtete es rechtzeitig nach Prag.

Die offizielle Antwort Napoleons aber traf erst am 11. dort ein, als die Vertreter Frankreichs bereits mit ihren Pässen auch die Kriegserklärung Österreichs in Händen hatten. Der Kongreß war zu Ende. Ein neues entsetzliches Ringen begann.*)

Es kann hier nicht daran gedacht werden, genauer die Kämpfe zu schildern, in denen sich die Völker und Staaten Europa's, ihres wechselseitigen Zwistes vergessend, gemeinsam der drückenden Übermacht des imperialistischen Frankreichs erwehrten. Nur die wesentlichsten Momente, und diese nur in übersichtlicher Weise, dürfen zur Sprache kommen.

Napoleon hatte die Zeit des Waffenstillstands mit allen Kräften ausgenützt. Auf 440 000 Mann wird die Heeresmacht angegeben, die er jetzt seinen Feinden entgegenstellte. An Reiterei, deren Mangel er vor Wochen so bitter beklagte, hatte er nun Überfluß, an Artillerie desgleichen. Und waren es auch nur die Jüngsten der kampffähigen Jugend Frankreichs und der rheinbündischen Länder, die er herbeizog, so sahen wir doch bei Lützen und Bautzen diese Jünglinge trotz wetterfesten Männern fechten. Sie werden auch jetzt ihre Schuldigkeit thun, und würden es sogar mit Lust und Eifer, wenn nicht Ebbe in der Kriegskasse eingetreten und etwas mehr Ehrgefühl in die Seelen der Ver-

---

*) Napoleon hat übrigens das diplomatische Spiel nicht so rasch verloren gegeben. Die Feindseligkeiten konnten erst nach einer Woche Aufkündigungsfrist beginnen. Er benützte diese, um auf Österreichs Ultimatum schließlich einzugehen — gewiß nur, um das Odium des Angreifers auf andere Schultern zu laden. Aber er erreichte damit nichts mehr. Am 16. August — Alexander und Friedrich Wilhelm waren unterdes nach Prag gekommen — erhielt sein Bevollmächtigter in das nahe Königssaal ablehnenden Bescheid. Im Jahre 1814 sagte der entthronte Kaiser zu dem österreichischen General Koller: „Was den Prager Kongreß betrifft, so gestehe ich, daß ich mich in Euch getäuscht habe; ich habe Euch für das gehalten, als was ich Euch bei früheren Gelegenheiten kennen gelernt, und Ihr hattet Euch inzwischen zu Eurem Vorteil verändert“.

waltungsbeamten eingekehrt wäre. Aber die Gelder fehlten für den Sold, und die Korruption war beispiellos, sodaß die jungen Krieger außerordentlich vom Hunger litten, der viele Tausende in die Spitäler schaffte.*) Woran es überdies der Armee noch immer mangelte, das war an Offizieren und Unteroffizieren: das Letztere wohl deshalb, weil der Kaiser die tüchtigsten Elemente in seine Garde zog, die jetzt bis auf 58 000 Mann (Sollstärke 80 000) angewachsen war und mit jener Sorgfalt berücksichtigt und bevorzugt wurde, die wir bereits kennen; es sah fast aus, als ob sich der an kein Volk gebundene Imperator mit diesem Heer im Heere eine persönliche Armee zu schaffen gedächte. Außerdem gab es noch vierzehn Armeekorps. Von der unter Davoût an der Niederelbe stehenden Heeresabteilung war ein Korps unter Vandamme abgezweigt und nach Dresden dirigiert worden. Ein zweites wurde aus Franken herbeigezogen und unter St. Cyr gestellt. Poniatowski hatte 12 000 Polen durch Österreich, entwaffnet, herbeigeführt. Und neben all dem gab es noch fünf Reservekavalleriekorps unter Murat, den der Kaiser durch dieses Kommando offenbar seinen politischen Schwankungen zu entreißen und an sich zu fesseln gedachte. Diese ganze Macht war zum größten Teile zwischen Dresden und Liegnitz postiert, nur drei Korps standen unter Oudinot von Kottbus und Kalau nordwärts, Bülow gegenüber, der Berlin sichern sollte.

Auch die Verbündeten hatten während der letzten Monate gewaltig gerüstet. Alexander I. hatte das Ergänzungssystem ge-

*) Die Listen weisen nicht weniger als 90 000 Kranke auf, welche in die 440 000 Mann, mit denen man die Armee in Deutschland bezifferte, nicht eingerechnet waren. Die Korruption erstreckte sich in die nächste Umgebung des Monarchen. Ein Augenzeuge erzählt, wie der Zahlmeister Peyruße von 4000 Franken, die der Kaiser für ein Denkmal Durocs bei Reichenbach ausgesetzt hatte, 1000 Franken in die Tasche steckte mit dem Bemerken, das sei so Brauch. (Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen, S. 255.)

ordnet, sodaß aus allen Teilen des russischen Reiches Truppen herankommen konnten, abgesehen von den großen Reserven in Polen. Von seiten Preußens war dank der Kampfbegeisterung des Volkes Unerhörtes geleistet worden. „Wir haben nun eine Armee", schrieb Gneisenau schon am 11. Juli an Stein, „wie Preußen nie, selbst in seiner glänzendsten Periode nicht hatte". Und auch Österreich hatte alle denkbaren Anstrengungen gemacht. Über den Plan, wie man diese Kriegskräfte — man zählte über 480 000 Mann — gegen den gefürchteten Cäsar verwenden wollte, war schon im Juni zu Gitschin, als Franz I. seine Mitwirkung nur erst in mögliche Aussicht stellte, eine vorläufige Übereinkunft entstanden, die dann in den Besprechungen zu Trachenberg mit dem Kronprinzen von Schweden erweitert und zum Abschluß gebracht wurde. Danach sollten drei Armeen aufgestellt werden: die Hauptarmee aus Rücksicht auf das umworbene Österreich, welches eine neue Invasion von Norden und eine Okkupation Wiens besorgte, in Böhmen; sie wird durch Zuzug verbündeter Truppen aus Schlesien auf die entsprechende Höhe gebracht und zählt am Ende des Waffenstillstandes 230 000 Mann; dann eine Nordarmee unter Bernadotte (156 000 Mann, von denen jedoch über 40 000 detachiert sind) und eine schlesische Armee unter Blücher (95 000 Mann). Der wesentlichste Grundsatz der Kriegführung, den man vor allen befolgen wollte, war der, daß, wenn der Feind sich mit seiner Hauptmacht auf eine der Armeen warf, diese zurückweichen sollte, indes die beiden anderen vorwärtsgingen und losschlugen.

Von diesem Plane hatte Napoleon keine Kenntnis erhalten. Erst spät erfuhr er von dem Marsche russischer Truppen nach Böhmen. Die Absicht, die man ihm im feindlichen Lager zuschrieb, er wolle auf Wien losgehen, hat er nie gefaßt. Wohl aber eine andere: er wollte Davoût von Hamburg her und Oudinot nordwärts zusammenwirkend gegen Berlin die Offensive ergreifen lassen, was er sich erfolgreich dachte, da er die feindliche Nordarmee weit unterschätzte und hier die Schwäche des

feindlichen Aufmarsches vermutete. Zur Verbindung der Beiden hatte eine Division unter Girard von Magdeburg ostwärts zu ziehen. Nach der Einnahme der preußischen Hauptstadt sollten sofort Küstrin und Stettin entsetzt und so der linke Flügel der ganzen Aufstellung nach Osten vorgerückt werden. Unterdes wollte der Kaiser diese Unternehmung durch eine wirksame Defensive gegen die beiden anderen Armeen sichern, den Feinden den Angriff überlassend. Woher nun derselbe kommen werde, war ihm nicht klar. Für alle Fälle nahm er bei Görlitz mit der Garde und einigen Korps eine abwartende Stellung ein, in der Vermutung, daß die vereinigten Russen und Österreicher aus Böhmen über Zittau vorbrechen könnten. Dresden hat er durch Erdwerke und Pallisaden gegen einen Handstreich zu sichern gesucht und Saint-Cyr für diesen Fall die Verteidigung übertragen, in die er übrigens nach wenig Tagen selbst einzugreifen imstande war.

Die Offensive des Feindes über Zittau erfolgte nicht. Dagegen hat Blücher schon vor dem 16. August die Feindseligkeiten begonnen und vier französische Korps unter Ney, die ihm bei Liegnitz unmittelbar gegenüberstanden, hinter den Bober zurückgedrängt. Napoleon will dies wieder gutmachen und Blücher aufs Haupt schlagen. Aber dieser merkte alsbald — schon an der Haltung der französischen Truppen, wenn nicht an dem „Vive l'empereur", das herüberschallte — die Anwesenheit des feindlichen Kriegsherrn und damit die Absicht eines entscheidenden Vorstoßes, und that, wie verabredet war: er wich kämpfend hinter die Katzbach zurück. Daß dies willkürlich geschah, merkte der Kaiser nicht und drängte eifrig nach, bis ihn unversehens die Bitte Saint-Cyrs um Beistand ereilte, denn Dresden sei durch den Anmarsch eines feindlichen Heeres vom Erzgebirge her aufs Ernstlichste gefährdet.

So winkte die Entscheidung an ganz anderer Stelle als Napoleon vermutet hatte. Er läßt Macdonald mit drei Korps Blücher gegenüber stehen und bricht mit dem Reste am 23. August

nach Westen auf. Nach dreitägigen beispiellosen Eilmärschen langen die Truppen in der Nähe Dresdens an, und der Kaiser faßt nun den kühnen Plan, die Elbe unterhalb des Feindes, der bereits nahe an die Stadt herangekommen war, zu überschreiten, ihn zwischen sich und Saint-Cyr zu bringen und von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Aber er muß den genialen Gedanken alsbald wieder fallen lassen. Saint-Cyr ist zu schwach, um ausdauernd Widerstand zu leisten, die Befestigungsarbeiten sind noch nicht vollendet: man muß daher den sichern Weg wählen und dem Gegner von Dresden aus entgegentreten. Nur Vandamme wird mit 40000 Mann nach Pirna und Königstein geschickt, während Napoleon selbst am Vormittage des 26. August mit den Garden, die in drei Tagen über neunzehn Meilen von Löwenberg her zurückgelegt haben, in die Stadt einmarschiert. Die Korps von Marmont und Viktor sind noch unterwegs. Ein Glück, daß im feindlichen Hauptquartier, wo Schwarzenberg den von drei Monarchen und ihren Ratgebern unaufhörlich beeinflußten Oberbefehl führte, der günstige Moment zum Angriff am Morgen dieses Tages aus nichtigen Gründen verpaßt und der Sturm auf die Stadt auf den Nachmittag verschoben worden war. Dann erst, um vier Uhr, rücken die Verbündeten in einem von dem plauenschen Felsengrunde unterbrochenen Halbkreis vor, können jedoch, trotz der größten Bravour, ohne Sturmmittel und ohne Succurs, da alle Kräfte verzettelt sind, keine nachhaltigen Erfolge erringen, sondern verbluten sich nutzlos an der Umfassung der Vorstädte. Des Abends geht Napoleon aus den Thoren heraus zum Angriff über und drängt links die Russen weit hinter Striesen, rechts die Österreicher gegen Löbtau und Cotta, im Centrum Österreicher und Preußen gegen die Räcknitzer Höhen hin zurück. Die Schlacht war gewonnen ohne die Korps von Marmont und Victor, die erst während der Nacht anlangten und das französische Heer wesentlich verstärkten.

Am nächsten Tage ergreift der Kaiser sofort die Offensive. Er beschäftigt des Gegners rechten Flügel und dessen Centrum,

indes Murat mit seinem Reiterkorps zwischen diesem und dem linken Flügel vordringt, denselben abtrennt, umfaßt, wirft und eine österreichische Division gefangennimmt. Der Fehler des Feindes, der seine Kavallerie ungenützt im Centrum stehen ließ und keinen Vorstoß wagte, förderte den Sieg der Franzosen. Unterdes hat auch Vandamme bei Pirna die Elbe überschritten und ist bei Königstein mit einem schwachen feindlichen Korps ins Gefecht geraten. Im Rücken bedroht, auf dem linken Flügel empfindlich geschlagen, ziehen sich die Verbündeten zurück. Sie haben in den zwei Tagen fast ein Drittel ihrer Stärke an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, während ihr Gegner in seiner geschützten Stellung weit geringere Verluste und einen neuen stolzen Sieg zu verzeichnen hat. Wenn er ihn mit derselben Umsicht ausnützt, mit der er ihn gewann, kann die Hauptmacht seiner Feinde eine Katastrophe ereilen, die kein Erfolg der beiden anderen Armeen aufzuwiegen vermag. Er hat es nicht gethan. Zunächst deshalb, weil er am 27. abends zwar seines Sieges sicher, aber noch keineswegs gewiß war, ob die Gegner, deren Hauptkräfte im Centrum und auf dem rechten Flügel nur wenig beschäftigt gewesen, die Schlacht nicht noch einmal erneuern würden. Seine Befehle, die er des Abends erteilte, lassen keinen Zweifel übrig, daß er noch einen dritten Kampftag erwartete Und in der That wurde im Hauptquartier der Verbündeten bis tief in die Nacht hinein der Plan diskutiert, sich mit der ganzen Armee auf die Höhen von Dippoldiswalde zurückzuziehen und dort das Gefecht zu erneuern, bis endlich Schwarzenberg die mangelhafte Ausrüstung der Österreicher geltendmachte und den Rückzug anordnete. Erst als Napoleon am nächsten Morgen in die Kampflinie des vorhergehenden Tages vorritt, sah er die feindlichen Kolonnen auf den Wegen nach Maxen und Dippoldiswalde in den Bergthälern verschwinden. Da Vandamme mit seinen 40 000 Mann die große Pirnaer Straße, die über Peterswalde nach Teplitz führte, besetzt hielt, war es des Kaisers Überzeugung, daß die Ver-

bündeten die letztere Stadt auf dem zwar weniger bequemen aber kürzeren Wege über Altenberg zu gewinnen trachten werden. Er läßt ihnen hier Saint-Cyr und Marmont, auf der Straße über Sayda Victor folgen, während Murat nach Freyberg und Frauenstein marschieren und ihnen Flanken und Rücken bedrohen soll. An Vandamme, den Mortier bei Pirna ablöst, schickt er am 28. ein Schreiben, daß der Gegner die Richtung auf Altenberg einzuschlagen scheine und er demselben auf seinen Verbindungen mit Teplitz zuvorkommen und namentlich seinem Troß manchen Schaden thun könne*). Er selbst hält den Feind, von dem er noch soeben die Erneuerung der Schlacht erwartet hatte, keineswegs für überwunden, und es scheint ihm offenbar schon ein großer Erfolg, den Anprall der Hauptarmee siegreich zurückgewiesen zu haben. Hätte er von der Niedergeschlagenheit im andern Lager, von der schlechten Stimmung der Österreicher, von der üblen Ordnung auf dem Rückzuge, dem Ineinandermarschieren der Kolonnen, sodaß vierzigtausend Preußen unter Kleist, um überhaupt nur vorwärts zu kommen, von Altenberg ostwärts über das Gebirge ausweichen mußten, hätte er von alledem auch nur eine Ahnung haben können, er hätte sicher nicht eine Sekunde geschwankt, seinen Sieg durch einen vernichtenden Schlag zu vollenden.**)

---

*) Dieser Brief Berthiers an Vandamme wird von allen Geschichtsschreibern, auch den militärischen, mit dem ganz sinnlosen Schreibfehler „Annaberg“ für das einzig mögliche „Altenberg“ wiedergegeben. Weder der Wortlaut dieses Briefes noch Napoleons Schreiben an Murat vom folgenden Tage mit dem Satze: „toute l'armée se retire par Altenberg sur Toeplitz“ lassen einen Zweifel übrig.

**) Ein Unwohlsein, welches Napoleon am 28. Mittags befiel, als er auf der Straße nach Pirna frühstückte, soll ihn in seinem Vormarsch gehindert und nach Dresden zurückgeführt haben. So will es die Legende. Nun, das Unwohlsein mag auf Wahrheit beruhen; aber dasselbe muß ein rasch vorübergehendes gewesen sein, denn man sah ihn „sehr heiter und lustig“ nach Dresden zurückfahren, wo ihn dann ein Bote, der von der Katzbach kam, „bei vollster Gesundheit“ antraf. Er selbst hat freilich später, im

Dazu kam aber noch Anderes. Der Kaiser war in den letzten Tagen von einem Unfall, der die Armee Oudinots betroffen, benachrichtigt worden, die Bülow bei Groß-Beeren am 23. August geschlagen und zum Rückzug auf Wittenberg genötigt hatte. Und daran nicht genug, traf eben jetzt, als er sich zu den verfolgenden Korps begeben wollte, die Kunde von einem glänzenden Siege Blüchers bei Wahlstatt an der Katzbach über Macdonald am 26. ein, der die Ostarmee der Franzosen mit einem Verluste von bei 20000 Mann in die Lausitz zurückwarf. Durfte er unter diesen Umständen noch nach Böhmen ziehen? Er überlegte die Frage und beantwortete sie in einer Reihe von Notizen, die gegen diese Absicht sprachen. Es war ja sein ursprünglicher Hauptplan, im Süden defensiv zu bleiben und nur im Norden offensiv vorzugehen. Darum hat er die Affaire bei Dresden lediglich als Sieg in der Defensive aufgefaßt, während sein Angriffsprojekt auf Berlin und die Oderfestungen, deren Besatzungen sich nach seiner Berechnung nur bis in den Oktober halten konnten, am Scheitern war. Hier also denkt er persönlich und mit stärkeren Kräften eingreifen zu müssen, während er Dresden bloß in besseren Verteidigungsstand setzte. Und nun war es der Politiker in ihm, der sich zu dem Strategen gesellte und denselben beirrte: „Ich kann damit erreichen, daß sich die Russen von den Österreichern trennen, denn ich kann Österreich gegenüber meine Rücksicht für dasselbe geltendmachen, den Krieg nicht nach Böhmen getragen zu haben." Binnen der nächsten zwei Wochen will er — Macdonald werde sich gegen Blücher schon behaupten — Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die Werke der Preußen zerstört und die Landwehr desorganisiert haben. Die Verfolgung nach Böhmen unterbleibt.

Es muß den Kriegskundigen überlassen werden, die strategische Seite dieses Planes zu prüfen. Sie haben ihn bisher

Jahre 1815, einigen Generalen gegenüber, seinen großen Irrtum über die Bedeutung seines Dresdener Sieges mit diesem geringfügigen Zufall maskiert

verurteilt. Und als ob die Ereignisse selbst dem Kaiser Unrecht geben wollten, hatte eben jetzt der isoliert vorgeschobene Vandamme am 29. August bei Kulm von Russen und Österreichern in der Front überlegenen Widerstand erfahren und war schließlich am 30. auch noch von Kleist, der auf der Peterswalder Straße hinter ihm dreinmarschiert war, im Rücken gefaßt worden. Sein Korps wurde bis auf einen geringen Rest vernichtet, der in der Flucht über die Berge sein Heil suchte.

Aber auch das Unternehmen gegen Berlin sollte nicht zur Ausführung gelangen. Schon waren anfangs September die Befehle dazu erteilt, als von Macdonald ein trostloser Bericht eintraf, der den Kaiser mit den Hilfskorps nach Bautzen rief. Er begiebt sich dahin. Hier will er die Garde, das Korps von Marmont und ein Kavalleriekorps als Verstärkung einsetzen, um den heftig vordringenden Blücher zu schlagen, und dann „in großer Eile“ auf Berlin marschieren. Gut. Wie aber, wenn es gar nicht zur Schlacht kam? wenn Blücher, dessen urkräftiges Ungestüm durch die geistige Überlegenheit seines Generalstäblers Gneisenau gelenkt und gemäßigt ward, neuerdings, wie schon im August einmal, Napoleons Anwesenheit erfahrend, zurückwich und ihn hinter sich her in das ausgesogene Land lockte? Das geschah wirklich. Blücher ging von Hochkirch fechtend zurück nach Görlitz. Diesmal aber merkte Napoleon die Absicht und ließ von der „Verfolgung“ ab. Er muß nun ohne, wie er gehofft, die schlesische Armee geschlagen zu haben, gegen Bernadotte ziehen. Auch hierzu sind schon die Ordres ausgegeben, als von Dresden her die Nachricht von einer neuen Offensive der böhmischen Armee an ihn gelangt. Er wäre übrigens für diesmal im Norden zu spät gekommen, wo Bülows kraftvolle Energie und die Tapferkeit der preußischen Landwehr, die Napoleon nicht gering genug zu schätzen wußte, am 6. September bei Dennewitz so entscheidend über Ney, der an Oudinots Stelle getreten war, gesiegt hatten, daß derselbe bis Torgau und weit darüber hinaus flüchten mußte. „Ihre linke Flanke ist offen“,

schreibt der geschlagene Marschall am Tage darauf an den Kaiser, „nehmen Sie sich in Acht. Ich glaube es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und an die Saale zurückzugehen“.*)

Ehe ihn dieses Schreiben fand, war Napoleon in Dresden angekommen und gewahrte bei einer Rekognoszierung die Höhen der Gebirgsstraßen nach Böhmen in feindlichen Händen. Die Alliierten hatten nämlich, durch den eigenen Sieg bei Kulm und die Erfolge der beiden andern Armeen völlig aufgerichtet, auf die erste Kunde von dem neuen Vormarsch des Kaisers gegen Blücher eine doppelte Diversion zu dessen Gunsten unternommen. Eine Abteilung von 60 000 Österreichern sollte auf das rechte Ufer der Elbe hinübergehen und bei Rumburg in die Flanke des avancierenden Feindes fallen, während der Rest der Hauptarmee die bei Dresden zurückgebliebenen Streitkräfte festhielt. Napoleon hatte von der Diversion über Rumburg Kenntnis. Er will den Moment benutzen, die Feinde nach Peterswalde zurückwerfen und dort unter Umständen einen Vorstoß nach Böhmen wagen. Das Erste gelingt, das Zweite unterbleibt, des ungünstigen Terrains wegen, und am 12. September ist der Kaiser wieder in Dresden. Als bald darauf die Verbündeten, die auf die erste Kunde von Napoleons Anwesenheit das detachierte österreichische Korps bis auf eine Division zurückgerufen haben, aufs neue über das Gebirge rücken, um einen Zug Schwarzenbergs nordwestwärts in der Richtung auf Leipzig zu maskieren, hindert Jener diese Absicht, indem er wieder bis gegen Kulm vorbricht. Zu einem erfolgreichen Angriff erscheint ihm aber auch jetzt wieder die feindliche Stellung zu stark, da er

*) Von den übrigen Heeresteilen, die gegen die Nordarmee der Verbündeten zu operieren hatten, war Girards Division, als sie von der Affaire bei Großbeeren hörte, umgekehrt und auf dem Rückzuge nach Magdeburg zersprengt worden, Davoût dagegen, dessen Korps über die Hälfte aus Holländern und Niederdeutschen, also aus den unzuverlässigsten Elementen bestand, konnte nur einen schwachen Offensivversuch wagen, der ebenfalls schon nach der Niederlage Oudinots aufgegeben wurde.

selbst durch die Schwierigkeit der Verpflegung seines Heeres genötigt ist, zwei Korps nordwärts zu entsenden, um die Zufuhr auf der Elbe zu decken. Er muß sich Schwarzenberg gegenüber mit dem „System des Hin und Her“ begnügen, wie er am 18. September an Saint-Cyr schreibt. Auch hier wünscht er sehnlich angegriffen zu werden, doch vergebens. Die Feinde weichen dem obersten Heerführer aus und schlagen seine Generale.

Er darf jedoch nicht lange unthätig bleiben, da sich der Kreis der gegnerischen Kräfte um ihn her immer mehr verengt und er die Masse seiner Truppen auf dem eingeschränkten Raume nur mit täglich wachsenden Schwierigkeiten ernähren kann. Nachrichten von Ney, der auf das linke Ufer der Elbe zurückgegangen war, melden, daß die Armee Bernadottes und Bülows den Übergang über diesen Fluß plane und in der Nähe von Dessau Anstalten dazu treffe, und daß vom Heere Blüchers eine Abteilung nordwestwärts heranziehe. Bei solcher Gefahr, überflügelt zu werden, befiehlt Napoleon den Rückmarsch auf das linke Ufer der Elbe und giebt das rechte auf.

Seitdem er den entscheidenden Moment nach der Dresdner Schlacht versäumt hatte, war sein Wille machtlos, er selbst nur ein Spielball seiner Gegner geworden, bald hierhin, bald dorthin geworfen, sodaß ihn der Volkswitz, seiner wiederholten Fahrten nach Bautzen wegen, den „Bautzner Boten“ nannte, bis schließlich seine vorgeschobene Position ganz unhaltbar wurde. Und dazu im Heere die unerquicklichsten Zustände! Mißmut und Verdrossenheit, wohin man horchte! Voraus bei den höheren Offizieren. Selbst Fernerstehende mußten aufmerksam werden. „Es scheint mir“, schreibt der württembergische General Franquemont an seinen König am 10. September, „die französischen Generale und Offiziere sind des Krieges überdrüssig, und die Soldaten kann bloß die Gegenwart des Kaisers beleben“. In der That, wo sein Auge nicht auf ihnen ruhte, warfen sie ihre Pflicht ab, wie eine drückende Last, entledigten sich häufig ihrer Waffen und verließen die Kolonnen oder stahlen sich unter

die Leichtverwundeten, indem sie sich selbst verstümmelten. Kaum ein Monat war seit dem Wiederbeginn des Feldzugs verflossen, und schon waren über 60 000 Mann und fast 300 Geschütze in des Feindes Hände geraten, und Haufen von Hunderten, ja Tausenden Unbewaffneter zogen nach Westen. Was diese aus den Reihen trieb, war die entsetzliche Not, die einriß, als die gepeinigten schlesischen und sächsischen Landschaften ihre letzte Kartoffel hergegeben hatten und die Zufuhr auf der Elbe durch das Zurückweichen Neys fast unmöglich geworden war. „Herr Graf Daru“, schreibt der Kaiser selbst am 23. September an den Direktor der Armeeverwaltung, „die Armee wird nicht mehr ernährt. Es wär' eine Illusion, die Sache anders anzusehen“. Aber er kann nicht helfen. Und doch gewahrt er bei weitem nicht den ganzen Jammer, den ihm pflichtvergessene Augendienerei ebenso sorgsam zu verbergen sucht, als sie ihn nur zu oft über die Wahrheit widerwärtiger Ereignisse zu täuschen weiß.*) Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß von den 400 000 Mann, die der Kaiser Mitte August in Sachsen zur Verfügung hatte, Ende September kaum 250 000 beim Appell antworteten. Und diesen gebrach es an Ausrüstungsgegenständen, an Kleidung, an Schuhen und bald auch an Munition, da die Transporte aus dem Westen immer häufiger von feindlichen Parteigängern abgefangen wurden. Während die Alliierten sich um ein Heer von 50 000 Mann russisch-polnischer Reserven, das Bennigsen heranbrachte, verstärkten, kam nur Augereau mit 16 000 nach Leipzig. Zwar wurde am 27. September in Paris die Aushebung von 160 000 Konskribierten von 1815 und 120 000 der sieben letzten Altersklassen gefordert, aber wenn auch der Senat

*) Besonders Bertrand, ein devoter Günstling ohne viel Talent und Verdienst, bekannt durch seinen Ehrenwortsbruch vom Jahre 1805 im Kriege mit Österreich, suchte mit derlei Nachrichten sich angenehm zu machen. Seine Berichte nach der Schlacht bei Groß-Beeren mögen Napoleon veranlaßt haben, die Nordarmee nicht zu verstärken, was dann den zweiten Sieg der Preußen erleichtert hat.

sofort sein Dekret ausfertigte, so konnten die neuen Rekruten doch noch nicht für die nächste, offenbar sehr kritische Zeit in Betracht kommen.

In dieser ernsten Lage der letzten Septembertage, da sich „sein Schachspiel verwirrte“, wie der Kaiser zu Marmont sagte, hat er es wieder mit der Politik versucht. Wir kennen einen Brief an Franz I., den er am 25. durch den Adjutanten Flahault als Parlamentär dem österreichischen General Bubna, der mit seiner Division zum Blücherschen Heere detachiert blieb, überbringen ließ. Darin ward die geplante Übergabe der polnischen Festung Zamosc zum Vorwand genommen, um von Frieden zu sprechen. Der Abgesandte hatte daneben die mündliche Instruktion, zu versichern, daß es seinem Herrn jetzt besonders um den Abschluß desselben zu thun und er bereit sei, für Österreich und Preußen große Opfer zu bringen, „wenn man ihn nur hören wolle“. Aber Franz I., der am 9. September zu Teplitz seine bisherige Waffenbruderschaft in ein festes Bündnis mit Rußland und Preußen umgewandelt hatte, stand nun vertragsmäßig zu diesen. Am 3. Oktober wird er mit England einen Subsidientraktat abschließen und fünf Tage später werden Unterhandlungen, die er in Ried mit Baiern pflegen läßt, zu einem förmlichen Anschluß auch dieses Staates an die Koalition geführt haben. So versagt sich die Politik dem Kaiser der Franzosen, und alles hängt nur noch von seiner Feldherrnkunst ab. Sie wird den Abgang an verbündeten Kräften, die mangelnde Begeisterung seiner Truppen, das Defizit an Mut und Selbstverleugnung in seinem Heere wettzumachen haben. Wird sie dieser Aufgabe gewachsen sein?

Napoleon hat sich noch im September entschlossen, Blücher in sicherer Stellung hinter der Elbe zwischen Königstein und Meißen zu erwarten. „In dieser Position werd' ich“, schreibt er am 23. an Murat, „den Feind mit den Augen verfolgen und, wenn er sich auf irgendeine Angriffsoperation einläßt, mich auf ihn stürzen, sodaß er eine Schlacht nicht vermeiden kann“. Aber

er wartete vergebens. Mehr als eine Woche verging, und der Angriff Blüchers erfolgte nicht. Was war der Grund? Blücher war schon am 26. — Macdonald täuschend — mit seinem Heere von Bautzen über Kamenz in der Richtung auf Wartenburg abmarschiert, wo dann York am 3. Oktober gegen Bertrand den Übergang erkämpfte. Zur gleichen Zeit war die russische Reservearmee unter Bennigsen durch Schlesien und Böhmen bis Teplitz gelangt, Bernadotte bei Dessau über die Elbe gegangen, die Hauptarmee hatte die Offensive in der Richtung auf Leipzig ergriffen. Von alledem erfährt Napoleon erst recht spät. Noch am 4. Oktober fragt er bei Macdonald an, wo die Blücherschen Korps stehen. Als er endlich die Wahrheit vernimmt, ist er höchlich überrascht; derlei große Unternehmung hatte er dem Feinde nicht zugetraut. Nun wo es offenbar war, daß die Gegner sich in seinem Rücken vereinigen wollen, ließ sich auch die Elblinie nicht länger halten, und seines Bleibens konnte in Dresden nicht mehr sein. Am 5. Oktober faßt er den Plan, zwei Armeen zu bilden: die eine unter Murat, drei oder vier Korps stark, wird er zwischen das Schwarzenbergsche Heer und Leipzig stellen mit der Aufgabe, sich durchaus defensiv zu verhalten und allmählich vor den überlegenen Kräften des Feindes auf diese Stadt zurückzuweichen; die zweite will er selbst rasch über Meißen und Wurzen zu Ney führen, sich mit diesem vereinigt zwischen Leipzig und die schlesische Armee schieben, die Letztere schlagen und werfen, und dann sich mit Murat wider das gegnerische Hauptheer wenden. Von diesem Plane kam er später nur in dem Punkte zurück, daß er Dresden von zwei Korps unter Saint-Cyr besetzt ließ. War es in der Absicht, von der Schwarzenbergschen Armee mehr in Böhmen festzuhalten? oder wollte der Protektor des Rheinbundes die Residenz des getreuesten Bundesfürsten nicht in Feindeshand fallen lassen und damit sein Prestige schädigen? Gleichviel, er hatte später in der großen Entscheidungsschlacht den Abgang der 30 000 Mann bitter zu beklagen.

Von dem Herankommen Napoleons erhielten nun aber wieder

Blücher und Bernadotte, die am 7. Oktober zusammengekommen waren und den gemeinsamen Marsch auf Leipzig beschlossen hatten, lange keine Nachricht. Dann warf die plötzliche Kunde von dem Anrücken des entfernt Geglaubten ihre Absicht um. Bernadotte, der bisher seine Siege durch die Preußen hatte erkämpfen lassen und sein schwedisches Korps mit ängstlicher Vorsicht vor Verlust bewahrte, sprach sofort von Rückzug über die Elbe, den er auch Blüchern empfehlen wollte, erklärte sich aber schließlich doch bereit, diesseits zu bleiben und von Aken südwärts zu marschieren, als der preußische Feldherr sich anheischig machte, über die Mulde auszuweichen und mit der Nordarmee verbunden hinter die Saale zu gehen. Dieser kühne Plan hatte zur Folge, daß Napoleon, der nun ganz sicher auf eine Schlacht gerechnet hatte, sich doch wieder nur einem ausweichenden Feinde gegenübersah. Er ist deshalb in der denkbar schlechtesten Stimmung während der vier Tage, die er vom 11. bis 14. Oktober auf dem Schlosse zu Düben zubringt. Daß sich Blücher nicht fassen ließ, giebt ihm hier die Absicht ein, gegen die rückwärtigen Verbindungen der schlesischen und der Nordarmee, d. i. auf Wartenburg und Dessau zu operieren, sie dadurch zurückzunötigen, zu schlagen, über die Elbe zu werfen, Berlin zu bedrohen, dann selbst auf dem rechten Ufer stromaufwärts nach Dresden zu rücken, die dortige Besatzung mit sich zu nehmen und wider die Hauptarmee loszugehen. So weitausschauende Projekte muß er entwerfen, um seinen Vorsatz, die Gegner getrennt zu besiegen, noch festzuhalten. Von dem Marsche Blüchers zur Saale, wo derselbe von Halle aus Fühlung mit der Hauptarmee sucht, weiß er zunächst nichts. Er läßt wirklich an die Elbe vorstoßen, und da das Korps Tauenziens, welches Bernadotte, ehe er nach Cönnern aufbrach, am Flusse zurückgelassen hatte, auf das rechte Ufer genötigt wird, wiegt er sich in der falschen Vorstellung, Bernadotte sei mit allen Truppen wieder hinüber. Über Blücher erfährt er erst am Morgen des 12. annähernd Richtiges, nur vermutet er ihn noch nicht bei Halle. Und da scheint es ihm nun, da Schwar-

zenberg immer entschiedener sich Leipzig nähert, das Nötigste, diesen im Südosten der Stadt, und ehe er sich noch mit Blücher vereinigen kann, total zu schlagen. Aber ist es nicht schon zu spät? Hat er nicht zu lange in Düben verweilt und auf gute Kundschaft gehorcht, ehe er handelte? Wer ihn dort, wie Odeleben, sich langweilen sah, „auf Nachrichten von der Elbe harrend, auf einem Sofa seines Zimmers, ganz geschäftslos vor einem großen Tische sitzen, auf dem ein Bogen weißes Papier lag, das er mit großen Frakturzügen erfüllte“, wer ihn so sah, den thätigsten Mann der Welt, der konnte leicht, wie Marmont, von ihm sagen: „Man erkennt Napoleon während dieses Feldzugs nicht wieder!“ Wie die Dinge lagen, konnte wohl kein Manöver mehr die Zusammenwirkung der feindlichen Armeen aufhalten. Strategisch war er bereits besiegt, und nur als letzte Hoffnung blieb ihm die Entscheidungsschlacht, die er jetzt gegen eine ungeheure Übermacht — 200 000 Mann gegen 300 000 — wagen muß.

So schlimm freilich sah der Kaiser seine Lage nicht an, als er am 14. Düben verließ und nach Leipzig fuhr. Er hatte nun zwar auch erfahren, daß Bernadotte nicht jenseits der Elbe stand, aber er glaubte fürs erste doch gegen Norden und Westen sicher zu sein und bei der nächsten Aktion nur mit Schwarzenberg zu thun zu haben. Und hätte er nicht so lange gesäumt, so wär' es auch wirklich so gekommen. Denn von dem feindlichen Hauptheere war noch keineswegs alles Murat gegenüber südlich der Stadt angelangt: Bennigsen mit den Reserven und ein Korps, welches Dresden beobachtet hatte und nun herankommandiert ward, etwa 65 000 Mann, standen am 16. noch eine Tagreise weit entfernt. Auch war Bernadotte, welcher sich, wie immer bisher, weit vom Schuß hielt, mit 60 000 Mann nicht in Verbindung mit Blücher vorgegangen, der deshalb wieder nur sehr vorsichtig avancierend erst am 15. von Halle nach Schkeuditz gelangte. Überdies hatte Schwarzenberg eine durch die Flüsse Elster und Pleiße und das Leipziger Ratsholz zer-

legte Aufstellung genommen, und wenn Napoleons Heer nur um einen Tag früher ankam, so stand es mit überlegenen Kräften — er hat über 170000 Mann zur Verfügung — gegen einen schlecht situierten Feind und konnte ihn werfen. Aber die Garden, die Truppen Mortiers, Oudinots und die Reiterdivisionen sind erst am 15. zu Murat gestoßen, dessen drei Korps (Poniatowski, Victor, Lauriston) die Linie zwischen Pleiße und Liebertwolkwitz halten. Macdonald wird erst während des Kampfes am nächsten Tage auf dem linken Flügel einrücken. Marmont muß nördlich der Parthe bleiben und bei Möckern gegen größere Massen sich zu halten suchen, denn Blücher war nun doch herangekommen. Reynier ist noch in Düben zurück. Der Kaiser steht allerdings auch jetzt an der wichtigsten Stelle, im Süden der Stadt, dem Feinde mit starken Kräften gegenüber, aber die Situation im Norden ist um so kritischer.

Am 16. Oktober um neun Uhr vormittags beginnen die Verbündeten den Kampf um die Ortschaften Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, der sich mit der größten Hartnäckigkeit zwei Stunden lang fortsetzt. Unterdes sind Macdonald und das Reiterkorps Sebastianis angekommen, und Napoleon geht nun seinerseits zum Angriff über: er will das Centrum des Gegners zwischen Wachau und Liebertwolkwitz durch 150 Geschütze erschüttern und durch eine mächtige Reiterattacke durchbrechen lassen, während Macdonald dessen linken Flügel über Seifertshayn umgeht; dann wird der Feind westwärts in die Flüsse geworfen und von seinen Nachschüben getrennt. So die Absicht. Noch in den Mittagsstunden beginnt die Kanonade und darauf die Kavalleriecharge, welche das Centrum wirklich bis über Gossa zurückwirft. Aber die nachrückenden Infanteriekolonnen treten nicht rasch genug in die gerissene Lücke ein; die Reiterei selbst verliert den Zusammenhalt und kann durch die eilends von Magdeborn herbeigerufenen russischen Reserven und ein von Schwarzenberg über die Pleiße herzubeordertes Korps Österreicher zurückgewiesen werden. Unter diesen Umständen nützt es

wenig, daß Victor, den Oudinot verstärkt, rechts bis Auenhayn vorgedrungen ist und Macdonald den rechten Flügel der Verbündeten bis Groß-Pößnau umgebogen hat, auch nichts, daß ein schlechtüberlegter Angriff des österreichischen Korps Merveldt in der rechten Flanke auf Dölitz total mißglückt. Gerade dieser Angriff hat einen letzten Ansturm der alten Garde auf das Centrum hintangehalten, indem er dieselbe auf sich zog. Ein entscheidender Sieg ist somit nicht errungen. Nur ein Stück Schlachtfeld ist gewonnen. Aber gerade ein entscheidender Sieg mit Flucht und Auflösung des Feindes hätte müssen errungen werden, wenn Napoleons Sache nicht gänzlich scheitern sollte. Denn Marmont war unterdes durch Blücher nach hartnäckigster Gegenwehr von Möckern und Widderitsch bis hinter Gohlis und Eutritzsch an die Parthe zurückgedrängt worden. Und so ist trotz des Terrainerfolges bei Wachau der Tag für Napoleon verloren, da der nächste schon des Gegners Kräfte wesentlich vermehren, Bernadotte und Bennigsen heranführen muß.

Obgleich ihn eine Rekognoszierung am Morgen des 17. Oktober seine verzweifelte Situation erkennen und den Entschluß zum Rückzug fassen läßt, steht der sofortigen Ausführung desselben doch mancherlei entgegen. Einmal war das Korps Reyniers noch immer zurück und ebenso Maret mit den Kanzleien. Deren Eintreffen mußte abgewartet werden. Dann: hieß es nicht eine Niederlage eingestehen, wenn man sofort zur Retraite blies? Und wir wissen, wie ängstlich Napoleon gerade über den Schein wachte. Endlich waren die Truppen, die sich tags zuvor so trefflich geschlagen hatten, so sehr ermattet, daß sie den Abmarsch, der gewiß nicht ohne ernste Kämpfe abging, nicht sogleich antreten konnten. Man brauchte Zeit; man mußte sie gewinnen. Der Kaiser ließ den bei der Affaire von Dölitz gefangenen Merveldt vor sich kommen, gab ihm gegen Ehrenwort seinen Degen zurück und sandte ihn mit friedlichen Anträgen, die zunächst einen Waffenstillstand bezweckten, an Kaiser Franz ins Hauptquartier. „Ich werde mich“, sagte er zu dem Österreicher, „wenn man will,

hinter die Saale zurückziehen, Russen und Preußen gehen hinter die Elbe, Ihr nach Böhmen, und das arme Sachsen soll neutral bleiben.“ Er ließ auch durchblicken, was er von seiner europäischen Stellung aufzugeben bereit wäre: Hannover an England, die deutsche Nordseeküste, vom Rheinbund Alles was freiwillig von ihm abfiel, dann Polen, Spanien und Holland, doch das Letztere nur, wenn seine Unabhängigkeit gegen Großbritannien gesichert werde. Italien aber sollte nicht mehr in seine alten Verhältnisse, d. i. unter die Vorherrschaft Österreichs, zurückkehren; es würde nur unter einem einzigen Herrscher vereinigt dem System von Europa entsprechen. Mit dieser Klausel benahm er der Sendung Merveldts alle Aussicht auf Erfolg. Denn gerade um die Vorherrschaft in Italien hatte Österreich zehn Jahre lang gefochten, und ein Austerlitz hatte dazu gehört, ihm den Verzicht darauf abzuringen. Man einigte sich denn auch rasch im Hauptquartier, wo Franz I. den Sendling vor Zeugen empfing, den Antrag unbeantwortet zu lassen. Den Wiederbeginn des Kampfes verschob man, der erwarteten Verstärkungen wegen, auf den nächsten Vormittag. Ein Angriff von der Blücherschen Armee her, welcher die Franzosen hinter Gohlis und die Parthe drückte, wurde bald wieder abgebrochen.

Nachdem Napoleon bis zum späten Abend vergebens auf Merveldts Rückkehr gewartet, traf er die ersten Dispositionen zum Rückzug, indem er Bertrand, der am 16. Lindenau gegen ein österreichisches Korps gehalten hatte, Befehl erteilte, am nächsten Morgen auf der Lützener Straße bis Weißenfels vorzugehen und diesen Weg zu sichern; die junge Garde sollte ihn in Lindenau ersetzen. Das war aber zunächst auch alles, und dem Geschichtschreiber fehlen die Behelfe, sich und anderen zu erklären, warum der Kaiser nicht schon bei Einbruch der Nacht, wo Reynier bereits eingerückt, die Truppen ausgeruht waren und der gute Ruf des Feldherren nicht mehr in Gefahr stand, mit aller Energie den Rückzug durch Leipzig antreten ließ. Scheute er die Verwirrung des nächtlichen Marsches durch die Stadt und über die

einzige Brücke? Denn andre hatte man zu bauen unterlassen. „Der 17. verlief ruhig", erzählt Marmont in seinen Memoiren; „der Feind wartete seine Verstärkungen ab. Was uns betraf, so waren wir damit beschäftigt, die Ordnung unter unseren Truppen wiederherzustellen. Doch hätten wir von dem Augenblick an unsern Rückzug beginnen, oder doch die Mittel vorbereiten müssen, um ihn bei einbrechender Nacht zu bewerkstelligen. Aber eine gewisse Sorglosigkeit von seiten Napoleons, die man unmöglich erklären und nur schwer bezeichnen kann, machte das Maß unsrer Leiden voll". Erst nach Mitternacht zog der Kaiser das Heer etwas näher an Leipzig heran, behielt es jedoch in Gefechtstellung. Es ist nun entschieden, er will den allerdings sehr schwierigen Durchzug durch Leipzig erstreiten, die ganze Armee des Feindes im Osten beschäftigen, ihn bei jeder Dorfschaft aufhalten, um so einem seiner Korps nach dem andern den ungestörten Abmarsch im Westen zu sichern. Für ihn handelte es sich also am nächsten Tage nur um ein Rückzugsgefecht, wie man es richtig bezeichnet hat, allerdings das großartigste, welches die Geschichte kennt. Er hat nach dem Eintreffen Reyniers und dem Abgang Bertrands noch gegen 146 000 Mann; die Verbündeten verfügen über die doppelte Anzahl, da auch Bernadotte endlich herangekommen ist und, nachdem ihm Blücher hochherzig 30 000 seiner Leute abgetreten, zur Teilnahme am Kampfe sich bereiterklärt hat.

Die französische Armee war am 18. in einer Linie aufgestellt, die sich von Connewitz die Pleiße aufwärts bis Dölitz zog, von da über Dösen nach Zuckelhausen und Holzhausen vorsprang, dann nordwärts bis Schönfeld und die Parthe entlang nach der Halleschen Vorstadt lief. Napoleon selbst nahm bei einer Tabaksmühle an der Colditzer Straße nächst Stötteritz seinen Standplatz. Die Verbündeten begannen um 8 Uhr anzugreifen. Sie erreichten, daß die Österreicher links über Dölitz, Dösen und Lößnitz hinausdrangen, die Russen im Centrum Zuckelhausen und Holzhausen eroberten, endlich die Preußen unter

Bernadotte, der bei Taucha mit 50000 Mann über die Parthe gegangen war und nachmittags von dorther in Fühlung mit Bennigsen avancierte, den Feind bis an die Dörfer Anger, Krottendorf, Volkmarsdorf zurückwarfen. Die Dunkelheit machte dem blutigen Wüten ein Ende. Ein überwältigender Sieg, wie er der ungeheuren Übermacht entsprochen haben würde, ist, wie man sieht, von den Alliierten nicht errungen worden. Denn die Stellungen bei Connewitz und im Centrum bei Probstheida und Stötteritz sind im Besitze der Franzosen geblieben. Aber die Gefahr, die vom linken Flügel her droht, wo eine sächsische Division und eine württembergische Kavalleriebrigade zum Feinde übergegangen waren, zwingt Napoleon, schließlich auch diese Positionen aufzugeben und damit seine Niederlage einzugestehen. Schon mittags hatte er den Rückmarsch des Trains, am Nachmittag den dreier Reiterkorps angeordnet; bei einbrechender Nacht fuhr der große Artilleriepark durch die Stadt, und da diktierte der Kaiser Berthier auch die Ordre für den allgemeinen Rückzug. „Man hatte ihm“, erzählt Odeleben, „einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruheten, nachlässig gefaltet, im Schoß; er glich in diesen Augenblicken jedem andern, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen marschierten in einiger Entfernung vorüber.“ Dann begab sich Napoleon nach Leipzig, wo er im Hôtel de Prusse die Nacht verbrachte.

Erst spät nach Mitternacht zogen auch die tapferen Verteidiger von Probstheida und Stötteritz in die Vorstädte hinein. Nur eine Nachhut blieb zurück, die den Feind bis nächsten Mittag von der Stadt fernhalten sollte. Erfolgte dann der allgemeine Sturm, so war es Aufgabe der letzteingerückten Korps, Leipzig womöglich noch bis Mitternacht zu halten. Aber es sollte anders kommen. In der Nacht und am Morgen des 19. war die Verwirrung in der Stadt, in die alles bei drei

Thoren hineinströmte, was doch nur bei einem einzigen wieder herauskonnte, ganz ungeheuer. Am Vormittage täuschte das unvermutete Vordringen einiger russischer Jägerabteilungen vom Rosenthal her den an der hohen Elsterbrücke postierten Genie-Korporal derart über die Lage, daß er die Brücke sprengte und dadurch die Korps der Arrieregarde völlig preisgab. Es blieb diesen Truppen nur übrig, sich zu ergeben. Ihre Führer suchten zu entkommen. Hier war es, wo sich Macdonald mit dem Pferde durch den Fluß schwimmend rettete, während Poniatowski, der edelste unter den Marschällen des Kaiserreichs und mit einer der tapfersten, in den Fluten versank; die anderen, Lauriston und Reynier, wurden gefangen; sie waren beide verwundet. Verwundet waren auch Ney, Macdonald, Marmont, Latour-Maubourg, Sebastiani u. a. Fünf Divisionsgenerale lagen tot. Über 60 000 Mann hatten Napoleon die beiden Tage vom 18. und 19. Oktober gekostet. Etwas viel für ein Arrieregefecht. Und nicht genug daran. Mit dem Rückzug nach dem Rheine, der jetzt unerläßlich geworden war, wurden auch die Besatzungen der Elbe-, Oder- und Weichselfestungen aufgegeben, d. i. etwa anderthalb hunderttausend Mann. Und noch ein Opfer forderte der Krieg: die Majestät Friedrich Augusts von Sachsen, dem Napoleon vor seinem Abgang vorgegaukelt hatte, er verlasse die Stadt nur, um im offenen Felde zu manövrieren, und werde sie in zwei bis drei Tagen wieder entsetzen.*) Der König ging als Gefangener nach Berlin, und Stein ward, als Vorsitzender einer Administrationskommission, Chef der Verwaltung des Landes im Namen der drei verbündeten Monarchen.

Als Napoleon bei Weißenfels etwas Ordnung in das retirierende Heer zu bringen trachtete, hatte er noch etwa 120 000 Mann um sich. Aber sobald man hinter die Saale und dem

---

*) König Friedrich August selbst hatte sich zu mehreren Personen (dem Russen Toll, dem Preußen Natzmer) über Napoleons Vorspiegelung geäußert.

nachrückenden Feind aus den Augen gelangt war, bröckelten von dieser Masse mit jedem Tage Tausende ab. Ein Teil warf die Waffen fort und desertierte, Andere zogen als marodierende Banden von „Fricoteurs“ hinterher, Andere blieben entkräftet zurück. In den Kolonnen wütete der Hungertyphus, fortan der treue Begleiter der Armee. Erst in Erfurt, wo die wenig eifrige Verfolgung der Gegner dem Heere eine zweitägige Ruhe gönnte, konnte es sich etwas restaurieren und sammeln. Doch schon jenseits des Thüringerwaldes, den der Kaiser bei Eisenach umging, um über Fulda und Hanau nach Frankfurt und Mainz zu gelangen, waren es wieder nur noch kaum mehr als 60 000 Mann, die in Reih' und Glied marschierten. Und auch diese mußten sich die Rückkehr an den Rhein erst noch erkämpfen, als ihnen am 30. Oktober Wrede bei Hanau mit einem bairisch-österreichischen Korps von 35 000 Mann, das er in Eile vom Inn herangeführt, in den Weg trat. Bis nahe an Fulda war Blücher hinter Napoleon marschiert. Blieb er auf diesem Wege, so konnte das französische Heer jetzt, wenn Wrede aushielt, in die ärgste Lage geraten. Aber im Hauptquartier der Monarchen hatte man die Ansicht gewonnen, der Feind werde nicht über Fulda und Hanau, sondern über Alsfeld und Gießen nach dem Rheine streben, hatte demgemäß Blücher auf diese Straße verwiesen und auch Wrede entsprechend instruiert. Der Letztere glaubte daher am 30. nicht mit der ganzen feindlichen Armee zu thun zu bekommen und griff herzhaft an; seinen Irrtum erkennend, hielt er gleichwohl aus politischen Gründen — „Wir sind zu neue Freunde, um nicht unsern guten Willen mit Ernst zu bethätigen“, sagte er — am Kampfe fest. An diesem Tage standen auch Napoleon nicht mehr als 35 000 Mann, darunter die Garden, zur Verfügung; der Rest der Bewaffneten folgte ziemlich weit zurück. Er wollte vorerst diese abwarten ließ sich aber — widerwillig — von Macdonald bestimmen, mit den Garden anzugreifen. Mit Erfolg. Dem Artilleriegeneral Drouot gelingt es, eine größere Anzahl Geschütze in des Feindes

linke Flanke zu bringen, und Wrede verliert nach hartnäckigem Widerstande die Schlacht. Der Weg nach Mainz war frei.

Am 2. November langte Napoleon dort an, um erst nach mehreren Tagen Aufenthalts nach Paris weiter zu reisen. Von der halben Million bewaffneter Männer, die in diesem Jahre, seinem Winke gehorchend, den Rhein überschritten hatten, kehrten kaum 90 000 zurück, viele ohne Wehr und mit dem Gift einer tödlichen Krankheit im Blute, das in der Rheinstadt sofort in fürchterlicher Stärke wüten und dem „Typhus de Mayence“ ein trauriges Andenken sichern sollte. „Die Menschenmasse“, erzählt ein Augenzeuge, „die alle Häuser und Straßen anfüllte, war unbeschreiblich; hier sah man die Soldaten noch mit halbem Leben, von aller Hilfe verlassen, vom Hunger gepeinigt, unter dem freien Himmel, bei Kälte und Regen auf harten Steinen liegen und auf den Tod mit Sehnsucht harren. Zu Hunderten starben sie täglich und lagen oft mehrere Tage unbegraben auf den Straßen.“ Man sah es, und auch der Kaiser sah, wenn er aus den Fenstern seines Palais über den Schloßplatz hinblickte, wie die zweite seiner großen Armeen verdarb. Was er wohl dabei empfinden mochte! Bevor der Feldzug begann, hatte er in Paris dem Grafen Molé versichert: „Glauben Sie nur nicht, daß ich nicht auch, wie die andern, ein fühlend Herz habe; ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Aber seit meiner frühesten Kindheit hab' ich mich gewöhnt, diese Saite zum Schweigen zu bringen, und nun bleibt sie stumm.“ Anders äußerte er sich in der Unterredung mit Metternich zu Dresden. Dort hatte dieser ihn gefragt: „Werden Sie, wenn die ohnehin vorweggenommene Generation Franzosen, die Sie unter die Fahnen gerufen, verschwunden sein wird, werden Sie dann noch an die nächste appellieren?“ und Napoleon, durch die ungelegene Frage erregt, geantwortet: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht was eine Soldatenseele ist. Ich bin im Feldlager groß geworden, und ein Mann wie ich schert sich den Teufel um das Leben einer Million Menschen.“ Beinahe soviel hatten ihm

seine beiden letzten Feldzüge gekostet. Und wenn er jetzt in Mainz für Kranke und Verwundete Sorge trug, so geschah es auch nicht sowohl, um sie aus Menschlichkeit zu retten, sondern vielmehr um sie später wieder verwenden zu können. Denn all seine Thätigkeit beherrschte der eine Gedanke, den er kürzlich in Erfurt aussprach: „Bis zum Mai werd' ich eine Armee von 250 000 Streitern am Rheine haben."

Viertes Kapitel.

Elba.

So war nun ein zweites Kriegsjahr mit ungeheuren Verlusten für Napoleon zu Ende gegangen. Der nationale Widerstand der Russen hatte ihn auf einem Leidenswege ohnegleichen aus dem Zarenlande hinausgenötigt, der nationale Aufschwung der Deutschen zwang ihn über den Rhein zurück. Die Politik der Fürsten und ihrer Kabinette verschwand völlig neben dem elementaren Drange des Völkerwillens nach Unabhängigkeit von fremder Willkür. Vergeblich war das Zögern Friedrich Wilhelm III., das zaudernde Wägen und Messen seiner Diplomaten gewesen: er mußte in den Krieg gegen den Alliierten des Vorjahres. Vergebens hatte Metternich für seinen Herrn eine besondere, durch Bündnisse gestärkte neutrale Stellung ausgesonnen: Franz I. mußte sie aufgeben und gegen den Eidam das Schwert ziehen. Umsonst, daß Friedrich August von Sachsen seine Treue gegen den Schöpfer seiner Königskrone bethätigte: seine Regimenter entfremdeten sich ihm und überließen ihn seinem Schicksale. Und ebenso waren westfälische Truppen, württembergische Reiter, badensisches Fußvolk lange schon zum Feinde übergegangen, ehe Jérôme in der letzten Oktoberwoche sein Land verließ, König Friedrich I. und Großherzog Karl sich

den Verbündeten anschlossen. Bald stand der ganze Rheinbund gegen sei..en Protektor. Und wie bei den Deutschen gewannen auch bei den andern heerpflichtigen Völkerschaften des Kaiserreichs die Nationalparteien die Oberhand. So bei den Italienern, auf die der „miso gallo“ Alfieris nicht ohne Wirkung geblieben war. Murat mit den Neapolitanern hatte sich noch vor der Hanauer Schlacht unter dem Vorwande, die Lage seines Königreichs erheische seine Rückkehr, von Napoleon getrennt. Seine Gedanken gingen aber nach anderen Dingen: er will nicht nur die Krone Neapels behalten, sondern auch die des ganzen Italien hinzugewinnen — vorausgesetzt, daß sich hier nicht die Donaumacht in ihre alten Rechte setzte. Denn schon Ende Oktober 1813 hatten die Österreicher unter Hiller die Truppen des Vizekönigs Eugen bis hinter die Etsch zurückgetrieben und Triest samt den dalmatinischen Festungen in ihre Hände bekommen. Die Holländer empörten sich Mitte November in Amsterdam offen wider Napoleon und erklärten sich für das angestammte Haus Oranien. Und während all das geschah, hatte auch der spanische Nationalkrieg unter Führung und Teilnahme der Engländer wieder neue Erfolge über die Franzosen ergeben. Im September war die Seefestung San Sebastian, im Oktober Pampeluna in Wellingtons Hände gefallen und dadurch der Weg nach Bayonne völlig frei geworden, den der Brite, nachdem er von Napoleons Mißerfolgen gehört, alsbald einschlug und unter fortwährenden Kämpfen mit Soult fortsetzte. Zugleich wich Suchet, um nicht seine Verbindungen mit Frankreich zu verlieren, aus Katalonien über die Pyrenäen zurück.

So erwehrten sich die fremden Völker des schwer lastenden Übergewichts, und die eigenste Schöpfung Napoleons, das internationale Empire, brach unter dem thatkräftigen Widerwillen der Nationen zusammen. Nun kam für sein Schicksal nur noch in Frage, ob denn nicht jetzt auch diejenige Nation, deren Land und Kraft er zum Stützpunkt seiner Weltherrschaft gemacht hatte, seines Regimentes endlich überdrüssig wurde, das in ruhe-

losem Drange ohne Grenzen ihr Blut und Gut vergeudete? Jetzt konnte er nicht, wie vor Jahresfrist, die widrigen Elemente der Natur als seine Bezwinger und als die Vernichter der zweiten gewaltigen Armee anklagen, die ihm in der Hoffnung auf Sieg und Frieden überantwortet worden war, und was er als die eigentliche Grundlage seiner Macht ansah, seine Geltung, war tief erschüttert. Wird er noch ein drittes Mal die Mittel zu einem neuen Kriege erhalten?

Allerdings hatte ihm der Senat, noch ehe auf der Leipziger Ebene der entscheidende Schlag fiel, mit gewohnter Devotion, wie erwähnt, 280 000 Mann zugewiesen. Aber wie wenig war das, um gegen Europa zu kriegen. Gewiß, auch der Konvent hatte gegen den ganzen Erdteil den Kampf aufgenommen, aber mit frischen Kräften, die der Enthusiasmus neuerrungener Freiheit beseelte. Seitdem waren zwanzig Jahre fast ununterbrochenen Streitens verflossen, die Nation hatte ihre Freiheit wieder eingebüßt, und ihre Begeisterung für den Mann, der ihr Ordnung und Ruhm verschaffte, war geschwunden, seitdem seine Glorie sich verdüsterte und an die Stelle erträumter Ruhe und friedlichen Genießens nur immer neue Fehden mit immer größeren Opfern traten. Denn die Zeit war lange vorbei, wo der Kaiser als Sieger dem französischen Volke Provinz auf Provinz zu Füßen legen und versichern konnte, daß all diese Kämpfe dem Lande so gut wie nichts kosteten. Im letzten Jahre hatte er die klaffenden Lücken des Staatsbudgets nur noch durch einen dreisten Griff in das Nationalvermögen stopfen können und den Verkauf der Gemeindegüter angeordnet. Nun stellte sich heraus, daß dieses Experiment einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte und daß nur ein kleiner Bruchteil der Werte in Geld umgesetzt werden konnte. So fehlte es dem Staate eben jetzt, da er sich in der bedrängtesten Lage befand, an den nötigen materiellen Mitteln. Wo waren sie zu finden, wenn — die Folge der hohen Blutsteuer — die Äcker brach lagen, die Industrie feierte, der Handel stockte? Etwa in der Erhöhung der Zölle? Aber der Im-

port war geringfügig. Oder durch Vermehrung der Grundsteuer (um 30%), der Thüren- und Fenstersteuer, der Patentensteuer, der Salzsteuer und der indirekten Steuern? So beschloß der Senat am 11. November. Aber das Erträgnis wird nicht hinreichen. Man wird im Januar 1814 die Grundsteuer statt um 30% um die Hälfte erhöhen müssen, und ebenso die anderen im gleichen Maße, und gleichwohl vergeblich. Das Steuererträgnis wird in diesem Jahre einen Ausfall von 50% aufweisen. Die Rente ist bis auf 50 gefallen, die Aktien der französischen Bank, welche ehedem 1400 Franken und mehr gegolten hatten, werden nun mit wenig über 700 gehandelt. Niemand kauft, denn niemand hat Geld flüssig. Die Weinbauern behalten ihr Gewächs in den Kellern; die Magazine der Fabriken sind überfüllt. Napoleon wird, wenn er rüsten will, fürs erste nur seinen Tuilerienschatz zur Verfügung haben, von dessen 65 Millionen die nächsten Wochen den größten Teil verschlingen werden.

Und wie an Geld, so fehlte es nun auch schon an Leuten für den Krieg. Zwar die Konskription vom Oktober ging noch leidlich von statten. Der Feind stand ja an der Grenze, und der Patriotismus forderte sein Recht. Man hatte, um das Vaterland zu verteidigen, doch keinen andern General, dem man sich in gleichem Maße anvertrauen konnte, wie dem genialen Kaiser. Darum blieb vorerst die Masse des französischen Volkes — die Polizeinoten beweisen es — gut imperialistisch. Nur in den dem englisch-bourbonischen Einfluß ausgesetzten Nordprovinzen: Flandern, Artois und Normandie, und den südlichen: Guyenne, Gascogne, Provence war die Bevölkerung gleichgültig gegen die Invasion oder doch dem Kaiserreich abgeneigt. In den übrigen Landesteilen lieferte der Bauer resigniert seinen letzten Sohn ab, und nur als ein zweites Senatsgesetz vom 15. November 1813 anordnete, aus den Altersklassen von 1803 bis 1814, die schon gedient hatten, neuerdings 300 000 Mann auszuheben, d. i. auf die Familienstützen und Ehemänner zu greifen, ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Einberufenen stellten sich

nicht oder entflohen in die Wälder, und zu Beginn des neuen Jahres war von den 300 000 Mann nicht viel mehr als der fünfte Teil rekrutiert. Und ebenso schlimm stand es um die Schaffung einer neuen Nationalgarde, wie sie der Senat — was bewilligte dieser Senat nicht alles! — am 17. Dezember in 450 Cohorten anbefahl. Der Bauer wußte vom letzten Feldzug her, daß der Kaiser, wenn er Soldaten brauchte, zwischen Miliz und Linie keinen Unterschied machte. Er war bereit, seinen Hof zu verteidigen, aber nicht, ihn mit Weib und Kind im Stiche zu lassen und zur Armee zu gehen. Keine 20 000 Mann brachte man in den Depots zusammen. Und selbst für diese geringen Ergebnisse der neuen Aushebung fehlte es noch an Armaturgegenständen, Uniformen und Waffen.

Fürwahr, das waren üble Aussichten für die Fortsetzung des Krieges gegen das verbündete Europa, wenn auch die Stimmung des französischen Volkes den Kaiser noch nicht fallen ließ, die liberale Agitation gegen ihn in den tieferen Schichten noch keinen Boden fand und die Bourbons mit ihrem Anhang hochmütiger Aristokraten der alten Abneigung noch immer sicher waren. Wenn man nur nicht nach zwei Seiten — gegen Süden und Osten — zugleich hätte Front machen müssen und die Truppen Soults und Suchets für den Krieg gegen die Alliierten hätte verwenden können. Daran dachte Napoleon wohl und deshalb entschloß er sich, den gefangenen Ferdinand VII. von Spanien freizulassen, ihm sein Land zurückzugeben und mit ihm Frieden zu schließen. Am 8. Dezember kam in Valençay der Vertrag zu stande. Anstatt nun aber den König sogleich heimzuschicken, was nach Wellingtons Zeugnis das einzige Mittel gewesen wäre, den Engländern den Krieg unmöglich zu machen, ließ sich Napoleon durch eine Intrigue Talleyrands, der jetzt mit allen Geheimmitteln der Politik des Kaisers Stellung zu untergraben suchte, bestimmen, vorerst den Vertrag den Cortes in Madrid vorzulegen. Diese verweigerten — Talleyrand war dessen sicher gewesen — die Annahme, die Unterhandlungen zogen

sich bis in den Januar hin, und die Armeen des Südens konnten nicht frei werden.

Und wie den König von Spanien, so wird der Kaiser auch daran denken müssen, seinen zweiten Gefangenen freizugeben: den Papst. Durch den Zusammenbruch des Empire ward ja auch seinen kirchenherrlichen Absichten der Boden entzogen. Wieviel hatte er sich nicht von seiner Gewalt über den h. Vater versprochen! „Von diesem Augenblick“ — sagte er später — „würde ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben, ein Idol aus ihm gemacht haben; nie hätte er seine weltlichen Besitztümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten wie meine legislativen. Meine Concilien wären die Repräsentation der Christenheit, die Päpste deren Präsidenten gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Dekrete gebilligt und verkündigt wie Konstantin und Karl der Große gethan. Wie fruchtbar an großen Ergebnissen wäre dies geworden! Der päpstliche Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen, und der, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Österreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbteil von Frankreich geworden.“ Aber das große Reich war nun im Wanken und sein Einfluß auf die Nachbarländer zunichte. Es war auf seine nationalen Grenzen eingeschränkt, und sein Monarch konnte nicht mehr daran denken, das internationale Universalsystem des Papsttums weiterhin damit zu verknüpfen. Gleich zu Beginn des letzten Krieges hatte Pius VII. das Konkordat von Fontainebleau widerrufen und später, als der Kongreß zu Prag tagte und Franz I. sich von Napoleon trennte, die apostolische Majestät Österreichs als Anwalt angerufen. Jetzt will ihn der Kaiser freigeben, doch auch nur gegen einen Vertrag, der das Gebiet des alten Kirchenstaates dauernd dem Königreich Italien zuspricht. Der Papst aber weist jede Unterhandlung aufs entschiedenste zurück, denn nicht in

Paris, nur in Rom könne eine solche geführt werden. Darauf hält ihn Napoleon fest, was seine politische Stellung nicht bessert, sondern eher mehr verwickeln muß.

Es blieb ihm zur Wahrung derselben überhaupt nur noch zweierlei übrig: entweder mit seinen reduzierten Kräften den mehrfach überlegenen Feind zu schlagen, oder mit ihm, ehe er über den Rhein ging, Frieden zu schließen, den Frieden, den Frankreich seit so viel Jahren vergeblich und jetzt, nach all den Verlusten, mit doppelt heißen Wünschen ersehnte. Aber war denn der Friede zu erlangen? Werden die Mächte, die soeben siegreich bis an den Rhein vorgedrungen sind, dort Halt machen und von Vergleich hören wollen? und wenn sie wollen, unter welchen Bedingungen? Die Antwort erfuhr Napoleon, als um die Mitte November 1813 ein französischer Diplomat, der Baron von Saint-Aignan, aus Frankfurt, dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, in Paris anlangte. Saint-Aignan hatte bisher die französische Regierung an den Höfen zu Gotha und Weimar vertreten, war nach der Schlacht bei Leipzig in der letzteren Stadt gefangen und von den Verbündeten nach Frankfurt mitgenommen worden, wo man ihm eine ähnliche Rolle zudachte, wie sie Napoleon jüngst Merveldt hatte spielen lassen. Metternich eröffnete ihm nämlich im Beisein und unter formeller Zustimmung Nesselrodes und des englischen Bevollmächtigten Lord Aberdeens, daß die Mächte geneigt seien Frieden zu schließen, wenn Napoleon die natürlichen Grenzen Frankreichs, d. i. den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen als Friedensbasis annehmen und einen Kongreß zum Zwecke einer allgemeinen Pazifikation beschicken wolle. Allerdings war diesem Anerbieten die einschränkende Klausel beigefügt, daß der Fortgang des Krieges durch die diplomatische Verhandlung nicht unterbrochen werden sollte; aber es war doch der Friede, der da in Aussicht stand, und wer es ehrlich mit dem Kaiser meinte, mußte ihm raten, sofort anzunehmen, denn es war so, wie es in Saint-Aignans Bericht hieß, „daß Napoleon der Menschheit viel Übel, Frankreich viel

Gefahren ersparen könne, wenn er die Unterhandlungen auch nicht um einen Tag hinausschiebe." Was die Verbündeten veranlaßte, einzuhalten und diesen Frieden anzubieten, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man behauptete, daß die Rücksicht des Kaisers von Österreich für das Schicksal und die Sicherheit seiner Tochter überwogen habe. Metternich selbst war der Meinung, der Schritt werde, wie er in einem Privatbriefe an Caulaincourt, den er dem Unterhändler mitgab, schrieb, ohne Erfolg bleiben. War das ein indirekter Wink für Napoleon, rasch zuzugreifen? Alles hing davon ab, ob er es that.

Er kannte seine Lage ganz genau. „Meine Situation" — sagte er in dieser Zeit zu seinem Bruder Joseph — „erlaubt mir nicht mehr, an irgend eine fremde Herrschaft zu denken, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich das Territorium des alten Frankreich durch den Frieden erhalten kann. Alles um mich herum droht den Einsturz. Meine Armeen sind vernichtet und die Verluste, die sie erlitten, lassen sich nur mit äußerster Schwierigkeit wieder gutmachen. Holland geht uns unwiederbringlich verloren; Italien ist schwankend; das Benehmen des Königs von Neapel beunruhigt mich. Die Nachschübe für den Vizekönig, deren dieser dringend bedarf, langen nicht an, die Österreicher drängen ihn, und die Italiener, die er befehligt, zaudern. Belgien und die Rheinprovinzen geben Zeichen von Unzufriedenheit. Die spanische Grenze ist in der Gewalt des Feindes. Wie sollte man in einer solchen Krisis an auswärtige Throne denken? wie Frankreich, das sich kaum verteidigen kann, Opfer für eine andere Sache als die seiner Erhaltung zumuten, wo man doch im höchsten Falle nur auf solche rechnen kann, die zum Schutz des eigenen Gebietes unerläßlich sind?"*) Und dennoch hat

*) Miot v. Melito, Mémoires, III. 309. Man darf freilich nicht außer Acht lassen, daß diese Worte des Kaisers nur das Präludium bildeten zu der Forderung, Joseph solle auf das spanische Königtum verzichten, und deshalb vielleicht düsterer lauteten als Napoleon selbst seine Lage erschien. Immerhin aber entsprachen sie ganz den thatsächlichen Verhältnissen.

Napoleon den Friedensantrag der Feinde nicht schlechtweg angenommen. Zwar war dies im ersten Augenblicke seine Absicht gewesen und Maret hatte schon die betreffende Depesche ausgefertigt, als er sich doch wieder eines andern besann und, um etwas mehr Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, damit er bei den Unterhandlungen nicht wehrlos dem Diktat der Feinde gehorchen müsse, in einem Schreiben vom 16. November die angebotene Friedensbasis gar nicht erwähnte, sondern nur Mannheim als Kongreßort vorschlug. Er täuschte sich. Metternich benützte diese aufschiebende Antwort des Kaisers, um sie in einem Manifest der Monarchen an das französische Volk zu verwerten. „Die verbündeten Mächte" — hieß es darin — „sind im Kriege nicht gegen Frankreich, sondern gegen jenes laut verkündete Übergewicht, das der Kaiser Napoleon außerhalb der Grenzen seines Reiches zum Unglück Europas und Frankreichs zu lange ausgeübt hat. Der Sieg hat die alliierten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten davon gemacht haben, hat darin bestanden, daß sie S. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden angeboten haben." Über die Bedingungen desselben hieß es dann allerdings nicht mehr: Rhein, Pyrenäen und Alpen, wie ein erster Metternich'scher Entwurf noch enthalten hatte, sondern nur: „Die verbündeten Souveräne wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei", und: „Die Mächte verbürgen dem französischen Reich eine Ausdehnung seines Gebietes, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gekannt hat". So appellierten die Kabinette des alten legitimen Europa — und dies ist ein neues Zeugnis dafür, wie sehr sie in diesem Augenblicke von einer volkstümlichen Strömung getragen waren — vom Monarchen an den Souverän, vom Kaiser an das Volk, vom Herrscher eines internationalen Empire an die französische Nation. In dieser Scheidung zwischen Fürst und Volk, dieser Berufung an die höhere Instanz des Letzteren, lag das Gewicht des sonst recht schwächlich klingenden Aufrufs, und die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Napoleon

wurde sie nicht nur aus den Berichten der Präfekten gewahr, die ihn veranlaßten, Senatoren und Staatsräte in die Provinz zu schicken, um die Stimmung zu beleben und der kaiserlichen Regierung freundlicher zu gestalten; sogar den Appell an die alte revolutionäre Kampfesfreude durfte er nicht verschmähen, und die lange verpönte Marseillaise ward von den Drehorgeln durch die Straßen geleiert. Am deutlichsten aber zeigte sich dem Kaiser, wie schließlich die Franzosen selbst zwischen ihm und sich zu unterscheiden begannen, als am 19. Dezember 1813 der Gesetzgebende Körper zusammentrat.

Bis zu diesem Tage hatte Napoleon die Eröffnung hinausgeschoben, um den Mitgliedern nicht ganz ohne Beweis für seine Friedensliebe gegenüberzutreten. Erst nachdem er der öffentlichen Meinung, die, von Savary irregeleitet, in Maret einen Gegner des Friedens erblickte, diesen Minister geopfert, d. h. ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgenommen und dieselbe Caulaincourt, dem Herzog von Vicenza, übertragen hatte, den man als Repräsentanten der Pazifikationsidee ansah, nachdem er dann durch diesen am 2. Dezember an Metternich hatte schreiben lassen, wie er nun auch die angebotenen Friedensgrundlagen annehme, worauf der österreichische Minister erwiderte, daß der Eröffnung des Kongresses nichts im Wege stehe und England sofort benachrichtigt werde, damit es einen Vertreter sende: jetzt glaubte Napoleon Material genug zu besitzen, um sich, wie er es in früheren Jahren gethan, als friedfertigen Mann hinzustellen, dessen gute Intentionen von dem bösen Europa gestört würden. Diese Korrespondenz — nur diese, nicht aber die Eröffnungen Saint-Aignans und die aufschiebende erste Antwort darauf, welche doch das ganze Friedensgeschäft so gut wie zu nichte gemacht hatte — wurde den Deputierten vorgelegt, obwohl der Kaiser in seiner Thronrede versicherte, es würden alle Originalakten, die sich im Portefeuille des Auswärtigen Ministeriums vorfinden, mitgeteilt werden. Der Schluß seiner Botschaft, die an die Nationalehre appellierte,

enthielt die übliche Forderung neuer Opfer, denn „die Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn sie all ihre Kräfte entfalten." Die Deputierten aber verstanden die Sache anders. Ein von dem Bordelaisen Lainé vorgetragener Kommissionsbericht sprach es mit mutiger Deutlichkeit aus: „Alle Mittel des Widerstandes würden nur dann wirksam sein, wenn die Franzosen überzeugt wären, daß es der Regierung wirklich nur um den Ruhm des Friedens zu thun sei und daß ihr Blut nur für die Verteidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden solle." Die letzte Andeutung wollte sagen, daß die Franzosen nicht mehr für eine Regierung der Willkür zu kämpfen gesonnen wären. Darum sollte der Kaiser gebeten werden, „für die volle und anhaltende Ausführung der Gesetze zu sorgen, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit und der Sicherheit des Eigentums, der Nation die ungeschmälerte Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleisten." Der Bericht wurde mit einem Sturm von Beifall im Plenum begrüßt und mit großer Majorität angenommen. Mit Mühe suchten die Regierungsvertreter den wenig gefügigen Wortlaut abzuändern. Es blieb noch soviel davon übrig, daß der Kaiser im Zorne den Druck verbot, den Gesetzgebenden Körper schloß und den Mitgliedern am 1. Januar 1814 in öffentlicher Audienz ins Gesicht sagte, sie seien „faktiös" und er würde sie überwachen lassen.

Die Schließung des Gesetzgebenden Körpers machte namentlich in den Provinzstädten viel böses Blut, und es will scheinen, als habe nur der jetzt ins Land dringende Krieg mit seinen Heimsuchungen und Gewaltsamkeiten Napoleon und seinem Regiment die Rettung aus einer inneren Krise gebracht, die sich eben vorbereitete. Für das französische Volk war er nun, in der Zeit der Not, nicht sowohl Herr mehr als Feldherr, allerdings der tüchtigste von allen und gewiß der eifrigste, denn er kämpfte um seinen Thron. Es wird uns nicht überraschen, noch einmal allen Wundern seiner Genialität zu begegnen.

Die Verbündeten hatten — wie Metternich es Saint-Aignan mit auf den Weg gegeben — den Krieg nicht unterbrochen. Schon in der ersten Novemberwoche waren sie über die unmittelbare Fortsetzung desselben einig geworden, trotz des Einspruchs einzelner altmodischer Militärs vom Schlage des österreichischen Generals Duka, der eine verschanzte Aufstellung längs des Rheins wünschte und Kaiser Franz einmal dahin brachte, Radetzky, welcher die Offensive predigte, mit standrechtlicher Behandlung zu drohen. Nur über den Operationsplan blieben die Meinungen noch eine Zeit lang geteilt. Gneisenau hatte mit guten Gründen die Offensive durch Belgien vorgeschlagen. Schwarzenberg dagegen bestand darauf, daß nur 30000 Mann unter Bülow nach Holland ziehen sollten, die Hauptarmee aber müsse durch die Schweiz, die erst zur Sache der Verbündeten zu bekehren und keinesfalls in der Flanke zu lassen sei, nach Frankreich eindringen und das Plateau von Langres zu gewinnen suchen; dadurch würde man, war die Meinung, den durch Oberitalien vordringenden Österreichern und auch Wellington näher sein. Die Blüchersche Armee sollte über den Mittelrhein gehen und so die rechte Flanke decken. Es war ein methodischer Plan, der viel Zeit kostete und mehr auf den Gewinn einer Stellung als auf den Sieg über den Feind hinzielte. Doch war der eine Satz von unbestreitbarer Richtigkeit, mit welchem Radetzky ihn verfocht: „Das ganze mittägliche Frankreich, in welchem sich jetzt kein Soldat befindet, wird durch diesen Schritt in seinen Organisationen gehemmt, und der Kaiser Napoleon verliert einen bedeutenden Teil seiner Mittel."

Denn darauf ging die vorzüglichste Absicht des Hauptquartiers: durch den Einbruch in Frankreich des Gegners Rüstungen zu hintertreiben und ihn, also unfähig zu nachhaltigem Widerstande, dem Frieden geneigter zu machen.*) Ihn ver-

*) „Die militärischen Operationen" — schreibt Gentz am 19. Dezember aus Freiburg an den Fürsten der Walachei, nachdem er von den Unter-

nichten, beseitigen, das wollte man noch keineswegs. Und in der That, es ward erreicht, daß, als die beiden Armeen zu Ende des Jahres den trennenden Strom überschritten hatten und in der ersten Januarhälfte in Frankreich vordrangen, mehr als der dritte Teil dieses Landes den Rüstungen entzogen wurde, während das neue Heer Napoleons noch in den ersten Stadien der Heranbildung sich befand. Was von dem alten unter Macdonald, Marmont und Victor am Rheine zurückgeblieben war, und was Ney und Mortier bei Nancy und Langres sammelten, betrug nicht viel über 50 000 Mann, denn mindestens ebensoviel waren im Monat Dezember am Typhus gestorben.*) Diese Streitkräfte zogen sich während des Januars 1814, der Übermacht weichend, in der Direktion auf Vitry an der Marne zurück. Gérard mit einigen Tausend Reserven und Lefebvre mit den Garden vermehrten die Streiterzahl nur um etwa 10 000 Mann. Der Versuch einer Levée en masse scheiterte vollständig, und das betreffende Dekret vom 3. Januar blieb ohne Wirkung.

Napoleons ursprünglicher Plan, als er das Vorrücken der Alliierten gewahrte, war, sie bis in die Nähe der Hauptstadt herankommen zu lassen, wo er seine neue Armee unterdes aufgestellt und ausgebildet haben würde, hier dann alle Streitkräfte zu vereinigen und die Entscheidung in einer Schlacht zu suchen. Diesen Plan gab er aber, um den Gegnern nicht allzu viel französisches Terrain mit seinen Hilfsquellen zu überantworten, auf und beschloß, schon zwischen Seine und Marne, wenn auch anfänglich nur mit den Resten der alten Armee, zu kämpfen. Seine Absicht hierbei war, den getrennt anmarschierenden Feind

---

handlungen gesprochen — „werden nichtsdestoweniger mit größerem Nachdruck fortgesetzt werden, weil man auf diese Weise die Reorganisation der Armee im Innern Frankreichs zu verhindern und dadurch die friedliche Stimmung Napoleons umsomehr zu befestigen hofft."

*) Für die Stärke der Korps giebt jetzt Houssaye, „1814", S. 59 die amtlichen Ziffern.

noch vor seiner Vereinigung zu schlagen und sich — aus politischen wie aus strategischen Gründen — zunächst gegen Blücher zu wenden, der auf Saint-Dizier losging, während die Hauptarmee über Montbéliard und Langres langsam heranzog. Diese Langsamkeit hatte verschiedene Gründe: einmal war Alexander, von Laharpe, Jomini und anderen Schweizern eingenommen, lange gegen den Durchmarsch durch die Schweiz gewesen, dann hatte er sich, in poetischer Erinnerung an den Neujahrsübergang über den Niemen, erst am russischen Neujahrstage (13. Januar) bei Basel über den Rhein begeben, und endlich hatte Metternich am 8. Januar Schwarzenberg angewiesen, „klug“ vorwärtszugehen, da er das große Friedensgeschäft bald zu beendigen hoffe. Denn Caulaincourt wartete in Lunéville auf die Eröffnung der Kongreßunterhandlungen und beklagte sich wegen der Verzögerung derselben, da doch sein Kaiser den stärksten Beweis dafür gegeben habe, daß ihm nichts mehr am Herzen liege als die Herstellung des allgemeinen Friedens, indem er seinen Minister des Äußern mit Vollmacht abschickte.*) Und noch eins lähmte die Operationen der Hauptarmee: Alexander hatte in Åbo Bernadotte Hoffnung auf den französischen Thron gemacht, und dieser sich auch während des ganzen Herbstfeldzuges dementsprechend zurückhaltend gegenüber den Franzosen gezeigt. Jetzt kam dieses Projekt des Zaren zum Vorschein und kühlte die ohnehin geringe Kampfeslust Österreichs noch mehr ab.

---

*) S. Österreichs Teilnahme ꝛc S. 790. Metternich erwähnt in seinem Schreiben aus Freiburg vom 8. Januar an Schwarzenberg, er habe Caulaincourt neben einer offiziellen Antwort, die ihn auf bestimmte Erklärungen in nächster Zeit verwies, auch einige vertrauliche Zeilen gesendet. Dieselben sind noch nicht veröffentlicht. Es wäre vom größten Interesse, sie zu kennen. Für Metternichs Auffassung der Lage, bevor Englands Minister Castlereagh im Hauptquartier ankam, ist noch ein zweiter Brief an Schwarzenberg vom 13. Januar bezeichnend: „Ein Ende machen, und zwar mit Ehren; erreichen was wünschenswert und nützlich ist, ohne es in Paris zu suchen, oder nach Paris gehen, wenn man es nicht erlangen kann. Das ist meine ganze Politik.“

Am 25. Januar fuhr Napoleon von Paris weg und traf am 26. morgens in Chalons ein. Blücher war an diesem Tage von St. Dizier nach Brienne unterwegs, um der Hauptarmee näherzukommen. Er verfügte, nachdem er das Korps Yorcks gegen die Mosel entsendet und dasjenige Langerons bis auf eine Division zur Beobachtung von Mainz zurückgelassen hat, über nicht 30 000 Mann. Napoleon schätzte ihn auf noch weniger und beschloß, ihn anzugreifen, obwohl auch er nicht über mehr als 40 000 Mann verfügte. Er vermutete ihn noch in St. Dizier, wo er jedoch am 27. nur seine Nachhut fand, und eilte nun, Marmont zurücklassend, hinter ihm her gegen Brienne. Hier kam es dann am 29. zum Gefecht, welches Blücher, der bereits im Begriffe stand westwärts weiterzugehen, nötigte, südlich nach Trannes zu weichen.

Zur selben Zeit gelangte man im feindlichen Hauptquartier in Langres zu denkwürdigen Beschlüssen. Dort war am 25. Januar der englische Minister des Äußeren, Lord Castlereagh, angelangt und hatte sofort entscheidenden Einfluß genommen. Er hatte vor allem „den ununterbrochenen Fortgang der militärischen Operationen" gefordert, zugleich aber auch die Anregung zu einer Ministerkonferenz gegeben, welche die politischen Wege festzustellen hätte, die man wandeln wollte. Und da einigte man sich denn am 29. dahin, daß auf dem nächster Tage in Châtillon zu eröffnenden Kongreß Caulaincourt „das alte französische Landgebiet" als Friedensbasis vorgeschlagen werden sollte, d. h. man kam von den Bedingungen, die man Saint-Aignan mitgegeben und die Napoleon nicht rasch genug angenommen hatte, zurück und umschrieb nun Frankreich nicht mehr mit Alpen, Rhein und Pyrenäen, sondern mit den Grenzen, die es zu Beginn des Revolutionskrieges 1792 gehabt hatte, als noch ein legitimer König auf dem Throne saß. Man machte dafür die Erfolge geltend, welche man seit dem November aufzuweisen hatte: das Vordringen ins Innere Frankreichs, die Eroberung Hollands und den Beitritt Murats, der am 11. Januar ein

Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich eingegangen war. Mit diesem Beschluß, der Frankreich seine revolutionäre Errungenschaft absprach und den Staat auf sein ehemaliges Territorium einschränkte, entzogen die Mächte — vorausgesetzt, daß sie ihr Programm mit allen militärischen Mitteln durchfochten — der revolutionären Monarchie den Boden, deren Prinzip unbedingte Ausdehnung der Grenzen und des Einflusses nach außen gewesen war. Und es war daher nur konsequent, daß bereits in Langres auch die Wiederherstellung der alten Herrscherfamilie der Bourbons ins Auge gefaßt wurde. Die Klausel: „falls dieselbe durch einen Akt der Nation selbst in Anregung gebracht würde" legte nun schon weit weniger Gewicht auf das souveräne Volk als der Frankfurter Appell.

Diese weittragenden Beschlüsse sollten sofort in den nächsten Tagen durch einen Sieg über Napoleon eine wesentliche Unterstützung erhalten. Der war Blücher bis in die Nähe von Trannes gefolgt, immer in der Hoffnung, ihn noch, bevor Schwarzenberg herankam, zu schlagen. Diese Hoffnung wurde getäuscht. Schwarzenberg hatte sich nach manchem Weh und Ach über diejenigen, die nicht eilig genug nach Paris gelangen konnten, und mit Vorwürfen gegen Metternich, der den Frieden noch immer nicht zustandegebracht, entschlossen, Blücher zu unterstützen, und ihm zwei Korps zugeschickt, die dessen Kräfte auf 60 000 Mann, durchgängig Russen und Österreicher, hoben, während Napoleon nur über 40 000 verfügte. Und auch das Korps Wredes eilte von Joinville herzu, sodaß man dem gefürchteten Franzosenkaiser mit mehr als der doppelten Überzahl gegenüberstehen konnte. So war, was dieser zu hindern gemeint, geschehen, und schon die Hartnäckigkeit, mit welcher Blücher bei Trannes Stand hielt, ließ ihn über die Nähe der feindlichen Hauptarmee nicht mehr im Zweifel. Er hatte auch am 1. Februar bereits den Befehl zum Abmarsch nach Westen gegeben, als Blücher bei La Rothière die Offensive ergriff. Den ganzen Nachmittag erwehrten sich die französischen Truppen der Übermacht, bis gegen Abend ihre

Linie auf dem linken Flügel bei Chaumesnil durch das Eingreifen Wredes durchbrochen ward und die von Napoleon selbst geführten Reserven den Schaden nicht mehr gut machen konnten. La Rothière ging verloren, und mit dem Dorfe die Schlacht.

Der Sieg der Verbündeten war ein glänzender, und er wäre vielleicht endgiltig gewesen, wenn ihn eine energische Verfolgung ausgebeutet hätte. Aber diese unterblieb. Die Alliierten hielten Napoleon eines Widerstandes nicht mehr fähig. Blücher schrieb noch am Abende der Schlacht, es sei durch dieselbe „gleichsam Alles entschieden worden“ und man werde in acht Tagen in Paris sein. Und so unterließ man es, rasch hinter dem Besiegten herzueilen und ihm nicht zu gestatten, daß er Ordnung in seine völlig verwirrten Truppen brachte. Auch Napoleon empfand das ganze Gewicht des Schlages, den er erfahren. Maret, der sich in den unglücklichen Tagen nach der letzten Affaire bei ihm in Troyes einfand und das Staatssekretariat übernahm, erzählt in seinen Memoiren, er habe sich dort zur äußersten Nachgiebigkeit entschlossen und Caulaincourt, der unter den gänzlich veränderten Verhältnissen einen bestimmten Auftrag für den am 5. Februar beginnenden Kongreß begehrte, völlig freie Hand gelassen. „Der Herzog von Bassano“ — heißt es in den Aufzeichnungen — „reichte den Brief (Caulaincourts) Napoleon und beschwor ihn, nachzugeben. Der Kaiser schien zunächst kaum auf ihn zu hören, dann wies er auf eine Stelle in dem Buche Montesquieus, das er zerstreut durchblätterte. „Lesen Sie“, sagte er, „lesen Sie laut“. Da stand: „Ich wüßte nichts hochherzigeres als den Entschluß eines Monarchen unserer Tage, sich eher unter den Trümmern seines Thrones zu begraben als Vorschläge anzunehmen, die ein König nicht hören darf.“ „Ich aber“, rief Maret, „weiß etwas hochherzigeres: wenn Sie Ihren Ruhm zum Opfer brächten und damit den Abgrund ausfüllten, der sonst Frankreich mit Ihnen verschlingen wird.“ „Gut denn, Ihr Herren, macht Frieden; Caulaincourt soll ihn abschließen, soll alles unterzeichnen, was

ihn herbeiführen kann; ich will die Schande ertragen. Aber verlangt nur nicht von mir, daß ich meine Erniedrigung selbst diktiere.“ Da schrieb dann Maret an den Minister, der Kaiser gebe ihm Carte blanche, um die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation ins Spiel kommen würden. Als Caulaincourt, erschreckt von der Zumutung einer so großen Verantwortung, am 6. Februar um die bestimmte Weisung bat, wie weit er gehen könne, brachte Maret den Kaiser, der am 7. nach Nogent zurückgegangen war, endlich dahin, daß er noch in der Nacht wirklich „seine Erniedrigung diktierte“. „Es wurde nun festgesetzt“ — wird weiter erzählt — „daß man Belgien und selbst das linke Rheinufer für den Frieden dahingeben müsse, und zwar wurden die Instruktionen in dem Sinne abgefaßt, daß der Bevollmächtigte zuerst Belgien, dann, wenn unerläßlich, das linke Rheinufer anbieten solle. Italien, Piemont, Genua, ja selbst die Koloniecn sollten vor allem geopfert werden.“ Am nächsten Morgen wollte Napoleon die neue Ordre unterzeichnen. Da waren aber noch vor Tagesanbruch Meldungen eingetroffen, die alles wieder umwarfen, und als Maret mit dem Schriftstück im Kabinett erschien, fand er seinen Herrn in vollem Eifer über seine Karten gebeugt. „Es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge“, ward ihm zugerufen. „Ich bin soeben daran, Blücher zu schlagen“ Und damit war von der Unterschrift nicht weiter die Rede. Talleyrand hatte Recht: er konnte nicht König von Frankreich werden, der Kaiser Napoleon.*)

Kurz nach der Schlacht bei La Rothière, als die Verbündeten im Beschluß, auf Paris zu marschieren, einig geworden

---

*) Wenn auch die Mitteilung Marets richtig ist, so ist doch nicht zu übersehen, daß Napoleon Blüchers Bewegungen schon seit mehreren Tagen verfolgte und am 7 Februar abends an Joseph schrieb: „In dieser Lage der Dinge muß man Zuversicht zeigen und kühne Maßregeln ergreifen.“

waren, hatten sie ihre beiden Armeen getrennt: Schwarzenberg hielt die Straße nach Troyes und Fontainebleau, und Blücher zog zunächst nordwärts, um dann über Fère Champenoise nach Westen zu gehen. Er sollte York, der von Châlons her hinter Macdonald die Marne entlang marschierte, und Verstärkungen, die unter Kleist und Kapzéwitsch aus Deutschland nachrückten, an sich ziehen. Das setzte langsame Bewegung voraus, wie denn auch Schwarzenberg nur bedächtig vorwärtsging. Da faßte aber ganz plötzlich Blücher den Plan, mit zwei russischen Korps (Sacken und Olssuwiew) nordwestwärts über Montmirail voreilend, Macdonald an der Marne den Weg zu verlegen, ihn von Napoleon abzuschneiden und zwischen sich und York zu erdrücken. Er wartete jetzt jene Verstärkungen nicht erst ab, die übrigens durch einen Befehl des Kaisers Alexander in eine falsche Direktion geraten waren, und hatte seine Armee in drei weitgetrennten Kolonnen verteilt. Dies hatte Napoleon erkannt, als er am 8. Maret seine Unterschrift verweigerte. Er wird den ihm von Marmont empfohlenen Plan verfolgen und „die tüchtigste Armee der Verbündeten", wie er Blüchers Streitkraft nannte, im einzelnen überwältigen. Oudinot, Victor und Gérard läßt er mit nicht ganz 40 000 Mann bei Montereau und Nogent zur Beobachtung Schwarzenbergs zurück und eilt mit nicht ganz 30 000 (Ney, Marmont und Garden) über Sezanne nach Norden auf Champaubert los. Dort befand sich am 10. Februar das Korps Olssuwiews im Marsche, während Sacken bereits nach Montmirail vorausgegangen war; der Rat Gneisenaus, alle Korps zurückzuziehen, war von Blücher abgelehnt worden. So wird an diesem Tage Olssuwiew nahezu vernichtet, und Napoleon stürmt, Marmont zurücklassend, Sacken nach, der ihn bei Montmirail empfängt. Hier läßt am Vormittag des 11. der Kaiser hinter der Schutzwand seiner trefflich bedienten Artillerie, die dem Gegner den Durchbruch verwehrt, seine Truppen herankommen, schwächt absichtlich den eigenen linken Flügel, um Sackens Angriff dorthin zu leiten, während er dessen Linke mit über-

legenen Kräften bedrängt. Dadurch hat er die Vereinigung mit York, der von Château-Thierry heranrückte, unmöglich gemacht: York wird zurückgedrückt und Sacken inzwischen total geschlagen. Beide ziehen hierauf nach großen Verlusten, während die der Franzosen gering sind, nach Chateau-Thierry, wohin sie der Kaiser am 12. verfolgt und wo ihnen, zu seinem Bedauern, Macdonald nicht den Weg verlegt. Diesen schickt er dann mit Verstärkungen nach Montereau an die Seine. Er selbst wendet sich noch nicht sogleich gegen Schwarzenberg, denn er hat vernommen, daß Blücher mit den Korps von Kleist und Kapzéwitsch selbst nun auf Montmirail vorrückt, wohin Marmont vor ihm zurückweicht. Er hält deshalb in seiner Verfolgung der in den letzten Tagen geschlagenen Gegner inne und wendet sich rasch von Chateau-Thierry südlich, um auch der dritten Kolonne das Schicksal der beiden ersten zu bereiten. Bei Vauchamps treffen am Mittag des 14. Februar die Franzosen auf die feindliche Vorhut und werfen dieselbe, worauf Blücher sofort den Rückzug beschließt. Derselbe geht aber nur unter fortwährenden verlustreichen Kämpfen vor sich, namentlich als Napoleon ein Kavalleriekorps unter Grouchy im weiten Bogen dem weichenden Feinde bei Etoges zuvorkommen läßt. Hier gelingt zwar der Durchbruch den tapferen, in bester Ordnung retirierenden Truppen, jedoch nur unter den größten Opfern. Bis Châlons ziehen sie sich dann zurück, wo sich auch York und Sacken mit den Resten ihrer Streitkräfte wieder einfinden werden.

Man hat diese rasch aufeinanderfolgenden Aktionen bei Champaubert, Montmirail und Vauchamps mit den ersten Siegen des jungen Feldherrn verglichen, und in der That, es ist dasselbe Feuer, dieselbe kühne Energie, dieselbe (jetzt durch eine reiche Erfahrung geläuterte) Kraft des Geistes. Aber wird das alles zureichen, um einen so ungleichen Kampf zu einem erträglichen Ende zu führen? Und wenn der General das Seinige that, wird auch der Kaiser ihm nicht wieder, wie so oft

in den letzten zwei Jahren, das Werk stören? Napoleon durfte nach dem dritten Siege, den er binnen fünf Tagen errungen, nicht mehr daran denken, der schlesischen Armee weiter zu folgen. Es war höchste Zeit, sich gegen Schwarzenberg zu wenden. So blieb nur Marmont Blücher gegenüberstehen, um sich bei der nächsten Offensive desselben über Montmirail langsam zurückzuziehen und die Verbindung mit Napoleon wieder zu gewinnen. Dieser vermutete die feindliche Hauptarmee schon weit jenseits der Seine über Montereau hinaus und begab sich mit den Truppen Neys, Gérards und den Garden in unglaublicher Eile nach Guignes an der Yères, wo er auch Macdonald, Oudinot und Victor vorfand und, bis auf Marmont, seine ganze Armee am 16. Februar versammelte. Vielleicht — seine Hoffnungen sind durch die letzten Erfolge ins Maßlose gestiegen — gelingt mit dem zweiten, weitaus mächtigeren Gegner, was mit dem ersten so trefflich gelungen war; vielleicht lassen sich auch die Kolonnen Schwarzenbergs nacheinander schlagen. Und fast will es den Anschein gewinnen. Am 17. von Guignes gegen Nangis vordringend trifft Napoleon bei Mormant auf die Avantgarde des feindlichen rechten Flügels unter Wittgenstein, der von Nogent über Provins nach Paris strebt, und vernichtet sie, und hätte noch am selben Tage, wie ihm befohlen war, Victor bei Montereau über die Seine vorstoßen können, immer möglich, daß dann das österreichische Korps Bianchis, welches bis Fontainebleau vorgerückt war und nun eilends zurückbefohlen ward, abgeschnitten wurde wie Sacken bei Montmirail. Dieser Vorstoß konnte aber erst am 18. von Napoleon selbst unternommen werden, nachdem Schwarzenberg Zeit gefunden hatte, all seine Kräfte hinter die Seine und Yonne zurückzuziehen.

Der Oberfeldherr der Alliierten, durch das Schicksal Blüchers tief verstimmt, war jetzt in heller Verzweiflung. „Um nicht im Einzelnen geschlagen zu werden“, schreibt er aus Bray an Metternich, der mit seinem Kaiser in Troyes zurückgeblieben war, „werde ich mich darauf beschränken, die Brücken von

Bray und Nogent hartnäckig (sérieusement) zu verteidigen, und meine Streitkräfte hinter der Seine und Yonne vereinigen." Er ist außer sich, daß Alexander am 9. Februar seinen Bevollmächtigten vom Kongreß zu Châtillon abberufen und daß man den Antrag Caulaincourts, auf Basis der „alten Grenzen" verhandeln zu wollen, wenn man sofort einen Waffenstillstand gewähre, nicht angenommen hatte. Er will jetzt das Versäumnis wieder gutmachen und läßt sich von dem Zaren und König Friedrich Wilhelm in Bray autorisieren, noch am 17. einen Brief an Berthier zu schreiben, in welchem er selbst die Waffenruhe anregt, da die Bevollmächtigten in Châtillon Auftrag erhalten hätten, die Präliminarien nach dem Antrage Caulaincourts abzuschließen und dies am 16. hatten thun sollen. Das Letztere war jedoch nur eine Finte und wurde von Napoleon sofort als solche erkannt. Er gewahrte des Gegners schlecht verdeckte Verlegenheit und richtete sich hoch auf. „Nach den letzten Nachrichten" — schreibt er am 18. an Joseph — „ist bei den Verbündeten alles anders geworden. Der Kaiser von Rußland, der noch vor wenig Tagen die Verhandlungen abgebrochen hatte, weil er Frankreich noch schlechtere Bedingungen als die ‚alten Grenzen' stellen wollte*), wünscht sie wieder anzuknüpfen, und ich hoffe, daß ich doch noch einen Frieden auf der Basis von Frankfurt erlangen werde, das Minimum, worauf ich mit Ehren paktieren kann. Hätte ich (vor den letzten Operationen) einen Frieden mit den alten Grenzen unterzeichnet, so würde ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffen und der Nation gesagt haben, das sei kein Friede gewesen, sondern eine Kapitulation. Nach dem neuen Stande der Dinge könnte ich dies nicht mehr sagen, da das Glück zu mir zurückgekehrt ist

*) Dies war richtig. Alexander, der ganz Polen für sich wünschte, wollte Österreich für Galizien mit dem Elsaß entschädigen. Das schaffte dem Nachbar Zwist mit Frankreich und wegen des Ausgreifens in Deutschland wohl auch Hader mit Preußen, und Rußland blieben im Orient die Hände frei. (Vergl. Oncken in Raumers Hist. Taschenbuch, 1886, S. 84.)

und ich wieder Herr meiner Bedingungen geworden bin.“ Ähnlich hatte er schon nach dem Siege von Montmirail durch Bassano an Caulaincourt schreiben lassen: „Es giebt keinen vernünftigen Frieden außer den auf der Basis von Frankfurt, jeder andere wäre nur ein Waffenstillstand.“*) Danach ward am 17. Caulaincourts unbedingte Vollmacht beschränkt, und Eugen erhielt die Contre-Ordre, sich in Italien zu behaupten.

Napoleon hatte Recht, es war „alles anders geworden“. Im Hauptquartier der Verbündeten hatten sich gerade zur Zeit, als er mit Blücher rang, scharfe Gegensätze entwickelt. Alexander war mit dem Plane hervorgetreten, keinen Frieden zu schließen, sondern möglichst rasch nach Paris zu gehen, die Hauptstadt einem russischen Gouverneur unterzuordnen und über die Frage des Regenten, sei es Bernadotte, die Republik oder noch weiterhin Napoleon, die Nation — allerdings unter russischer Bevormundung — entscheiden zu lassen. Selbstverständlich wäre dann das auf diese Weise durch ihn befestigte Oberhaupt Frankreichs der ergebene Alliierte Rußlands geworden. Diesen Absichten widerstrebte namentlich Österreich, das sich eher mit den Bourbons zu verständigen hoffte, die im vorigen Jahrhundert seine Gewaltstellung in Mitteleuropa und sein Übergewicht in Italien zugelassen hatten. Aus diesem Zwiespalt ergaben sich auch die militärischen Zögerungen seitens der Hauptarmee. Erst unter dem Drucke der napoleonischen Siege über Blücher war wieder einige Übereinstimmung eingekehrt, und Alexander hatte sich Mitte Februar den Forderungen der drei anderen Mächte gefügt: die Verhandlungen in Châtillon wurden wieder aufgenommen, und man wird den Frieden, wie ihn Caulaincourt in Vorschlag gebracht, verhandeln. Wenn jetzt Schwarzenberg — nachdem Napoleon am 18. bei Montereau ein württembergisches Korps besiegt hat — bis auf Troyes zurückweicht, glaubt er damit nicht dem Sieger, sondern dem Frieden das Feld geräumt

---

*) Houssaye, „1814“, S. 103.

zu haben, und wenn er Blücher, der sich rasch wieder erholt hatte, von Châlons herbeiruft, so ist es nur für den äußersten Fall; eine Schlacht will er, trotzdem daß die Verbündeten sicher über 150 000, der kühn nach Troyes heranrückende Napoleon aber nur über 70 000 Mann verfügen, nicht wagen. Er geht auch am 23. Februar nach Bar sur Aube zurück und denkt sogar bis auf das gepriesene Plateau von Langres zu weichen, wenn der gefürchtete Feind ihm noch weiter folgen sollte. Aber die Friedenshoffnungen des Oberfeldherrn sollten sich nicht erfüllen. Als in Châtillon die Mächte als Bedingungen des Präliminarfriedens die Grenzen von 1792 und als Garantie nicht nur die Räumung aller außerhalb Frankreichs besetzten Festungen, sondern auch die der französischen Belfort, Besançon und Hüningen verlangten und Caulaincourt davon Meldung machte, erhielt er von Napoleon zur Antwort: „Ich bin so erregt über dieses Projekt, daß ich mich schon durch die Proposition entehrt glaube." Er selbst werde sein Ultimatum stellen. Es blieb aus. Der Feldzug absorbierte ihn völlig. Denn soeben war eine entscheidende Wendung eingetreten. Blücher, der den ruhmlosen Rückzug nicht mitmachen wollte, hatte sich — auf den Rat Oberst Grolmanns, des Generalstabschefs von Kleist — von den Monarchen die Erlaubnis erbeten, rechts abzumarschieren, sich mit Bülow und Winzingerode, die aus Belgien kamen, zu vereinigen und so verstärkt auf Paris loszugehen.

Das war ein folgenreicher Entschluß. Denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn auch Blücher sich der Rückwärtsbewegung angeschlossen hätte. Die Stimmung im Lande war unter dem schweren Druck der Invasion immer erbitterter geworden, sodaß, namentlich seitdem Napoleon durch seine letzten Siege wieder hoch in Geltung gekommen war, überall das Landvolk sich der fremden Bedränger zu erwehren suchte.*) Der Enthusiasmus

*) Man darf, seitdem durch Houssaye, „1814", authentische Daten hierüber gesammelt sind, Napoleon in seinen Briefen nicht mehr der Übertreibung zeihen. Schreibt doch selbst der Generalquartiermeister der Blücherschen

für den Besieger der feindlichen Eindringlinge wuchs mit jedem Tage, und wenn es dem Kaiser im Dezember nicht gelungen war, den Landsturm aufzuregen, so konnte es ihm, wenigstens in der östlichen Hälfte Frankreichs, im März nicht ganz unmöglich sein. Nun, Blüchers Abmarsch nach vorwärts ließ derlei nicht zu und zog Napoleon, dem um die Hauptstadt bangte, von Schwarzenberg ab. Allerdings sollte dieser nichts davon erfahren, daß er sich nicht mehr ihm gegenüber befand, denn die Gegenwart seiner Persönlichkeit wog ein Heer auf und hielt die Gegner oft von kühner Offensive ab.*) Er hofft jetzt, es werde den Marmont und Mortier, die er gegen Blücher zurückgelassen hatte, gelungen sein, ihn in der Front aufzuhalten, indes er hinter ihm nachdrängt und ihn so zwischen zwei Feuer bringt — und all das, ehe Schwarzenberg seine Abwesenheit merkt. Drei Korps, 40 000 Mann, unter Macdonald läßt er zu des Letzteren Beobachtung zurück.

Die Ereignisse spielten sich jedoch nicht nach Napoleons Wünschen ab. Zwar haben sich am 28. Marmont und Mortier östlich von Meaux auf dem rechten Ufer der Marne mit Erfolg Blücher in den Weg gelegt und dessen Vorhut geworfen, aber Napoleon ist durch späten Aufbruch und grundlose Wege abgehalten worden, sich schon an diesem Tage am Kampfe zu beteiligen; die schlesische Armee kann nordwärts nach Soissons ausweichen, wo eben jetzt die beiden Korps von Bülow und Winzingerode angelangt sind und den wichtigen Platz zur Übergabe gezwungen haben. Sehr zur Zeit, denn nun ist Blücher nicht nur dem

Armee an Gneisenau, „die Offiziere wagten es kaum mehr den Soldaten etwas zu sagen", und Schwarzenberg meinte: „um mit diesen Völkern auf einer so großen Linie die Exzesse zu verhindern, müßte man eine Armee im Rücken der Operierenden aufstellen." Übrigens waren auch die Franzosen keineswegs schuldlos.

*) „Ich habe 50 000 Mann", sagte er einmal zu dem General Poltaratzky, „und ich, macht 150 000."

ihm von Napoleon zugedachten Schicksal entgangen, er hat auch noch seine Stärke auf 100 000 Mann gebracht, und damit ward plötzlich des Kaisers Lage eine überaus schwierige. Wendete er sich von der Marne zurück zu Schwarzenberg, der wieder avanciert war und ein Korps unter Oudinot bei Bar sur Aube geschlagen hatte — und er dachte daran — so warf Blücher Marmont und Mortier über den Haufen und besetzte Paris. Diese Sorge will er los sein, und so hielt er sich zunächst an diesen Feind. Bei Craonne wird am 7. März ein vorgeschobenes russisches Korps mit großen Opfern zurückgedrängt, und zwei Tage später kommt es bei Laon, wo Blücher in starker Position bereit steht, zur Schlacht. Napoleon hat die Straße von Soissons gewonnen, während Marmont von Berry auf der Rheimser Straße herankommt, sodaß die Armee in zwei Teilen auf Laon vorrückt, die sich jedoch vor dieser Stadt nur schwer verständigen können, da dort sumpfiges Gelände die beiden Wege scheidet und überdies starke Kosakenpatrouillen den Kurierdienst erschweren. So kann am 9. Napoleon, der sich der nächstliegenden Dörfer Sémilly und Ardon bemächtigt und wieder bemächtigt, den Tag über nicht erfahren, daß Marmont statt des Morgens erst nach Mittag vor Laon erschienen ist und erst am Abend das Dorf Athies erobert hat, aus dem ihn dann, als er nach Einbruch der Dunkelheit die blutige Arbeit beendet glaubte, der Feind wieder vertrieb, sodaß seine Truppen in wilder Flucht auf der Straße, die sie gekommen waren, bis Corbény zurückeilen. Glücklicherweise beeinträchtigte das Eingreifen von ein paar Tausend Mann, die unter Fabvier ausgesandt worden waren, um die Verbindung mit Napoleon zu suchen, und nun umkehrten, eine nachhaltige Verfolgung. Von all dem konnte der Kaiser erst um Mitternacht erfahren, da auch sein rechter Flügel aus Ardon wieder verdrängt und die Kommunikation mit Marmont dadurch noch schwieriger geworden war. Er war außer sich über das Vorgehen des Letzteren, der sich „wie ein Leutnant“ benommen habe. Freilich konnte er nicht

ahnen, daß der Herzog von Ragusa seit dem Falle von Soissons und der Verstärkung Blüchers die Sache seines Herrn verloren gab und eben nur noch das Nötigste that, und auch dies nicht immer. Napoleon merkte davon nichts, er sah nur, daß er einen in Unordnung gebrachten wichtigen Teil seiner Armee vor einer vernichtenden Verfolgung zu bewahren hatte. Deshalb bleibt er kühn der mehr als doppelten Übermacht gegenüber noch am 10. in Schlachtordnung stehen und erreicht es wirklich, daß Marmont sich gesammelt zurückziehen kann. Dann erst wendet auch er sich nach Soissons, doch nur, um schon am zweitnächsten Tage von hier nach Rheims hinüberzueilen und ein detachiertes Russenkorps, welches die Stadt mittlerweile besetzt hatte, daraus zu vertreiben, was am Abend des 14. März gelingt. Hier gönnt er sich und seinen abgehetzten Truppen ein paar Ruhetage.

Im Hauptquartier der Verbündeten war man unterdessen, zwar nicht militärisch, wohl aber politisch zu einem neuen Entschluß gelangt. Daß Caulaincourt die Anerbietungen vom 17. Februar nicht angenommen und auch noch kein Gegenprojekt vorgelegt, daß Napoleon selbst in einem Briefe an Kaiser Franz vom 21. das Frankfurter Programm als sein und Frankreichs Ultimatum bezeichnet hatte, machte einen solchen nötig. Castlereagh, der schließlich wissen wollte, wofür England sein Geld ausgab, that sein möglichstes hierzu. Am 28. Februar, in der vierten Sitzung des Kongresses zu Châtillon, wurde dem Abgesandten Napoleons bedeutet, er habe bis längstens 10. März Gegenvorschläge zu machen, die jedoch keinesfalls von seinen Propositionen vom 9. Februar wesentlich abweichen dürften. Die verlangte Eröffnung blieb aus, und am 9. März schlossen die vier Großmächte England, Österreich, Preußen und Rußland zu Chaumont einen Vertrag ab, der das britische Reich verpflichtete, das Jahr hindurch fünf Millionen Pfund an die drei Kontinentalmächte zu zahlen, die ihren in Châtillon vorgelegten Entwurf, d. i. Rückkehr Frankreichs in seine Grenzen von 1792 und volle Unabhängigkeit Hollands, Italiens, Spaniens, der

Schweiz und Deutschlands, mit den Waffen durchzusetzen sich verbindlich machten, auch wenn die Anstrengungen hiezu zwanzig Jahre währen sollten. Jede dieser Mächte wollte sich mit 150 000 Mann beteiligen. Der Vertrag wurde auf den 1. März zurückdatiert. Er erhielt erst durch den Sieg bei Laon volle Geltung. Denn Schwarzenberg war zwar, nachdem er Oudinot bei Bar sur Aube hatte zurückwerfen lassen, am 4. März nach Troyes vorgegangen, dort aber unbeweglich stehengeblieben, sodaß der Zar und der König von Preußen meinten, Kaiser Franz habe ihm nicht nur untersagt, zu schlagen, sondern ihm auch den Rückzug an den Rhein befohlen, blos um Blücher preiszugeben.*) Im Hauptquartier des Letzteren hatte man dieselbe Meinung, wollte nicht geopfert sein und beschloß eine mehr zuwartende Haltung einzunehmen. Erst als Schwarzenberg von der Schlacht am 9. März und ihrem günstigen Ausgange vernahm, zeigte er sich entschlossen, noch weiter zu avancieren. In diesen Tagen löste sich auch der Friedenskongreß resultatlos auf, da Napoleon noch immer kein Gegenprojekt vorgelegt hatte und, was Caulaincourt schließlich aus eigenem Antriebe vorbrachte, so weit entfernt von dem Programm der Alliierten war, daß diese die Unterhandlungen abbrachen.

*) Diese Anschauung ist auch in die Geschichtschreibung übergegangen. Vielleicht wird sie der vor Kurzem veröffentlichte Briefwechsel zwischen Schwarzenberg und Metternich aus jenen Tagen wieder daraus entfernen. Wenn Radetzky in einer Denkschrift vom November 1813 der Preußen erwähnt, „denen beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind“, so reicht das doch nicht aus, um dem Oberfeldherrn vier Monate später die absichtliche Preisgebung einer ganzen Armee zur Last zu legen. Die militärische Unzulänglichkeit Schwarzenbergs, seine stete Furcht vor dem Verhungern, seine Angst vor der Levée en masse, die er schon in nächster Nähe organisiert sieht, reichen zur Erklärung seiner Haltung vollkommen aus. Nimmt man endlich hinzu, daß er von Metternich darin bestärkt wurde, „das Heil nicht in der Schlacht, sondern in der militärischen Attitüde zu sehen“, so bedarf es wohl keines weiter reichenden und kaum gültig zu rechtfertigenden Verdachtes. (S. Österreichs Teilnahme ꝛc. S. 814 ff.)

Napoleons unnachgiebige Haltung könnte unbegreiflich erscheinen, wenn es sich hier nur um seine persönliche Herrschaft über Frankreich und nicht um ein großes Prinzip handelte, das er vertrat und dem im Lager der Verbündeten ein andres sich entgegenstellte. Es war für den Repräsentanten der allerwärts ausgreifenden, die Grenzen zwischen Staaten und Ständen nicht achtenden, weltbürgerlichen Revolution schlechthin unmöglich, sich in das Gleichgewichtssystem der vorrevolutionären Zeit einzufügen, und nur durchaus logisch, daß er einen Frieden auf der Basis des alten bourbonischen Territorialstaates als eine bloße Kapitulation ansah. Daraus, daß die Idee der Revolution und ihre unumgängliche Konsequenz der Schrankenlosigkeit längst nur noch in diesem einzigen Menschenwillen ihre Verkörperung fand, während das französische Volk bereits notgedrungen in die nationale Bahn eingelenkt hatte, war ein Konflikt entstanden, der jetzt endlich zur Lösung kommen mußte. Als man in der Hauptstadt, wo nach den Februar-Siegen die alte Zuversicht eingekehrt war, im März nur noch vom Rückzuge Macdonalds und von der Niederlage Soults hörte, den Wellington bei Orthez am 27. Februar geschlagen hatte, und gar nichts von Napoleon, fiel die Rente wieder auf 51, und Angst und Sorge herrschten aufs neue. Unaufhörlich schrieb Joseph, der als General-Statthalter Marie Louise zur Seite stand, um Frieden.

Napoleon aber sann in Rheims nur darauf, dem Kriege noch eine günstige Chance abzugewinnen. Er überlegte, ob er sich nicht mit Macdonald vereinigt der Hauptarmee bei Meaux in den Weg legen sollte, um ihr dort den Zugang zur Hauptstadt streitig zu machen, entwirft aber doch einen andern, weitaus kühneren Plan. Er wird Macdonald in der Front Schwarzenbergs stehenlassen, den er fast mit der ganzen Armee jenseits der Seine über Nogent hinaus vermutet, und selbst mit etwa 22 000 Mann in dessen Rücken auf Méry oder Troyes operieren. Mortier und Marmont bleiben in und bei Reims gegen Blücher zurück. Noch am 17. bricht er von hier nach Süden auf und

ist am 19. bei Plancy, während eine Abteilung auf Arcis a. d. Aube marschiert, von wo die Austrorussen sich auf Befehl des Höchstkommandierenden zurückziehen, der seine Armee zwischen Troyes und Lésmont versammeln will, um mit ihr am nächsten Tage gegen den schwachen Gegner mit geschlossenen Kräften vorzugehen. Napoleon, der nach diesem Zurückgehen des Feindes keine Offensive, sondern dessen Rückzug nach Brienne vermutet, faßt daraufhin am Morgen des 20. den Entschluß, seinen ursprünglichen Plan noch weiter auszudehnen, d. h. zunächst nach Vitry zu marschieren, diese Stadt, die vom Feinde besetzt ist, zu erobern, dorthin Marmont und Mortier und die Besatzungen von Metz und Nancy heranzuziehen, Macdonald über Arcis nachrücken zu lassen und so mit einer kompakten Heeresmacht von etwa 90 000 Mann auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners zu fallen. Er selbst wird von Plancy den Weg über Arcis nehmen, um Schwarzenberg um so sicherer in der Defensive zu halten. Hier aber soll er eine bittre Enttäuschung erleben.

Am Vormittage des 20. melden Bauern den über Arcis ostwärts avancierenden Franzosen das Nahen feindlicher Heeresmassen von Troyes her. Napoleon glaubt nicht daran. Er sendet einen Ordonnanzoffizier aus, der nicht weit genug vorreitet, um die feindlichen Kolonnen zu gewahren, und den Kaiser in seinem Irrtum bestärkt. So wird die Armee im Marsch von überlegenen Kräften angegriffen und ein Teil derselben in wüstem Gemenge fliehend nach Arcis zurückgetrieben. Dort an der Brücke über die Aube stellt sich den Flüchtigen — wird erzählt — ein Offizier mit gezogenem Degen in den Weg und ruft: „Wer will eher hinüber als ich?“ Sie erkennen Napoleon und lassen sich von neuem gegen den Feind führen. Zugleich wird die Avantgarde unter Ney bei Torcy angegriffen. Dieser hält den Ort gegen die andringende Übermacht, und auch um Arcis wird mit Todesverachtung gekämpft, sodaß der Gegner keinen nennenswerten Erfolg zu erringen vermag, umsoweniger als nur Schwarzenbergs rechter Flügel am Kampfe teilgenommen

hat, während der linke noch von Westen her im Anmarsch war Die Beobachtung, daß bloß ein Teil der feindlichen Stärke mitgestritten hatte, verführt Napoleon, das Ganze für ein Nachhutgefecht zu halten und befestigt ihn nur noch mehr in der Meinung, das Gros des Feindes sei auf dem Rückzuge. Er bleibt daher dabei, in der einmal gewählten Richtung vorwärtszugehen, und avanciert in gutem Glauben am Vormittage des 21. gegen die vermeinte Arrieregarde des Feindes, bis er mit einem Male der ganzen großen Hauptarmee gegenübersteht. Nun kommandiert er freilich den Rückzug über die Aube, und nur der Langsamkeit Schwarzenbergs hat er es zu danken, daß er den größten Teil seiner Truppen ziemlich unbehelligt auf das andre Ufer bringt. Dann allerdings, als endlich der Angriff der 100 000 Mann gegen die 30 000 erfolgt, kann sich der Rest nur noch durch heroisches Streiten den Rückweg sichern. Die Schlacht bei Arcis war verloren.

Vierthalbtausend Mann hat dem Kaiser sein Irrtum über des Gegners Absicht gekostet. Er muß jetzt seinen Marsch auf Vitry jenseits der Aube fortsetzen und thut dies so rasch, daß man im Hauptquartier der Verbündeten bald nicht weiß, wohin er sich eigentlich gewendet hat. Macdonald, der an der Schlacht nicht teilgenommen, marschiert ebenfalls jenseits der Aube nach Nordosten und kommt mit einem Nachhutgefecht davon. Bei dieser Gelegenheit, am 23. März, wird von den Österreichern ein Kourier aufgefangen, der dem Marschall einen Brief Berthiers zu überbringen hatte, des Inhalts, daß der Kaiser zwischen Vitry und St. Dizier im Rücken der großen Armee stehe und seine Kavallerie bereits bis Joinville vorgeschoben habe. Und zur selben Zeit läuft den Kosaken ein zweiter Bote ins Garn, mit einem Schreiben Napoleons an die Kaiserin nach Paris, welches sie in seinen Plan einweiht, sich der Marne und seinen festen Plätzen im Osten zu nähern, „um die Feinde von der Hauptstadt abzuhalten“. Diese Briefe und einige andre aus der Residenz, welche die dort herrschende trostlose Stimmung und

die Unfähigkeit, sie zu verteidigen, schildern, dazu die Kunde, daß am 12. März die Engländer Bordeaux besetzt und die Einwohner sich für die Bourbons erklärt haben, endlich der Heranmarsch Blüchers über Reims auf Châlons: all das bringt die alliierten Monarchen dazu, von der Verfolgung Napoleons ganz abzusehen und den gemeinsamen Zug auf Paris zu beschließen. Ein Manifest an die Franzosen, vom 25. März datiert, legt noch einmal all die Schuld des blutigen Unfriedens dem Korsen und seinem unersättlichen Ehrgeiz zur Last und klagt zugleich das Prinzip an, das er vertritt. „Frankreich hat nur seine eigene Regierung verantwortlich zu machen“ — heißt es darin — „für all die Übel, die es erduldet. Der Friede allein kann die Wunden schließen, die ein Geist allseitiger Eroberung, wie ihn die Annalen der Welt nicht kennen, geschlagen. Dieser Friede wird der Friede Europas sein, jeder andre ist unzulässig. Es ist endlich an der Zeit, daß die Fürsten, ohne Störung und Einfluß von außen her, über das Wohl ihrer Völker wachen können, daß die Nationen ihre wechselseitige Unabhängigkeit respektieren und daß die sozialen Einrichtungen gegen tägliche Umsturzversuche geschützt, das Eigentum gesichert, der Verkehr frei seien.“

Ging das französische Volk hierauf ein, so kehrte es dem politischen Programme der Revolution den Rücken, und der Mann, der es bisher mit der ganzen Kraft seiner Genialität und seines ehrsüchtigen Willens verfochten hatte, war vernichtet.

Es ist Napoleon zum Vorwurfe gemacht worden, daß er nach dem zweiten Schlachttage von Arcis, als er von der Offensivtendenz des Feindes überzeugt sein mußte, doch nach Osten weiterzog, anstatt westwärts mit all seinen verfügbaren Truppen nach der Hauptstadt zu eilen, wo er einen tüchtigen Vorsprung vor dem Gegner und Zeit gehabt hätte, Maßregeln zur Verteidigung zu treffen. Aber so richtig dieses Raisonnement sein mag, auch der Plan des Kaisers konnte seine großen Vorteile

haben, wenn nicht der Zufall ihn verdarb. Napoleon war von Vitry weiter über St. Dizier bis nach Doulevent gelangt, wo er den 25. März verweilte und nach dem Feinde aushorchte, von dessen Direktion er nichts wußte. Nur daß ein starkes Korps in der Nähe von St. Dizier sich zeigte, ward ihm bestimmt mitgeteilt. Hatte sich der Feind geteilt und zerstreut? Dann war er vielleicht, wie ehedem bei Champaubert und Montmirail, zu besiegen. Napoleon rückte sofort gegen dieses Korps und schlug es am 26. in die Flucht. Es waren 10 000 Mann unter Winzingerode, welche die Verbündeten gegen den Kaiser zurückgelassen hatten. Diesem fiel es auf, daß es nicht Soldaten Schwarzenbergs sondern Blüchers waren, die man gefangen einbrachte, und er wurde nun ganz unsicher. Er eilte nach Vitry zurück, um dort Gewißheit zu erlangen, und er fand sie: alle Nachrichten stimmten überein, daß die Feinde allesamt auf Paris marschierten. Was sollte er nun thun? Ihnen vor der Stadt zuvorzukommen, war nicht mehr möglich; sie hatten drei Tagmärsche voraus. Sich ostwärts wenden, die Garnisonen an sich ziehen, den Landsturm aufrufen? Vielleicht wäre dies von Erfolg gewesen, denn im ganzen Osten waren die Bauern bereit zum Widerstande, in Banden durchzogen sie das Land und brachten Gefangene ins Hauptquartier. Macdonald war deshalb der Meinung, den Krieg im Elsaß und in Lothringen zu führen, und man hat gewiß nicht mit Unrecht vermutet, daß auch dem Kaiser dieser Gedanke mehr einleuchtete, als der andere, den ihm seine Umgebung, Caulaincourt, Maret, Berthier u. a., nahelegte, alles zur Rettung der Hauptstadt zu versuchen. Es waren Stunden äußerster Nervenanspannung, die er in seinem Arbeitszimmer zu St. Dizier eingeschlossen zubrachte, um sich für dies oder jenes zu entscheiden. Endlich entschloß er sich doch, über Bar, Troyes, Fontainebleau nach Paris zu gehen. Am Morgen des 28. März setzten sich die Truppen in Bewegung. Sie marschierten eilends und dennoch dem Kaiser zu langsam. Dem wird am Abende dieses Tages ein Brief seines ehemaligen Adjutanten,

jetzt Generalpostmeisters Lavalette gebracht: seine Anwesenheit in der Hauptstadt sei unbedingt nötig und, wenn er sie nicht verlieren wolle, kein Augenblick zu versäumen. Bald darauf muß er hören, daß die Feinde schon bei Meaux angekommen sind, Marmont und Mortier bei Fère Champenoise besiegt haben und beide nun vor sich hertreiben. Seine Ungeduld steigert sich zum Fieber. In Troyes angelangt schläft er kaum. Er übergiebt Berthier das Kommando und reitet, nur von den Schwadronen seiner Leibgarde begleitet, vorwärts, bis er in Villeneuve-sur-Vannes auch diese Eskorte verläßt, sich mit Caulaincourt in einen Wagen wirft und in unerhörter Eile dahinrast.

Unterdessen waren die Verbündeten in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt gelangt und am 29. floh Marie Louise mit dem König von Rom nach Blois. Die Räte der Regentschaft hatten dagegen gesprochen, aber eine ausdrückliche Ordre Napoleons, seinen Sohn keinesfalls dem Schicksale des Astyanax auszusetzen, forderte dessen Entfernung.*) Das machte tiefen Eindruck in Paris, wo die Bevölkerung durch die zahlreich anlangenden Verwundeten, die vom Lande hereinflüchtenden Bauern und durch die schrecklichen Prophezeiungen des offiziösen Preßbureaus über das der Stadt bevorstehende Schicksal, wenn man sich nicht wehre, in unerhörter Angst erhalten wurde. Die Rente fiel bis auf 45. Joseph, der Generalstatthalter, welcher zurückblieb, verstand es nicht, das Vertrauen zu heben. Seine Proklamation an die Pariser, sie sollten dem Feinde widerstehen, da ihm der Kaiser auf dem Fuße folge, erzeugte keine Begeisterung. Und wenn selbst, so hätte es an Widerstandsmitteln gefehlt und an Waffen für die Bereitwilligen. Die Befestigungen, die man angelegt, waren unvollendet. Es gab kaum über 30 000 Nationalgarden in Paris. Diese allerdings haben sich im Verein

---

*) „Ich würde es vorziehen, daß man meinen Sohn erwürge, als daß ich ihn als österreichischen Prinzen in Wien aufwachsen sähe“, schreibt Napoleon am 8. Februar an Joseph.

mit den Truppen Macdonalds und Mortiers am 30. März in einer Schlacht vor der Stadt heldenmütig geschlagen. Erst spät am Nachmittag, als die Übermacht der Preußen den Montmartre erobert und dort eine große Anzahl Kanonen aufgepflanzt hatte, trat Waffenruhe ein. Von Joseph, der schon um Mittag geflohen war, ermächtigt, schloß Marmont am Abend eine Kapitulation ab, welche den Verbündeten die Stadt überlieferte.

Zur selben Stunde ordnete Mortier einen seiner Generale in südlicher Richtung ab, um für die von Paris sich zurückziehenden Kolonnen Kantonnements einzurichten. Bei der Raststation Cour de France traf der Bote in der Dunkelheit der Nacht auf Reisende, welche den Pferdewechsel abwarteten, und ward von einem derselben angerufen. Es war der Kaiser, der jetzt den Verlust seiner Hauptstadt erfuhr. Er geriet außer sich über Joseph und den Kriegsminister Clarke, denen er diesen Verlust ungerechterweise zur Last legte, wollte sofort nach Paris weiter und ließ sich erst überzeugen, daß es zu spät sei, als sich die Feuer von Mortiers Vortrab zeigten und General Flahault, den er an Marmont geschickt hatte, mit einem Briefe desselben ankam, der die Stimmung der Pariser als durchaus unlustig zu weiterem Widerstande kennzeichnete. Darauf begab er sich nach Fontainebleau zurück.

Am nächsten Morgen, es war der 31. März, hielten der Zar und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in die eroberte Stadt. Kaiser Franz von Österreich war in Dijon zurückgeblieben. Sie werden von einer kleinen aber unendlich rührigen Partei von Royalisten mit Hochrufen auf Ludwig XVIII. empfangen und dadurch vollkommen über die Stimmung der Bevölkerung getäuscht. Dieser waren die Bourbons gleichgültig geworden. Man dachte kaum an sie und am wenigsten daran, sie zurückzurufen. Auf Ergebenheit und Sympathieen konnten sie nur im Umkreise des Faubourg St. Germain rechnen, wo die Trauer über die eingebüßten Vorrechte und die bornierte Abneigung gegen alle anderen Menschenklassen mit dem alten Hofe die alte

Zeit zurückzubringen wähnte. Vergebens hatte Napoleon diese Altadeligen Frankreichs für sich zu gewinnen gesucht. Nur sehr wenige unter ihnen, die mit klarem Blick den Wandel der öffentlichen Dinge durchschauten, anerkannten und respektierten sein Reformwerk. Alle übrigen sannen auf seinen Fall. Gar mancher ließ sich gerne von intriganten Feinden des Kaisers gebrauchen, die seit Jahren schon den Sturz des nimmersatten Eroberers ins Auge gefaßt hatten. Jetzt wissen sie den fremden Souveränen ihre Stimmung als die des Volkes vorzuspiegeln, und da Talleyrand, in dessen Hause der Zar Quartier genommen, ihre Sache führt, ist sie bald gewonnen. Nur noch schüchtern und zweifelnd spricht Alexander den Namen Bernadotte aus, um sofort von seinem Wirte zu erfahren, daß Frankreich keinen Soldaten mehr wünsche „Wollten wir einen, so würden wir den behalten, den wir haben, er ist der erste der Welt. Nach ihm würde ein anderer gewiß nicht zehn Mann hinter sich herziehen.“ Es gebe nur Napoleon oder Ludwig XVIII., nichts drittes. Und der Zar stimmte zu. In einer Erklärung, welche die Verbündeten am 31. März durch den Fürsten von Benevent an den Senat gelangen ließen, und die alsbald in tausend Exemplaren die Straßenwände deckte, hieß es: „daß sie nicht mehr verhandeln werden mit Napoleon Bonaparte noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie“. Und der Senat — derselbe Senat, der noch vor wenig Wochen seinem Herrn und Schöpfer so sklavisch zu Diensten gestanden hatte — sprach, nachdem er am 1. April seine eigene Unentbehrlichkeit dekretiert, am Tage darauf die Absetzung des Kaisers aus und entband Nation und Armee ihres Treueides gegen ihn. Die Nation hatte nichts dagegen einzuwenden: der Gesetzgebende Körper bestätigte das Votum des Senats und die hohen kaiserlichen Ämter, der Rechnungshof, der Kassationshof u. a. gingen ins andre Lager über. Wird sich aber auch die Armee, dieses treue Werkzeug, dem Künstler des Krieges und der Schlachten aus den Händen winden lassen?

Noch in Tour de France hatte Napoleon Caulaincourt zu Alexander gesandt und ihn mit aller Vollmacht zum Frieden, wie ihn die Verbündeten in Châtillon gewünscht, ausgestattet. Jetzt kehrte dieser nach Fontainebleau zurück, und was er als des Feindes Antwort mitbrachte, waren im Grunde nur Napoleons eigene Worte: der Friede mit ihm wäre nur ein Waffenstillstand, und selbst für die Anerkennung des Sohnes sei der Vater ein Hindernis. Doch benahm Alexander bezüglich der Regentschaft dem Boten nicht alle Hoffnung; nur müsse der Kaiser vorerst abdanken. Dieser dachte nicht daran. Man hatte ihn besiegt, aber keineswegs überwunden. Er hatte noch Truppen. Da standen Marmonts 12 000 Mann bei Corbeil und Essonnes, dahinter Mortier mit 8000; am 1. April war die Tête der bei Arcis geschlagenen Armee angelangt, am 2. die Garden, während der Rest noch von Troyes her auf dem Marsche war. In Kürze konnte er hier nahe an 60 000 Mann zusammenbringen und brauchte nur die 100 000 Mann, die seine Persönlichkeit nach seinem eigenen Ausspruch und den Erfahrungen dieses Feldzuges dem Feinde galt, hinzuzurechnen, um zu dem Schlusse zu kommen, daß man die Flinte noch keineswegs ins Korn zu werfen brauche. Und außerdem stand Maison mit einer Abteilung im Norden, Augereau, der allerdings Lyon in überflüssiger Eile aufgegeben hatte, im Süden, Soult und Suchet gegen Engländer und Spanier. Und die Soldaten und ihre Offiziere waren sämtlich mit Begeisterung für ihn gestimmt. Er konnte es bei einer Revue über die Garden am 3. April erfahren, die seine Anrede mit dem stürmischen Rufe „Nach Paris!" beantworteten. Anders freilich die Führer. Zwar gab es auch unter diesen feurige Partisane des Kaisers für alle Fälle, wie Mortier, Drouot, Gérard u. a. Aber die meisten von denen, die an zweithöchster Stelle kommandierten, die Marschälle, Herzöge, Fürsten und Grafen, reichverdient und reichdotiert, hatten schon im Jahre zuvor den Krieg nur verdrossen weitergeführt, kein Ende absehend und sich doch so sehr nach ruhigem Genießen

der Früchte ihrer tapferen Arbeit sehnend. Jetzt noch weiterzukämpfen, erschien ihnen völlig aussichtslos. Und wenn man siegte, mit welchen Opfern! Und gab es dann Frieden? Wie leicht war, was folgte, nur der Bürgerkrieg! Zwar die Rückkehr der Bourbons war ihnen verhaßt, aber es gab noch einen andern Weg Caulaincourt hatte die Idee einer Abdankung des Kaisers zu Gunsten seines Sohnes aus Paris zurückgebracht, Napoleon mit seiner Umgebung darüber gesprochen, die Marschälle erfuhren davon, wie sie von dem Absetzungsdekret des Senates und der Erklärung der Verbündeten erfahren hatten, und sahen hierin das einzige Mittel, das herrschende System und mit ihm ihre Stellen und ihre Geltung zu retten, ohne sich neuen Mühen und Unruhen auszusetzen. Am 4. April, nach der Parade, faßten sie sich ein Herz. Ney, Lefebvre, Oudinot und Macdonald traten als Abgesandte der übrigen vor den Kaiser und trugen hm vor, daß jetzt, wo der Senat wider ihn entschieden habe und der Friede versäumt worden sei, nur seine Abdankung übrig bleibe. Darauf soll Napoleon dem Senat das Recht bestritten haben, ihm die Herrschaft zu nehmen, soll ihnen die schlechte Aufstellung der Feinde gezeigt, seine Streitkräfte aufgezählt, seinen Angriffsplan entwickelt haben, alles umsonst, er mußte nachgeben und unterschrieb das verlangte Dokument. Es lautete: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, erklärt der Kaiser Napoleon treu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen für des Vaterlandes Wohl, das untrennbar ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und den Gesetzen des Kaiserreichs.“*)

*) Es ist nicht ohne Interesse, auch den ersten Entwurf dieser Abdankungsurkunde zu kennen, den der Kaiser selbst niederschrieb und aus dem er dann gewisse Stellen strich. Er hatte folgenden Wortlaut: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, und der Kaiser ge-

Als Napoleon sich hiezu entschloß, lag ihm wohl der Gedanke nicht fern, die Verbündeten könnten diese bedingte Abdankung ablehnen. Er wünschte dies geradezu, denn dann konnte er diejenigen, die ihn dazu gedrängt, überzeugen, daß ihnen nur noch Ludwig XVIII. in Aussicht stehe, und da würden sie ihm ihre Unterstützung nicht mehr versagen. Es war nur eine Folge dieses Ideenganges, wenn er nicht Caulaincourt allein mit der Abdikation nach Paris sandte, sondern ihm auch Ney und Macdonald zur Seite gab, damit sie selbst für ihre Sache einständen. Alexander empfing sie, und er schien fast wankend werden zu wollen, namentlich als Macdonald ihm versicherte, die Armee könne nur mit Abscheu der Wiederkehr des Königtums entgegensehen, welches ihren Thaten fern und ihrem Ruhm fremd geblieben sei. Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, so erfuhren sie auch schon eine eklatante Widerlegung. Ein Offizier, von Schwarzenberg gesandt, machte dem Zar in russischer Sprache eine Meldung, worauf dieser sich sofort zu den Marschällen wandte und sagte: „Meine Herren, Sie stützen Ihr Verlangen nach der Regentschaft auf die unerschütterliche Anhänglichkeit der Truppen an die kaiserliche Regierung. Nun denn, soeben ist seine Avantgarde von ihm abgefallen und befindet sich innerhalb unserer Linien." Und so war es. Marmont hatte sich schon zur Zeit, als er von der Verteidigung der Hauptstadt abstehen mußte, von Talleyrand gewinnen lassen. „Armee und Volk" — schrieb er am 3. April

---

wiß nicht, ohne seinen Eid zu brechen, irgend eines der Departements dahingeben kann, die bei seiner Thronbesteigung mit Frankreich vereinigt waren, erklärt der Kaiser Napoleon, daß er bereit ist, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen, für das Wohl des Vaterlandes und um die Rechte seines Sohnes, des Königs, der Regentschaft der Kaiserin und der Gesetze und Institutionen aufrecht zu erhalten, die bis zum definitiven Friedensschluß und solange die fremden Heere auf unserem Gebiete stehen, keine Veränderung erfahren sollen."

an Schwarzenberg — „sind durch das Senatsdekret von ihren Treueiden gegen Napoleon entbunden. Ich bin bereit, eine Annäherung von Volk und Armee herbeiführen zu helfen, welche die Möglichkeit eines Bürgerkrieges und neues Blutvergießen hintanhalten soll.“ Im Dunkel der Nacht marschierte dann sein Untergeneral Souham mit 12000 Mann, denen man vorgespiegelt hatte, es gehe gegen den Feind, mitten zwischen die österreichischen Divisionen hinein. Als der Morgen anbrach, sahen die Tapferen zähneknirschend das Werk ihrer Führer. Nach dieser Mitteilung Alexander I. gaben auch Ney und Macdonald die Sache des Kaiserreichs verloren. Auch an ihnen werden Überredung und Zusicherungen nicht spurlos vorübergegangen sein. Auf dem Rückwege schlossen sie mit Schwarzenberg einen Waffenstillstand ohne Vorwissen Napoleons.

Dieser hatte inzwischen vom Abfall Marmonts gehört und, da nun seine Stellung nördlich der Loire ganz unhaltbar geworden war, noch am 5. April den Befehl zum Marsch auf Pithiviers und Orléans erteilt. Zugleich soll er auch davon gesprochen haben, sich nach Italien zu werfen, mit Eugen zu vereinigen, die nationale Idee durch ein Heer und seinen Genius zu unterstützen, um an Stelle Frankreichs, das ihn fallen ließ, eine neue Basis für seine heimatlose Politik zu gewinnen. Aber die französischen Soldaten hatten noch eine Heimat, und daran mußten solche Pläne scheitern. Darum ist auch nur sein Befehl, an die Loire zu gehen, verbürgt. Die zurückgekehrten Marschälle weigern sich ganz offen, demselben Folge zu leisten und erklären ihm am 6. April, daß man nur noch über schwache Trümmer der Armee verfüge, daß diese cerniert seien, und daß, wenn man auch hinter die Loire entkäme, nur der Bürgerkrieg daraus entstehen würde. Sie raten ihm, nunmehr bedingungslos abzudanken. Für Frankreich brachten sie ihm aus Paris die Insel Elba mit, welche Alexander ihm zugestehen wollte. Napoleon zögerte wieder; und erst als an demselben Tage der Senat Ludwig XVIII. zum König ausrief, schrieb er, von seinen Kapitänen

im Stich gelassen, eine neue Abdankungsurkunde nieder, in welcher er „für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtete".

Mit dieser neuen Erklärung begaben sich die Unterhändler — Caulaincourt und die beiden Marschälle — nochmals nach Paris, um dort auf dieser Grundlage mit den Verbündeten einen Vertrag abzuschließen, der Napoleon den Kaisertitel, die souveräne Herrschaft über Elba, eine Revenue von zwei Millionen Franken und vierhundert Mann seiner Garden als Schutzwache, der Kaiserin Marie Louise das italienische Herzogtum Parma zusicherte. Elba war von Alexander gegen den mahnenden Einspruch Talleyrands und Metternichs festgehalten worden. Selbst Kaiser Franz fand die Nähe des entthronten Cäsars etwas beunruhigend. Und so ging es nicht ohne eifrige Widerrede ab, ehe dem einstigen Diktator des Weltteils dieser geringe Brocken hingeworfen ward, mehr ein Hohn auf den Begriff der Souveränität, als der Beweis, wie eng man ihn zu fassen vermochte. In der Nacht vom 10. zum 11. April ward die Urkunde des Vertrags von Fontainebleau in Paris von Ney, Caulaincourt, Macdonald und den vier Ministern der verbündeten Mächte unterzeichnet. Bald darauf setzte auch Napoleon seinen Namen darunter und machte damit seinen Verzicht perfekt. Mit welchen Empfindungen! War es Resignation ohne Hoffnung, was ihn erfüllte? Oder fand sein energischer Geist noch einen Vorbehalt, den er seinem Schicksal entgegensetzte? Fühlte er sich überwunden oder nur geschlagen — hier im Leben, wie dort im Felde? Einzelne aus seiner Umgebung, die sich von seiner Autorität zu urteilsloser Hingebung hatten bestimmen lassen, mochten sich ihren Herrn nicht denken, wie er jetzt noch weiterlebte. Sie hielten ihn zum Selbstmord entschlossen, und räumten seine Pistolen beiseite. Diejenigen jedoch, die nicht unmittelbar im Banne seiner Persönlichkeit standen und ihn nicht über alle Kritik erhaben glaubten, wie Metternich, Fouché u. a., muteten ihm einen derartigen Schritt nicht zu. Und so bestimmt

die Nachricht auftritt, der Kaiser habe in der Nacht vom 12. zum 13. April Gift genommen, der Geschichtschreiber wird sich doch nur sehr schwer entschließen können, darauf einzugehen. So gar unendlich wenig stimmt sie zu dem ganzen Wesen dieses Mannes, der noch auf St. Helena seine Rolle in der Welt nicht als beendet ansehen wird, daß man viel eher als an Gift geneigt ist an einen jener Krankheitszufälle zu denken, mit denen sich schon jetzt sein kommendes tödliches Leiden ankündigte, so damals nach der Dresdener Schlacht in Pirna, wie später auf der Reise nach Elba. Eins ist sicher, Napoleons Unwohlsein war bereits am folgenden Tage behoben und er in der nächsten Zeit voll neuen Mutes, voll Zuversicht, voll Hoffnung, und nur um Eins besorgt: um sein Leben.*)

*) Fain, der Sekretär Napoleons, hat nach dem Tode des Kaisers in seinem Manuscrit de 1814 zuerst von dem Selbstmordversuch gesprochen; ausführlicher ist in Ségurs Histoire et Mémoires (VII. 156 ff.) davon gehandelt. Ségur will sogar von dem Leibchirurgen Jvan direkt Mitteilung gehabt haben, der, „nachdem er das Leben seines Herrn außer Gefahr gesetzt hatte, nicht mehr dafür verantwortlich sein wollte“, eine Verdächtigung befürchtend „den Kopf verlor“ und davonlief. Aber in Ségurs Darstellung fehlt es nicht an Widersprüchen. Auch weicht hiervon Fains Mitteilung in Bezug auf das vermutete Gift ab. Einen Tag zuvor noch hatte Napoleon Bausset, der einen Brief Marie Louisens überbrachte, erzählt, wie ihn der Tod auf dem Schlachtfelde von Arcis a. d. Aube gemieden habe, und hinzugefügt: „Ein Tod, den ich nur durch einen Akt der Verzweiflung finden könnte, wäre eine Feigheit. Der Selbstmord entspricht weder meinen Grundsätzen noch dem Range, den ich in der Welt einnahm“. Demselben Boten erschien er „erfüllt von einer Sorglosigkeit, die sich hinter dem Namen Philosophie verbarg, und von einem eigentümlichen Vertrauen in das Schicksal, welches alles regelt und dem sich niemand entziehen kann“ (Hérisson, Cabinet noir, p. 299). Und so war auch der Eindruck, den die fremden Offiziere, die ihn später nach Elba begleiteten, von ihm empfingen. Zu dem österreichischen General Koller sagte er noch vor seiner Abreise: „Man will mich tadeln, daß ich meinen Fall überleben konnte. Mit Unrecht. Ich sehe nichts Großes darin sein Leben zu enden, wie Einer, der sein Geld im Spiel verlor.“ (Helfert, Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 81.) So spricht doch kaum, wer eine Woche zuvor sich töten wollte

Schon vor der Abdankung hatte der Palast von Fontainebleau viele seiner militärischen Gäste verloren; bald wurde es öde um den gestürzten Kaiser. Auch Berthier nahm Urlaub, um nicht wiederzukehren. Nur wenig Getreue blieben, bis Napoleon am 20. April in Begleitung von Kommissären der verbündeten Mächte — halb Wache und halb Bedeckung — die Stätte verließ, von der aus er so oft Europa seinen Willen verkündet. Bevor er in den Wagen stieg, nahm er von der alten Garde Abschied. Er dankte ihr zunächst für den edlen Eifer, den sie bewiesen. Obgleich ein Teil der Armee ihn verraten und verlassen, hätte er mit der übrigen den Krieg doch noch zwei bis drei Jahre hinter der Loire oder auf seine Festungen gestützt weiterführen können. Aber der Bürgerkrieg würde den Boden Frankreichs durchwühlt haben, und seitdem ihm dies klar geworden, habe er alle seine persönlichen Rechte und Interessen dem Glück und Ruhme des Vaterlandes geopfert. Sie sollten — ermahnte er — auf dem Wege der Pflicht und der Ehre fortschreiten und treu dem Souverän dienen, den sich die Nation erwählt hat. Er hätte seine Existenz enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großthaten seiner Krieger zu verkünden.*) Dann küßte er den General

Meneval in seinem Werke über Napoleon und Marie Louise (II. 115 ff.) will wissen, Ivan habe tags vorher einen Teil jenes Opiumpräparats, das Napoleon seit dem russischen Feldzuge — nach Ségur seit dem spanischen — bei sich trug, weggeschüttet; mit dem Reste habe sich der Kaiser vergiften wollen. Ließe sich nicht annehmen, er habe, um vielleicht heftige Magenkrämpfe zu stillen, nach diesem Mittel gegriffen, was dann bei seiner Umgebung die Vermutung des Selbstmordes erzeugte? Über seine Besorgnis für sein Leben finden sich bestimmte Zeugnisse bei Helfert a. a. O. S. 82 und Campbell, Napoleon at Fontainebleau, S. 199.

*) Der Text der Anrede ist in offizieller Redaktion von Fain, Manuscrit de 1814, mitgeteilt worden und so in die „Correspondance“ übergegangen. Die thatsächlich gesprochenen Worte sind von den Kommissären Koller (Österreich), Truchseß-Waldburg (Preußen), Campbell (England) ihren Berichten beigelegt und später gedruckt worden. Siehe unten S. 228.

Petit, der die Garden kommandierte, küßte ihre Fahne, rief seinen „alten Brummbären“ noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen. „Man hörte nur seufzen in allen Reihen“, schreibt Coignet in sein Heft, „und ich kann sagen, daß auch ich Thränen vergoß, als ich meinen teuren Kaiser abreisen sah.“

Am 4. Mai 1814 warf der „Undaunted“ im Hafen von Portoferrajo Anker, und der entthronte Imperator stieg ans Land. Er hatte kaum einer Deputation der Einwohner seines Miniaturreiches erklärt, daß er ihnen die Fürsorge eines Vaters widmen wolle, als er auch schon zu Pferde stieg, um die Befestigungen der Insel zu besichtigen. Er schien damit nicht eben unzufrieden, hielt aber doch manche Verbesserung für notwendig und gab auch in der That schon in der nächsten Zeit Ordre, das Eiland Pianosa im Süden mit zwei Batterieen auszurüsten. Er fühlte sich nicht sicher genug. Seine Fahrt durch den Süden Frankreichs hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, der ihn noch lange nicht zu völliger Ruhe kommen ließ. Das war auch, trotz der Begleitung der fremdländischen Kommissäre, eine Reise voll Gefahr gewesen, so ingrimmig hatte sich das Volk der Provence gegen ihn erklärt. Nur daß er seinen Platz im Wagen tauschte, eine österreichische Uniform anzog und die weiße Kokarde der Bourbons aufsteckte, vermochte die Wut seiner bisherigen Unterthanen von ihm abzulenken. Mehr als einmal in diesen Tagen gewahrte seine Umgebung Thränen des Kleinmuts in seinen Augen und alle Zeichen der Furcht in seinen Worten und Mienen. Royalistische Agenten hätten das Volk wider ihn erregt, hatte man ihm gemeldet; und daß die provisorische Regierung dabei die Hand im Spiele habe, ließ er sich nicht nehmen. Erst auf der englischen Korvette, die ihn von Fréjus — demselben Fréjus, wo er, von Ägypten kommend, einst gelandet war — an Korsica vorüber nach Elba trug, hatte er ein Gefühl

der Sicherheit und seine Unbefangenheit wiedergefunden. Es war ihm schließlich ganz recht, daß der britische Bevollmächtigte Campbell in Portoferrajo blieb, wo nach drei Wochen auch die 400 Grenadiere der alten Garde anlangten, die er sich im Vertrage von Fontainebleau ausbedungen. Diese, mit einem geworbenen Fremdenbataillon und der einheimischen Wehrkraft bildeten zusammen immerhin eine kleine Armee von über tausend Mann, für die der Kaiser — er hatte diesen Titel zu Recht behalten — nun mit demselben umsichtigen Eifer sorgte, den er ehedem an die riesigen Völkerheere seiner Weltkriege gewendet hatte.

Doch absorbierte dies und die Bemühung um seine kleine Flotille nicht seine ganze Thätigkeit. Der ruhelose Mann, der jeden Augenblick beschäftigt sein mußte, vertiefte sich in das geringste Detail seiner kleinen Regierung. Er hatte auch hier seinen Staatsrat, in den er neben den Generalen Drouot und Bertrand ein Dutzend Einwohner berief. Die Beschlüsse desselben galten zunächst der Erhöhung des Ertrages der Eisengruben von Rio und der Salinen; beides wurde erreicht. Dann wurden neue Straßen gebaut, Maulbeerbäume darangepflanzt, sanitätspolizeiliche Anordnungen getroffen u. a. m. Aber auch sein eigenes Haus verwaltete Napoleon bis ins Einzelne, sodaß er z. B. viel besser als sein Haushofmeister Bertrand wußte, wieviel Matratzen, Laken, Bettstellen u. dgl. er besaß In Geldsachen war er von der peinlichsten Genauigkeit. Nicht ohne Grund Die vier Millionen Franken, die er vom Tuilerienschatze für sich gerettet, werden nicht lange vorhalten, und Ludwig XVIII. bezahlte die vertragsmäßig bedungenen zwei Millionen Rente nicht. Wer will es ihm da verargen, daß er die Steuern seines Ländchens ohne Nachsicht eintrieb? Mußte er doch sogar seinen geliebten Grenadieren ihr Stückchen Brot beschneiden. Als er im Jahre 1812 auf der Rückfahrt aus Rußland in Warschau mit de Pradt zusammenkam, spottete er über seine verzweifelte Lage mit den Worten: vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt.

Damals traf diese Bemerkung nicht zu. Jetzt hätte sie viel eher gepaßt.

Als die Sommerhitze den Aufenthalt in Portoferrajo unangenehm machte, zog sich Napoleon auf die Höhe von Marciana zurück, wo er mit seiner Begleitung in Zelten wohnte. Das war ein herrlicher von alten Kastanienbäumen beschatteter Punkt, von dem aus der Blick weit über das Meer schweifen konnte, nach dem corsischen Bastia hinüber und nach dem toskanischen Livorno, ein Lugaus ganz nach seinem Herzen. Hier empfing er den Besuch der Gräfin Walewska, die er im Jahre 1807 in Polen kennen gelernt und mit der er seitdem intime Beziehungen unterhalten hatte. Sie kam mit einem Knaben, seinem Sohne.*) Das tiefe Geheimnis, mit welchem der Besuch umgeben wurde, ließ die öffentliche Meinung in ihr die Kaiserin vermuten. Diese freilich kam nicht. Ihr Vater hatte sie bewogen nach Österreich zurückzukehren und hinderte ihren Verkehr mit dem Gatten. Sie ließ sich's gleichmütig gefallen. Sieben Jahre später, nach dem Tode Napoleons, schrieb sie einmal an eine Freundin: sie habe für ihn niemals eine lebhaftere Empfindung gehegt, doch hätte sie ihm, der ihr stets Aufmerksamkeit erwiesen, gerne noch manches glückliche Jahr gegönnt, „vorausgesetzt, daß er recht weit von mir wegblieb“. Napoleon hat sich auf Elba zu trösten gesucht, obgleich er oft genug des kleinen Königs von Rom gedachte und Briefe seiner Gemahlin, wenn auch nur aus politischen Gründen, schmerzlich vermißte. Nach dem kurzen Aufenthalte

*) Graf Alexander Florian Walewski, unter Napoleon III. Minister des Äußern, war am 4. Mai 1810 geboren worden. Er war nicht der einzige uneheliche Sohn des Kaisers. Von anderen kennen wir nachweislich: einen Grafen Léon, geb. 1806, dessen Mutter, Frau Revel, dem Hofstaate der Prinzessin Karoline zugeteilt war, ferner einen sichern Devienne, geb. 1802 zu Lyon, endlich den Sohn der Beschließerin auf St Helena, die später einen Mr. Gordon heiratete. Gordon-Bonaparte starb 1886 in San Francisco als Uhrmacher. (Siehe hierüber die Zeitschrift „Le Curieux“ Nr. 8 von 1884 und Nr. 40 von 1887.)

der Walewska kam Pauline Borghese, die — man will in ihren eigenen vertrauten Briefen den Beweis dafür gefunden haben — dem entthronten Cäsar hier gleichfalls mehr als eine Schwester gewesen sein soll. Von den andern Geschwistern kam niemand. Nur Mutter Lätitia wollte nicht fernbleiben und übersiedelte nach Elba.

Nicht daß der Kaiser ohne alle Verbindung mit seinen Verwandten gewesen wäre. Die Geheimpolizei von Livorno, besonders der französische Konsul Mariotti daselbst und dessen Agenten auf der Insel wollten von einem sehr regen Verkehr, namentlich mit Murat, erfahren haben, der unsicher, ob die verbündeten Mächte Europas ihm auch den Preis seines Abfalls von Napoleon, seine Herrschaft über Neapel, nicht streitig machen würden, neuerdings zu dem Schwager in Beziehung trat. Was unter ihnen verhandelt und abgemacht wurde, läßt sich im Einzelnen um so schwerer feststellen, als der Verkehr meist durch vertraute Boten mündlich gepflogen worden sein wird. War es die Absicht, einen Plan zur Insurgierung Italiens, wie er Napoleon im Mai 1814 von einer Anzahl Verschwörer zugeschickt wurde, zu unterstützen? Oder war es immer nur die andre, in Frankreich wieder emporzukommen? Wir wissen es nicht. Allerdings empfing Napoleon im Herbste viele Italiener in Portoferrajo, die ihm aus ihrem Mißvergnügen mit der wiedergekehrten österreichischen Herrschaft und aus den Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, kein Hehl gemacht haben werden. Immer möglich, daß er sich ihnen nicht ganz versagte. Die Erinnerung an seine Erlebnisse in der Provence mag seine Rechnung auf einen neuen Umschwung in Frankreich etwas beirrt und seine Blicke nach andrer Richtung gewendet haben.*) Aber

*) Diese Ansicht vertritt neuestens Livi in seinem Napoleone all' isola d'Elba. Ob er freilich gut thut, die von dem anonymen Verfasser der Broschüre „La vérité sur les Cent Jours“ S. 218 mitgeteilte Rede Napoleons für völlig authentisch zu halten, ist zu bezweifeln. Denn wenn darin der Kaiser von einem einigen italienischen Nationalreich mit Rom als Haupt-

gewiß trat dieses Moment, wenn es je mehr als ein flüchtiger Gedanke war, sogleich wieder völlig in den Hintergrund, als ihm geheime Nachrichten und die öffentlichen Blätter keinen Zweifel mehr ließen, daß sich im französischen Volke ein Wechsel der Gesinnung vollzog, der ihm nur förderlich sein konnte.

In der That, das Regiment Ludwig XVIII. erfreute sich bald einer immer mehr zunehmenden Abneigung. Am 30. Mai hatte der König seinen Frieden mit den Mächten — darunter mit England, welches die meisten der eroberten Kolonieen herausgab — gemacht, und wenig Tage später auch mit der Revolution eine Art Vergleich geschlossen, indem er Frankreich eine Verfassung, die Charte, verlieh. Diese Konstitution war, trotz unterschiedlicher Fehler und Mängel, immerhin ein wertvolles Zugeständnis und ließ der Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung jedenfalls mehr Raum, als Napoleon ihr je gestattet hatte. Auch war der König ein besonnener Mann, der den neuen Verhältnissen viel guten Willen entgegenbrachte, nur alt, sehr schwerfällig und kränklich und nicht imstande, all die reaktionären Elemente im Zaume zu halten, welche seinen Pakt mit dem Aufruhr höchlich mißbilligten. Das war vor allem sein eigener Bruder, der Graf von Artois, das Haupt einer ultraroyalistischen Partei von Emigranten, die nach den alten Zuständen zurückstrebte, die Regierung kompromittierte und ihr die Masse der Bevölkerung völlig abgeneigt machte. Denn von großen Sympathieen für die Bourbons, von denen Wellington richtig sagte,

---

stadt spricht, so mußte er völlig vergessen haben, was er im Dezember des Vorjahres zu La Besnardière über Murat gesagt, der denselben Plan verfolgte: „Sieht denn dieser Unsinnige nicht ein, daß nur meine außerordentliche Übermacht in Europa die Anwesenheit des Papstes in Rom verhindern konnte? Es ist das Interesse und der Wunsch Europas, daß er dahin zurückkehrt". (Pallain-Bailleu, Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. S. 163.) Überdies zerstörte ein Plan auf ganz Italien für immer jede halbwegs mögliche Beziehung zu Österreich, welche Beziehung doch bei einer Wiederkehr nach Frankreich geltend gemacht werden sollte.

sie seien dem Lande so fremd geworden, als ob sie es nie regiert hätten, kann man überhaupt nicht sprechen. Schon daß sie unter dem Schutze der Fremden den Thron bestiegen, diskreditierte sie. Eine Karrikatur hatte Ludwig XVIII. gezeigt, wie er hinter einem Kosaken zu Pferde sitzend über die Leichen französischer Krieger hinweggaloppiert. Es war unklug von dem Monarchen, seinem Freunde, dem Prinzregenten Georg von England, immer und immer wieder seine Dankbarkeit für die bewiesene Protektion zu bezeigen, sowie es andrerseits nicht klug war, sich durch ein veraltetes Zeremoniell von den eigenen Unterthanen völlig abzuschließen. Und dazu kam vieles Andre. Schon daß die neue Verfassung sich als ein königliches Geschenk darstellte, verletzte den Grundsatz der Volkssouveränität, der bei der eitlen Nation tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Nun war darin verbürgt, daß den neuen Besitzern von Nationalgütern ihr Eigen unangetastet bleiben solle, und dennoch sprach einer der Minister in der zweiten Kammer die Hoffnung auf Rückerstattung an die „rechtmäßigen" Eigentümer d. i. an die heimgekehrten Emigranten aus. Diese machten jetzt die Opfer ihrer Treue geltend und ließen sich — da sie zur Beamtenthätigkeit meist nicht zu brauchen waren — durch Pairssitze, Sinecuren und Pensionen belohnen, genug, um die gesamte arbeitende Staatsdienerschaft das frühere Regime zurückwünschen zu lassen. Das Geld zu diesen reichen Dotationen verschaffte sich der Hof, indem er die „außerordentliche Domäne" Napoleons willkürlich zur Zivilliste schlug. Und trotz dieser Benefizien blieb das Streben der Heimgekehrten doch auf die Wiedererlangung ihrer alten Güter gerichtet, worin sie von dem sinnesverwandten Klerus wesentlich unterstützt wurden. Dieser mißbrauchte sogar nicht selten die Beichte, um Sterbende durch Skrupel an der Rechtmäßigkeit ihres Besitzes zur Restitution zu bewegen. Begünstigt durch eine frömmelnde Hofpartei brachte er es außerdem noch zu ganz anderen Erfolgen. Das eingegangene Amt eines Großalmoseniers wurde wieder hergestellt und beirrte den Wirkungskreis des Kultusministers; eine

polizeiliche Verordnung gebot Sonn- und Feiertagsheiligung bei Strafe, trotz der in der Charte verbürgten Kultusfreiheit und trotzdem daß das französische Volk längst nur noch die durch das Konkordat von 1801 angeordneten Festtage einhielt; die Straßenprozessionen wurden wieder eingeführt; ja es ereignete sich, daß einer beliebten Schauspielerin des Pariser Théatre français das kirchliche Begräbnis verweigert wurde, was dann freilich einen öffentlichen Tumult hervorrief.

Machte man mit solchen Übergriffen die bürgerliche Bevölkerung unzufrieden, so beging man der Armee gegenüber Akte einer geradezu beispiellosen Unvernunft. Nicht nur daß der alte Adel, die Prinzen obenan, über die neue Nobilität der Marschälle und Generale spöttelte; man verfeindete sich das ganze Heer. Nach der Heimkehr der kriegsgefangenen Besatzungen aus dem Osten und der spanischen und italienischen Armee war dasselbe nicht unbeträchtlich an Zahl. Man ließ Reduktionen eintreten, verkürzte die Löhnung der alten Garde und setzte viele Tausend Offiziere auf Halbsold, der überdies an die Bedingung eines gut katholischen Verhaltens gebunden war. Dagegen wäre nun nicht allzuviel einzuwenden gewesen, wenn nicht dafür mehrere Tausend Royalisten zu Offizieren ernannt, aus Emigranten und Adeligen eine neue königliche Garde errichtet und reich dotiert und eine adelige Militärschule gegründet worden wären, was nicht nur große Kosten verursachte, sondern auch die Wiederkehr der alten Ungleichheit in der Offizierskarriere befürchten ließ. Als man vollends die Erziehungshäuser für die Waisen der Ehrenlegionäre aufhob, erzeugte dies eine ungeheure Entrüstung, selbst in unbeteiligten Kreisen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen das Heer völlig bonapartistisch gesinnt war und daß sich, namentlich unter einigen jüngeren Generalen eine Verschwörung bildete, die, wenn sie gleich ohne Folgen blieb, doch bekannt genug wurde, um den Verbannten von Elba über die Stimmung im Lande zu orientieren? Was Wunder auch, daß dessen Kredit von Tag zu Tag aufnahm? „Die Franzosen“,

sagt ein Zeitgenosse, Fleury de Chaboulon, „von Natur geneigt, Meinung und Empfindungen zu wechseln, gingen von ihrer früheren Voreingenommenheit gegen Napoleon zu Ausbrüchen der Begeisterung über; sie verglichen den Zustand der Unordnung und Erniedrigung, in den Frankreich unter dem Könige verfallen war, mit dem Aufschwunge, der Kraft, der Verwaltungseinheit unter Napoleon, und Napoleon, den sie vorher als den Urheber aller Übel angeklagt hatten, erschien ihnen nur noch als großer Mann, als Held im Unglück.“ Gewiß, niemand hatte Lust, ihn herbeizurufen; aber man begann ihn zu entschuldigen und haßte seine Nachfolger.

Es fehlte nicht an Einsichtigen, welche die Gefahr erkannten, die dieser Umschwung der Gesinnung in sich barg. Einer der klügsten, Talleyrand, war jenerzeit nicht in Paris, sondern weilte als bevollmächtigter Minister Ludwig XVIII. beim großen Kongreß in Wien, wo entschieden werden sollte, was an politischen Fragen der Völkerkrieg noch ungelöst gelassen hatte. Sein scharfes Auge sah auf Elba den Funken glimmen, der den in Frankreich sich aufhäufenden Zündstoff zu neuem völkerverheerenden Brande entflammen konnte, und er beschloß, ihn auszutreten. Sein nächster Gedanke war, Napoleon heimlich entführen zu lassen. Mariotti, sein Vertrauter in Livorno, erklärte dies für sehr schwierig und nur, wenn man einen der Kapitäne von des Kaisers vier Schiffen gewänne, für möglich. Man soll dies versucht, aber Napoleons Wachsamkeit die Absicht getäuscht haben.*) Talleyrand wendete sich nun an die Kongreßmächte und schlug ihnen — im Oktober 1814 — vor, den Verbannten nach den Azoren „fünfhundert Lieues vom Festlande“ zu versetzen, eine

---

*) Siehe Jung, Mémoires de Lucien Bonaparte, III. 222 und Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, S. 62. Wenn aber Jung von Entlassung des Kapitäns Taillade spricht, so steht dem die mehrfach verbürgte Meldung entgegen, wonach Taillade im Dienste blieb und später auf der Fahrt nach Frankreich die Brigg des Kaisers führte.

Idee, die Ludwig XVIII. „excellent“ fand.*) Aber die Mächte haben wichtigeres zu thun: Rußland sorgt sich nur darum, wie es seine polnische Beute ungeteilt in Sicherheit bringen könne, Preußen will Sachsen ebenso vollständig für sich gewinnen, und mit solcher Bestimmtheit verfechten beide ihre Absichten, daß darüber ein allgemeiner Konflikt droht. Frankreich, welches die europäische Koalition sprengen, sein Ansehen wiedergewinnen und zugleich das verwandte Sachsen — Ludwig XVIII. Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen — vor Schaden bewahren will, England, das einem Übergewicht Rußlands entgegenarbeitet, und Österreich, dem die Machtvergrößerung seiner Nachbarn ein Dorn im Auge ist, verbünden sich am 3. Januar 1815 für alle Fälle. Ist dieses Abkommen auch zunächst geheim geblieben, so war die Spannung der Mächte doch zu offenkundig, als daß Napoleon auf Elba von ihr nicht ebenso unterrichtet worden wäre wie von der heimlichen Absicht, ihn aus Europa zu entfernen. Die letztere war ihm schon anfangs Dezember bekannt geworden, und er hatte sich bereits auf eine Belagerung eingerichtet, die Schutzwerke ausbessern und seine Kanoniere übungsweise Bomben werfen lassen. Am liebsten hätte er wohl sogleich Elba verlassen. Aber damals wäre das eine grundlose Vermessenheit gewesen. Jetzt lieferten wenigstens die Verwicklungen auf dem Kongreß und die Wandlung in Frankreich dem Gedanken eine Basis. Nur die passende Gelegenheit mußte sich noch finden. In der Unterredung mit Fleury de Chaboulon, der als geheimer

*) Noch im Dezember schreibt der Minister an den König, man müsse eilen, sich des Mannes von Elba und Murats zu entledigen, es sei auch schon Castlereagh dafür gewonnen, nur Metternich noch dagegen. Dieser Eifer Talleyrands kühlte sich aber zuweilen merklich ab, wenn Murats Chancen auf dem Kongreß stiegen, denn dieser hatte dem geldgierigen Diplomaten Aussicht auf den günstigen Verkauf seines Fürstentums Benevent eröffnet. In solchen Momenten konnte er sogar, wenn z. B. Pozzo di Borgo ihn aufforderte, dem Kongreß die Verhaftung Napoleons nahezulegen, antworten: „Sprechen Sie doch davon nicht, das ist ein toter Mann“. (M. Lehmann, Tagebuch des Freih. v. Stein, Histor. Zeitschr. N. F. XXIV. 446.)

Bote Marets im Februar nach Portoferrajo kam, bezeichnete er den 1. April als wahrscheinlichen Termin für seine Abreise nach dem Festlande. Bis dahin, meinte er, würden die Fürsten den Kongreß, wahrscheinlich im Unmut, verlassen haben und, einmal daheim angelangt, keine Lust mehr verspüren, sich aufs neue in den Krieg zu stürzen. Nur solange sie noch beisammen seien, wäre zu besorgen, daß sie aus dem Widerstande gegen ihn eine Art Ehrensache machten. Soviel empfand er doch, daß man, was er nun vorhatte: Friedensbruch, Treubuch und Verleitung zu diesem, nicht mit Gewissensruhe mitansehen werde.

Und doch hat er sich schon kurz darauf, noch im Februar, entschlossen, seinen Plan ins Werk zu richten. Was ihn so bald dazu vermochte, ist nicht aufgeklärt. Hatte er von dem vorläufigen Vergleich der Mächte in der sächsischen und polnischen Frage am 8. Februar gehört, von der Abreise Castlereaghs und von den Zurüstungen der Souveräne, den Kongreß zu verlassen, und hielt er nun den richtigen Zeitpunkt für gekommen? Oder hatte er von dem Ausgleich keine Kenntnis und wünschte die herrschende Uneinigkeit noch rasch für sich zu benützen? Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht viel mehr, als daß er am 24. Februar — der britische Bevollmächtigte, Campbell, welcher England zugleich auch am toskanischen Hofe vertrat, hatte sich eben nach dem Festlande begeben — seinen Truppen Befehl erteilte, sich zur Abfahrt bereit zu machen, indes er die Insel mit dem Embargo belegte, sodaß keine Nachricht hinausdringen konnte. Desselben Abends noch empfing er Deputationen der Behörden, die ihm ihr Bedauern über sein Scheiden ausdrückten. Am 26., einem Sonntage, schifften sich 1100 Mann mit einigen Kanonen auf sieben Fahrzeugen ein, und bei eingetretener Dunkelheit ging Napoleon selbst auf dem „Inconstant" an Bord, nachdem er von Mutter und Schwester Abschied genommen. Beide hatten sein Vorhaben gebilligt, einzelne seiner Höflinge, wie Bertrand, dasselbe mit Enthusiasmus begrüßt, desgleichen die Truppen; nur der ehrliche Drouot machte aus seinen Bedenken kein Hehl. Aber

wer hätte den tollkühnen Spieler, der jetzt seinen letzten verzweifelten Wurf wagte, zurückzuhalten vermocht?

Auf der Fahrt begegnete man einem französischen Kreuzer, der nach Livorno steuerte, um sich dort dem Konsul Mariotti zur Verfügung zu stellen. Seine Bestimmung war, Elba im Auge zu behalten. Er kam zu spät. Wenn hinterher Mariotti diese Säumnis beklagte und meinte, er würde mit dem Schiffe Napoleons Entweichen gehindert haben, so ist dies doch eine arge Übertreibung. Viel richtiger antwortete Castlereagh im britischen Parlament auf den Vorwurf, er habe den Kaiser entwischen lassen, indem er daran erinnerte, daß dieser sich nicht als Gefangener auf Elba befand und daß jeder Zwang den mit ihm geschlossenen Vertrag verletzt hätte; übrigens wäre eine Überwachung gar nicht möglich gewesen, da die ganze englische Marine nicht hinreichen würde, das Entkommen eines Menschen von der Insel zu verhindern. *)

Am 1. März warf die Flotille im Golf von Jouan zwischen Cannes und Antibes Anker, und Cambronne schiffte die Garden

*) Siehe Pellet, Napoléon à l'ile d'Elbe, S. 84. Der Verfasser scheint von dem geheimen Einverständnis Campbells, ja Englands, völlig überzeugt zu sein, und das war ja auch damals eine vielverbreitete Meinung. Einige Tage vor der Abfahrt Napoleons hatte der geheime Agent Mariotti's an diesen geschrieben: „Die von den Engländern begünstigte Abreise Seiner Majestät wird nächstens stattfinden.“ Aber wer möchte daraufhin die Richtigkeit der Meldung annehmen? Man vergleiche damit, was Napoleon zu dem Sendling Marets sagte: „Sie werden doch nicht glauben, daß die Polizei alles weiß? Die Polizei erfindet viel mehr als sie entdeckt. Die meinige war gewiß ebenso viel wert wie die dieser Leute, und doch wußte sie gar oft nur, was sie nach ein oder zwei Wochen durch Zufall, Unklugheit oder Verrat erfuhr.“ Thatsache ist, daß er sein Unternehmen als von Großbritannien begünstigt hinstellte, wie er sich ja auch auf gute Beziehungen zu Österreich berief — beides in der Absicht, irre zu führen. Für die thatsächliche Haltung Englands bleibt die intime Beziehung des Hofes zu Ludwig XVIII. und die Politik Castlereaghs maßgebend, welche in dem Bourbon die sicherste Garantie dafür erblickte, daß die gegenüberliegenden Niederlande nicht wieder in Frankreichs Hände fielen.

aus. Bald stand Napoleon wieder auf französischem Boden. Noch an Bord hatte er sich über die Expedition zu seiner Umgebung geäußert: er rechne auf die Überraschung der Bevölkerung, auf die öffentliche Meinung, den Widerwillen gegen die Alliierten, die Liebe seiner Soldaten, kurz auf alle napoleonischen Elemente Frankreichs — vor allem aber auf die Verblüffung, welche eine so große Neuheit (une grande nouveauté) hervorbringen müsse, und auf die Ratlosigkeit der Geister unter dem Eindruck einer so unerwarteten und verwegenen That. Aber er mußte doch auch noch mit Anderem rechnen. Er weiß, daß nicht überall in Frankreich die öffentliche Meinung sich von der neuen Regierung abgekehrt hat und daß, wenn er sich z. B. jetzt von Cannes auf der großen Straße fortbewegte, die über Aix und Avignon nach Norden führt, sein waghalsiges Unternehmen an dem überlegenen Widerstande der unerschütterlich royalistischen Bevölkerung der Provence scheitern würde. Er wird deshalb die Mühsal nicht scheuen dürfen, die einen Marsch über die noch verschneiten Pfade der Seealpen begleitet, die Kanonen, die er mitgeführt, zurücklassen müssen und über Grasse und Sisteron die Dauphiné zu erreichen streben, wo das Landvolk, den Priestern und Emigranten durchaus abgeneigt, seinen größtenteils aus Nationalgütern erstandenen Grundbesitz ungestört zu behalten wünscht. Und in der That erwies sich die Einwohnerschaft der Bergthäler auf dem Wege nach Gap und darüber hinaus durchaus freundlich und unterstützte die abgehetzten Soldaten nach Möglichkeit. Aber die Hauptfrage für Napoleon war doch die, ob die Truppen, die man auf dem Wege antreffen wird, zu ihm übergehen, wie er hoffte, oder ihrem Fahneneide, den sie Ludwig XVIII. geleistet, treu bleiben werden, wozu er selbst sie bei seinem Scheiden im vorigen Jahre ermahnt hatte.*) Wenn das letztere geschah, war er ver-

*) „Dienet treu dem Souverän, den die Nation erwählt hat“, hatte er nach dem Berichte des österreichischen Bevollmächtigten zu seinen Grena-

loren. Als ihm bei La Mure vor Grenoble ein Bataillon auf Befehl des Generals Marchand entgegenrückte und die Offiziere bereit schienen, ihrer Pflicht mehr Gehör zu geben als ihren Sympathieen, war der entscheidende Moment gekommen. Napoleon nahm ihn wahr. Er näherte sich auf Schußweite, lüftete seinen grauen Überrock und rief, seine Brust darbietend, hinüber: „Wer von Euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ Da nahmen die Soldaten ihre Mützen ab, steckten sie auf ihre Bajonnette und riefen „Vive l'Empereur!“ Dann mischten sie sich unter das Gefolge von Elba und marschierten begeistert hinter dem verehrten Manne drein. Die Offiziere mußten dem revolutionären Zuge ihrer Truppen folgen, und sie thaten es gerne.

In Grenoble, der Hauptstadt der Dauphiné, die eine starke Garnison beherbergte, hatte unterdes Napoleon auf heimlichen Wegen ein Manifest an die französische Armee verbreiten lassen. „Soldaten, wir sind nicht besiegt worden“, begann dasselbe. „Zwei Männer aus unseren Reihen (Marmont und Augereau) haben unsere Lorbeeren, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohlthäter verraten. Und nun sollten jene, die wir 25 Jahre hindurch Europa durchreisen sahen, um uns Feinde zu erregen, die ihr Leben damit hingebracht haben, in fremden Armeen gegen uns zu fechten und unser schönes Frankreich zu verwünschen, nun sollten sie beanspruchen dürfen, den Befehl zu führen und unsere Adler anzuketten, deren Blicke sie nie ertragen konnten? Euer Rang, Euer Besitz, Euer Ruhm, Besitz, Rang und Ruhm Euerer Kinder haben keine ärgeren Feinde als diese Fürsten, welche die Fremden uns aufgenötigt. Ihre Ehrenzeichen, ihre Belohnungen, ihre Gunst gehören nur denjenigen, die ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben. Soldaten! kommt und reihet Euch unter die Fahnen Eures Führers.

———

dieren gesagt. Die später redigierte offizielle Fassung seiner Ansprache im Schloßhofe zu Fontainebleau änderte dies in: „Fahret fort Frankreich zu dienen.“

Sein Dasein besteht ja nur in dem Euren, seine Rechte sind nur die des Volkes und die Eurigen, sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind Euer Interesse, Eure Ehre, Euer Ruhm. Kommt! Dann wird der Sieg im Sturmschritt einherziehen und der Adler mit den nationalen Farben von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis hin zu Notre-Dame ....“ Dies und noch mehr sagte er den Soldaten Frankreichs, und sie lauschten mit Begeisterung. Das war dieselbe Sprache, die ihnen so oft für ihre Siege gedankt und neuen Triumph angekündigt hatte, die Sprache des Mannes, der seine Krieger voll zu schätzen wußte, und wenn auch nur als ein Werkzeug seiner Größe, so doch zu schätzen wußte, während der Schützling des Engländers sie bloß als eine Last ansah, und nicht einmal ansah. Und die Garnison von Grenoble, das Regiment des Obersten Labédoyère voran, ging über, wie das Bataillon von La Mure. Die eisenharten Männer erlagen der Verführung dieses Einen, wie die Kinder von Hameln der Pfeife des Rattenfängers. Schon zog er mit 7000 Mann gegen Lyon, seines ganzen Erfolges nunmehr sicher. Daß seine Marschälle, die Macdonald, Oudinot und andre, die ihre Karriere hinter sich und ihre lang und tapfer erkämpfte Ruhe lieb hatten, nicht zu ihm übertraten, war ihm begreiflich. Andere aber, wie Massena in Marseille und Ney, der sich sogar vermessen hatte, den Ankömmling gefesselt vor den König zu bringen, konnten angesichts der allgemeinen Stimmung im Heere der Versuchung nicht widerstehen; sie wurden wieder kaiserlich.

So ward das Heer sein. Vollends nachdem er ihm versichert hatte, daß er gewiß keinen Krieg machen werde; denn Krieg wollte die Armee nicht mehr. Und dasselbe, nur noch viel eindringlicher, erklärte er bei jeder Gelegenheit den Bürgern der Städte, die — namentlich die Besitzenden — trotz mancher Sympathie für ihn und aller Abneigung gegen den Hochmut der Aristokraten, bei seinem Erscheinen doch mit Grund den Frieden gefährdet sahen. Er habe die zehn Monate seines Exils, sagte

er in Grenoble, benützt, die Vergangenheit zu überdenken; die Schmach, die er erfahren, habe ihn, weit entfernt, ihn zu erbittern, nur belehrt; er sehe, was Frankreich not thue; Friede und Freiheit sei die gebieterische Forderung der Zeit, er werde sie fortan zur Richtschnur seines Benehmens machen. Und ähnlich lauteten seine Ansprachen in Lyon, wo er am 10. März eintraf, vom Jubel des Volkes empfangen. Ihm gelte es jetzt, war der Sinn seiner Worte, die Interessen und Grundsätze der Revolution vor den Emigranten zu schützen, Frankreich seinen Ruhm zurückzugeben, ohne es deshalb dem Kriege zu überliefern, den er zu vermeiden hoffe, denn er nehme die mit den europäischen Mächten vereinbarten Verträge an und werde in Frieden mit ihnen leben, es wäre denn, daß sie sich in die französischen Dinge mischten. Man müsse sich begnügen, die angesehenste Nation zu sein, ohne den Anspruch, die anderen zu beherrschen.

Hier in Lyon war er schon wieder ganz Monarch. Er löste die Kammern auf und berief eine aus den früheren Wahlkollegien zu entsendende Reichsversammlung nach Paris, der er den karolingischen Namen „Maifeld“ gab, um die Verfassung zu ändern und zu bessern und an der Krönung der Kaiserin und seines Sohnes teilzunehmen. Damit sollte angedeutet sein, daß seinem Unternehmen zum mindesten von Österreich keine Gefahr drohe, ja, daß vielmehr ein Einvernehmen zu hoffen sei — eine grobe Täuschung, wie er selbst später einigen Vertrauten gegenüber eingestand. Ein andres Dekret wies alle erst 1814 zurückgekehrten Emigranten aus und konfiszierte ihre Güter. Außerdem hob Napoleon den alten Adel auf, ächtete Talleyrand, Marmont, Augereau, den Herzog von Dalberg u. a. als Verräter Frankreichs an die Fremden, entsetzte alle durch Ludwig XVIII. zu Offizieren ernannten Emigranten ihrer Posten und löste die Königsgarde, das sogenannte „militärische Haus“ des Königs, auf.

An dem bedrohten Hofe zu Paris war man anfänglich geneigt, das Unternehmen des „Mannes von Elba“ als ein Abenteuer anzusehen, welches notwendig scheitern müsse; man war

der sichern Meinung, er wolle sich nur über das Gebirge einen Weg nach Italien suchen, um dort das Volk aufzurufen, und verbreitete noch lange falsche Nachrichten im Moniteur über seinen bevorstehenden Untergang, als jener schon über das Herz des Heeres gesiegt hatte. In den Kammern fand der König zwar die Unterstützung der Liberalen, der Frondeurs von 1800 unter Benjamin Constant und der von 1813 unter Lainé; aber es geschah nichts, als daß man sich in großen Worten erschöpfte. Denn alle Beschlüsse, wie z. B. der, daß der Besitz von Nationalgütern unwiderruflich sei und jeder Angriff darauf mit Gefängnis bestraft werde, kamen zu spät und erweckten, weil durch die Not des Augenblicks diktiert, kein Vertrauen. Noch am 18. März, als Napoleon schon bis Fontainebleau gelangt war, schrieb Ludwig eigenhändig ein Manifest an die Armee auf, in welchem er auf sein für ihre Treue verpfändetes Wort, auf den Bürgerkrieg im Lande, auf den Kampf mit den Fremden, der neuerdings drohe, hinwies — vergebens; ein Reserveheer im Süden der Hauptstadt ging gleichfalls zu Napoleon über. Der König mußte schließlich an seine Sicherheit denken und verließ die Hauptstadt am nächsten Tage.

Am Abend des 20. März schritt Napoleon auf den Arm eines seiner Getreuesten gestützt die Stufen zu den Tuilerien empor. In den Straßen der Hauptstadt hatten meist militärische Elemente Besitz von dem Terrain ergriffen, welches sie nun ausschließlich für sich beanspruchten. In der übrigen Bevölkerung war mehr Resignation als Interesse wahrzunehmen. Sie hielt sich abseits. Von dem Enthusiasmus, mit welchem Paris im Jahre 1799 oder 1806 Napoleon empfangen hatte, keine Spur. „Alles war düster“, erzählt Broglie, „ruhig, indifferent, ohne zu klagen, ohne zu hoffen, doch nicht ohne Besorgnis“. Und der Kaiser selbst, der heute mit verzehnfachter Aufmerksamkeit auf die Stimme der Nation horchte, empfing den gleichen Eindruck. „Sie haben mich kommen lassen“, sagte er zu Mollien, „wie sie die andern gehen ließen.“

Fünftes Kapitel.

Waterloo.

„Friede und Freiheit", so lautete jetzt die Devise Napoleons mit der er sich den Franzosen zu empfehlen und das Mißtrauen zu besiegen suchte, das ihm in bürgerlichen Kreisen doch allenthalben entgegentrat. „Friede"! Wie oft hatte er ihn bisher versprochen, wie oft gebrochen! Und „Freiheit"! Wie vielfältig hatte er sie unterdrückt! Wenn er jetzt sie zu geben und zu schützen versprach, wird man ihm glauben? Noch am Tage seiner Ankunft in Paris versicherte er seinen Getreuen, den Maret, Cambacérès, Davoat und Andern, die sich in den Tuilerien eingefunden hatten, es handle sich nun nicht darum, mit der Vergangenheit wieder anzufangen, man müsse von den Fehlern der Gegner und von den eigenen Vorteil ziehen, er wisse jetzt, was man zu vermeiden und was man zu wollen habe; die Gewalt habe er nur geliebt, solange er die Gründung eines riesigen Reiches plante, dazu war sie ihm unumgänglich nötig; heute sei davon nicht mehr die Rede. Und sie vertrauten Alle seinen Worten. Maret übernahm wieder das Staatssekretariat, Davoat ließ sich zum Kriegsministerium bereden, Cambacérès erklärte sich bereit, die Geschäfte des Justizministers zu führen, Gaudin und Mollien erhielten die Portefeuilles der Finanzen und des Schatzes wieder und Decrès das der Marine. Aber das war nicht schwierig gewesen, diejenigen zu gewinnen, die mehr oder weniger ohnehin auf ihn angewiesen waren. Das Wichtigste bestand darin, der Bevölkerung Garantieen zu bieten, daß er als ein völlig Andrer wiederkehrte. Und da war mit Worten nichts gethan, wenn er auch noch so feierlich beim Empfang der obersten Behörden versicherte, er wolle vergessen, daß Frankreich je der Herr der Welt gewesen, habe auf die Idee des Weltreichs längst verzichtet, denke nur noch an das Glück und die Festigung des französischen Kaiserreichs, strebe keine Willkür mehr an,

sondern nur die Achtung der Personen, den Schutz des Eigentums, den freien Kreislauf der Gedanken, denn die Fürsten seien bloß die ersten Bürger der Staaten. All das genügte nicht. Thaten wollte man sehen. Napoleon lieferte auch diese. Vor allem ließ er sich Fouché als Polizeiminister aufnötigen, in dessen Vergangenheit die liberalen Kreise eine gewisse Bürgschaft erblickten. Dann hob er die Zensur auf, welche den Bourbons arg verübelt worden war. Ihm kostete dies jetzt keine sonderliche Überwindung mehr, denn er meinte richtig, nach dem, was die Presse seit einem Jahre wider ihn geschrieben, bleibe ihr von ihm nichts mehr, doch manches über seine Feinde noch zu sagen. Aber viel wirksamer als diese Maßregel war die Gewinnung Carnots, des alten ehrbaren genialen Verteidigers der Republik, für das Ministerium des Innern, und Benjamin Constants, des Führers der Partei der konstitutionellen Monarchie, die ihm zur Zeit des Konsulates vergeblich widerstrebt hatte, für den wieder eingerichteten Staatsrat.

Noch kurz vor dem Eintreffen des Kaisers hatte ihn Constant im „Journal des Débats", welches bereits damals eines der führenden Tagesblätter war, aufs heftigste angegriffen, ihn mit Attila und Tschengis-Chan verglichen und im Namen der Freiheitsfreunde die Versicherung abgegeben, er werde sich nie mit ihm verbinden. Jetzt ließ ihn Napoleon — wie es heißt, auf den Rat seines Bruders Joseph — zu Hofe bitten und sprach so offen und vertrauensvoll zu ihm, daß der feindlich gesinnte Tribun gewonnen ward und es sogar über sich nahm, dem Kaiserreich zu dienen. Die Nation, sagte er ihm, habe nunmehr zwölf Jahre lang ausgeruht von inneren politischen Stürmen, seit einem Jahre ruhe sie vom Kriege aus: diese Ruhe habe ein Bedürfnis nach Bethätigung in ihr erweckt. Sie wünsche jetzt wieder eine Tribüne und Versammlungen. Das habe sie nicht immer gewollt. „Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Macht kam; Sie müssen sich dessen entsinnen, da Sie damals Opposition versuchten. Wo war Ihr

Rückhalt, wo Ihre Kraft? Nirgends. Ich habe mir weniger Gewalt genommen als mir gegeben ward. Heute ist alles anders. Der Geschmack an Verfassungen, Debatten und Reden scheint zurückgekehrt, nachdem eine schwache, den Nationalinteressen feindliche Regierung zur Kritik der Autorität herausgefordert hat. Aber es ist doch nur die Minderheit, die solches will, täuschen Sie sich darüber nicht. Das Volk, oder, wenn Sie lieber wollen, die Masse will nur mich. Sie haben sie nicht gesehen, wie sie sich um mich drängten, sich von der Höhe der Berge herabstürzten, um mich zu rufen, zu suchen, zu grüßen. Ich bin nicht, wie man gesagt hat, ein Soldatenkaiser, ich bin der Kaiser der Bauern und der Plebejer Frankreichs. Deshalb sehen Sie, wie das Volk zu mir kommt, trotz allem was geschah. Es besteht eine Gefühlsgemeinschaft zwischen uns. Ich bin aus den Reihen des Volkes hervorgegangen, es hört auf meine Stimme. Ich habe Montmorencys, Rohans, Noailles, Beauvaus, Mortemarts um mich gehabt, aber keinerlei Sympathie hat zwischen uns geherrscht. Sehen Sie diese Konskribierten, diese Bauernsöhne; ich habe ihnen nicht geschmeichelt, habe sie rauh behandelt, und doch scharten sie sich um mich und riefen: Es lebe der Kaiser! Sie betrachten mich als ihren Halt, ihren Retter gegen die Edelleute. Ein Wink von mir, und die Adeligen werden in allen Provinzen gemordet. Ich will aber nicht der König eines Bauernkrieges sein. Darum, wenn es möglich ist, mit einer Verfassung zu regieren, gut, so sei es. Weil ich ein Weltreich gewollt, hatte ich, um es zu begründen, eine unumschränkte Macht nötig. Und wen an meiner Stelle hätte nicht nach der Weltherrschaft gelüstet? Eilten nicht Souveräne und Unterthanen um die Wette unter mein Zepter? In Frankreich hab' ich bei einigen unbekannten und waffenlosen Franzosen mehr Widerstand gefunden als bei all den Königen, die heute so stolz sind, daß keiner aus dem Volke ihnen gleicht. Nun bin ich kein Eroberer mehr, kann es nicht sein, denn ich weiß, was möglich ist und was nicht; und um nur Frankreich zu regieren, ist eine Ver-

fassung vielleicht besser. Sehen Sie nun zu, was Ihnen ausführbar scheint und legen Sie mir Ihre Pläne vor: öffentliche Verhandlungen, unabhängige Wahlen, verantwortliche Minister, freie Presse, das alles ist mir recht. Daneben will ich den Frieden. Ich werd' ihn durch Siege erstreiten. Ich mag in Ihnen keine falschen Hoffnungen erwecken. Wenn ich auch aussprengen lasse, daß Verhandlungen mit den Mächten im Zuge seien: es giebt keine Verhandlungen. Ich sehe vielmehr einem schweren und langwierigen Kriege entgegen. Um ihn zu bestehen, muß die Nation mich unterstützen. Dafür wird sie die Freiheit fordern. Sie soll sie haben." So sprach der Kaiser zu Constant, der selbst uns die Worte überliefert hat, die ihn gefangennahmen. Die Unumwundenheit, mit der Napoleon seine Lage zeichnete, machte Eindruck auf ihn. Er erklärte sich bereit, einen Verfassungsentwurf herzustellen.

Also nicht „Frieden und Freiheit"! wie es von allen Mauerecken Frankreichs widerhallte, sondern im besten Falle „Krieg und Freiheit"! Und so war es wirklich. Niemand weniger als der Mann von Elba konnte von den europäischen Mächten erwarten, daß sie ruhig zusehen würden wie er, seine eingegangenen Verträge brechend, wieder Besitz ergriff von der Herrschaft über eine der unruhigsten Nationen der Welt, die Europa mit einem zwanzigjährigen Kampfe beschäftigt hatte. Sollte denn der ganze riesige Aufwand an Gut und Blut, mit dem man endlich das alte legitime System des Gleichgewichts der Staaten hergestellt, umsonst gewesen sein, bloß weil es einem Einzigen nicht gefiel, sich mit der Souveränität von Elba zu begnügen? Niemand hatte ihn gerufen, keine nennenswerte Konspiration, auch im französischen Heere nicht, seine Wiederkehr begehrt: unversehens war er erschienen, um durch „Verblüffung" zu siegen, und zur Revolte hatte es erst seiner Verführung bedurft. Nein, die europäischen Mächte konnten diesen dreisten Eingriff in das verbriefte Recht ihrer Politik nicht dulden, sie, die es in ihrer Erklärung vom letzten März 1814 feierlich ausgesprochen hatten,

nie und nimmer mit Bonaparte Frieden zu schließen und denen gegenüber er in Fontainebleau gelobt hatte, für immer auf die Herrschaft über Frankreich zu verzichten. Daß sie seinem Unterfangen widerstehen würden, das wußte er sehr gut. Er wußte daher auch, daß er, indem er noch einmal nach der Krone von Frankreich griff, diesem Lande neuerdings überlegene Feinde schuf und einen neuen entsetzlichen Krieg heraufbeschwor. Und darin lag sein unsühnbarer Frevel.

Am Morgen des 6. März war die Kunde von der Abfahrt Napoleons und seiner Truppen von Portoferrajo nach Wien gelangt, wo der Kongreß keineswegs, wie jener gehofft, sich schon aufgelöst hatte, sondern Fürsten und Diplomaten noch fast vollzählig anwesend waren. Unter dem gewaltigen Eindrucke derselben fanden sich zunächst die Monarchen Rußlands und der deutschen Großmächte in dem Entschluß, dem „Abenteurer", wie ihn Kaiser Franz nannte, mit einmütiger Kraft zu begegnen, und da man anfänglich über das Ziel seiner Fahrt im Unklaren war und Talleyrand Italien als dasselbe für wahrscheinlich hielt, wurde dem dort kommandierenden österreichischen Feldmarschall Bellegarde der Befehl erteilt, ihn „sofort anzugreifen und aufzureiben". Castlereagh war zwar abgereist, aber Wellington, sein Vertreter, autorisiert, im gleichen Sinne sich zu verpflichten. Die beiden trennenden Hauptfragen, die polnische und die sächsische, hatten bereits ihre Lösung gefunden: die erste durch Alexanders I. notgedrungene Mäßigung, die zweite auf Kosten des Königs von Sachsen, der sich dazu verstehen mußte, die Hälfte seines Landes an Preußen abzutreten, während Friedrich Wilhelm III. seine Forderung der andern Hälfte fallen ließ, und so erwies sich auch die Rechnung Napoleons auf die Zwietracht der Kabinette als eine falsche. Sie hatten jetzt vielmehr alle ein sie verbindendes Interesse, sich einträchtig wider ihn zu wenden: England, welches für das neue Königreich der Niederlande, Preußen, das für seine Rheinprovinz besorgt war, Rußland, dessen Zar den Vorwurf, den Korsen nach Elba gebracht

zu haben, durch energische Feindseligkeit gegen ihn parieren wollte, und Österreich, dessen Monarch nicht scheinen mochte, als verbände ihn noch irgend etwas mit dem Sohne der Revolution. Am 13. März hatte der Kongreß eine Achtserklärung wider Napoleon erlassen, in der man ihn „als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt“ der öffentlichen Rache preisgab, und am 25. erneuerten die vier Großmächte ihren Vertrag von Chaumont, indem sie sich verpflichteten, je 150 000 Mann — England das Äquivalent an Geld — beizustellen und „die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor Bonaparte nicht völlig außer Stand gebracht ist, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern.“ Die andern Staaten schlossen sich an.

So war Napoleon von dem Kontinent verfehmt, den er einst zu seinen Füßen gesehen. Er that jetzt alles mögliche, um den ungünstigen Eindruck, den dieses Welturteil auf das französische Volk machen mußte, abzuschwächen, oder vielleicht in Wien selbst eine Milderung zu erreichen. Aber er hatte gut die Deklaration vom 13. März als ein Machwerk der Agenten Ludwig XVIII. hinzustellen: die Wahrheit wurde doch bald offenkundig, als die fremden Diplomaten ihre Pässe begehrten und abreisten. Er hatte gut aller Welt zu versichern, daß er den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 respektieren werde, und (am 4. April) an alle Souveräne zu schreiben, daß es sein liebster Gedanke sei, den Kaiserthron Frankreichs für die Befestigung der Ruhe Europas nutzbar zu machen: die Antwort war nur, daß die Mächte, die ihre Truppen noch nicht völlig auf Friedensfuß gesetzt hatten, dieselben nach Westen dirigierten. Es half ihm nichts, daß er den Kaiser Franz um die Rücksendung seiner Gemahlin und seines Sohnes bat, deren Krönung er den Franzosen in Aussicht gestellt habe; Kind und Gattin blieben fern, ja, Marie Louise ließ es den vornehmsten Geschäftsträgern des Kongresses schriftlich mitteilen, daß keine Macht der Welt sie jemals bewegen könnte, sich wieder mit Napoleon zu vereinigen. Und es

half ihm auch nichts, daß er, um neue Zwietracht zwischen den Höfen zu säen, den geheimen Trutzvertrag vom 3. Januar Alexander bekannt werden ließ, nichts, daß er mit Talleyrand in Verbindung treten wollte, der soeben von seiner Ächtung erfahren hatte und natürlich sich nicht finden ließ. Zwar erwogen die Fürsten und ihre Räte in Wien, ob etwa dadurch, daß das französische Volk die Herrschaft Napoleons duldete, ein andres Benehmen einzuhalten wäre als das verabredete? Aber sie entschieden in einem von allen Bevollmächtigten am 12. Mai gezeichneten Protokoll, daß dies in ihren Entschlüssen keinen Wechsel hervorbringen könne: „Die Mächte seien zwar nicht befugt, Frankreich eine Regierung zu geben, aber sie würden niemals auf das Recht verzichten, zu verhindern, daß sich unter dem Titel „Regierung" dortselbst ein Herd von Unordnung und Bedrohung für die andern Staaten ergebe". Das Anerbieten des Kaisers, den Frieden von Paris zu respektieren, wiesen sie zurück, denn sie hätten diesen Frieden mit einer Regierung geschlossen, welche für die Ruhe des Weltteils genügende Bürgschaft bot, würden ihn aber niemals unter den gleichen Bedingungen mit Bonaparte eingegangen sein. An Fouché, der angesichts des europäischen Widerstandes gegen Napoleon alsbald auch wider ihn zu intrigieren begann und in Wien heimlich anklopfte, schrieb Metternich: „Die Mächte wollen nichts von ihm wissen. Sie werden ihn aufs äußerste bekriegen, wollen aber Frankreich nicht bekämpfen". Da war es nun wieder die Alles entscheidende Frage, ob sich die beiden auseinanderhalten ließen?

Bald war es allen Franzosen bekannt, daß des Kaisers Vorgeben von Verhandlungen mit Österreich und andern Staaten nichtige Täuschung gewesen und daß man vor einem neuen Kriege stehe, der nur auf seine Rechnung komme und nur durch sein Erscheinen hervorgerufen ward. Der Eindruck, den diese Erkenntnis auf die Bevölkerung machte, war ein tief verstimmender und hat — man kann es nicht anders ansehen — über das Schicksal Napoleons endgültig entschieden. Die Rente, die

auf seine Vorspiegelungen hin etwas gestiegen war, fiel von 83, wo sie anfangs März gestanden hatte, auf 51 im April, was die Besitzenden und insbesondere die Masse der kleinen Rentiers von ihm trennte. Und nicht die Börsen der Franzosen allein verfeindete er sich, auch ihre Herzen. Jahrzehntelang hatten sie sehnsüchtig nach dem Frieden ausgeschaut und ihn erst erreicht, als das Kaiserreich zusammenbrach. Nun ward es wieder aufgerichtet, und schon drohte die blutige Not aufs neue allen Familien, deren Sorge sich an ein vom Kriege gefährdetes Leben heftete. „Ich kann es nicht verschweigen“ — rapportierte der Staatsrat Miot von Melito, den Napoleon als Kommissär in die Norddepartements geschickt hatte — „daß Sie überall in den Frauen erklärte Feinde haben, und in Frankreich ist dieser Gegner nicht zu verachten“. Der Kaiser mußte zugeben, daß er von anderen Sendboten das Gleiche hörte. „Aller Welt hat sich Niedergeschlagenheit bemächtigt“, schrieb ein Engländer aus Paris an Castlereagh.

Bei diesem neuerlichen Wechsel in der öffentlichen Meinung fiel es nur gering ins Gewicht, daß es Napoleon gelang, bourbonische Bewegungen im Süden, wo der Herzog und die Herzogin von Angoulême Getreue um sich sammelten, mit Gewalt niederzuschlagen und jenen zu einer Kapitulation, diese zur Flucht zu nötigen. Frankreich war damit allerdings den Bourbons entfremdet, aber für die Bonaparte noch keineswegs gewonnen. Das hatte Carnot schon vor Wochen vorausgesehen, als er Napoleon fragte, ob er wirklich Zusicherungen von Österreich habe, und auf dessen verneinende Antwort hinzufügte: „Dann haben Sie noch mehr zu thun als Sie gethan haben.“ Nur das Heer hielt unbedingt treu zu seinem berühmten Führer, aber dieses auch nur soweit es unter den Waffen stand. Zwar war jetzt im Lande ein reiches Menschenmaterial vorhanden: die Hunderttausende feldgeübter Krieger, die aus der Gefangenschaft, von der spanischen und italienischen Armee heimgekehrt und dann von Ludwig XVIII. größtenteils verabschiedet worden waren. Werden sie nicht alle mit Begeisterung herbeieilen, wenn der Held

von Austerlitz und Friedland seine Adler aufpflanzte? Sie thaten's nicht, oder doch nur zum geringen Teile; dem Aufruf an die alten Soldaten folgten nicht mehr als 60000, und Napoleon hatte auf das Vierfache gerechnet. Natürlich. Auch der härteste Kriegsmann sehnte sich endlich nach Ruhe, und nun war er eben erst ihrer Freuden froh geworden, als ihn des Kaisers Mahnung aufscheuchte. „Wir lieben den Père Violette (d. i. Napoleon)", läßt Castlereaghs Pariser Agent einzelne Soldaten zu ihren Quartiergebern sagen, „viel mehr als den Gros Papa, den wir nicht kennen (Ludwig XVIII); aber wir sind des Krieges satt, und wenn wir uns mit ganz Europa schlagen sollen, nehmen wir lieber den Gros Papa wieder." So konnte der Kaiser bald gewahren, daß er zwar einen Reichtum an Offizieren und Cadres, aber Mangel an Mannschaften habe, die letzteren zu füllen. Eines Tages fragte er seinen Schatzmeister Peyrusse im Vertrauen, ob man denn in Paris auch überzeugt sei, daß er eine große Armee versammeln werde. „Ew. Majestät werden nicht alleinstehen", antwortete jener. „Ich fürchte fast", gab Napoleon zurück.

Und dazu kam, daß die Nationalgarden in den meisten Städten jetzt durchaus revolutionär gesinnt waren und nur dann zu dem Imperator standen, wenn er ihren radikalen Wünschen entgegenkam. Es kann nicht überraschen, daß er zögernd an ihre Bewaffnung schritt und sie für den offenen Krieg nicht in Rechnung brachte. Er war, wie Molé dem Lord Holland versicherte, sehr besorgt, daß die republikanische Partei die Oberhand erhalten werde, und beklagte die Unmöglichkeit, Frankreich zum Kampfe gegen die Verbündeten anders zu bewegen, als indem er zu Mitteln griff, die er immer verworfen; ja, er soll seiner Umgebung gestanden haben, daß er nie Elba verlassen haben würde, wenn er die Notwendigkeit geahnt hätte, in solchem Maße willfährig gegen die Demokraten zu sein.*) All das verdüsterte

*) Reminiszenzen von H. R. Lord Holland, S. 166 der deutschen Ausgabe.

ihn. „Er war sorgenvoll“, schildert ihn einer seiner Räte; „das Selbstvertrauen, welches früher aus seinen Reden sprach, der Ton der Autorität, der hohe Flug des Gedankens waren verschwunden; er schien bereits die Hand des Unglücks zu spüren, die sich bald schwer auf ihn legen sollte, und rechnete nicht mehr auf seinen Stern“. Andere fanden ihn leidend, erschöpft, durch die häufigen heißen Bäder, wie die einen meinten, durch ein geheimes Übel, wie die anderen wußten, des Schlafes weit mehr bedürftig als sonst; er erschien allen verändert.*)

Auf Eins galt es nun vor allem zu achten: daß von dem geringen Ergebnis seines Appells an die erprobte Wehrkraft Frankreichs ja nichts ins Ausland dringe, ebensowenig wie davon, daß das Volk dem Kriegsgedanken unfreundlich gegenüberstehe. Deshalb konnte sich auch Napoleon nicht entschließen, einer repräsentativen Versammlung die Sorge um das Zustandekommen der neuen Verfassung anzuvertrauen, die seine freiheitlichen Versprechungen wahrmachen sollte. Welche Debatten! und am Ende noch die Gefahr, daß die Volksvertretung ihm in den Arm fiel und ihm das einzige Mittel entwand, von dem er noch sein Heil erwartete: den Sieg über den auswärtigen Feind. Nein, keine Konstituante. Lieber eine Diktatur, meinte Maret. Aber so gerne der Kaiser nach diesem Mittel gegriffen hätte, er lehnte es dennoch ab. Er war in seinen Zusagen, öffentlichen Reden und Manifesten schon viel zu weit gegangen, um zurück zu können. Er mußte ein andres suchen und glaubte es darin gefunden zu haben, daß er, was er gewähren will und bald gewähren muß, in der Form einer Novelle zu den früher unter seinem Regiment erteilten Verfassungen von seinen Räten ausarbeiten und vom „souveränen“ Volk einfach genehmigen ließ. Dazu eben hatte er Constant berufen, der sich sofort an die Arbeit begab.

---

*) Über seine Krankheit siehe u. a. die Mitteilung des österreichischen Generals Koller bei Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 39.

Am 22. April war das Werk vollendet und trat, nachdem es einer Kommission des Staatsrats und schließlich dem Plenum desselben vorgelegen hatte, unter dem Titel „Zusatzakte zu den Verfassungen des Kaiserreichs“ in die Öffentlichkeit. Constants eigene Meinung soll gewesen sein, eine völlig neue Konstitution zu geben, welche gleichsam alle früheren Gesetzakte des Empires desavouiert hätte, doch dazu habe sich der Kaiser nicht bewegen lassen. Dieser wollte vielmehr sein diktatorisches Gebahren von früher erklärend rechtfertigen, und wie er es that ist deshalb historisch interessant, weil er jetzt, was er im dunklen Drange seiner Herrschsucht unternommen, als ein Vorbedachtes hinzustellen und in ein überlegtes System weltbeglückender Politik zu bringen suchte. „Wir hatten damals den Zweck“, heißt es in der Einleitung zu den neuen Gesetzesartikeln, „ein großes europäisches Föderativsystem zu begründen, welches wir gewählt hatten als dem Zeitgeist entsprechend und den Fortschritt der Kultur begünstigend. In der Absicht, es vollständig zu machen und ihm die möglichste Ausdehnung und Festigkeit zu geben, haben wir unterdes die Gründung mehrerer innerer Einrichtungen vertagt, die dazu bestimmt sind, die Freiheit der Staatsbürger zu verbürgen. Fortan jedoch ist unser Ziel nur das eine, die Wohlfahrt Frankreichs durch die Sicherung der öffentlichen Freiheit zu erhöhen. Daraus entsteht die Notwendigkeit wichtiger Änderungen in den Konstitutionen, Senatskonsulten und andern Urkunden, durch welche dieses Reich regiert wird.“ Also nicht die Weltherrschaft wäre das Ziel Napoleons gewesen? Und er hatte es doch wiederholt und erst kürzlich noch Benjamin Constant selbst eingestanden. Allerdings, es war eine Staaten-Föderation, was er gewollt, aber unter der absoluten Gewalt eines Einzigen, der nach seinem Belieben einzelne Glieder dieses Bundes verschwinden ließ, wenn es ihm so taugte: so Piemont, den Kirchenstaat, Holland, die Hansestädte, Oldenburg, Hannover, die spanischen Norddepartements, das Walliser Land, und wer weiß woran er sonst noch dachte. Allerdings, es war

eine Föderation, und er selbst war weit entfernt, ganz Europa etwa in Frankreich aufgehen zu lassen; aber daß es in Napoleon I. aufging, das war sein wahrer Zweck. Vielleicht entsann man sich noch seiner im „Moniteur“ des Jahres 1807 veröffentlichten Mahnung an seinen Neffen, den jungen Kronprinzen von Holland: er habe als die erste seiner künftigen Regentenpflichten stets die gegen den Kaiser anzusehen. Und hatte er nicht, als er Lucian zur Übernahme eines Thrones bestimmen wollte, diesem zur Richtschnur an die Hand gegeben, „daß Soldaten, Gesetze, Steuern, kurz alles in dem von ihm regierten Lande nur für die Zwecke der kaiserlichen Krone da sei“?*) Gewiß hatte dann das ehrgeizige Thun dieses Mannes mit den himmelweiten Zielen und der beispiellosen Energie neben all dem Unheil, das es schuf, viel Wertvolles für die Entwicklung der europäischen Welt mit sich gebracht, und es wäre sicherlich ein arges Unrecht, das zu verkennen. Aber daß dies, wie er nun wollte, ihm stets als idealer Zweck vorgeschwebt habe, ist nichts weiter als hinterdrein ersonnene Schönfärberei und Lüge.**)

Nach dieser Einleitung, die nebenbei den Zweck hatte, dem Ausland in der feierlichsten Form zu beweisen, daß das Kaisertum seine Erobererrolle endgültig ausgespielt habe, folgten in siebenundsechzig Artikeln die neuen Verfassungsbestimmungen. Das Moment der „Freiheit“ trat in den letzten, Art. 59 bis 66, hervor: Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden, niemand verfolgt, eingekerkert oder verbannt werden, ehe das Gesetz gesprochen hat; Kultusfreiheit und Preßfreiheit sind zugestanden, letztere unter Verantwortlichkeit vor Geschworenengerichten; aller gesetzlich erworbene Grundbesitz ist unantastbar, das Petitionsrecht jedermann eingeräumt; der Belagerungszustand kann von der Regierung bloß im Falle einer feindlichen Invasion, sonst nur durch ein Gesetz erklärt werden. Im üb-

---

*) Lucian, Mémoires (ed. Jung) III. 111 und 326.

**) Siehe oben S. 49.

rigen ward die Umwandlung des früheren Gesetzgebenden Körpers in eine Repräsentantenkammer von 629 Mitgliedern, welche von den Wahlkollegien der Departements gewählt werden, die des Senates in eine Pairskammer verfügt, deren Mitglieder der Kaiser ernennt, wenn sie nicht als Prinzen des regierenden Hauses ohnehin Sitz und Stimme haben; die Pairswürde ist erblich. Die großen Vorrechte, welche der Senat ehedem besessen, gehen auf die Pairskammer nicht über. Beide Kammern beraten öffentlich. Beide haben das Recht, Gesetzesvorlagen zu verlangen und das Budget zu bewilligen. Im Abgeordnetenhause hat die Industrie ihre besonderen Vertreter. Die Minister sind verantwortlich, können von der Repräsentantenkammer angeklagt werden und haben dann in den Pairs ihre Richter. Das Recht der Gesetzesauslegung, das früher der Staatsrat besessen hatte, fällt den Abgeordneten zu. Ein letzter Artikel schloß die Bourbons für alle Zeiten von der Regierung Frankreichs aus.

Ehe Constant seinen Entwurf dem Staatsrat überlieferte, hatte er mit Napoleon lange Diskussionen über zwei Punkte gehabt. Einmal mußte die Erblichkeit der Pairie in den liberalen und demokratischen Kreisen, denen man ja doch entgegenkommen wollte, unangenehm auffallen. Aber da meinte der Kaiser, der auf ein aristokratisches Gegengewicht nicht verzichten wollte, nach zwei oder drei gewonnenen Schlachten würde der altfranzösische Adel ihn wieder aufsuchen, und dann sei der Bethätigung desselben im öffentlichen Leben in der ersten Kammer ein geeigneterer Boden bereitet als seinerzeit im Senate. Ein Zweites war, daß nach Constants Vorschlag ein Artikel dem Staatsoberhaupte das Konfiskationsrecht absprechen sollte. Doch da widersetzte sich Napoleon wieder, indem er sagte, er wolle sich nicht wehrlos den Fraktionen überliefern, auch sei er kein Engel sondern ein Mensch, der nicht die Gewohnheit habe, sich ungestraft angreifen zu lassen, und der Artikel blieb fort. Beides ward nach der Publikation der Verfassung, die dem Volke Frankreichs ähnlich zur Annahme empfohlen wurde, wie die Senatsgesetze von 1802

und 1804, sehr bemerkt. Vor allem aber machte der Titel „Zusatzakte" einen üblen Eindruck. Also wieder nur das alte Willkürregiment — hieß es — welches Verfassungen von Beamten ausarbeiten läßt, wie ein Verwaltungsdekret, und sie dann einem Plebiscit unterwirft, damit unter aller erdenkbaren Pression nur mit Ja oder Nein abgestimmt werde, ohne die Möglichkeit einer Debatte oder eines nötigen Amendements? Das ganze politische Frankreich geriet in Entrüstung hierüber. „Man beachtete gar nicht, was an der neuen Konstitution weise und liberal war", erzählt Broglie, „genug, es war eine aufgenötigte Charte, eine neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe der Verfassungen des Kaiserreichs; was brauchte es mehr, um das Geschrei eines Publikums zu entfesseln, das sich wenig um den Kern der Dinge kümmert?"

So hatte die neue liberale Konstitution, als sie in die Öffentlichkeit trat, nicht den Erfolg, den sich der Kaiser von ihr versprochen hatte. Die „Freiheit" wog den „Krieg" nicht auf. Das zeigte sich insbesondere bei der Abstimmung. Von den vierthalb Millionen, die im Jahre 1802 für das Konsulat auf Lebenszeit, 1804 für das Kaiserreich votiert hatten, fand Napoleon jetzt — die 244 000 Stimmen der Armee mit eingerechnet — nur 1 300 000 wieder. Mehr als die Hälfte der Wähler hielt sich schmollend abseits. Das war eine Niederlage, die sich nicht verbergen ließ, man mochte das „Maifeld", welches der Kaiser am 1. Juni in Paris abhielt und wo dieses Resultat verkündet wurde, mit noch so viel theatralischem Pomp in Szene setzen.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich an diesem Tage auf dem Champ de Mars, Tausende von Wahlmännern aus den Departements, Nationalgarden, Linientruppen und eine Unzahl Neugieriger. Nach einer feierlichen Messe richtete der Sprecher der erschienenen Vertreter der Wahlkollegien das Wort an den Kaiser: er möge von ihnen alles erwarten, was ein Held und Begründer der Ordnung nur immer von einer treuen, thatkräftigen, in ihrem Wunsche nach Freiheit und Unabhängig

keit unerschütterlichen Nation erwarten könne. Das klang sehr loyal, doch stand dem gegenüber ein Vorbehalt. „Ihren Versprechungen vertrauend", wurde gesagt, „werden unsere Abgeordneten mit reifer Überlegung und Weisheit unsere Gesetze durchgehen und sie mit dem konstitutionellen Systeme in Verbindung setzen", d. h. man halte das Werk der Verfassunggebung keineswegs für beendet und das Volk werde an der Artikulierung seiner Rechte den ihm gebührenden Anteil schon noch nehmen. Dagegen ward das Verhältnis zum Auslande mit Patriotismus berührt und gefragt: „Was wollen diese Monarchen, die sich mit einem so mächtigen Kriegsapparat auf uns zu bewegen? Wodurch haben wir ihren Angriff hervorgerufen? Haben wir seit dem Frieden die Verträge verletzt? Jeder Franzose ist Soldat; der Sieg wird aufs neue Ihre Adler begleiten, und unsere Feinde, die auf unsere Spaltungen rechneten, werden bald bereuen, uns herausgefordert zu haben." Auf dies und anderes antwortete Napoleon, nachdem das Resultat der Volksabstimmung bekannt gegeben war und er die Zusatzakte unterzeichnet und beschworen hatte, in sicherer Rede. Was die Fremden wollten? Die Niederlande möchten sie vergrößern, ihnen alle festen Plätze des französischen Nordens als Grenze zuweisen, sich untereinander in Elsaß und Lothringen teilen. Das müsse zurückgewiesen werden. „Dann, wenn dies geschehen, wird ein feierliches Gesetz die verschiedenen zerstreuten Bestimmungen unserer Verfassungen im Sinne der Zusatzakte vereinigen". Indem er so selbst die Letztere als etwas Vorübergehendes bezeichnete, meinte Napoleon den allgemeinen Widerwillen noch besiegen zu können. Und auch den andern heiklen Punkt berührte er. Man hatte in Umlauf gesetzt, daß er angesichts der drohenden Kriegsgefahr abdanken wolle, und hier war es wieder der alte Intriguant Fouché vor allen Anderen, der sein mächtiges Ressort gegen den Kaiser in Bewegung setzte. Auf dieses Gerücht anspielend sagte Napoleon, er würde den fremden Königen sein Dasein gerne opfern, gegen welches sie sich so erbost zeigen

wenn er nicht sähe, daß sie es auf das Vaterland abgesehen haben, was soviel heißen sollte, als man irre sich, ihn allein für den Stein des Anstoßes zu halten.

Aber all das beruhigte die Gemüter nicht. Andres verdroß geradezu. Daß er, um seine unabhängige Autorität zu zeigen, nicht im Soldatenrock der Nationalgarde, sondern in einem blendenden Phantasiekostüm der Majestät erschienen war, machte einen ebenso ungünstigen Eindruck als die Ausdrücke „Mein Volk", „Meine Hauptstadt" in seiner Rede. Man hatte derlei von dem Sprößling der Revolution nie gerne gehört. Und vollends jetzt. Selbst von den eifrigsten Bonapartisten wurde es bemerkt, daß auf die den Nationalgarden zugerufene Frage des Kaisers, ob sie wohl ihre Adler mit ihrem Blute zu verteidigen bereit wären, das Echo der Begeisterung entbehrte.*) Nur die Kaisergarden schworen mit Leidenschaft. „Als sie vor dem Kaiser defilierten", erzählt ein Augenzeuge, „leuchtete es in ihren Blicken wie von einem dunklen Feuer; man glaubte auf ihren Lippen das Morituri te salutant zu lesen". So hatte das Fest der neuen Regierung nicht nur nichts genützt, sondern die Opposition eher noch mehr verschärft. Nur auf einen der Zuschauer machte es den vollen und nachhaltigen Eindruck grandioser Macht und Herrlichkeit. Das war ein siebenjähriger Knabe. Die Geschichte verzeichnet ihn als Napoleon III.

Am deutlichsten kam die Spannung zwischen Volk und Herrscher zu tage, als am 3. Juni die Repräsentantenkammer zusammentrat. Wenn Napoleon ursprünglich geglaubt hatte, durch die Zusatzakte und den feierlichen Schwur auf dem Marsfelde sich der Nation in genügender Weise als liberaler Monarch empfehlen zu können, so mußte er sich, da die Verstimmung nicht weichen wollte und durch die von allem Zwang befreite Presse noch ge-

---

*) „Die Eide" — erzählt Coignet — „ertönten ohne Energie, der Enthusiasmus war schwach. Das waren nicht die Rufe von Austerlitz und Wagram. Der Kaiser bemerkte es wohl."

nährt wurde, schließlich doch noch zu der von allen Seiten begehrten Einberufung der Abgeordneten herbeilassen. Er that's mit dem größten Widerwillen, denn er sah deutlich die unerquicklichsten Kämpfe und Diskussionen voraus, die dem Auslande den innern Unfrieden und die Unsicherheit seiner Position sofort enthüllen mußten. Wenn es wenigstens möglich gewesen wäre, die Versammlung zu leiten und zu beeinflussen; aber auch dieses Mittel versagte gleich am ersten Tage. Der Kaiser hatte nämlich seinen Bruder Lucian, mit dem er wieder — auch ein der Öffentlichkeit dargebotenes Unterpfand seines Liberalismus — versöhnt war, zum Abgeordneten ernennen lassen und wünschte dessen Wahl zum Vorsitzenden. Kaum aber wurde das bekannt, so beeilten sich die Deputierten, ihren Wählern ihre Unabhängigkeit nach oben zu beweisen: Lucian erhielt nicht eine einzige Stimme, und Lanjuinais, einer der wenigen Opponenten im früheren Senat, der seinerzeit gegen das Empire gestimmt hatte, wurde Präsident. Von einer Leitung der zweiten Kammer war somit keine Rede, und es blieb, als ein Gegengewicht zu derselben, nur noch die Pairskammer übrig, deren Mitglieder Napoleon jetzt ernannte. Das waren, außer seinen drei in Paris weilenden Brüdern Joseph, Lucian, Jérôme, dem Onkel Fesch und Eugen Beauharnais, seine Minister, die treugebliebenen Marschälle (Davoût, Suchet, Ney, Brune, Moncey, Soult, Lefebvre, Grouchy, Jourdan, Mortier), eine größere Anzahl Generale, Bertrand und Drouot voran, mehrere ehemalige Senatoren — von den Gelehrten jedoch nur Monge und Chaptal — einige Vertreter des alten Adels, darunter sein Zeremonienmeister Ségur, Staatsräte, Financiers u. a. Auch Sieyès fehlte nicht. Am 7. Juni eröffnete der Kaiser die Sessionen beider Häuser mit einer Thronrede, aus welcher alle Äußerungen fortfielen, die am 1. Juni unangenehm aufgefallen waren, und die deshalb auch einen bessern Eindruck machte. Er und das Heer würden ihre Schuldigkeit thun, sagte er. Drauf stellte ihm die Kammer der Abgeordneten am 11. in einer Adresse die Kräfte des Landes zu dessen Verteidigung zur Verfügung.

Allerdings nur zu dieser. Denn „selbst der Wille des siegreichen Fürsten", hieß es darin, „wäre nicht imstande, die Nation aus den Grenzen ihrer Verteidigung hinauszuziehen". Und so groß war das Mißtrauen in den Eroberer von ehemals, daß selbst die getreue Mehrheit der Pairskammer auf die neuen Institutionen Frankreichs verwies, „welche Europa Bürgschaft bieten dafür, daß die französische Regierung niemals durch die Verführung des Sieges fortgerissen werden könne".

Doch diese Sorge war eitel. Der große General, der am 12. Juni 1815, bekümmerten Sinnes, wie seine Umgebung bemerkte, zur Armee abreiste, wird schon nach neun Tagen wiederkehren, besiegt wie nie und vernichtet für immer.

Die ungünstigen äußeren und inneren Verhältnisse, unter denen Napoleon sein neues Regiment antrat, brachten es mit sich, daß ihm anfangs Juni nicht die Streitmittel zu Gebote standen, auf die er ursprünglich gerechnet haben mochte. Um ja nicht vor Europa und Frankreich als der alte Angreifer zu erscheinen, hatte er, selbst als der Krieg bereits drohte, noch wochenlange mit den Rüstungen gezögert, und dann dieselben als defensive gekennzeichnet, indem er z. B. Paris und Lyon befestigen ließ. Aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, und um nicht sogleich wieder die Opfer zu fordern, die ihn ehedem verhaßt gemacht, hatte er auch die Konskription von 1815 erst im letzten Augenblick einberufen. Dies, im Zusammenhalte mit dem geringen Erfolge seines Appells an die alten Soldaten, ergab schließlich, daß ihm, als nun die Feindseligkeiten begannen, wenig mehr als 200 000 Mann für den offenen Kampf zur Verfügung standen. Freilich hätte er noch zögern, Zeit gewinnen und sich nicht unwesentlich verstärken können, aber er that es nicht, sondern ergriff, nachdem alle Mittel der Verständigung erschöpft waren, die Offensive. Und dies aus guten Gründen.

Die Verbündeten des 25. März hatten den Krieg gegen Napoleon nicht so eilig in Szene gesetzt, als er beschlossen worden war. Nur Preußen hatte rasch mobilisiert, ein am Niederrhein stehendes Korps auf den Wunsch Wellingtons nach Belgien geschoben, drei andere folgen lassen und in der zweiten Hälfte April ein Heer von 120 000 Mann dort schlagfertig stehen gehabt, deren Kommando wieder Blücher mit seinem treuen Gneisenau übernahm. Zur selben Zeit hatte auch Wellington eine aus Engländern, Niederländern und Deutschen (Braunschweigern, Hannoveranern, Nassauern) zusammengesetzte Armee von 95 000 Mann namentlich zum Schutze Brüssels und Gents gesammelt, und beide Feldherren wünschten die Offensive, um Napoleon nicht Zeit zu Rüstungen zu lassen. Aber sie drangen in Wien nicht durch. Hier hatte man sich für einen Kriegsplan entschieden, der auf große Truppenmassen basiert war, ein möglichst sicheres siegreiches Vorgehen bezweckte und deshalb viel Zeit erforderte, da die Russen sehr langsam nach Westen rückten, Alexander wieder nach der leitenden Rolle des Vorjahres geizte, und die Österreicher, wegen der Vorgänge in Italien, damit ganz einverstanden waren. Denn dort hatte Murat — eben als ihm der Wiener Kongreß die Zusicherung seines Landes als Preis für seinen Beitritt zur antinapoleonischen Koalition anzubieten willens war — im Sinne seines Schwagers losgeschlagen, war rasch bis zum Po herausgedrungen, dann aber, da er die nationale Unterstützung nicht fand, die er gesucht, vor den Österreichern zurückgewichen, die ihn am 2. und 3. Mai bei Tolentino besiegten, sodaß ihm nur die Flucht nach Frankreich übrig blieb. Durch all diese Umstände veranlaßt, hatten die Mächte schließlich den Beginn der großen Cooperation gegen Frankreich, die man mit 7—900 000 Mann durchzuführen gedachte, auf den 27. Juni verschoben.

Sollte nun Napoleon den Angriff der Feinde abwarten? warten, bis ihre Heere auf gleicher Höhe d. i. in gleicher Entfernung von Paris angekommen waren und konzentrisch, die

Engländer und Preußen von Nordosten, die Russen und Österreicher von Osten und Südosten her, in Frankreich vordrangen? Seine prekäre Stellung und die Kriegsunlust der Franzosen erlaubten es nicht, dem Lande die Mühsal einer Invasion aufzuladen, ohne einen Schritt gethan zu haben, der dieselbe fernhielt. Da nun die Mobilisierung der Gegner nicht überall mit der gleichen Raschheit erfolgt war, die englische und preußische Armee bereitstanden, während die russische und österreichische sich erst bildeten, ergab sich die Möglichkeit, jene in einem kräftigen Ansturm zu besiegen, ehe diese völlig heran waren. Und welche politische Folgen konnte ein solcher Sieg nicht haben! Sollten die Mächte die Erinnerung an ihren letzten Zwist und das Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Interessen, welche kürzlich fast bis zur offenen Feindseligkeit unter ihnen geführt hatte, so rasch und völlig wieder eingebüßt haben? Napoleon wußte es gewiß genau, daß auch in Wien die Chancen der Bourbons gesunken und die Verbündeten über die Zukunft des französischen Thrones keiner einigen Ansicht waren. Unter solchen Umständen entschloß er sich – gegen die Abmahnung Carnots, wie es heißt — nordostwärts die Offensive zu ergreifen und zunächst in Belgien zu schlagen. Freilich hatte er nicht seine ganze Feldarmee hiefür zur Verfügung: 20 000 Mann waren in der Vendée notwendig, um einen Aufstand zu dämpfen, den royalistische Agenten dort, auf dem alten Felde ihrer Wühlereien, entzündet hatten, und außerdem mußten drei Korps unter Suchet, Rapp und Lecourbe den Osten des Landes von der Rhône bis zur Mosel zu decken suchen, sodaß ihm nur 125 000 Mann für seinen Angriff übrig blieben. Aber sie schienen ihm genügend. In aller Heimlichkeit hat er sie südlich der Sambre, zwischen Beaumont und Philippeville, aufgestellt: 21 000 Garden, fünf Armeekorps unter Drouet, Reille, Vandamme, Gérard und Mouton und vier Reiterkorps einer unter Grouchy stehenden Kavalleriereserve. Am 14. ist er selbst in Beaumont, faßt mit dem nur ihm eigenen Geschick all diese Truppen hart an der Grenze, Charleroi gegen-

über, zusammen, und beginnt am Frühmorgen des 15. die Operationen.

Wellington und Blücher, denen die schmalen Kräfte des Feindes nicht unbekannt geblieben waren, hatten sich schon deshalb einer so raschen Offensive nicht versehen. Wellington glaubte jetzt noch, wo er von Bewegungen des Feindes hörte und daß Napoleon bei seinen Truppen eingetroffen sei, nur an Defensivmaßregeln. Beide Heere haben ihre Korps weit zerstreut: die Engländer, weil ihr Führer „alles decken" wollte, standen in einem Raume von Binche an der französischen Grenze westlich und nordwärts bis Brüssel und Oudenarde, mit der Rückzugslinie über Brüssel ans Meer, die Preußen mit Rücksicht auf ihre schwierige Verpflegung auf einer Strecke von 15 Meilen, von Binche und Charleroi ostwärts bis über Lüttich hinaus, mit der Rückzugslinie über die letztere Stadt an den Rhein. Charleroi bildeten demnach den Berührungspunkt für die beiden Aufstellungen, da dort die Straßen von Brüssel und Lüttich zusammenliefen, und hier wollte Napoleon durchbrechen. So wie er bei seinem ersten Feldzug in Italien von Savona über das Gebirge zwischen Piemontesen und Österreichern durchgebrochen war, will er auch jetzt die beiden Heere trennen und Wellington und Blücher einzeln schlagen, wie er dort Colli und Beaulieu geschlagen und auf ihre divergierenden Rückzugsstraßen zurückgeworfen hatte. Am 15. Juni besetzt er Charleroi mit leichter Mühe, da die Preußen unterlassen hatten, die Sambrelinie zu befestigen, und hält damit die Überraschung der Gegner für gelungen, den Durchbruch für vollführt. Doch dies war eine Täuschung. Er hätte noch viel weiter nach Norden und bis zur Straße Namur-Nivelles, welche die Kommunikationslinie der beiden Armeen bildete, vorstoßen müssen, um die Preußen allein und eben erst in der Konzentrierung begriffen bei Sombreffe anzutreffen. Denn Wellington, der seinen Bundesgenossen noch nicht entfernt für bedroht hielt, sondern von dem Gedanken beherrscht blieb, Napoleon werde im Westen heranrücken, seine

rechte Flanke umgehen und ihn vom Meere wegdrängen, was nebenbei ein Fehler gewesen wäre, den sein großer Gegner gewiß nie begangen hätte, Wellington versäumte es, am 15. seine Truppen linker Hand zu konzentrieren, und so konnte der Kaiser, wenn er eilends vorging, die Preußen vereinzelt schlagen. Ja, er kann das auch noch am folgenden Tage, wenn er sich nur beeilt; denn insoweit war auch Blücher überrascht, daß er ein entfernt stehendes Korps unter Bülow am 16. nicht wird heranziehen können, und nur auf die Zusage des endlich aufgeklärten Wellington, er werde am nächsten Morgen mit seiner Armee bei Nivelles stehen und ihn unterstützen, wenn er angegriffen würde, es wagt, Napoleon bei Sombreffe zu erwarten.

Dieser aber, immer in der Täuschung, die beiden Gegner bereits strategisch überfallen zu haben, versäumt es, am Morgen des 16. nachzuholen, was er am Vortage unterwegs gelassen. An eine nahe Schlacht mit der konzertrierten preußischen Armee denkt er nicht. Er glaubt vielmehr Blücher auf dem Wege nach Osten, um dort seine Truppen zusammenzuziehen. Er teilt deshalb seine Armee, weist Ney das Oberkommando über 50 000 Mann zu, mit denen er ihn auf der Straße nach Brüssel vorgehen heißt, und giebt Grouchy den Befehl über eine ungefähr ebenso große Abteilung, die den Preußen folgen soll. Sich selbst b.hält er eine Reserve vor, mit der er nach seinem Entschluß, entweder hier oder dort, eingreifen will. Erst um Mittag rekognosziert er bei Fleurus, bis wohin er am Vortage die Preußen gedrängt hatte, und bemerkt zu seinem Erstaunen, daß sie standhalten. Er glaubt aber immer noch nur ein Blüchersches Korps vor sich zu haben, bis er endlich um 3 Uhr nachmittags bei Ligny erkennt, daß ihm eine Armee gegenüberstehe. Nun bedauert er allerdings tief, Ney detachiert zu haben. Er ruft ihn mit beweglichen Worten zurück: das Schicksal Frankreichs liege in seinen Händen, er solle keinen Augenblick zögern, um den rechten Flügel des Feindes zu umfassen und in seinen Rücken zu fallen. Aber dieser Befehl mußte erfolglos bleiben, denn ein-

mal war er zu spät gegeben und zweitens stand Ney längst bei Quatre-Bras weit nördlicher gegen Wellington, der dorthin einen Teil seiner Truppen herangezogen hatte, im Gefecht. Nur ein ihm zugewiesenes Korps (Drouet d'Erlon) wird von dem Adjutanten, der jenen Befehl überbringt, bestimmt, umzukehren und nach Ligny zu marschieren, wo es nichts mehr nützen kann, während es Ney fehlt, der deshalb keinen Vorteil erringt, außer dem freilich nicht geringen, Wellington von Blücher ferngehalten zu haben. Der letztere verliert denn auch die Schlacht, die nur auf die Mitwirkung der Engländer gegründet worden war. Allerdings nicht ohne eigenes Verschulden. Denn war schon mit Rücksicht auf die zugesagte Unterstützung die Aufstellung der Preußen keine günstige — im einspringenden Winkel von St. Amand über Ligny nach Sombresse und von da nach Tongrinne — so mußte der Kampf durchaus defensiv geführt werden, bis der Alliierte in denselben eintrat, und mußte defensiv bleiben, wenn er nicht erschien. Aber das entsprach nicht Blüchers Temperament, der überdies an Kräften dem Feinde überlegen war.*) Nachdem mehrere Stunden um St. Amand und, besonders hartnäckig, um Ligny gestritten worden war, wobei die Preußen viel mehr Verluste erlitten als die geübten alten Kämpfer Napoleons, unternahm der greise Feldmarschall mit den Reserven der Mitte einen Vorstoß auf dem rechten Flügel. Die Franzosen parierten ihn. Da hat aber auch schon ihr Kaiser die Schwächung des gegnerischen Zentrums wahrgenommen. Er durchbricht es sofort und wirft den Feind in Flucht von Ligny auf Brye zurück. Blücher ist in dem Getümmel am Schlusse der Schlacht mit seinem verwundeten Pferde gestürzt, man hält ihn für verloren, und Gneisenau muß die

*) Die Preußen hatten 86 000, die Franzosen 68 000 Mann in der Schlacht. Zehntausend der Letzteren blieben zurück und nahmen am Gefecht nicht teil, während von den Preußen hinwieder 20 000 Mann auf ihrem linken Flügel wenig engagiert wurden.

Richtung des Rückzugs angeben. Unerschüttert durch das widrige Schicksal des Tages, voll Hoffnung auf eine ruhmvollere That, hält dieser an der Cooperation mit den Engländern fest und nennt als Direktionspunkt der retierenden Armee das nördlich gelegene Wavre. Das Wort sollte den Feldzug entscheiden.

Napoleon sah jetzt ein, wie sehr er sich getäuscht, als er die Preußen in ihrer Konzentration überrascht und auf ihrer Operationslinie zurückweichend gewähnt hatte. Durch die Schlacht des 16. war er belehrt. Nun, er hatte sie gewonnen und hatte den Feind fliehen sehen; alles war wieder gut und gewiß auch kein Zweifel mehr, daß Blücher jetzt auf seiner Rückzugslinie abmarschierte, um sich, etwa bei Namur, zu sammeln. Der auf der Straße dahin mit zwei Divisionen zur Verfolgung ausgeschickte General Pajol trifft auf zahlreiche Flüchtende, die ostwärts eilen — 5000 Versprengte zählte man — was den Kaiser in seiner Meinung vollends befestigt, er habe sich die Preußen gründlich vom Halse geschafft und könne, ohne von ihnen im geringsten belästigt zu werden oder sich sonderlich beeilen zu müssen, gegen Wellington vorrücken.*) Er gönnt seinen braven, durch den Kampf herabgebrachten Truppen am Vormittag des 17. Ruhe, und giebt erst um Mittag Grouchy Befehl, mit 33000 Mann Blücher aufzusuchen und zu ergründen, wo er sich sammle, ob er Namur bereits geräumt habe und was er überhaupt beabsichtige. „Marschieren Sie“, hieß es in dem Befehle, „mit allen Ihnen überwiesenen Leuten nach Gembloux“. Daraus geht hervor, daß Napoleon sicher meinte, der Preuße sei bis Namur zurückgegangen, könne sich aber immerhin — er kannte den Alten — rasch erholt haben und bald wieder im Begriffe sein, entweder auf der großen Straße, die nach Löwen

*) Am Morgen des andern Tages schreibt Soult, der jetzt Berthiers Stelle vertrat, an Ney u. a.: „Die preußische Armee hat eine Niederlage erlitten; General Pajol verfolgt sie auf den Straßen nach Namur und Lüttich.“

führt, oder sonst in nordwestlicher Richtung gegen die Engländer hin zu marschieren. In diesem Falle mußte Grouchy über Gembloux hinaus auf ihn treffen und konnte ihn beschäftigen, während Wellington besiegt wurde. All das nahm gewiß längere Zeit in Anspruch, denn daß die auseinandergerissenen preußischen Truppen an einem einzigen Tage auf dem Marsche wieder in Ordnung gebracht werden könnten, wie es thatsächlich der Fall gewesen, das glaubte Napoleon nimmermehr. Und so sehr beherrschte ihn diese Idee, daß sie gar keinen andren Gedanken zur Geltung kommen ließ, am wenigsten den, die geschlagenen Preußen, die einen Verlust von 20000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen hatten, könnten mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte gleich vom Schlachtfelde weg zu dem Verbündeten hingestrebt haben, um diesen in dem ihm bevorstehenden schweren Kampfe nicht untergehen zu lassen, sondern ihm siegen zu helfen. Solch kühne Größe suchte er bei seinen Gegnern nicht.

Als Grouchy nach Osten aufbrach, waren die andern französischen Truppen bereits auf dem Marsche nach Quatre-Bras, um sich mit Ney zu vereinigen und Wellington zu folgen, der auf die Nachricht vom Unfall der Preußen über Genappe bis nach Mont Saint Jean nordwärts zurückgegangen war und sein Hauptquartier in Waterloo genommen hatte. Hier fanden sie ihn am 17. Juni in kampfbereiter Stellung. Daß er aber hier in Stellung war und es auch blieb und die Besorgnis Napoleons, er könnte ihm am Ende nicht Stand halten, keineswegs rechtfertigte, das hatte seinen Grund darin, daß ihm Blücher aus Wavre, wo dessen ganze Armee bereits wieder gesammelt und geordnet stand, die Versicherung zukommen ließ, er werde ihn, wenn es am nächsten Tage zur Schlacht kommen sollte, mit allen Kräften unterstützen. Von dieser Lage der Dinge hatte der Franzosenkaiser natürlich keine Ahnung, und auch am nächsten Morgen nicht, als er den Beschluß faßte, die Engländer anzugreifen und auseinanderzuwerfen, wie ehegestern die Preußen

Zwar war in Berichten Grouchys, die einliefen, die Rede, daß eine preußische Kolonne ohne Zweifel auf Wavre gerückt sei, aber auch nur eine einzelne Kolonne, welcher der Marschall folgte, der er sicher gewachsen war und die er festhielt, während man Wellington zermalmte. So wenig Bedrohliches gewahrte Napoleon, daß er am 18. Juni auch nicht gleich morgens, wie er sonst pflegte, die Schlacht begann, sondern vorerst den durch einen langen Regen aufgeweichten Boden festtrocknen ließ, damit seine Geschütze leichter operierten. Hätte er vermuten können, daß zur gleichen Zeit sich das Korps Bülows durch denselben Lehmboden und auf ungebahnten Wegen heranquälte, und hinter ihm die Geschlagenen von Ligny, um ihm eine Katastrophe zu bereiten, wie sie wohl selten rascher über einen Gewaltigen dieser Erde hereingebrochen ist, wie hätte er sich beeilt, zu fechten und zu siegen!

Um 11 Uhr vormittags reitet Napoleon von Caillou, wo er genächtigt hatte, an Plancenoit vorüber auf der Brüssler Straße vorwärts bis zu dem Grundstück La Belle Alliance, wo dieselbe sich mählich in eine Mulde hinabsenkt, um etwa 2000 Schritte weiter, hinter dem Gehöfte La Haye Sainte, den Hügel hinanzusteigen, der hier querüber zieht und an dessen nördlicher sanfter Abdachung das Dorf Mont St. Jean liegt. Diesen Hügel hatte sich Wellington für seine Defensivstellung ausgesucht. Und nur in der Defensive gedenkt er zu schlagen, schon seiner geringeren Kräfte wegen, denn er hat nur 68000 Mann und weiß auch nicht, daß ein Drittel der Macht seines Gegners in der Ferne weilt. Aus übergroßer Vorsicht hatte er 19000 Mann nach Hal detachiert, um von Westen her nicht umgangen zu werden. In Wirklichkeit ist Napoleon hier nur um 4000 Mann Kavallerie und Artillerie stärker. Allerdings sind es die besten Truppen, die er seit langem befehligte. Sie werden — denn es ist ja so ganz vornehmlich ihre Sache, die sie hier verfechten — mit Hingebung kämpfen und sich den Sieg nur in der Verzweiflung entreißen lassen. Der Kaiser hat sie in drei Treffen aufgestellt:

am Südrande der erwähnten Mulde zu beiden Seiten von Belle-Alliance zwei Korps, die sich links an die Straße Nivelles-Mont Saint Jean, rechts an das Schloß Frichemont lehnen und unter Neys Oberkommando stehen; dahinter in zweiter Linie zwei Kavalleriekorps an den Flügeln, und in der Mitte als erste Reserve an der Chaussee zwei Infanterie- und zwei Reiterdivisionen; endlich im dritten Treffen die Garde als zweite Reserve, und zwar die schwere und leichte Gardekavallerie zu Seiten der Straße, die alte Garde im Zentrum. Bei dem Gehöft von Belle Alliance angelangt, rekognosziert Napoleon den Gegner. Er kann dessen Aufstellung nicht völlig überblicken, sondern nur was derselbe auf der Terrainwelle, die er besetzt hält, ins vorderste Glied gerückt hat; die anderen Linien verbirgt die Anhöhe seinem Auge ebenso sicher, wie sie Wellington gestatten wird, seine einzelnen Reserve-Abteilungen gedeckt und unbemerkt während der Aktion zu verschieben und dort einzusetzen, wo der Stoß des Feindes augenblicks starken Widerstand erfordert. Darauf reitet er die Fronten ab, um seine Truppen durch Blick und Wort zu begeistern und dem Engländer, der das ganze französische Heer überschauen kann, zu zeigen, was ihm droht. Er mochte wissen, daß ein guter Teil der Wellington'schen Truppen aus unzuverlässigen Leuten bestand, wenn auch das Urteil ihres Führers übertrieben war, der sie „die schlechteste Armee, die je auf die Beine gestellt worden", nannte. Dann erst, um Mittag, läßt er den Kampf beginnen. Wie sehr kam dieser Zeitgewinn den Verbündeten zu statten!

Napoleon will — und das lag ja in dem ganzen Feldzugsplane begründet, der das Auseinanderwerfen der beiden Armeen bezweckte — hauptsächlich den linken Flügel und dann das Zentrum des Feindes forcieren und ihn so von den Preußen und von Brüssel wegdrängen. (Die Proklamation an die Brüsseler hat er schon gedruckt bereit.) Um dies zu erreichen, läßt er zunächst seinen linken Flügel das vom Feinde besetzte Schloß Hougomont mit Entschiedenheit angreifen, damit sich

hierher die Aufmerksamkeit Wellingtons und von jenseits ablenke; dann erst, um 1 Uhr, soll der „Hauptangriff“ erfolgen. Aber schon diese erste Berechnung des Kaisers wird nicht zutreffen. Die Gegner haben jenes Schloß zur Citadelle umgewandelt und verteidigen es mit unerhörter Kaltblütigkeit gegen immer neue Angriffe, bis schließlich ein ganzes Korps des französischen Vordertreffens sich daran verbluten wird, ohne etwas zu erreichen. Und da Hougomont sich hält, ohne daß es nötig wird, den rechten Flügel auf Kosten des linken und der Mitte zu verstärken, müssen die Franzosen ihren Hauptangriff gegen ungeschwächte Kolonnen unternehmen. Doch nicht genug daran gerade, wo sie sich dazu anschicken, erfährt der Kaiser aus einem aufgefangenen Briefe, daß er auch mit den Preußen zu thun bekommen, daß ihm Bülow in die rechte Flanke fallen wird, und, wie um jeden Zweifel auszuschließen, erscheinen bereits rechts bei dem eine Meile entfernten Chapelle St. Lambert Truppenmassen, die ein ausgeschickter Adjutant als Preußen erkennt. Da stand eine Gefahr, mit der er so ganz und gar nicht gerechnet hatte, plötzlich in drohender Nähe; schon in ein paar Stunden kann Bülow in die Schlacht eingreifen. Um ihm die Flanke nicht darzubieten, muß der größte Teil der ersten Reserve unter Mouton nordöstlich von Plancenoit gegen ihn aufgestellt werden. Diese Kräfte fehlen natürlich für den nachdrücklichen Stoß, der Wellington über den Haufen werfen soll. Und wenn es nur bei Bülow allein blieb, wenn nur Grouchy die anderen Preußenkorps festhielt. Wie viel lieber, wenn er zur Stelle wäre und Bülow werfen könnte. „Versäumen Sie keinen Augenblick, sich uns wieder zu nähern und sich mit uns zu vereinigen“, läßt jetzt Napoleon an ihn schreiben. Aber wird ihn die Nachricht noch erreichen? und wenn, wird ihn der Feind loslassen, den er doch beschäftigen sollte? Vergebliche Hoffnung. Grouchy stand bei Wavre, wohin er im großen Bogen von Osten her gelangt war, mit einem weit schwächeren Preußenkorps im Kampfe, während zwei andere bereits längst hinter Bülow zu

Wellington unterwegs waren und langsam zwar, der beschwerlichen Wege wegen, doch unerbittlich vorrückten.

So genau aber erkannte Napoleon noch nicht, was ihm drohte, als er beschloß, nun aufs rascheste mit dem Gegner vor ihm fertig zu werden, ehe von rechts her der erste Kanonenschuß fiel. Der Armee ward erklärt, was man da in der Ferne sehe, sei Grouchy und am Siege nun nicht mehr zu zweifeln. Das sollte den Mut heben. Dann gingen vier Divisionen in geschlossenen Kolonnen gegen den linken Flügel des Feindes auf La Haye Sainte, Papelotte und Smohain vor. Das erstere Gehöft ward erstürmt, konnte aber nicht gehalten werden, da der darauffolgende Angriff auf die Höhe abgeschlagen wurde und die Divisionen, von den englischen Kürassieren angefallen, retirieren mußten. Darauf, und während noch auf der rechten Seite gefochten ward, versuchte Napoleon, der jetzt bei Belle-Alliance hielt, die feindliche Mitte durch eine Kavallerieattacke im größten Maßstabe zu durchbrechen. Es war der Höhepunkt der Schlacht. Das Kürassierkorps Milhauds stürzt sich auf die Karrees der Engländer, aber es hat wenig Erfolg, die Briten schießen gut und halten Stand. Auch hat Wellington die Gefahr kommen sehen und das Zentrum verstärkt, um so leichter, als der linke Flügel sich des Angriffs bereits erwehrt hatte und rechts Hougomont noch immer widerstand. Eine neue, dreifach verstärkte Attacke von sechsunddreißig Schwadronen erfolgt. Ein wahres Meer von Reitern ergießt sich über den Plan und spült in fürchterlichen Wogen um die feindlichen Bataillone. Gar manche werden überschwemmt, manche bröckeln ab, aber andere stehen felsenfest, und da Napoleon es unterläßt, in die Lücken, die seine Kavallerie riß, Infanterie nachzuschieben, bleibt auch dieser Sturm ohne die beabsichtigte Wirkung. Der Kaiser hatte nämlich seine Reserven bereits verausgabt, bis auf die alte Garde, die er jetzt noch nicht daran setzen wollte, und er wollte dies nicht, weil um fünf Uhr Bülow's Batterien zu spielen begonnen und Mouton nach Plancenoit zurückgenötigt hatten. Dieser

Platz mußte um jeden Preis gehalten werden, sonst geriet der Feind auf die Rückzugslinie und eine Katastrophe war die Folge. Deshalb hielt Napoleon die Garde in dem einzigen Moment zurück, der die Entscheidung zu seinen Gunsten hätte wenden können. Denn so sehr war jetzt doch die Stellung der Engländer erschüttert, namentlich als — um sechs Uhr — La Haye Sainte von Ney wieder genommen ward, daß General Müffling aus der Suite Wellingtons dem preußischen Korps Zietens entgegen eilte, welches auf den linken Flügel zumarschirte, und ausrief: „Die Bataille ist verloren, wenn das Korps nicht im Marsch bleibt und die englische Armee sofort unterstützt.“ Unterdessen hatte sich die Garde damit beschäftigt, Blücher, der mit den Bülow'schen Truppen Plancenoit endlich erobert hatte, wieder daraus hinauszuwerfen. Das geschah um 7 Uhr abends. Und von diesem Erfolge fortgerissen, läßt Napoleon nun noch einmal die ganze Linie avancieren. Er nimmt die letzten 5000 Garden, die er übrig hat, zu einem letzten Stoß ins britische Zentrum zusammen. Es war die That eines Verzweifelten, denn im Grunde hatte er schon nach der mißlungenen Kavallerieattacke die Schlacht verloren und mußte sich zurückziehen, solange die Schlinge bei Plancenoit noch offen stand. Freilich war er dann besiegt, und was galt er noch, wenn er besiegt war? Darum wagte er alles, was noch den Schein von Rettung blicken ließ. Mit „Vive l'Empereur!“ rückten die Triarier des Heeres vor. Und als ob bis zum letzten Augenblick das Schicksal seinen ehedem so verwöhnten Liebling hätte täuschen wollen: rechter Hand werden den Engländern zwei wertvolle Stützpunkte entrissen, und im Sturm dringen die Garden in der Mitte bis an deren letzte Linie vor. Doch hier, von einem sicheren Feuer dezimiert, verlieren auch sie Kraft und Haltung und gehen zurück. Und soeben ist auch das Zietensche Korps in den Kampf eingetreten, hat die längst ermatteten Franzosen aus den eroberten Ortschaften wieder vertrieben, und in solcher Weise unterstützt, kann die arg zusammengeschmolzene Wellington'sche Armee sogar daran denken,

die Offensive zu ergreifen. Es ist acht Uhr geworden. Eine halbe Stunde später, nachdem noch das dritte Preußenkorps eingetroffen war, wird Plancenoit von demselben neuerdings genommen, und nun ist an geordneten Rückzug der Franzosen nicht mehr zu denken. Bald ist die Straße unpassierbar, da die preußischen Kugeln sie bereits bestreichen, und so flutet westlich derselben das aufgelöste Heer in wilder Hast zurück.

Nur zwei Reserve-Karrees der Garde halten noch zusammen; in eines derselben hat sich vor La Haye Sainte, wo er im Feuer der englischen Geschütze den Erfolg des letzten Stoßes abgewartet, der Kaiser geflüchtet, als der Tumult begann; es brachte ihn zurück bis auf die Höhe von Belle-Alliance.*) Von hier aus versucht er durch seine Adjutanten die Fliehenden zum Stehen zu bringen; umsonst. Er selbst muß auf seine Sicherheit bedacht sein und reitet, da sein Wagen in Caillou nicht mehr zu erreichen ist, querfeldein nach Genappe, nur noch von den Grenadiers à cheval gedeckt. Aber auch hier ist, bei der heftigen Verfolgung des Feindes, kein Anhalten möglich, und Napoleon, dem sonst jeder kurze Ritt schon Schmerzen verursachte, muß bis fünf Uhr morgens im Sattel bleiben, bis er endlich in Charleroi ein Gefährt findet, das ihn nach Philippeville bringt. Erst dort kann er sich einige Stunden Ruhe gönnen. Dann erläßt er Befehle an die nicht am Feldzug beteiligt gewesenen Korps, verfaßt die Bulletins über Ligny und Mont Saint Jean, wie er die Schlacht bei Waterloo nennt, und diktiert an Joseph nach Paris einen Brief, der beweist, daß dieser Mann die Hoff-

---

*) Eines der beiden Karrees löste sich auf. Das zweite entkam, doch wurde der General, der es kommandierte, Cambronne, zur Ergebung gezwungen. Daß dieser die ihm in den Mund gelegten Worte: „Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht“, weder gesprochen noch bewahrheitet hat, ist längst erwiesen. Bertrand will, wie er auf St Helena erzählte, dieselben Worte von General Michel vernommen haben. Aber wer möchte Bertrand glauben? Zuverlässigere Zeugen als er legen Michel einen viel kürzeren und drastischeren Ausdruck in den Mund.

nung erst mit seinem letzten Lebenshauche aufgeben wird. Noch sei nicht alles verloren, versichert er. Gelinge es ihm nur, sämtliche disponible Kräfte zu vereinigen, so habe er noch immer 150000 Mann, ja, mit den Nationalgarden und den Depot-Bataillons sogar 300000. Wenn Grouchy nicht gefangen ist, denn er habe noch nichts von ihm gehört, sei es ihm möglich, schon hier 50000 Mann zu sammeln und den Feind aufzuhalten, bis Paris und Frankreich ihre Schuldigkeit gethan haben. Der Bruder möge dafür sorgen, daß die Kammern ihm in würdiger Weise beistehen. Er selbst schloß das Schreiben, indem er eigenhändig hinzufügte: „Mut, Festigkeit!“

Sechstes Kapitel.

Sanct Helena.

In Paris hatte man nach der Abreise des Kaisers zur Armee ängstlich auf Nachrichten gewartet. Und was das Drückende der Lage bezeichnete: man befürchtete einen Erfolg des Kriegsfürsten fast ebenso sehr wie eine Schlappe des Heeres, das er befehligte. Nicht bloß, weil er, siegreich, wieder der alte unumschränkte Herrscher werden und sich der Fesseln, die er sich jetzt auferlegt, entledigen konnte, sondern weil der Krieg damit erst recht begann und wer weiß wann endete. Schon längst hatte man ja das schreiende Mißverhältnis zwischen dem Ruhme der heimischen Waffen und der Notlage der Nation erkannt. Und war nicht in den letzten Jahren der napoleonischen Regierung auch diese Glorie recht auffallend verblaßt? Doch da ertönten am 18. Juni — just als bei Mont Saint Jean der Donner rollte — die Kanonen vor dem Invalidenhotel und verkündeten einen neuen ersten Sieg: es war der bei Ligny. Also waltete doch noch immer die alte Gunst des Kriegsgottes. Wer sich darüber freuen konnte, freute sich. Das waren die

Revolutionäre und die aufgeregten Massen von Paris, weil die Anwälte der Legitimität und der Bourbons gedemütigt waren, und die Bonapartisten, weil ihr Abgott triumphierte. Aber schon am zweitnächsten Abend war das Bild gänzlich verändert. Dumpfe Gerüchte von einer grausigen Niederlage liefen umher, und jetzt blieben die Invaliden stumm. Am 21. schien kein Zweifel mehr möglich: das Heer war zertrümmert, der Kaiser auf der Flucht. Ja, es hieß sogar, er sei schon wieder in Paris. Wie, er hatte also die Armee verlassen, anstatt sie zu sammeln und mit ihr dem Feinde den Marsch auf die Hauptstadt zu erschweren? Man geriet hierüber außer sich.

In der That, Napoleon befand sich seit dem frühen Morgen des 21. Juni im Elysée, wo er schon vorher gewohnt hatte. Er hatte in Laon mit den Offizieren seiner Umgebung die nächsten Maßregeln erwogen und sich für die Fahrt nach Paris entschieden. Grouchy vermutete er in der Kriegsgefangenschaft und übersah erst jetzt die ganze Wirkung der unseligen Sonntagsschlacht. Sie hatte den Franzosen über 30000 Mann gekostet. Die Übrigen waren zerstoben, und nur mit Mühe ließen sich ein paar Tausend sammeln. Und wie leicht hätte er dies vermeiden, zum zweiten Male siegen können, wenn er ohne Zaudern nach der Affaire von Ligny die Preußen verfolgt und sich erst dann auf die Engländer geworfen hätte, wie er im Jahre 1796 in Italien gethan. Der gefährlichste Gegner war ja schon geschlagen, und der andere, welcher der neuen Kriegskunst ungelenk gegenüber stand und seine Kräfte schlecht zusammenhielt, völlig isoliert verloren. Und dann? War es dann nicht möglich, daß die Politik den Spuren der Waffen folgte und den Mächtebund trennte, ehe er noch zu siegen verstand? „Es giebt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance“ — schrieb Gneisenau am 22. Juni an Hardenberg — „entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit

allen ihren Kongreß-Erinnerungen?" Aber nicht auf die Feinde allein, auch auf die Franzosen mußte der Ausgang des Kampfes am 18. Juni mächtig einwirken. So rasch hatten sie sich das Ende nicht gedacht. Selbst der schlaue und intriguante Fouché, den Napoleon durchblickte und doch nicht zu beseitigen wagte, hatte ihm eine etwas längere Frist gegeben, als er zu einem Aristokraten sagte: „Dieser Mensch hier ist noch toller zurückgekommen, als er ging. Er rührt sich gewaltig, aber es reicht nicht für drei Monate." Napoleon sah einem Sturm im Innern entgegen, der ihn nur zu leicht hinweg fegen konnte, wenn er ihn nicht noch im letzten Augenblicke zu beschwören verstand. Darum war er nach Paris geeilt, und darum sitzt er jetzt mit seinen Brüdern und Ministern zusammen, um — selbst aufs äußerste erschöpft und verstört — das Mittel hierzu zu erwägen.

Er schien es gefunden zu haben. Nachdem er die Lage der Verteidigungskräfte als eine nicht ganz hoffnungslose zu schildern versucht, kam er zu dem Schlusse: er bedürfe, um das Vaterland zu retten, einer zeitweiligen Diktatur; er könnte sich derselben bemächtigen, doch wäre es nützlicher und würdiger, wenn sie ihm von der Kammer übertragen würde. Aber kaum hatte er dies vorgebracht, so mußte er von einem seiner ergebensten Anhänger, Regnauld de Saint-Jean d'Angély, hören, daß die Kammer ihn nicht mehr für berufen halte, das Vaterland zu retten, und daß er das Opfer seiner Abdankung werde darbringen müssen. Und so war allerdings die Lage. Lucian freilich sprach eifrig vom Ergreifen der Gewalt, von Auflösung des Parlaments und Belagerungszustand, und auch Napoleon begann sich diesem Gedanken zuzuneigen. Davoût aber, der Kriegsminister, weigerte sich bestimmt, die bewaffnete Macht dafür zur Verfügung zu stellen. Da traf von der zweiten Kammer, welche seit dem Morgen tagte und von den Beratungen im Elysée heimliche Kunde erhielt, die Botschaft ein, sie habe sich in Permanenz erklärt, halte jeden Versuch, sie aufzulösen,

für Hochverrat und werde den, der ihn wage, vor Gericht stellen; die Minister des Äußern, des Innern, des Kriegs und der Polizei hätten allsogleich vor den Deputierten zu erscheinen. Das war ein Staatsstreich von unten, der den befürchteten von oben parieren sollte. Die Abgeordneten des Volkes — Lafayette an ihrer Spitze — empörten sich gegen Napoleons Gesetz und Willen, denn nach der neuesten Verfassung stand ihm das Recht zu, die Kammern aufzulösen. „Ich sehe nur einen einzigen Mann," rief der Republikaner Lacoste aus, „zwischen uns und dem Frieden. Er gehe fort und der Friede ist gesichert." Und so mächtig war diese Strömung, daß sie auch die Pairs erfaßte, die den Beschluß der Repräsentanten zu dem ihrigen machten. Was war da zu thun? Noch saß Napoleon mit seinen Ministern beisammen, denen er verbot, dem Rufe der aufrührerischen Kammer zu folgen, als man vernahm, diese sei drum und dran, den Antrag auf Absetzung des Kaisers zu stellen, wenn die Geladenen nicht sofort erschienen. Nun fügte sich Napoleon. Mit dem Prestige der Unüberwindlichkeit schien ihm alle Initiative entschwunden Mut und Festigkeit, die er seinem Bruder angeraten, er fand sie für sich selbst kaum mehr. Er sandte die Minister und Lucian zu den Abgeordneten mit einer Botschaft, in welcher er mitteilte, er habe aus Caulaincourt, Carnot und Fouché eine Kommission gebildet, um mit den Feinden Unterhandlungen anzuknüpfen und den Krieg zu beenden, sofern es mit der Ehre und der Unabhängigkeit des Landes vereinbar sei; er rechne auf den Patriotismus des Parlaments. Doch damit gab sich die Kammer nicht zufrieden. Die Mächte hätten ihn geächtet, sie wollten mit ihm nicht unterhandeln; seine Kommission sei demnach unnütz, das Parlament selbst müsse als Unterhändler auftreten, er aber solle abdanken, sonst würde man ihn absetzen. Dann wählten die Deputierten aus ihrer Mitte fünf Kommissäre, die mit fünf Pairs und den Ministern gemeinsam die Mittel zur Rettung des Staates zu erwägen hatten.

So verging der 21. Juni. Am nächsten Tage verschärfte

sich die Lage derart, daß nun selbst die Brüder zur Abdankung rieten. Die Abgeordneten erwarteten dieselbe lange vergeblich, bis schließlich einer von ihnen den Antrag stellte, den Kaiser im Namen des Staatswohles um seinen Rücktritt zu ersuchen. Napoleon zögerte mit der Antwort. Mit verzerrten Mienen und bebender Stimme gegen die „Jakobiner" sich ereifernd, ging er im Elysée vor seinen Ministern auf und nieder, und seine Einsicht rang mit seinem Ehrgeiz einen fürchterlichen Kampf. Er blieb hartnäckig, als wollte er der Zeit noch die letzten Augenblicke seiner Herrschaft abtrotzen, bis endlich der Präsident Lanjuinais den Kommandanten des Palais Bourbon, wo die Repräsentanten tagten, mit der Aufforderung zu ihm schickte: er möge abdicieren, da ihn sonst die Kammer, die nicht länger warten wolle, außerhalb des Gesetzes erklären würde.

„Hors la loi!" Das war der Ruf, den er am 19. Brumaire zu hören bekam, als er im Begriffe stand, die Zügel zu ergreifen, die jetzt seiner Hand entglitten. Damals hatte er die Kammer gezwungen, jetzt zwang sie ihn. Unter dem Drucke dieser Drohung diktierte er, am Nachmittag des 22. Juni, seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. Ob die Repräsentanten von dieser Klausel Notiz nehmen werden? Vorläufig lassen sie nur dem Kaiser durch eine Deputation ihren Dank aussprechen für das großmütige Opfer, das er gebracht, und ernennen sofort Carnot, Fouché und Grenier, die Pairs Caulaincourt und Quinette zu Mitgliedern einer provisorischen Regierung. Es war, als ob sich der Ring völlig schließen wollte, wenn hier nun auch noch ein Abbild jenes fünfgliedrigen Direktoriums vor Napoleon wieder erstand, das er damals beseitigt hatte. Und auch das gleichgiltige Publikum fehlte nicht, das diesen Dingen jetzt wie jenerzeit von ferne zusah, ohne just tief erregt zu werden. Ein Augenzeuge meldet: „Die vollständigste Ruhe herrschte in der Stadt und wurde nicht einen Augenblick gestört. Von Regierung zu Regierung hin- und hergeworfen, hatte das Volk weder Neigung für den, den es verlor,

noch für den, den es bekommen sollte. Es schlief, in der Erwartung, daß man ihm bei seinem Erwachen sagen werde, ob es Napoleon II. oder Ludwig XVIII. zu gehorchen habe." Keinesfalls aber Napoleon I. Seine Herrschaft der „Hundert Tage" war zu Ende.

Nur die untersten Schichten der Bevölkerung, insbesondere aus den Vorstädten, zeigten sich zuweilen in Trupps vor dem Palais, riefen nach der Diktatur des Kaisers und ließen ihn hoch leben. Waren es diese Äußerungen, oder war es im allgemeinen die Verlegenheit, welche der abgethane Imperator durch seine bloße Gegenwart in der Hauptstadt der provisorischen Regierung immerhin bereitete, nachdem bekannt geworden war, daß Grouchy seine Korps gerettet hatte, daß die Truppen, die in der Vendée gekämpft, siegreich von dorther zurückkehrten, und daß man also, mit den gesammelten Trümmern von Waterloo über ungefähr 60000 Mann verfügte, die alle nach ihrem Führer verlangten: man suchte ihn zu bestimmen, daß er sich aus Paris entfernte. Dies gelang schließlich Davoat, doch, wie es heißt, nur unter Drohungen. Denn auch Napoleon hatte von dem Vorhandensein der Armee erfahren, und wenn er am 25. Juli die Hauptstadt verließ, so war es nur, um sich nach dem nahen Lustschloß Malmaison zu begeben und hier irgend welche Wendung abzuwarten Hoffte er, daß man ihn zurückrufen werde? Immerhin war noch ein Teil von Frankreich ihm ergeben, wenn auch der weitaus kleinere. Oder erwartete er, daß das Heer sich seinen Führer holte? Kurz, er verbrachte hier die nächsten Tage, scheinbar in Erinnerungen versunken an die Zeit, da er in denselben Räumen als Konsul die Pläne zu seiner Weltherrschaft entwarf, und das Projekt seiner Niederlassung in Nordamerika erwägend, wenn ihn Frankreich wirklich von sich stieß. Inzwischen war aber der Feind, Blüchers Preußen den Engländern voran, immer näher gekommen, und Malmaison wird bald bedroht sein. Da beschließt Napoleon im letzten Augenblicke, am 29. Juni — soeben waren ein paar französische Re-

gimenter mit „Vive l'Empereur!" vorübergezogen — sich der provisorischen Regierung als einfacher General zur Verfügung zu stellen, nur um die Hauptstadt zu retten und die getrennten Gegner zu schlagen, wie er sagen ließ. Fouché, das Haupt der Fünfmänner, der längst mit einem Vertrauten Ludwig XVIII. heimlich angeknüpft hatte, gab dem Überbringer der fast naiv klingenden Botschaft zur Antwort, Napoleon sei durchaus irriger Ansicht, wenn er die Mitglieder des Gouvernements für so verrückt halte, auf seinen Vorschlag einzugehen. Er könne ihm nur raten, endlich schleunigst abzureisen, da man für seine Sicherheit nicht mehr einstehe. Und das war nicht unwahr. Wissen wir doch heute, daß ein preußisches Detachement geradezu Befehl erhalten hatte, sich seiner Person zu versichern und ihn zu erschießen. Kaum war der Bote nach Malmaison zurückgekehrt, so befahl der Kaiser die Abreise. Er zog seinen Soldatenrock aus und fuhr in bürgerlicher Kleidung mit Bertrand, Savary und den Generalen Becker und Gourgaud von dannen.

Die Reise ging über Tours nach der Hafenstadt Rochefort, wo zwei französische Fregatten bereit standen, um ihn nach Amerika zu bringen, vorausgesetzt, daß es möglich war, den englischen Kreuzern zu entkommen. Man fuhr langsam, mit mehrfachen längeren Aufenthalten, viel gemächlicher als die Instruktion des Generals Becker zuließ, der von Regierungs wegen bestellt war, Napoleon außer Landes zu bringen. Aber dieser konnte immer noch den Gedanken nicht fassen, daß seine Rolle völlig ausgespielt sei. Von Niort aus, wo zwei Reiterregimenter ihm noch einmal ihre Begeisterung zuriefen, trat er sogar mit den Generalen Clauzel und Lamarque, die in Bordeaux und in der Vendée kommandierten, in Briefwechsel über den Gedanken, gegen die verräterische Regierung nach Paris zu marschieren — freilich nur, um die unmögliche Idee sogleich wieder aufzugeben. Am 3. Juli endlich gelangte man nach Rochefort. Hier neues Zögern. Bis zum 8. überlegt Napoleon täglich und umständlich im Verein mit seiner Umgebung, in der sich auch

der Staatsrat Graf Las Cases, der junge Montholon, General Lallemand u. a. befanden, die Mittel, wie die Engländer zu täuschen wären. Es werden ausführbare Vorschläge gemacht. Man will ihn auf kleinen Schiffen entführen. Aber er lehnt dies alles ab. Mit Mühe bringt ihn Becker soweit, daß er sich am 9. nach der nahen Isle d'Aix hinüberfahren läßt, wo ihn Bruder Joseph aufsucht, der sich in Bordeaux auf einem Amerikaner seine heimliche Fahrt gesichert hat. Der bietet ihm diese Gelegenheit an und will hier seine Rolle weiterspielen. Aber Napoleon geht auch darauf nicht ein. Schließlich macht eine Nachricht aus der Hauptstadt aller Säumnis ein jähes Ende. Am 8. Juli, einen Tag nach dem Einzuge der Preußen, war Ludwig XVIII. unter Englands Protektion nach Paris zurückgekehrt, und zwei Tage später sind die verbündeten Monarchen dort eingetroffen. Jetzt mußte jedes weitere Zaudern Napoleon verderblich werden. Er will sich nun geradezu mit dem Kapitän des englischen Schiffes „Bellerophon“ in Verkehr setzen, das den Hafen blockierte, und als dieser ihn versichert, daß man ihn nach seinem Wunsche nach England bringen werde, entschließt er sich, das Beispiel jenes Atheners nachzuahmen, der von seinen Landsleuten verbannt und verurteilt, bei den Persern, die er blutig bekämpft hatte, eine Zuflucht suchte und fand. Er habe seine politische Laufbahn vollendet, schrieb er an den Prinzregenten nach London, er komme gleich Themistokles, um am Herde des brittischen Volkes niederzusitzen, und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Und damit ging er am 15. Juli an Bord des feindlichen Fahrzeuges.

Hatte Napoleon vergessen, daß der Vertreter Großbritanniens nicht dahinter geblieben war, als man auf dem Wiener Kongreß die Acht über ihn aussprach? Der Admiral, zu dessen Kommando der „Bellerophon“ gehörte, hatte lange den strikten Befehl, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Plymouth zu bringen. Worauf rechnete er also? Denn daß er rechnete, ist wohl gewiß. Nun, seine Unterhändler hatten aus ihrer zweiten Unterredung mit

Kapitän Maitland dessen Äußerung mitgebracht, der Kaiser werde in England aufmerksam behandelt werden, denn dies sei ein Land, wo der Monarch und seine Minister keine willkürliche Gewalt üben und wo die Hochherzigkeit des Volkes und dessen freisinnige Meinung noch über der Souveränität stehen. Darauf rechnete er. Aber sein Kalkül war falsch. Als er den französischen Boden verließ, war er nicht der Gast sondern der Gefangene der Macht, die er stets aufs eifrigste bekriegt hatte.

Und wie ließ er das Land zurück, in das ihn seine unüberwindliche Herrschsucht noch einmal geführt! Im Felde besiegt, von Feinden überschwemmt, von Parteien, die sein Erscheinen vollends widereinander entfesselt hatte, zerrissen: das war Frankreich nach dem Tage von Waterloo. Kaum war die Kunde von der verlorenen Schlacht nach der Provence gelangt, so brach dort die royalistische Furie los und begann unter den Bonapartisten, Republikanern und Protestanten von Marseille, Nimes, Avignon, Toulouse und Toulon eine Schlächterei, die den Schandthaten des jakobinischen Schreckens nichts nachgab. Und wie der Pöbel unten, so wütete die Camarilla oben gegen alle, die der Verführung des Korsen erlegen waren. Eine Proskriptionsliste sammelte die Namen seiner Getreuen, und wer nicht zu fliehen vermochte, ward hingerichtet. So Labédoyère, der ihm vor Grenoble sein Regiment zugeführt, so Ney, den bei Waterloo der Tod verschmäht hatte, selbst als er ihn in Verzweiflung suchte. Und die Familie, deren Mitglieder die Throne Europas bevölkert hatten, solange das allgebietende Zepter desjenigen die Welt verschüchterte, der jetzt auf der Rhede von Plymouth zum Schauspiel für englische Gaffer diente, sie war bald in alle Winde zerstoben, heimatlos wie damals, als sie vor zweiundzwanzig Jahren aus Ajaccio flüchten mußte.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli stach der „Bellerophon" in See und gelangte am nächsten Morgen an die Küste Englands, wo das Schiff einige Tage unter strenger Bewachung

blieb, bis aus London die Entscheidung über das Schicksal des Gefangenen eintraf. Dort hätte man es am liebsten gesehen, dieser wäre Ludwig XVIII. in die Hände gefallen und als Rebell hingerichtet worden, wie der brittische Premier Liverpool noch am 20. Juli an Castlereagh schrieb. Dem aber war Napoleon entronnen, und man mußte sich wohl oder übel mit seinem künftigen Lose beschäftigen. Am 30. ward es ihm verkündet. Da es sich mit den Pflichten gegen England selbst und die Verbündeten seines Königs schlecht vertragen würde, hieß es, wenn „General Bonaparte“ Mittel und Gelegenheit behielte, nochmals den Frieden von Europa zu stören, so sei es notwendig, ihn in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken. Man habe daher zu seinem künftigen Aufenthalte die Insel St. Helena bestimmt, deren Klima gesund sei und deren isolierte Lage es erlaube, ihn mit mehr Nachsicht zu behandeln als dies anderwärts die notwendigsten Vorkehrungen zulassen würden. Man gestatte ihm drei Offiziere, einen Arzt und zwölf Diener dahin mitzunehmen, die jedoch die Insel ohne Erlaubnis der brittischen Regierung nicht wieder verlassen dürften. So das Urteil. Allzu sehr mag es Napoleon nicht überrascht haben, denn der Name St. Helena war schon zur Zeit der Kongreßverhandlungen genannt worden, und er mußte auf die Entfernung von Europa umsomehr gefaßt sein, da sie ihm doch schon auf Elba angedroht worden war. Wenn er also jetzt protestierte gegen die Gewalt, die man ihm anthat, wenn er sich darauf berief, daß er ohne Zwang auf ein englisches Schiff gekommen und daher Englands Gastfreund, nicht Englands Gefangener sei, so konnte er damit nur Eins beabsichtigen, d. i. die öffentliche Meinung dieses Landes für sich zu stimmen und auf dieselbe eine Wirkung auszuüben, die, wenn auch nicht sogleich, so doch vielleicht in nicht zu ferner Zeit sich geltend machte und seine Fesseln löste. Wir werden ihn forthin durchaus im Banne dieser Idee leben und handeln sehen. Freilich vergebens. Denn so einfach lagen die Dinge nicht, und nicht von England allein ward sein

Geschick bestimmt. Zur selben Zeit, am 2. August 1815, wurde in Paris von Vertretern der Alliierten ein Vertrag unterzeichnet, welcher Napoleon als Gefangenen all der vier Mächte erklärte, die das Abkommen vom 25. März wider ihn getroffen hatten. Seine Bewachung nur und die Wahl des Ortes seiner Internierung ward England zugestanden; die übrigen Staaten behielten sich das Recht vor, Kommissäre an seinen Bestimmungsort zu senden, um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen.

Am 7. August bestieg Napoleon das Linienschiff „Northumberland", welches ihn nach St. Helena bringen sollte. Er hatte sich Bertrand, Las Cases und Montholon als Begleiter erwählt, doch setzte es auch noch General Gourgaud durch, mitreisen zu dürfen. Sie nahmen ihre Familien mit. Außerdem begleitete der Schiffsarzt O'Meara vom „Bellerophon" den Kaiser. Der Abschied von Savary, dessen Begleitung die brittische Regierung ausdrücklich verweigert hatte, und den anderen Personen der Suite wird als ein tiefbewegter geschildert. „Sie sehen, Mylord," sagte Las Cases zu dem brittischen Admiral, „hier weinen die Zurückbleibenden". Drei Tage später, am 10. August, hatte der „Northumberland" mit den zwei Fregatten, welche die Bedeckung trugen, den Kanal La Manche verlassen, und die Küste Europas verschwand vor den Blicken des Verstoßenen.

Am 15. Oktober kam die düstere Felseninsel mit ihren nahezu senkrecht gegen das Meer abfallenden Wänden in Sicht. In dem einzigen Hafen derselben, Jamestown, legte sich der „Northumberland" vor Anker. Das für Napoleon bestimmte Landhaus zu Longwood, auf einer Hochebene mit etwas kühlerer Temperatur, war noch nicht in Stand gesetzt, und er bezog unterdes eine Wohnung in der nahen „Briars" benannten Villa des Kaufmanns Balcombe, wo er mit den Hausleuten aufs freundlichste verkehrte, mit den Kindern spielte und sich manchen Scherz gefallen ließ. Erst im Dezember übersiedelte er nach Longwood. Dort ward in einiger Entfernung ein Kordon gezogen, innerhalb dessen er völlig frei sich bewegen konnte; verließ er

denselben, so hatte ihn ein englischer Offizier zu begleiten. Doch war ihm dies nicht gestattet, wenn Schiffe in Sicht kamen; dann durfte auch weder er noch irgend jemand seines Gefolges mit den Einwohnern verkehren. Alle Briefe, die nach Longwood adressiert waren oder dort geschrieben wurden, unterlagen der Durchsicht durch den Gouverneur. Ein solcher war 1815 noch nicht ernannt, und der in diesen Gewässern stationierte Admiral Cockburn vertrat einstweilen dessen Stelle. Als Napoleon im November demselben einen Protest gegen die erwähnten Vorsichtsmaßregeln von dem „Oberststallmeister" Bertrand überreichen ließ und ihn zurückerhielt, weil darin von einem „Kaiser" Napoleon die Rede sei und der Admiral nur einen „General" Bonaparte kenne, begann zwischen der Gefangenenkolonie und der Behörde ein kleiner Krieg, der nur noch erbitterter geführt wurde, nachdem der neue Gouverneur Hudson Lowe angekommen war und sein Amt mit mehr Pedanterie, als nötig war, zu versehen begann. Auch er ließ den Kaisertitel nicht gelten, was im Grunde nicht unrichtig war, da England Napoleons Imperatorwürde niemals während seiner Regierung und nur vorübergehend auf Elba anerkannt hatte, nach dem Bruche des betreffenden Vertrages aber keineswegs mehr dazu verpflichtet war.*) Lowe hatte einmal Capri gegen die Franzosen verteidigt und war in den Befreiungskriegen dem Hauptquartier Blüchers zugeteilt gewesen. Dort mag er allerdings wenig schmeichelhafte Urteile über den vernommen haben, der jetzt seiner Obhut anvertraut

*) Die Frage kam einmal, Ende 1816, zwischen Napoleon und Admiral Malcolm, der Cockburn ersetzte, zur Sprache. Als dieser ihm vorstellte, daß man ihn doch nicht mehr als Souverän behandeln könne, antwortete er „Und warum nicht? Man soll mir diese Ehren zu meinem Vergnügen in solcher Lage lassen. Was kann das auf dieser Klippe schaden?" Auf die Frage aber: ob man ihn demnach als Kaiser bezeichnen solle? mußte er mit Nein antworten, da er abgedankt habe; doch General sei er schon seit Ägypten nicht mehr. Er schlug schlechtweg „Napoleon" vor, und dazu verstand sich schließlich auch der Gouverneur.

war. Übrigens that er als Gouverneur seine Pflicht, wenn auch verdrossen und verschlossen, wortkarg und seltsam, immer um seine Autorität besorgt, aber ohne die Gehässigkeit, die man ihm in Longwood zuschrieb.

Hier hatte man sich in dem ebenerdigen Hause, einem ehemaligen Meierhofe, schlecht und recht untergebracht. Darin fand sich für Napoleon ein wenig freundliches Schlafzimmer mit einem Baderaum, ein Salon mit einem Billard, worauf er gerne spielte, ein Speisezimmer und ein Gemach, das man, wie in vergangenen Zeiten, das „topographische Kabinett" nannte. Im selben Gebäude wohnten noch die beiden Las Cases, Vater und Sohn, das Ehepaar Montholon und General Gourgaud; Bertrand mit seiner Familie hatte ein zweites, etwas entferntes Haus bezogen. So weit die Kräfte reichten, wurde der Schein des Hoflebens aufrecht erhalten: die Damen erschienen in großer Toilette bei Tafel, der Kaiser trug das Großkreuz der Ehrenlegion. Seine Zeit teilte er zwischen Arbeiten an seinen Memoiren, die er meist Las Cases, Gourgaud oder Montholon, oft viele Stunden lang ohne zu ermüden, diktierte, Billard- oder Schachspiel, der Lektüre der englischen Zeitungen, die er jetzt erst selbst lesen lernte, und neuer Bücher, die ihm zugeschickt wurden. Des Abends las er wohl auch selbst aus Voltaire oder Corneille, aus der Odyssee oder der Bibel vor, und war dann nicht eben erbaut, wenn eine oder die andere der zuhörenden Frauen ganz respektswidrig einschlief. Nicht wenig Zeit nahm auch die Fehde mit Lowe in Anspruch. Diesem gegenüber geriet Napoleon mitunter in höchst ungerechten Zorn. Einmal drohte er ihm, dem Ersten, der ohne seine Zustimmung über seine Schwelle treten würde, eine Kugel vor den Kopf zu schießen; ein andermal nannte er ihn seinen Henker, sodaß der Gouverneur gar nicht mehr erschien, sondern sich nur täglich durch den dienstthuenden englischen Offizier über die Anwesenheit Napoleons rapportieren ließ.

Napoleon verfolgte überhaupt ein ganz bestimmtes System,

welchem die Hoffnung auf seine Erlösung zu grunde lag. Er wollte nicht fliehen und auch nicht gewaltsam befreit werden. Die Gelegenheit hierzu ward ihm wiederholt in Aussicht gestellt; namentlich glaubten einige nach Amerika entkommene Getreue, die sich am Aufstande Brasiliens gegen Portugal beteiligten, von dorther einen Überfall auf St. Helena wagen zu können, wovon sie den Gefangenen durch chiffrierte Inserate im englischen Journal „Anti-Gallican" unterrichteten. Das lag aber keineswegs im Sinne Napoleons. Dafür war er zu sehr um seine persönliche Sicherheit besorgt. „Nicht sechs Monate," sagte er zu Montholon, „könnte ich in Amerika sein, ohne von den Mördern überfallen zu werden, welche die im Gefolge des Grafen von Artois nach Frankreich zurückgekehrten royalistischen Komitees gegen mich gedungen haben. In Amerika sehe ich nichts als Mord und Vergessenheit, ich bleibe also lieber auf St. Helena." „Mord und Vergessenheit"; er fürchtete das Eine wie das Andre. Aber damit war keinerlei Resignation ausgesprochen, nein, er erwartete vielmehr zuversichtlich seine Befreiung von einem Siege der brittischen Opposition oder der Vertreibung der Bourbons aus Frankreich. Als Lowe bald nach seiner Ankunft sich anheischig machte, ein neues bequemeres Haus für ihn erbauen und binnen zwei Jahren herstellen zu lassen, erwiderte er: „Ach, in zwei Jahren giebt es einen Ministerwechsel in England oder eine neue Regierung in Frankreich, und ich bin nicht mehr hier."*) Dieser Überzeugung entsprach völlig seine zwiefache Absicht: einerseits für sich Stimmung unter den Engländern zu machen, und andrerseits das verlorene Zutrauen der Franzosen wiederzugewinnen.

Das Erstere meinte er zu erreichen, wenn es ihm gelang, den Beamten des Toryministeriums zu diskreditieren und sich

---

*) Lowe gab dem französischen Kommissär Montchenu sein Ehrenwort, daß Napoleon, der später diese Worte ableugnete, sie gesprochen habe. Der Neubau wurde dann doch begonnen und 1820 fertiggestellt.

als das Opfer unerhörter Willkür hinzustellen. Darum wurde jede der behördlichen Verordnungen in ihrer Tendenz verdächtigt und in ihrer Wirkung übertrieben. Die Anordnung, daß dem Gefangenen weitere Spazierritte nur in Begleitung eines englischen Offiziers gestattet waren, ward mit dem Entschluß erwidert, völlig darauf zu verzichten und die für seine Gesundheit nachteiligen Folgen davon auf das Kerbholz des Gouverneurs zu setzen, der ihn der freien Bewegung beraube, und der Regierung, die ihn in einem so verderblichen Klima zugrunde gehen lasse. Als Lowe einmal die Verpflegungsfrage — vielleicht nicht allzu sanft — berührte, ließ Napoleon einen Teil seines Silbergeschirres zerschlagen, um durch dessen Verkauf in den Besitz von eigenen Geldmitteln zu gelangen, hauptsächlich aber um zu zeigen, zu welchen Opfern der Geiz dieses Regimes ihn treibe. All das mußte dann rasch und weithin bekannt werden. Das geschah in der Weise, daß er „Briefe vom Kap der guten Hoffnung" entweder selbst diktierte oder durch Las Cases abfassen ließ, welche all die Sünden Lowe's und die Leiden seiner Schutzbefohlenen in einem langen Register darstellten. Dieselben gelangten dann heimlich nach London und erschienen dort im Jahre 1817 in Übersetzung als das vorgebliche Produkt eines Engländers.*) Da wurde zunächst das Klima als verderblich, die Temperatur als heiß und kalt in jähem Wechsel geschildert, obgleich Napoleon selbst einmal zu seiner Umgebung im Ver-

*) Die „Letters from the Cap of Good Hope in reply to M. Warden, Lettres written from Saint-Helena" (London, Picadilly, 1817) sind in Rückübersetzung als „Lettres du Cap de Bonne Espérance" in die Sammlung der Werke Napoleon aufgenommen worden, welche den Abschluß seiner offiziell edierten Korrespondenz bildet (Band XXXI). Sie wenden sich an eine Lady C. und knüpfen an ein 1817 erschienenes Buch des Schiffsarztes Warden vom „Northumberland" an. Mit Lady C. ist offenbar jene Lady Clavering, eine Französin, gemeint, an welche Las Cases einen auf der Insel aufgelesenen Diener heimlich absenden wollte, der aber die Sache verriet und Las Cases' Arretierung und Trennung von Napoleon herbeiführte. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 49.)

trauen geäußert hatte, wenn man schon im Exil leben müsse, sei St. Helena am Ende noch der beste Ort, die Witterung zwar einförmig und nicht gesund, aber die Temperatur doch mild und angenehm.*) Und was das Klima — hieß es in den Kapbriefen — noch verderblicher in seinen Wirkungen mache, das sei die Beschränkung der freien Bewegung und des Verkehrs, die der neue Gouverneur dem Gefangenen auferlege, der doch gar kein Gefangener sei, da er sich freiwillig unter Englands Schutz begeben habe, wo es doch in seiner Macht gestanden hätte, sich an die Spitze der Armee zu stellen und den Krieg weiterzuführen. „Es waren irrige Vorstellungen, die Napoleon sich von dem Einfluß eines freien, großen und hochherzigen Volkes auf dessen eigene Regierung gemacht hatte, welche ihn dazu verleiteten, den Schutz der englischen Gesetze dem eines Schwiegervaters oder eines alten Freundes (Alexander I.) vorzuziehen." Das war an dieselbe Adresse gerichtet, an die sich auch die Schlußphrase wendete, in der man den Stil Bonapartes kaum verkennen wird: „Das Schauspiel der Verfolgung und der Ungerechtigkeit hat mich stets empört. Urteilen Sie, was ich empfand, als ich in so feiger Weise einen Mann quälen sah, der in sechzig Schlachten Sieger und einst der Gebieter so vieler Nationen und Könige gewesen war. Da sagte ich bei mir selbst: „Ich achte Dich noch höher mit Deiner Dornenkrone, welche fremde Gewalt auf Deine Stirn gedrückt, als mit den vielen Diademen, die sie ehedem geschmückt."

Aber dieser Appell wird vergeblich sein. Denn schon im März 1817, als Lord Holland von der Opposition die Klagen Napoleons, wie sie durch Montholon in einer Beschwerdeschrift zusammengefaßt worden waren, vor das Oberhaus brachte, ergriff dieses die Partei des Ministeriums, und selbst hervorragende Parteigenossen Hollands stimmten gegen dessen Antrag, dem Parlamente die Korrespondenz mit Lowe zur Beurteilung vor-

---

*) Las Cases, Memorial, 1. Februar 1816.

zulegen. Damit war die Sache Napoleons in England fürs erste abgethan, und die „Briefe vom Kap“ blieben wirkungslos. Denn wenn auch die Whigs für ihn geltend machten, daß nur er an der Spitze Frankreichs imstande wäre, Rußland, dem aufstrebenden Rivalen Brittanniens, auf dem Kontinente die Wage zu halten, so war man jetzt jeder Feindseligkeit so sehr überdrüssig, daß man diesen Grund für eine Befreiung des Gefangenen nicht gelten ließ *) Vielmehr verband sich das Kabinett Liverpool-Castlereagh mit den Festlandstaaten auf dem Kongreß von Aachen zu einer Übereinkunft „inbetreff der in England entstandenen und in einigen andern Teilen Europas wiederholten Gerüchte von der Behandlung, die man jenem Manne angedeihen ließ, dessen düstere Berühmtheit noch nicht aufgehört hat, die Welt aufzuregen“, und die Vertreter Rußlands, Österreichs, Preußens und Englands erklärten in einem Protokoll vom 31. November 1818: „daß die (verschärften) Instruktionen der brittischen Regierung für Hudson Lowe die einmütige Zustimmung der Signatarmächte gefunden haben“, und „daß aller Briefwechsel mit dem Gefangenen, jede Geldsendung oder sonstige Mitteilung, die nicht der Aufsicht des Gouverneurs unterworfen werde, als ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit angesehen und bestraft werden müßte“.

So machte der Kontinent Hand in Hand mit England, Rußland an der Seite der Britten, Napoleons Hoffnung auf eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten zunichte. Er selbst

*) S. Schlitter, K. Franz I. und die Napoleoniden, S. 32. Es liegt eine auffallende Übereinstimmung darin, daß auch Napoleon in seinen Gesprächen mit Engländern, die ihn auf St. Helena mit Pässen des Gouverneurs besuchten und die er sämtlich in der gewinnendsten Weise empfing, dieses Moment zur Sprache brachte. „Rußland“, sagte er z. B. im Sommer 1817 zu Lord Amherst, „ist die Macht, die jetzt am meisten zu fürchten ist. Frankreich und England sind die einzigen Staaten, in deren Interesse es liegt, sich ihren Plänen zu widersetzen.“ (W. Scott, Napoleon, 9. Bd. Anhang IX.)

hatte bisher nur Nachteile gehabt. Denn durch den heimlichen Verkehr mit Europa und Amerika, der Lowe nicht verborgen blieb, ward dieser zur Verdoppelung seiner Vorsichtsmaßregeln veranlaßt, und wie er sich genötigt sah, schon im November 1816 Las Cases zu verhaften und von der Insel abzuschaffen, so war er anderthalb Jahre später O'Meara gegenüber zu dem gleichen Verfahren bemüßigt. Vielleicht hatten es beide auf ihre Entfernung angelegt, um als Apostel für die Sache des Verbannten zu wirken.*) In seinem kleinen Kriege mit dem Gouverneur hatte sich Napoleon selbst Beschränkungen auferlegt, die ihm geradezu schädlich wurden. So namentlich der Mangel an jeglicher Bewegung. Er wurde ernstlich krank. Die Symptome seines vom Vater ererbten Leidens, des Magenkrebses, äußerten sich in immer häufigeren stichartigen Schmerzen und Übelkeiten. Er selbst ist sich darüber nicht unklar, vollends wenn er später hört, daß auch seine älteste Schwester an derselben Krankheit verschieden sei. Da er nun die ihm von dem Gouverneur zugewiesenen Ärzte verschmähte, ward durch Fesch ein Italiener namens Antommarchi, ein junger Chirurg von korsischer Herkunft, nach St. Helena gesandt, der dort im September 1819 anlangte. Von ihm ließ sich Napoleon zu einer Änderung seiner Lebensweise bewegen, baute einen Garten an, in welchem er täglich arbeitete, machte Ausflüge zu Pferde und schloß somit eine Art Waffenruhe mit dem Gouverneur, der auch seinerseits entgegenkam, indem er das seinem Gefangenen zugewiesene und ohne Wache zugängliche Gebiet auf den Umfang von dreizehn englischen Meilen erweiterte. Was hätte nun auch noch die Fehde genützt? Die öffentliche Meinung Englands ließ sich ja doch nicht gewinnen, Napoleons Zustand aber war inzwischen unheilbar geworden und verschlechterte sich trotz des veränderten Körperregimes von Tag zu Tage.

---

*) Auch Gourgaud verließ ihn, angeblich wegen eines Zwistes mit Montholon. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 122, 127.)

In der Sylvesternacht des Jahres 1820 erzählte er zum letzten Mal in vertraulicher Weise aus vergangenen Zeiten Dann nahm seine Krankheit einen raschen Verlauf. Der stets unruhige, stets arbeitsame Mann wurde matt und müde, lag auf seiner Bergère und fand keinen Geschmack mehr an irgend welcher Beschäftigung, zu der er sich gleichwohl noch zwang, indem er ab und zu diktierte und seine Papiere ordnete. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, in's Freie zu gehen. Er magerte zusehends ab, da er keine Nahrung mehr vertragen konnte. Sein Puls, der gewöhnlich nie mehr als 60 bis 65 Schläge gezählt hatte, wurde nun fieberhaft. Antommarchi, der das Leiden unrichtig beurteilte, genügte ihm nicht, er erbat sich einen älteren und erfahrenen Arzt der Pariser Klinik. Bevor aber sein Wunsch den Kontinent erreichen konnte, sollte er zu leben aufgehört haben. Am 15. April, nachdem endlich ein englischer Feldscheer wenigstens die Gefährlichkeit des Zustandes erkannt hatte, diktierte er Montholon sein Testament, in welchem er die sechs Millionen Franken, die vor seiner Abreise von Malmaison bei dem Pariser Banquier Laffitte hinterlegt worden waren, und andere Reliquien unter seine getreuesten Anhänger verteilte. Kurz darauf wurden die Brechanfälle so häufig, daß man bei dem jähen Schwinden der Kräfte den Tod in drohendster Nähe vermuten mußte. Am dritten Mai verwirrte sich sein bis dahin klares Bewußtsein; in der zweitnächsten Nacht begann der Todeskampf; am Abend darauf, am 5. Mai 1821, zehn Minuten vor sechs Uhr, starb er. Nach der von ihm befohlenen Sektion ward der Leichnam einbalsamiert und mit der Uniform bekleidet, die der Kaiser ehedem zu tragen pflegte; in der Nähe von Longwood wurde er bestattet. Die Kanonen von St. Helena grüßten den toten Feind, und Brittanniens Offiziere standen in bewegter Ehrfurcht um sein frisches Grab.

Der Geschichtschreiber Napoleons I. darf hier, nachdem die geistdurchglühten Augen des außerordentlichen Mannes sich für immer geschlossen, die Feder noch nicht fortlegen. Er hat noch mit einem reichen Nachlaß abzurechnen, der sich seiner Beurteilung umsoweniger entzieht, als er geradezu eine Berufung an das Gedächtnis kommender Geschlechter bildet. Denn nur der Kampf mit dem Tode hat in dem Verstorbenen den um seine Geltung abgelöst, und vielleicht nirgends hat er diesen mit mehr Eifer und Unermüdlichkeit geführt, als auf dem Felseneiland im atlantischen Ozean. Wir wissen bereits, wie emsig er sorgte, einen Umschwung in England zu seinen Gunsten hervorrufen zu helfen; die „Briefe vom Kap“ sind in diesem Sinne abgefaßt, und jedes Gespräch mit englischen Besuchern war darauf angelegt. Aber wir wissen auch, daß er noch ein zweites Ziel verfolgte: in Frankreich, und hier vor allem, sollte man den Glauben an ihn wiedergefunden haben, wenn einmal das französische Volk das Joch der Bourbons abwarf. Und in dieser Absicht ist er rastlos thätig, seitdem er den Fuß auf den „Northumberland“ gesetzt hat. Die Schriften, die er schon auf dem Schiffe und später in Briars und Longwood, oft in eiligster Hast, als gäb' es etwas zu versäumen, diktierte, die Unterredungen mit den Getreuen, die seinen Worten möglichste Verbreitung zu verschaffen hatten, sie dienten nur diesem einen Zwecke. Vor allem mußte sein Ansehen als Kriegsmann untadelhaft wieder zu Ehren kommen. Deshalb wurde an dem Flecken von Waterloo geschabt und gescheuert, bis in der That nicht mehr Napoleon es war, der die Schlacht verlor, sondern Grouchy, der, obwohl auf die Straße gen Wavre (!) den Preußen nachgeschickt, durch schlechte Operationen den ganzen Erfolg von Ligny illusorisch machte. Und daß dieser Erfolg nicht noch entscheidender gewesen war, daß Blücher zwei Tage später wieder fechten konnte, das hatte auch keineswegs Napoleon, das hatte einzig Ney verschuldet, der am 16. trotz aller Weisung nicht eilig genug herankam. Was Wunder, wenn unter solchen Um-

ständen die genialen Entwürfe des Kaisers scheiterten?*) So diktierte Napoleon, und so schrieben es seine Offiziere nieder. Das war der Lohn der Tapfern: Grouchys, der sich in Amerika den Kopf zerbrach, wie er seinen Herrn aus der Gefangenschaft befreien könne, und Neys, der, kaum daß seinen Leichnam die Erde deckte, von demjenigen auch schon verleumdet ward, für den er den Tod erlitten. Das Manuskript des „Feldzugs von 1815" gelangte ebenso heimlich wie die „Briefe vom Kap" nach Europa und erschien dort im Jahre 1818 im Druck. Als Autor war Gourgaud genannt, doch verriet jede Zeile den wahren Verfasser. Nun, das Werk erfüllte seinen Zweck, und so vollständig, daß noch mehrere Jahrzehnte später Historiker von Ansehen den Vorspiegelungen des Gefangenen von St. Helena sich blindlings überließen. Aber auch seine andern Mißerfolge im Felde mußten vertuscht werden. In Rußland, gegen das der Krieg „aus einem Mißverständnis" entsprang, erzählte er O'Meara, sei die zu frühe Kälte schuld an dem Unglück der Armee gewesen. Er habe eine Berechnung des Wetters auf fünfzig Jahre nach rückwärts gemacht und gefunden, daß die strengste Kälte nie vor dem 20. Dezember, also zwanzig Tage später begonnen habe als 1812. Bei 18° Réaumur seien in einer Nacht 30000 Pferde umgekommen. Man habe die Artillerie, den Schießbedarf und die Lebensmittel nicht mehr befördern, den Feind nicht re-

---

*) Man vergleiche z. B. mit den heute erwiesenen Thatsachen, wie sie im vorigen Kapitel in Kürze dargelegt wurden, folgende Stelle in Napoleons „Campagne de 1815": „Der Marschall Grouchy ging mit der Kavallerie von Excelmans und Pajol, dem dritten und vierten Infanteriekorps und der Division Teste vom sechsten ab. Es war ihm empfohlen, der preußischen Armee auf den Fersen zu bleiben und sie am Sammeln zu verhindern, und er erhielt den bestimmten Auftrag, sich immer nur zwischen der Chaussee Charleroi-Brüssel und dem Marschall Blücher zu halten, um fortwährend in Fühlung mit der Armee und in der Lage zu sein, sich mit derselben zu vereinigen. Es war wahrscheinlich, daß sich der Marschall Blücher auf Wavre zurückziehen werde; er mußte zur selben Zeit dort sein." Kann man wohl dreister die Wahrheit verkehren?!

kognoszieren können, worauf die Truppen in Unordnung geraten seien. Die Schlacht an der Moskwa habe er mit 90 000 Mann gegen 250 000 Russen gewonnen, in der brennenden Metropole sich mitten in die Flammen gewagt, sich Haar und Brauen und die Kleider versengt u. s. w. All das ward gläubig angehört und aufgeschrieben, um bald nachher als historische Wahrheit in die Welt zu gehen.

Nebenher diktierte Napoleon noch unterschiedliches Andere: die Erzählung von den Anfängen seiner militärischen Karriere, seinen Anteil an der Belagerung Toulons, an den italienischen Kriegen, sein Unternehmen in Ägypten, den Feldzug von 1800, kurz all seine Leistungen im Dienste der Revolution. Aber auch nur diese. Warum? Warum nicht auch seine Großthaten bei Austerlitz und Jena, bei Friedland und in Bayern? Schnitt etwa der Tod den Faden der Erzählung durch? Nein, denn wir erfahren, daß er im letzten Jahre kriegsgeschichtliche Werke zur Beurteilung der Thaten Cäsars, Turenne's, Friedrichs des Großen verfaßt hat, die uns gleichfalls überliefert sind. Was konnte ihn wohl abgehalten haben, nicht noch mehr und Größeres von sich selbst zu berichten? Ein einfaches Raisonnement, welches ihn schon bei seinem Entweichen von Elba geleitet hat: die Bourbons mußten durch die Revolution gestürzt werden; nun, er war der Mann der Revolution gewesen, seht, wie er für sie gestritten hat, man kann keinen bessren finden. Darum aber auch kein Wort von der Zeit, in der er als Selbstherrscher Frankreich regierte, und auch nichts von den Eroberungskriegen, die seine Universalherrschaft begründen sollten und Europa gegen ihn aufbrachten: alles nur Freiheit und Weltfriede! das war die Tendenz. Allerdings konnte es passieren, daß sich in die Berichte Montholons ein Gespräch Napoleons mit einem englischen Offizier einschlich, wo er meinte, je weniger Freiheit die Monarchen zu geben wünschten, umsomehr müßten sie davon sprechen, denn die eiserne Rute, mit welcher man die Menschen regiere, müsse vergoldet sein. Aber derlei war selten. Im

Ganzen geht durch all diese Gespräche das eine Thema hindurch: die Bourbons wird man verjagen, denn sie repräsentieren nur ein Königtum des Adels und der Priester, nicht des Volks; dieses selbst dürfe die Herrschaft nicht an sich reißen, davor bewahrt Frankreich die Erinnerung an die Schreckenszeit des Konvents und an die Jämmerlichkeit des Direktoriums; den einzigen Ausweg biete also nur die volkstümliche Monarchie. „Bei einer monarchischen Verfassung“, sagte Napoleon zu seiner Umgebung im Sommer 1816, „kann nur in der Herrschaft meiner Dynastie eine Bürgschaft für die wahren Interessen des Volkes liegen, weil sie die Schöpfung des Volkes ist“. Als er so sprach, war er noch voll Hoffnung für sich selbst. Fünf Jahre später, zwei Wochen vor seinem Tode, äußerte er sich ähnlich, doch jetzt nur noch im Interesse seines Sohnes. „Die Bourbons“, meinte er, „werden sich nicht halten. Wenn ich tot bin, wird überall, selbst in England, eine Reaktion zu meinen Gunsten stattfinden. Mein Sohn wird nach bürgerlichen Unruhen auf den Thron gelangen. Man verrichtet nur Großes in Frankreich, wenn man sich auf die Massen stützt. Mein Sohn muß ein Mann der neuen Ideen und der Sache sein, die ich überall habe obsiegen machen; er muß überall die neuen Ideen ausführen, welche die Spuren des Feudalwesens vertilgen, die Würde des Menschen sichern und die Keime der Glückseligkeit entwickeln, die seit Jahrhunderten schlummern; er muß der Allgemeinheit zu teil werden lassen, was bis jetzt das privilegierte Besitztum von Wenigen gewesen ist; er muß Europa in unauflösbare Föderativbande vereinigen und in allen bis jetzt noch unzivilisierten Teilen der Welt die Wohlthaten des Christentums und der Zivilisation verbreiten. Das muß das Ziel aller Gedanken meines Sohnes sein, das ist die Sache, für die ich als Märtyrer sterbe. An dem Hasse, mit dem mich die Oligarchen verfolgen, möge er die Heiligkeit meiner Sache ermessen.“

Und wie seine Werke, Diktate und Aussprüche sein Bild

aus der rauhen Wirklichkeit der Thatsachen in eine ideale Sphäre erheben sollten, so suchte er dies auch mit seinem letzten Willen zu erreichen, immer im Hinblick auf die Zukunft seiner Dynastie in Frankreich und mit der gleichen Geringschätzung der Wahrheit. „Ich wünsche," heißt es da, „daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt." Dann: „Ich empfehle meinem Sohne, nie zu vergessen, daß er ein geborener französischer Prinz ist, und sich niemals zum Werkzeug in den Händen der drei Herrscher gebrauchen zu lassen, welche die Völker Europas bedrücken. Er darf Frankreich niemals bekämpfen, ihm auf keine Weise schaden, er muß meinen Wahlspruch annehmen: „Alles für das französische Volk." Ja, um in Frankreich gar keines der dem Volke heiligen Gefühle zu verletzen, hat er, der Ungläubige, Priester nach St. Helena kommen, an seinem Sarge beten lassen und in sein Testament geschrieben: „Ich sterbe in der apostolischen und römischen Religion, in deren Schoße ich vor länger als fünfzig Jahren geboren wurde."*) Sollte es aber Franzosen

*) Wenn von Napoleon erzählt wird, er habe in der Nacht des 21. April das h. Abendmahl empfangen, oder, wie gar Beauterne in seinem Buche „Sentiments réligieux de Napoléon" wissen will, vorher gebeichtet, so ist dafür kein authentisches Zeugnis vorhanden. Allerdings verlangte er am 21. um 1 Uhr morgens den Abbé Vignali, was die beiden einzigen Quellenschriften über die letzten Tage, Montholons und Antommarchis Tagebücher, übereinstimmend verzeichnen. Aber der Arzt blieb bei der Unterredung mit dem Priester zugegen, in welcher Napoleon nur sagte, er wolle die Pflichten erfüllen, welche die katholische Religion vorschreibe, und ihre Tröstungen empfangen, und dann Auftrag erteilte, täglich im Nebenzimmer die Messe zu lesen, was bisher nur an Sonntagen geschehen war, das Allerheiligste auszusetzen, nach seinem Tode die Messe zu Häupten seiner Leiche zu celebrieren und alle sonst üblichen Ceremonieen auszuführen. Am 3. Mai, da sich seine Sinne verwirrten, erteilte ihm Vignali, als er allein bei ihm blieb, die letzte Ölung, was er dann den im Nebenzimmer Weilenden mitteilte. Das ist alles, was sich mit etwas Bestimmtheit anführen läßt, wenn man nicht eine Äußerung Napoleons zu Antommarchi als Gewähr dafür citieren will, daß er von seinen früheren skeptischen Anschauungen

geben, die mit den Grundsätzen eines religiösen Gemütes die Hinrichtung des Herzogs von Enghien nicht vereinbar hielten, so sollten sie jetzt gleichfalls aus dem Testamente von St. Helena erfahren, „daß dieselbe notwendig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes zu einer Zeit, als der Graf von Artois nach seinem eigenen Geständnis sechzig Meuchelmörder in Paris besoldete", derselbe Graf von Artois, der nächstens als Karl X. König von Frankreich werden wird.

Dies war die geistige Hinterlassenschaft des Kaisers, dessen Ehrgeiz selbst am Rande des Grabes noch zu unerlaubten Mitteln griff, um sich zu genügen. Und mit reichem Erfolg. Als das Regiment Ludwig XVIII. zu Ende ging und das seines Bruders begann, dessen sich jeder tüchtige Franzose schämte, und als dann eine neue Revolution nur zu erreichen wußte, daß eine Politik selbstsüchtigen Krämergeistes die der Unvernunft ablöste: da sproßte die Saat von St. Helena auf dem von Haß und Unzufriedenheit durchpflügten Boden Frankreichs jäh empor. Die besten Dichter der Nation brachten die junge Legende in Verse, und so mächtig waren die Gemüter von der Erinnerung an die ruhmvolle Zeit eines größeren Herrschers erfüllt, daß auch der ernste Beruf des Historikers der Strömung unterlag. War es nicht, als ob man sich nach Napoleons eigener Vorschrift gehalten hätte, um seine Geschichte zu schreiben? „Ein französischer Historiker, der das Empire schildern will," hatte er im Jahre 1816 einmal gesagt, und seine Worte zogen durch die Welt, „wird, wenn er sonst Mut besitzt, mir mein gut Teil Geltung zugestehen müssen. Ich habe den Krater der Anarchie geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution von ihrem Schmutze gereinigt, die Völker veredelt, die Könige befestigt. Ich habe einen allgemeinen Wetteifer angeregt, jedes Verdienst belohnt, die

---

zurückgekommen war. „Nicht jeder", soll er, den Zweifler zurechtweisend, gesagt haben, „ist Atheist, der es sein will"; Worte, die übrigens nur Montholon und nicht der Angeredete überliefert hat.

Grenzen des Ruhmes weit hinaus erstreckt. Das ist wohl etwas. Und weswegen könnte man mich angreifen, wo ein Geschichtschreiber mich nicht zu verteidigen vermöchte? Etwa wegen meiner Absichten? Da weiß er genug, um mich loszusprechen. Oder wegen meines Despotismus? Da wird er zeigen, daß die Diktatur notwendig war. Wird man sagen, ich hätte die Freiheit verhindert, so wird er beweisen, daß Zügellosigkeit, Anarchie und Unordnung noch vor der Thüre standen. Wird man mich anklagen, ich hätte zu sehr den Krieg geliebt, so wird er darlegen, daß nur immer ich der Angegriffene war. Wird man mich beschuldigen, daß ich die Weltherrschaft für mich gewollt, so wird er sie als das Werk der Umstände darthun und wie es meine Feinde selbst waren, die mich Schritt für Schritt dahin gebracht. Oder endlich, soll mein Ehrgeiz der Schuldige sein? Nun, er wird davon ohne Zweifel viel in mir finden, aber vom höchsten und erhabensten der je gewesen, vom Ehrgeize zu begründen und zu heiligen, kurz die Herrschaft der Vernunft und die freie Ausübung aller menschlichen Fähigkeit. Und da wird der Historiker nur bedauern müssen, daß ein solcher Ehrgeiz unerfüllt geblieben ist.“*)

Das war die Parole für die Geschichtschreiber, und so bestimmt klang das Kommando des unsterblichen Generals, daß man ihm noch dezennienlange nach seinem Tode gehorchte. Es kam die Zeit — es war im Jahre 1840 — wo seine Leiche im Triumph nach Paris gebracht und im Dome der Invaliden beigesetzt wurde, und wo ein Minister Louis Philipp's in der Kammer mit den Worten an ihn erinnerte: „Er war Kaiser und König, der legitime Souverän unseres Landes; als solcher könnte er in Saint-Denis ruhen. Aber ihm gebührt mehr als die gewöhnliche Grabstätte der Könige.“ Ja, es kam der Augenblick, wo die Legende von St. Helena selbst den Thron von Frankreich bestieg, und erst als die Herrschaft Na-

*) Las Cases, Memorial, 1. Mai 1816.

poleon III. nicht zu halten vermochte, was die sorgsam gehegte bonapartistische Tradition so freigebig versprochen, da gelangte endlich auch die Wissenschaft zu ihrem Recht.

Unter den Vorschriften des Gefangenen von Longwood für denjenigen, dem er den Weg zu bereiten meinte und dessen baldiges Ende er nicht ahnte, findet sich auch die folgende: „Möge mein Sohn oft die Geschichte studieren und darüber nachdenken, denn sie ist die einzig wahre Philosophie.“

Aber gewiß nur dann, wenn sie selbst wahr ist.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Über die Verhandlungen mit dem Papste: Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, vol. III. und IV. (grundlegend); dazu Majol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1887, H. Chotard, Le Pape Pie VII. à Savone, 1887 (nach der Correspondenz des Präfekten Chabrol und den Memoiren Lebzelterns); De Pradt, Les quatre concordats; Metternich, Nachgelassene Papiere II. Über die Beziehungen zu Spanien: Die Memoiren Josephs und Miots v. Melito, die Depeschen Wellingtons (ed. Gurwood), Baumgarten, Geschichte Spaniens I. Thiers, Consulat et Empire, XII; Maxwell, Wellington; Pertz, die politische Bedeutung des Jahres 1810 (Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1861, wo die Verhandlungen mit Azanza aus Stein'schen Papieren mitgeteilt werden). Über das Verhältnis zu Holland: Jorissen, Napoléon I. et le roi de Hollande, 1868; F. Rocquain, Napoléon et le roi Louis, 1875, (Louis Bonaparte), Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande 1820, vol. III (deren Authentizität Napoleon in seinem Testament leugnete, die aber gleichwohl durch die Forschung völlig sichergestellt wurde). Du Casse, Les rois frères de Napoléon I. (Appendice) Über die deutschen Nordseestaaten: Häußer, Deutsche Geschichte, III., die Correspondance de Napoléon I., XXII. Bd., Havemann, Das Kurfürstentum Hannover unter zehnjähriger Fremdherrschaft 1803—1813, Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen 1806—1814, Wohlwill, Die Verbindung zwischen Elbe und Rhein durch Kanäle und Landstraßen nach den Projekten Napoleon I. (Mitteilungen des Vereins für Hamburger Geschichte 1884. 4. Heft.) (Meyer) Erinnerungen an Hannover und Hamburg a. d. J. 1803—1813. Zum Kontinentalsystem: Kiesselbach, Geschichte der Kontinentalsperre 1849. Über die Beziehungen Napoleons zu Dänemark und Schweden: Garden, Histoire générale des Traités, vol. IX. Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe V., Thiers XII., Swederus, Schwedens Politik und Kriege, 1808—1814 (deutsch von Frisch, 1866), A. W. Schlegel, Über das Kontinentalsystem u. d. Einfluß desselben auf Schweden. 1813. Schinkel, Minnen ur Sveriges nyare historia, Upsala 1880, (enth. Briefe des

schwedischen Gesandten aus Paris i. J. 1810, leider in schwed. Übersetzung) Suremain, Memoiren (handschriftlich; Auszüge daraus i. d. Revue contemporaine 1868). Ahnfelt, La diplomatie russe à Stockholm en 1810 (Revue historique, 1888, XXXVII.). Betreffs Neapels: Helfert, Königin Karoline v. Neapel u. Sicilien, 1878 (wo auch die frühere Litteratur angeführt ist); Derselbe, M. Karolina v. Österreich; Anklagen und Verteidigung. 1884; O. Browning, Caroline of Neapel in der English historical review 1887 Nr. 6 (auf Grund der Depeschen Bentincks). Über die Verwicklung mit Rußland: die Correspondance de Napoléon I., die Memoiren Ségurs IV., Villemains I., Czartoryski's. Ferner Bernhardi, Geschichte Rußlands II, Lefebvre V., Thiers XIII., Ranke, Hardenberg und Preußen (SS. Werke, 48), Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, Bd. III und VII. Bogdanowitsch, Gesch. des Feldzugs i. J. 1812 (deutsch v. Baumgarten) I. Bd. Im Sbornik d. russ. histor. Gesellschaft Bd. XI sind die Berichte Kurakins und Tschernytschews mitgeteilt. Harnack, Z. Gesch. u. Vorgesch. d. Krieges von 1812 (Historische Zeitschrift 1889, LXII). Diplomatische Geschichte d. Krieges von 1812 (in Streffleurs öst. mil. Zeitschrift, 1898; ohne jeden wissenschaftlichen Wert). Über die innern Verhältnisse Frankreichs vor dem nordischen Kriege: Thiers, XIII, Lanfrey-Kalckstein, Gesch. Napoleons I., VI. Bd. Forneron, Les émigrés et la société française sous Napoléon I. (im „Correspondant" vom 10. Nov. 1887), Welschinger, La censure sous le premier Empire, Derselbe, La direction générale de l'imprimerie et de la librairie (in d. Zeitschrift „Le Livre" 1887 u. 1890), Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris, I., die Correspondance de Napoléon I., Fievée, Correspondance et relations avec Bonaparte, III. (1809 bis März 1813), Mollien, Souvenirs d'un ministre du trésor. Über das Verhältnis zu den Rheinbundstaaten: Perthes, Polit. Zustände u. Personen in Deutschland zur Zeit d. französ. Herrschaft, Bd. II, Winkopp, der Rheinische Bund, Jahrg. 1810—1812; Mémoires et correspondance du Roi Jérôme, Du Casse, Les rois frères de Napoléon, Goecke, Das Königreich Westfalen, Derselbe, Das Großherzogtum Berg, Beaulieu-Marconnay, K. v. Dalberg u. s. Z., Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt, 1882, Schloßberger, Polit. und militär. Korrespondenz Friedr. v. Würtemberg mit K. Napoleon I. (1805—1813.) 1889, Derselbe, Briefwechsel der Königin Katharina von Westfalen, 1887, Montgelas, Denkwürdigkeiten, „La Bavière en 1812 et 1813" (Revue contemporaine, 1869). Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, 1875. Über die Allianzen mit Preußen und Österreich: Ranke, Hardenberg (SS. WW. 48), Duncker, Preußen während der französ. Okkupation

(a. d. Zeit Friedr. d. Großen u. Friedr. Wilh. III.); Lehmann, Scharnhorst II; Delbrück, Gneisenau I. A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke z. Gesch. d. preuß. Reformzeit (1807—1813); Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VII, Bignon, Histoire de France X. Metternich, Nachgelassene Papiere II, (Binder von Kriegelstein), Précis des transactions du Cabinet de Vienne de 1809 à 1816 (Steiermärk. Geschichtsblätter, 1884), Martens, a. a. O. III, Ernouf, Maret, Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege II, Fournier, Stein u. Gruner. Zur Vorgeschichte der Befreiungskriege (Deutsche Rundschau, 1887).

Zum zweiten Kapitel. Die Litteratur über den russischen Feldzug ist unübersehbar. Hier nur das Wesentlichste. Außer dem 24. Bande der Correspondance de Napoléon kommen die Memoiren seiner Generale, die Aufzeichnungen der feindlichen Heerführer, Mitteilungen deutscher und französischer Offiziere, dann die amtlichen russischen Quellen in Betracht, welche neueren kriegsgeschichtlichen Werken zugrunde gelegen haben. Von dem französischen Material mag viel auf dem Rückzuge verloren gegangen sein. I. Denkwürdigkeiten und Dokumente: a) französischerseits: Du Casse, Mémoires du Prince Eugène, die Memoiren von Rapp, Gouvion S. Cyr, Ségur (im 4. und 5. Bande der Histoire et Mémoires), Bausset, Constant; Gourgaud, Napoléon et la Grande Armée en Russie ou examen critique de l'ouvrage de Ségur, Fain, Manuscrit de 1812, Villemain, Souvenirs contemporains I. (nach Erinnerungen des Grafen Narbonne), Davoût, Correspondance (ed. Mazade) III. Blocqueville, Le maréchal Davoût III. (Briefe desselben a. s. Frau). Peyrusse, Mémorial et Archives, Fézensac, Souvenirs militaires; Denniée, Itinéraire de l'Empereur Napoléon pendant la campagne de 1812, Coignet (der in diesem Feldzug schon Offizier ist), Cahiers, Löher, Lettre d'un capitaine de cuirassiers sur la campagne de Russie. Par. 1885. (Vaudoncourt), Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie en 1812. Lond. 1815. Labaume, Relation circonstantiée de la campagne de Russie en 1812, Larrey, Mémoires de chirurgie militaire, Bourgeois, Tableau de la campagne de Moscou, Puibusque, Lettres sur la guerre de Russie. b) Von verbündeter Seite: v. Loßberg, Briefe in die Heimat geschrieben während des Feldzuges 1812 in Rußland. Cassel 1844. Wolzogen, Memoiren d. Generals von Wolzogen, Leipzig, 1851. (Pönitz) Militärische Briefe eines Verstorbenen, Roos, Ein Jahr aus meinem Leben, v. Meerheim, Erlebnisse eines Veteranen d. großen Armee während des Feldzugs in Rußland im Jahre 1812, Goethe, A. d. Leben e. sächsischen Husaren, Funck, Erinnerungen an den Feldzug des sächsischen Corps 1812, Legler, Denkwürdigkeiten a. d. russischen Feldzuge, Leisnig, Erinnerungen e. sächsischen Dragoneroffiziers, Röder v. Bomsdorf, Mitteilungen a. d.

russischen Feldzuge, Soltyk, Napoléon en Russie, Albrecht Adam, Aus dem Leben e. Schlachtenmalers (im Hauptquartier Eugens bis Moskau), Wessenberg, Denkschrift über den russischen Feldzug (in der „Deutschen Revue" von 1881); c) Aus dem russischen Lager: Herzog Eugen von Würtemberg, Memoiren, 1862. (Dazu Helldorf, Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Würtemberg), Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, 1. u. 2. Bd., Tschitschagoff, Mémoires inédits, Berlin 1855. (Dazu: Harnack, Z. Vorgeschichte und Geschichte des Krieges von 1812, i. d. Hist. Zeitschrift, LXI.). Die zahlreichen ungedruckten Journale russischer Generale sind von Bogdanowitsch (s. unten) benutzt worden. Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia. Lond. 1860 (deutsch von Seydt 1861).

II. Geschichtliche Darstellungen des Feldzugs: Chambray, Histoire de l'expédition de Russie. 3 vols. (bes. in den späteren Auflagen grundlegend), dann die russischen Geschichtswerke von Buturlin, Michailowsky-Danilewski, Ker-Poter, Smitt, sämtlich überholt durch die umfassende Darstellung von Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, 3 Bde. 1861—1863 (deutsch von Baumgarten) nach den authentischen Quellen im russischen Archiv für Militärtopographie, jedoch noch ohne Benutzung der Correspondenz Napoleons, durch welche die betreffende Partie bei York, Napoleon als Feldherr II, in einzelnen Punkten weitergeführt erscheint. Außerdem Thiers XIII u. XIV, Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; Förster, Napoleon I. russischer Feldzug, Beitzke, Gesch. d. russischen Krieges, 2 Aufl.; Clausewitz' hinterlassene Werke VII, Lanfrey-Kalckstein, Gesch. Napoleon I., VI. Das Büchlein von Leo Tolstoi, Napoléon et la campagne de Russie (französisch von Delines, Paris 1888) ist ein ebenso geistvoller als mißlungener Versuch, dichterische Vorstellungen in die Geschichte einzuführen. Speziell a) über die Vorbereitungen und den Beginn des Feldzugs: De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grand-Duché de Varsovie en 1812, Bignon, Souvenirs d'un diplomate, Lensky, Notice historique sur les armements qui eurent lieu en Lithuanie pendant l'occupation française en 1812, Ernouf, Maret, duc de Bassano, Zusammenstellung der diplomatischen und militärischen Maßnahmen Napoleon I. zur Einleitung des Feldzuges von 18 2 (Jahrbb. f. d. deutsche Armee und Marine, 1878), Liebert, Die Rüstungen Napoleons f. d. Feldzug 1812. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, 9. Heft.) b) über die Schlacht bei Borodino: Pelet, La Bataille de la Moskwa (Spectateur militaire 1831), Hofmann, Die Schlacht bei Borodino, Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino, Marburg 1887. Roth von Schreckenstein, Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa; Über die Mitwirkung der sächsischen Kürassier-Brigade

in der Schlacht an der Moskwa (Österr. Militär-Zeitschrift, 1824). c) über den Brand von Moskau: Histoire de la Destruction de Moscou en 1812, **Rostoptchine**, La vérité sur l'incendie de Moscou. Paris 1823, **Surrugue**, Lettres sur l'incendie de Moscou, Paris 1823. d) über die Vorgänge an der Beresina vergl. die allgem. Geschichtswerke, insbes. Bogdanowitsch und die Erinnerungen der Teilnehmer; außerdem: **Mosbach**, Der Übergang über die Beresina aus ungedruckten Denkwürdigkeiten des polnischen Obersten Bialkowski (Streffleurs Österr. militär Zeitschrift 1876), **Clausewitz** (der sich bei Wittgenstein befand), Über die Schlacht a. d. Beresina (Brief an Stein, mitgeteilt in der Hist. Zeitschrift, Jahrg. 1888), **Pfuel**, Der Rückzug der Franzosen a. Rußland (her. v. Förster, Berlin 1867). e) über den Anteil der Verbündeten: **Welden**, der Feldzug der Österreicher gegen Rußland im J. 1812, Wien, 1870, **Angeli**, Die Teilnahme des österr. Auxiliarkorps im Feldzug Napoleon I. gegen Rußland (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1884), **Droysen**, Leben des Feldmarschalls York, **Guretzky-Cornitz**, Gesch. d. 1. Brandenburg. Ulanenregiments, (**Cerrini**), Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813, **Bezschwitz**, Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813. **Burkersroda**, Die Sachsen in Rußland, **Holtzendorff**, Geschichte der königl. sächs. leichten Infanterie, **Liebenstein**, Die Kriege Napoleons gegen Rußland 1812 und 1813, **Minckwitz**, Die Brigade Thielmann im Feldzuge von 1812, **Krauß**, Gesch. d. bayrischen Heeresabteilung im Feldzuge gegen Rußland; **Heilmann**, Feldmarschall Fürst Wrede, **Derselbe**, Die bayrische Kavalleriedivision Preysing im J. 1812 (Jahrbb. f. d. deutsche Armee und Marine, 7. Bd.), **Miller**, Darstellung des Feldzuges der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im J. 1812 mit bes. Rücksicht auf die Teilnahme der kgl. württembergischen Truppen. **Bernays**, Die Schicksale des Großherzogtums Frankfurt u. s. Truppen; **Büdinger**, Die Schweizer im Feldzug von 1812 (Histor. Zeitschrift XIX).

III. Über das Malet'sche Unternehmen: **Lafon**, Histoire de la conjuration du général Malet, Paris 1814, **Histoire** des sociétés secrètes de l'armée et des conspirations militaires qui ont eu pour objet la destruction du gouvernement de Bonaparte. Paris 1815. **Desmarest**, Quinze ans de haute police, **Savary**, Mémoires VI. **Fiévée**, Correspondance et relations avec Bonaparte, III. **Hamel**, Histoire des deux conspirations du général Malet. Paris 1873. **Passy**, Frochot préfet de la Seine, Evreux 1867. **A. Duruy**, La conspiration du général Malet in dessen „Etudes d'histoire militaire". Paris, 1888. Über die Attentate: **Bernhardi**, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, II. Bd. **Senffts** Memoiren, **Bernays**, Schicksale des Großherzogl. Frankfurt u. s. w. **Förster**, Napoleon I. russischer Feldzug. **Bourgoing**, Itinéraire de Napoléon de

Smorgoni à Paris; 1862. Ein Bericht von Wonsowicz über die Rückreise des Kaisers, den Ernouf in seinem Buche über Maret (S. 467) anführt, ist mir nicht bekannt geworden.

Zum dritten Kapitel. I. Vor dem Frühjahrsfeldzuge. a) Über die Rüstungen Napoleons und seine darauf zielende innere Politik: außer der Correspondenz des Kaisers die bereits erwähnte des Staatsrates Fiévée III., die Memoiren Savarys und Molliens, Fains Manuscrit de 1813, Thiers XV und Lanfrey-Kalckstein VI. Dann Rousset, La grande armée de 1813; Pelet, Tableau de la Grande Armée en 1813, am eingehendsten jedoch: Die französische Armee i. J. 1813, Berlin 1889. b) Über die Schwenkung Preußens: Droysen, York, I. Eckart, York und Paulucci, Ebeling, Yorks Konvention von Tauroggen (Jahrb. f. d. d. Armee und Marine, XXXVIII.) Natzmer, Aus dem Leben O v. Natzmers; Henckel-Donnersmarck, Erinnerungen a. m. Leben. Dann: Ranke, Hardenberg (SS. WW. Bd. 48), Duncker, Preußen während der franz. Okkupation, (Aus d. Zeit Friedrich d. Großen u. Friedrich Wilhelm III.) Hiergegen Lehmann, Scharnhorst II. Außerdem Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege 2 Bde.; gedrängte Darstellung in desselben, Das Zeitalter der Revolution, d. Kaiserreichs u. d. Befreiungskriege II; Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Gesch. d. preuß. Reformzeit (die Berichte des franz. Gesandten in Berlin enthaltend); Aegidi, Knesebecks Sendung in d. russ. Hauptquartier (Historische Zeitschrift XVI), Lehmann, Knesebeck und Schön, Pertz, Das Leben Steins, III; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VII. und III, Ernouf, Maret. c) Über die deutschen Aufstände und Rüstungen: Gildemeister, Finks und Bergers Ermordung, Bremen 1814; Rists Lebenserinnerungen, Wohlwill, Die Befreiung Hamburgs am 18. März 1813; Derselbe, Z. Gesch. Hamburgs i. J. 1813. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Geschichte, 1886.) Varnhagens Denkwürdigkeiten III. Lefebvre, V Über die preußischen Rüstungen insbes.: die betreffende Partie in Häußers deutscher Geschichte IV, Ompteda, Politischer Nachlaß; Steffens, Was ich erlebte VII, Lehmann, Borstell u. d. Ausbruch d. Krieges von 1813 (Hist. Zeitschr. XXXVII), außerdem die Biographien Gneisenaus von Pertz-Delbrück, Jahns von Euler, Scharnhorsts von Lehmann, Blüchers von Wigger, Niebuhrs von Eyßenhardt, Bülows von Varnhagen, Tettenborns von demselben, rc. Ziehlberg, Ferdinande von Schmettau, Koberstein, Lützows wilde verwegene Jagd in „Preuß. Bilderb." 1887; K. v. L. Adolf Lützows Freikorps, 1884. d) Über die sächsische Frage und die Bildung der Koalition: Flathe, Gesch Sachsens III, Senfft's Memoiren, Castlereaghs Correspondenz, Bernhardi, Geschichte Rußlands II.; Aperçu des transactions politiques du Cabinet de Russie (im Sbornik der russ. hist Gesellschaft,

XXXI.) Garden, Hist. gén. des traités XIV; Thorsøe, Danske Stats politiske historie 1800—1814, Nielsen, Bidrag til Sveriges politiske historie 1813. 1814, v. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Johann; Touchard-Lafosse, Hist. de Charles XIV u. d. erwähnte Werk von Swederus, endlich Lefebvre, V.

II. Der Frühjahrsfeldzug von 1813: Von Memoiren sind nur wenige zu verwerten: die Marmonts und S. Cyrs bieten nicht viel; Ségur und Fézensac befinden sich nicht auf dem deutschen Kriegsschauplatze, das Mémorial Peyrusse's ist hier unbedeutend, nur die Memoiren Eugens (v. du Casse), die Papiere Davoûts (ed. Mazade und Blocqueville) und namentlich die Erinnerungen des sächsischen Offiziers v. Odeleben „Napoleons Feldzug in Sachsen" sind französischerseits von größerer Bedeutung; außerdem das erwähnte Werk von Fain, Norvins, Portefeuille de 1813 und allem voran die Correspondance de Napoléon I. XXV. Von nichtfranzösischer Seite: Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals von Toll, Müffling, Aus meinem Leben, (2. Ausgabe 1855), Eugen v. Württembergs Memoiren III., Wolzogen, Memoiren, Helldorff, A. d. Leben d. Prinzen Eugen von Württemberg; (Prittwitz), Beiträge z. Gesch. d. Jahres 1813, Wilson, Private diary of 1812. 13. 14. Von historischen Darstellungen des Feldzugs (Schulz) Gesch d. Feldzugs von 1813, 3 Thle.; Müffling, Zur Kriegsgeschichte d. Jahre 1813 u. 1814; Friccius, Gesch. d. Krieges i. d. Jahre 1813 u. 1814; Michailowski-Danilewski, Denkwürdigkeiten a. d. Kriege von 1813 (deutsch 1837), Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege (2. Ausgabe von Goldschmidt), Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne; Bogdanowitsch, Gesch. d. Krieges von 1813 (deutsch v. A. S.), Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; York, Napoleon als Feldherr, II. Speziell über die Schlacht bei Bautzen: Meerheimb, Die Schlachten bei B. am 20. u. 21. Mai 1813. (1873.)

III. Die Zeit des Waffenstillstands und der Schwenkung Österreichs: Correspondance de Napoléon XXVI., Bignon, Histoire de France XI. XII., Thiers XVI. (nach Metternichschen Mitteilungen), dagegen Ernouf, Maret (mit Aufzeichnungen dieses Ministers), Metternich, Nachgelassene Papiere I. u. II. Der 1820 niedergeschriebene Bericht über die Dresdener Unterredung vom 26. Juni bei Helfert, Marie Louise (im Anhang); Broglie, Souvenirs I.; Radetzky, Denkschriften milit.-polit. Inhalts, 1858 (dazu Wehner, Über zwei Denkschriften Radetzkys a. d. Frühjahr 1813), Hormayr, Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, Gentz, Dépêches inédites aux Hospodars de la Valachie (ed. Prokesch) I., De Clercq, Recueil des traités de la France II., Martens, Recueil des traités conclus par la

Russie III. Von historischen Darstellungen: **Oncken**, Österreich u. Preußen im Befreiungskriege (grundlegend, wenn auch noch nicht abschließend). **Ranke**, Hardenberg (SS. Werke, 48), **Lefebvre** V. Über das Leben am Hoflager Napoleons in Dresden: **Odeleben**, N's Feldzug in Sachsen.

IV. Der Herbstfeldzug 1813. Zu den vorhin genannten Werken treten hier französischerseits die Memoiren **Marmonts** V., **Fézensacs**, **Ségurs**, **Saint-Cyrs** und **Berthezène's** wieder hinzu; daneben **Du Casse**, **Vandamme**. Von seiten der Verbündeten: **Reiche's** Memoiren (her. v. Weltzien), **Colomb**, A. d. Tagebuche d. Rittmeisters v. Colomb 1813 u. 1814 (1854), **Blasendorff**, Fünfzig Briefe Bluchers (Hist. Zeitschrift LIV.), **Radetzky**, Erinnerungen (in d. Mitteil. des k. k. Kriegsarchivs 1887), **Prokesch Osten**, Denkwürdigkeiten a. d. Leben d. Fürsten v. Schwarzenberg. (Neue Ausg. 1861). **Thielen**, Erinnerungen a. d. Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen d. österr. Armee. 1863. **Heilmann**, Fürst Wrede, **Bianchi**, Duca di Casalanza. **Richard Metternich**, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, 1887 (mit Briefen von Gentz, Metternich und Schwarzenberg). Zu den historischen Darstellungen im Besonderen nachzutragen: **Londonderry**, Narrative of the war of 1813 and 1814 (deutsch 1836), **Burghersh**, die Operationen d. verbünd. Heere unter Schwarzenberg u. Blücher (deutsch 1844), **Hofmann**, Gesch. d. Feldzuges von 1813, **Pelet**, Tableau de la grande armée en septembre et octobre 1813 (nicht zuverlässig), **Geschichte** d. Nordarmee im J. 1813 (Berlin 1859), **Aster**, Schilderung d. Kriegsereignisse in und um Dresden, **Wagner**, Die Tage v. Dresden und Kulm, **Aster**, Schilderung d. Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten u. d. Schlacht bei Kulm, **Helfert**, Die Schlacht bei Kulm, **Kleist**, Von Dresden nach Kollendorf (Beiheft z. Militärwochenblatt, 1889, 8). **Helldorf**, Z. Gesch. d. Schlacht bei Kulm. **Mirus**, D. Treffen b. Wartenberg, **Schels**, Die Operationen des Korps Bubna. (Österr. mil. Zeitschrift III. Jahrg.) Über d. Schlacht bei Leipzig: vor allem **Aster**, Die Schlachten bei L. 2 Bde. (2. Ausgabe 1856.); außerdem die Werke von **Hofmann** (1835), **Naumann** und **Wuttke** (1863). **Dörr**, Die Schlacht bei Hanau. **Bockenheimer**, Gesch. d. Stadt Mainz 1813 u. 1814.

Zum vierten Kapitel. I. Vor Erneuerung des Krieges. Über die ersten Unterhandlungen des Friedens wegen: **Castlereaghs** Korrespondenz. **Metternichs** Nachgelassene Papiere I II (dazu **Bailleu**, „Metternichs Memoiren" in der Histor. Zeitschrift XLIV). **Rich. Metternich**, Österreichs Teilnahme rc., **Fain**, Manuscrit de 1814, **Ernouf**, Maret, **Bignon**, Hist. de France XIV. **Angeberg**, Le Congrès de Vienne I. **Oncken**, Aus den letzten Monaten d. Jahres 1813 (Histor. Taschenbuch 1883). **Derselbe**, D. Zeitalter d. Revolution, des Kaiserreichs u. d. Befreiungskriege

2. Bd. Über die inneren Verhältnisse Frankreichs: Correspondance de Napoléon XXVI. u. XXVII., Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la révolution fr. XXXIX, Bulletin des lois, Die Memoiren von Mollien, Miot, Bausset, Savary, Meneval, Napoléon et Marie Louise II., Beranger, Ma biographie, Rodriguez, Relation de ce qui s'est passé à Paris à l'époque de la déchéance de Buonaparte (1814), Journal d'un prisonnier anglais (in d. Revue brittanique V. VI) Journal d'un officier anglais pendant les quatre premiers mois de 1814 (ebenda IV.), Béron, Mémoires d'un bourgeois de Paris I., Broglie, Souvenirs I., Thiers XVII., Vaulabelle, Hist. des deux restaurations, Lubis, Hist. de la restauration, Houssaye, „1814" (grundlegend f. d. innere Geschichte), worin auch die Litteratur f d. Departementalgeschichte d. Jahres verzeichnet ist.

II Der Krieg in Frankreich. Über den Feldzug vergl. man neben d. Correspondance XVII: Mémoires du roi Joseph, die Memoiren von Marmont, Belliard, Pajol, Lavalette, Koch; Fabviers Journal des opérations du 6ème corps. Außerdem: Girard, La campagne de Paris en 1814. Beauchamps, Histoire des campagnes de 1814 et 1815, Vaudoncourt, Histoire des campagnes de 1814 et 1815, Du Casse, Le général Arrighi. Von nichtfranzösischer Seite zu den im früheren Kapitel aufgeführten Quellenwerken: (Damitz) Gesch. d. Feldzugs v. 1814, 4 Bde. Schels, Die Operationen d. verbundeten Heere gegen Paris (Öst. mil. Zeitschrift 1845), Thielen, Der Feldzug d. verbündeten Heere, Schulz, Gesch. d. Feldzugs v. 1814, 2 Bde., Nostiz, Tagebuch (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften Heft 5 u. 6), Delbrück, D. Leben Gneisenaus II, Colomb, Blücher in Briefen, Bote, Die Stunde d. Entscheidung vor Beginn d. unglücklichen Kämpfe im Februar 1814 (Jahrb. f. d. deutsche Armee und Marine, 1876), Danilewsky, Der Feldzug in Frankreich, Bogdanowitsch, Gesch. d. Feldzugs v. 1814 (deutsche Ausgabe 1866). Über die diplomatischen Unterhandlungen während d. Krieges neben den oben angeführten Quellen: Oncken, Lord Castlereagh und die Ministerkonferenz zu Langres (Hist. Taschenb. 1885). Derselbe, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon I. (ebenda, 1886), Houssaye, „1814", (nach den Protokollen d. Kongresses von Châtillon), Pons de l'Hérault, Le congrès de Châtillon, Lapérouse, Le congrès de Chatillon. Über den Sturz Napoleons außer den genannten allgemeineren Werken: Die Memoiren v. Bourrienne, dazu A. B., Bourrienne et ses erreurs, II. Bd., Talleyrands Lettres inédites à la Princesse de Courlande (Revue d'histoire diplomatique I.); Vitrolles, Mémoires et relations politiques I.; De Pradt, Récit des evènements qui ont amené la restauration de la royauté; Rapetti, La défection d'Essonnes; Chateaubri-

and, Mémoires d'Outretombe. Die Souvenirs du Duc de Vicence par Mme Sorr sind nicht authentisch. Von Zeitungen: Moniteur, Journal de l'Empire, Gazette de France, Journal des Débats. Die Pamphlete wider Napoleon sind überaus zahlreich. Eine Sammlung derselben verzeichnet mit Auszügen daraus: Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire, des 100 jours et de la Restauration. (1879.)

III Napoleon auf Elba. Über die Fahrt dahin: Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba 1874. (Nach d. Berichten des österr. Bevollmächtigten General Koller); Waldburg-Truchseß (Bevollmächtigter Preußens), N. Bonapartes Reise v. Fontainebleau nach Fréjus, Berlin 1815; Campbell (Englands Bevollmächtigter), Napoleon at Fontainebleau and Elba. 1869; J. Fabre, De Fontainebleau à l'île d'Elbe, 1887, (wertlos). Über den Aufenthalt auf d. Insel: Correspondance XXVII; Campbells Aufzeichnungen; Peyrusse's Mémorial, worauf gegründet: Pichot, Napoléon à l'île d'Elbe, 1873. Dann: Lancelotti, Napoleon auf Elba, Dresden 1815, Forest, Napoleone I. all' isola dell' Elba, 1884, Livi, Napoleone all' isola d'Elba, 1888, Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, 1888 (die letzteren beiden mit zu viel Vertrauen auf geheime Polizeiberichte); Napoleon selbst diktierte die Geschichte seines Aufenthaltes unter dem Titel: L'île d'Elbe et les Cent jours (im 31. Bande seiner Correspondenz; wie fast alle seine Diktate tendenziös und unzuverlässig), Jung, Lucien Bonaparte et ses mémoires III., Fleury de Chaboulon, Mémoires de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815, London 1820 (schildert seine Sendung im Auftrage Marets), Hérisson, Le cabinet noir. Überdies: Thiers, XVIII. u. XIX., Lubis III, Vaulabelle II, Lanfrey-Kaltstein VII. Die Litteratur über den wiener Kongreß gehört nicht hierher. Doch für die Haltung Talleyrands in der Elba-Frage: Pallain, Correspondance de Talleyrand avec Louis XVIII. (deutsch von Bailleu, 1881) und M. Lehmann, D. Tagebuch d. Frh. v. Stein während des Wiener Kongresses (Hist. Zeitschrift 1888). Fournier, Talleyrand, (D. Rundschau 1888). Betreffs d. Mißgriffe d. Bourbons: die Erinnerungen Vitrolles' II., Pérons I., Broglies I. und Montgelas'.

Zum fünften Kapitel. I. Die Herrschaft der hundert Tage. Correspondance de Napoléon, XXVIII., Napoleon, „L'île d'Elbe et les Cent-Jours" (in Correspondance XXXI.). Speziell über N.s Zug von Cannes nach Paris. A. D. B. Mounier, Une année de la vie de l'Emp. Napoléon (1815). Ferner die Memoiren von Vitrolles I, Villemain II, Broglie I., Lucien Bonaparte III (ed Jung), Fleury de Chaboulon I. II., Peyrusse, Mollien, Miot v. Melito III, Péron I. Dann: Benjamin Constant, Mémoires sur les Cent-Jours (2. Aufl. 1829);

Sismondi, Notes sur l'Empire et les Cent-Jours (Revue historique IX.) Desselben Briefe an seine Mutter (Revue historique VI., unverläßlich); Hobhouse, Lettres écrites de Paris pendant le dernier règne de l'empereur Napoléon, (A. d. Englischen, Paris 1817, worüber Napoleons Bemerkungen in d. Correspondance XXXI) Davoût, Correspondance IV. (ed. Mazade); Blocqueville, Le maréchal Davoût IV; Béranger, Ma biographie; Lord Holland, Reminiscenzen, Picaud, Carnot (1885). F v Weech, Französische Zustände während d. hundert Tage und d. Okkupation (Hist. Zeitschr. XVI. 1866, nach Wellingtons Supplementary dispatches X.) Dazu die Geschichtswerke von Thiers XIX, Vaulabelle II., Lubis III., Thibaudeau, Hist. du Cons. et de l'Empire X., Bignon XIV., Baudouin, Anecdotes historiques du temps de la restauration, Hélie, Les Constitutions de la France. Pölitz, Europäische Verfassungen III., Archives parlementaires, 2ème série, Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire etc. Zu den im vorigen Kapitel genannten Zeitungen treten hinzu: „L'Aristarque", „L'Indépendant", „Le Patriote de 89" und „Le Nain Jaune" als Witzblatt.

II. Der Feldzug von 1815. Hiefür kommt die Correspondance de Nap. kaum in Betracht. Seine Darstellung des Krieges, wie er sie auf St. Helena Gourgaud in die Feder diktierte, unter dessen Namen dann „La campagne de 1815" im Jahre 1818 erschien, ist die Grundlage für viele historische Darstellungen, u. A. Thiers', geworden, obgleich alsbald berichtigende Gegenschriften erschienen. Unter den Letzteren insbesondere: Grouchy, Observations sur la relation de la camp. de 1815 publiée par Gourgaud. Paris 1819; Heymès, Relation de la campagne de 1815 pour servir à l'histoire du maréchal Ney; d'Elchingen, Documents inédites sur la campagne de 1815, Gérard, Quelques documents sur la bataille de Waterloo. Vergl. dazu die Memoiren von Berthezène, Lamarque, Fleury de Chaboulon u. a. Unsere Kenntnis beruht heute hauptsächlich auf Charras, Histoire de la campagne de 1815 (deutsch 1858) u. Ollech, Gesch. d. Feldz. v. 1815 nach archivalischen Quellen. Diese beiden, in der Kritik nicht völlig unbefangenen Darstellungen, dann Quinet, Hist. de la camp. de 1815, Chesney, Waterloo lectures (deutsch 1869), Gardner, Quatrebras, Ligny and Waterloo (1882) und York, Napoleon als Feldherr, II. haben ältere Werke überholt. Gleichwohl verdienen einige derselben noch heute wegen des reichen Quellenmaterials, das sie enthalten, Beachtung: Siborne, History of the war in France and Belgium in 1815 (deutsch 1846; dazu Fransecky im Militärwochenblatt v. 1845). Clausewitz, D. Feldzug von 1815 (Hinterlassene Werke VIII.), Plotho, D. Krieg d. Verbündeten gegen Frankreich, 1815 (1818), Wagner, Pläne d. Schlachten und Treffen, Hofmann, Z. Gesch. d. Feldzugs v. 1815 (2. Auflage 1849), Schulz, Gesch.

d. Kriege XIV. XV., Löben-Sels (Holländer), Précis de la camp. de 1815 (1849), Pringle, Remarks of the camp. of 1815, Jomini, Précis politique et militaire de la camp de 1815, Everts, Dissertation sur la participation des troupes des Pays-Bas à la camp. de 1815 (1880), La Tour d'Auvergne, Waterloo, études de la camp. de 1815 (1870, steht unter bonapartist Einfluß). Außerdem: Wellingtons Dispatches (ed. Gurwood) XII. und Supplementary disp. X., Reiche's Memoiren, her. v. Weltzien, Müffling, Aus meinem Leben, Pertz-Delbrück, Gneisenau IV., Delbrück, D. Leben d. F.-M. Gneisenau II., M. Lehmann, Zur Geschichte d. Feldz. v. 1815 (Histor. Zeitschrift 1877), Bernhardt, Geschichte Rußlands I, Treuenfeld, Die Tage von Ligny u. Belle Alliance (1880). Über den Beginn d. Franzosenflucht: Büdinger, Wellington (im Anhang). Über Cambronne und die Katastrophe d. Garde: Knesebeck, Leben d. Freih. Hugh v. Halkett, Poten, Artikel „Halkett" in d. Allg. d. Biographie, Fransecky im Militärwochenblatt von 1876, Nr. 47. Über Murat: Helfert, Joachim Murat, seine letzten Kämpfe u. s. Ende. 1878.

Zum sechsten Kapitel. Über die letzten Tage in Frankreich: Fleury de Chaboulon II., Sismondi, Savary VIII., Lucien III., Miot III., Vitrolles III, Montholon, Récits de la captivité de Ste Hélène I. 1846 (auch deutsch), Las Cases, Mémorial de Ste Hélène I. (1823), Villemain, Souvenirs II., Lafayette, Mémoires, Broglie, Souvenirs I., Villèle, Mémoires I., Quinet, Hist. de la camp. de 1815, Castlereaghs Korrespondenz, endlich die im früheren Kapitel erwähnten Journale und die von Germond de Lavigne verzeichneten Broschüren Über den Aufenthalt auf St. Helena: Neben den angeführten Hauptwerken von Montholon und Las Cases vor allem das grundlegende Werk von Forsyth, History of the captivity of Napoleon at S. Helena. 3 Bde. 1853 (nach den Akten der englischen Regierung). Die von Napoleon diktierten „Lettres du Cap de Bonne Espérance" (in seiner Correspondance XXXII.), welche 1818 erschienen, begründeten die Märtyrerlegende, welche Nahrung erhielt durch O'Meara, Napoleon in exile, or a voice from S. Helena (Lond. 1822, 2 Bde., auch deutsch) und Antommarchi, Derniers moments de Napoléon, 2 Bde., 1825. Ferner: Capt. Maitland, Narrative of the surrender of Bonaparte, Warden (Arzt d. „Northumberland"), Letters written on board S. M. S. Northumberland and at S. Helena (französische Auszüge daraus bei Hérisson, Le cabinet noir; als unverläßlich dargethan in Quarterly review Nr. XXXI u. XXXII). Mrs. Abell (die jüngere Tochter Balcombes), Recollections of the emperor Napoleon during the first three years of his captivity in the Island of S. Helena (Lond. 1844, auch deutsch), Henry (ein Offizier der Garnison v. St. Helena), Events of a military life II. Außerdem wertvolle Beiträge in Walter Scott, Life

of Napoleon, IX., Yonge, The life and administration of Robert Banks, second Earl of Liverpool, II. Bd., Schlitter, Die Berichte d. k. k. Kommissärs Frh. v. Stürmer aus St. Helena 1816—1818 (Wien 1886) u. Derselbe, Kaiser Franz I. u. die Napoleoniden v. Sturz Napoleons bis zu dessen Tod (Wien 1888). Die Diktate Napoleons zur Geschichte seiner Zeit erschienen zuerst als Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste Hélène par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits corrigés de la main de Napoléon. Paris 1823. 8 Bde.


32101 071835662